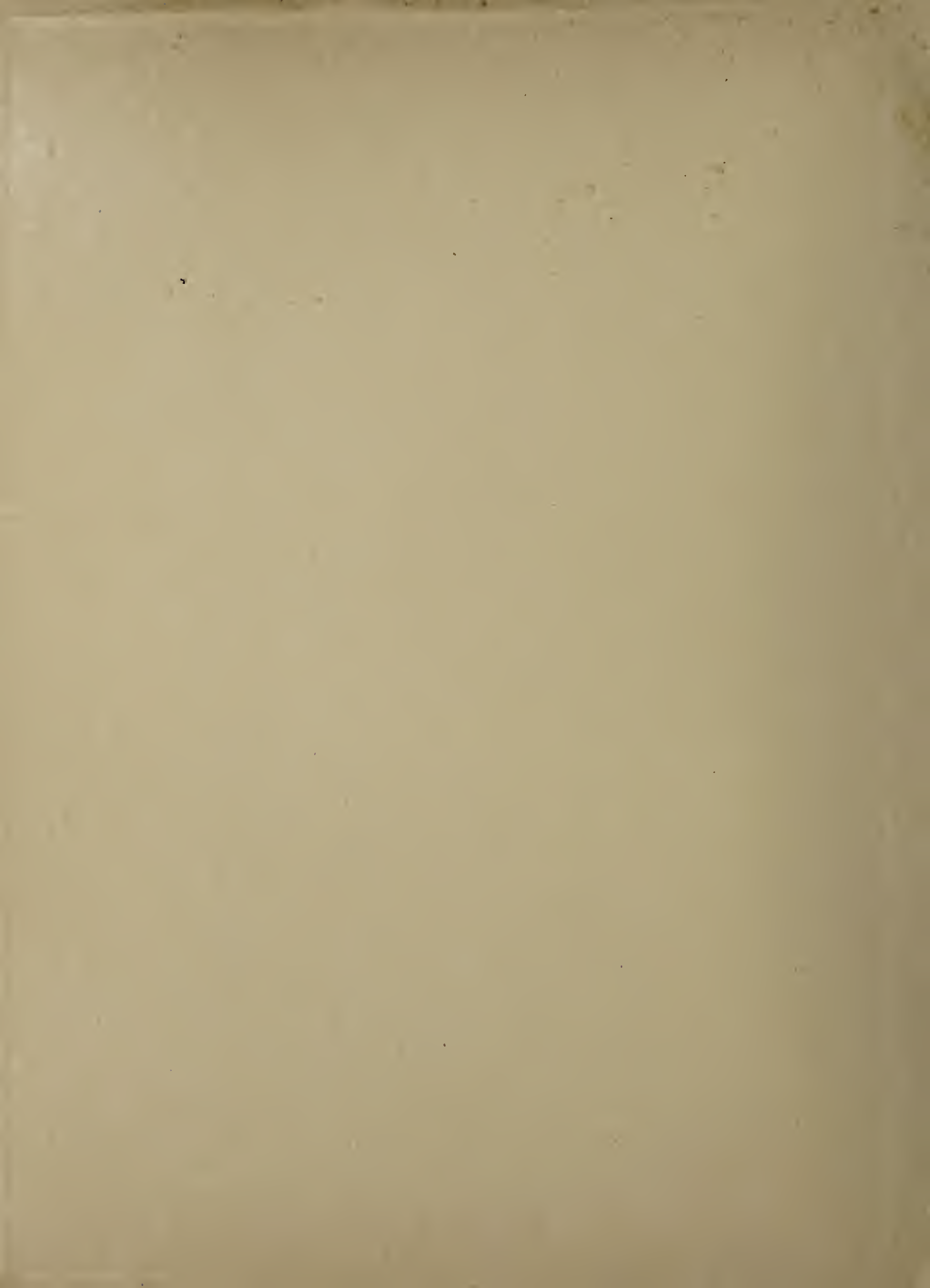






JULIUS MEIER-GRAEFE

# HANS VON MARÉES

# HANS VON MARÉES

## SEIN LEBEN UND SEIN WERK

VON

JULIUS MEIER-GRAEFE

ERSTER BAND: GESCHICHTE DES LEBENS UND DES WERKES

ZWEITER BAND: KATALOG

DRITTER BAND: BRIEFE UND DOKUMENTE

R. PIPER & CO. VERLAG MÜNCHEN UND LEIPZIG 1910

# HANS VON MARÉES

## SEIN LEBEN UND SEIN WERK

VON

JULIUS MEIER-GRAEFE

DRITTER BAND

R. PIPER & CO. VERLAG MÜNCHEN UND LEIPZIG 1910

## INHALT



DRUCK DER K. B. HOFBUCHDRUCKEREI
VON GEBRÜDER REICHEL IN AUGSBURG

# BRIEFE



# VORWORT ZU DEN BRIEFEN

Die hier veröffentlichten Briefe sind nur ein kleiner Teil der vorhanden gewesenen Korrespondenz. Eine geringe Anzahl anderer, die dem Verfasser nicht überlassen wurde, ist im Besitz des Freiherrn v. Wieser in Wien, des Gatten der vor zwei Jahren gestorbenen „Pallas". Nach dem Briefe an den Bruder Georg vom 30. November 1875 stand damals Marées mit Böcklin in lebhaftem schriftlichem Verkehr. Die Sammlung enthält nur einen Brief, der dem Verfasser von Böcklins Schwiegersohn, Herrn Peter Bruckmann in Fiesole bei Florenz, zur Verfügung gestellt wurde. Auch Kleinenberg dürfte eine wesentlich grössere Anzahl, als hier nachgewiesen wird, besessen haben. Die Korrespondenz mit Pidoll soll zerstört worden sein.

Marées gehörte zu den Leuten, die Briefe schreiben, aber nicht absenden. Viele, und gerade die aus innerem Anlass entstandenen, hielt er zurück, weil er ihren wesentlichen Zweck erfüllt sah. Die Abneigung, sich über sich selbst zu anderen intimer auszusprechen, vergrösserte sich mit den Jahren.

Leider fehlen alle Dokumente aus den Kinderjahren, der Lehrzeit und den Münchener Jahren.

Später konzentrierte sich der Verkehr mit den Seinen zumal auf die Korrespondenz mit dem Bruder Georg, der Marées sehr nahe stand. Der Sohn Georgs, Herr Georg v. Marées in Halle, besitzt die Originale der hier abgedruckten Briefe an den Oberstleutnant und an Balduin v. Marées. Wir und alle Freunde Marées' danken ihm für seine Zustimmung zur Veröffentlichung. Er hat sie in der Erkenntnis gegeben, dass legitime Rücksichten auch auf die nächsten Verwandten dann fallen müssen, wenn anders die Geschichte eines für die ganze Nation bedeutsamen Menschen nicht lückenlos dargestellt zu werden vermag, oder wenn die aus solchen Rücksichten erfolgende Unterdrückung gewisser Einzelheiten das geschichtliche Bild verändern könnte. Die gleiche Pflicht der Erkenntlichkeit erfüllt hiermit der Verfasser gegen Frau Hofkapellmeister Mary Balling in Partenkirchen, die Familie Dohrn in Neapel, die Kunsthandlung Fritz Gurlitt, Berlin, Herrn und Frau Professor Adolf v. Hildebrand in München, Fräulein Aline Kleinenberg in Libau, Frau Margarete v. Schuch-Mankiewicz in Wien, Herrn Professor Artur Volkmann in Rom, Herrn Freiherrn v. Wieser und Herrn Professor Georg Winkler in Wien, den Besitzer der Briefe an Schack. Von ihnen hütet Frau Mary Balling den reichsten Besitz, die Briefe an Konrad Fiedler, das wichtigste Quellenmaterial für die Geschichte des Menschen und seiner Kunst. Aus ihnen und den weniger zahlreichen, nicht weniger aufschlussreichen Briefen an Adolf Hildebrand hat Fiedler in seinem Aufsatz über Marées einige Bruchstücke mitgeteilt. (Schriften über Kunst, herausgegeben von Hans Marbach, 1896.) Ein Teil der Briefe an Fräulein und Frau Tauber wurde in „Kunst und Künstler" V. Jahrgang, die

an Schack unvollständig im 17. Jahrgang der „Kunst für Alle", vollständig im 24. Jahrgang derselben Zeitschrift abgedruckt.

Die Originale der Briefe, mit Ausnahme des Fragments Nr. 8, haben dem Verfasser vorgelegen. Das Original des Fragments ist verloren. Den Inhalt entnahm der Verfasser dem Aufsatz Fiedlers über Marées. Der Text aller Briefe stimmt mit den Vorlagen wörtlich überein. Orthographie und Interpunktion wurden nur dann verbessert, wenn es die Rücksicht auf Deutlichkeit verlangte. Die durch ..... angezeigten Auslassungen oder die ganz ausgelassenen Briefe, von denen nur das Datum angegeben ist, betreffen belanglose Dinge. Die im Original unterstrichenen Stellen sind mit Kursivlettern gedruckt. Zuweilen wurde es für angezeigt gehalten, auch an sich wenig interessante Stellen zu veröffentlichen, die feste Daten für die Forschung enthalten. In einzelnen Fällen, wo es zum Verständnis notwendig schien, sind die Antworten Fiedlers auf Marées' Briefe nach den im Nachlass Fiedlers vorgefundenen Konzepten beigefügt worden. Die in den Fussnoten zuweilen angegebenen Zahlen mit vorangehendem $^{K}$ beziehen sich auf die Katalognummern der Maréesschen Bilder im II. Bande des Werkes. Bei Bildern anderer Meister bezeichnet $^{K}$ die Nummer des betreffenden Werkes im Galerie-Katalog.

Der Verfasser richtet an die Besitzer von Korrespondenzen, die ihm bisher nicht zugänglich wurden, die Bitte, ihm zwecks späterer Ergänzung der Sammlung die Einsicht in die Briefe zu gestatten.

---

## 1

*An den Baron Schack.*

Rom vom 6. Februar 1865.

Hochgeehrtester Herr Baron!

Ihr werthes Schreiben vom 22. v. M. habe ich richtig erhalten. Hoffentlich wird nun auch Lenbachs Brief in München angelangt sein und wohl Ihre Besorgnisse betreffs der Thätigkeit Lenbachs beendigt haben. Lenbach arbeitet nur für Sie, Herr Baron, und mit dem Fleiss und dem Streben, welche Sie ja kennen. Er hat 3 eigene Bilder in Arbeit, von denen eines, ein weibliches Bildniss in der Weise des Palma, schon weiter vorgeschritten ist. Nach den Erfahrungen, die Lenbach beim Copiren so ausserordentlicher Werke gemacht hat, sind auch die Anforderungen, die er an sich selbst macht, bedeutend gestiegen und kann er deshalb bei eignen Werken nicht wohl eher ruhen, als bis obigem soweit wie möglich Genüge gethan ist. Ich bin überzeugt, dass die schliesslichen Ergebnisse Sie vollkommen mit dem Warten aussöhnen werden.

Ausserdem wird Lenbach in 4—5 Wochen Ihnen die Copie des Murillo in der Corsini schicken; er ist schon sehr weit damit vorgeschritten[1].

Böcklin hat versprochen, sein Bild[2] mit Lenbachs Copie zu senden.

Auch Feuerbach denkt um dieselbe Zeit sein Bild, „*Laura in der Kirche*“[3], absenden zu können. Es ist mir nun doch gelungen, mehreremale in sein Atelier einzudringen, und habe ich dadurch Gelegenheit gehabt, sein geschicktes und ausserordentlich schnelles Arbeiten bewundern zu können. Feuerbach hat in dem für Sie bestimmten Bilde den Moment gewählt, wo Laura in Andacht versunken vor dem Altare kniet und Petrarca, ihr durch einen Pfeiler verborgen, sie betrachtend, dasteht. Ein Priester liest Messe und verschiedene Gruppen von Andächtigen, Männer und Frauen, sind in dem Raum der Kirche angebracht, so dass die farbigen Gewänder der Figuren mit der hellen Architektur lebhaft contrastiren. Er beabsichtigt, es sehr auszuführen.

Dann war ich auch wiederholt bei Dreber; derselbe war allerdings fortwährend leidend, was wohl sein Zögern entschuldigt. Jetzt ist er freilich beim Beginnen, und nach dem was er äussert, muss ich schliessen, dass es ihm ernstlich darum zu thun ist, für Sie ein möglichst gutes Bild zu verfertigen[4]. Schwarzers[5] Atelier ist mir bis jetzt noch nicht zugänglich gewesen, da er noch immer copirt.

Was nun mich anbelangt, so schien es mir vorerst das Beste, fleissig zu copiren; wenn ich mich auch mit eigenen Sachen beschäftige, so können diese

[1] Schackgalerie K 222.
[2] „Villa am Meer“. Schackgalerie K 16.
[3] Schackgalerie K 39.
[4] „Sappho am Meeresstrande“. Schackgalerie K 31.
[5] Kopierte die Deckengemälde der Sixtina für Schack. (Schackgalerie K 201—207.)

doch nur sehr nach und nach entstehen; einerseits aus Mangel an Zeit, andererseits wegen der sich hier von Tag zu Tag ändernden Anschauungen. Ich bin sehr froh, dass Sie das Copiren des Palma billigen, doch erlaube ich mir hierbei, Ihnen mitzutheilen, dass mir derselbe noch viel Zeit kosten wird, indem dieses Bild trotz seiner geringen Grösse eines der schwierigsten ist, die es wohl geben mag[1]. Jedenfalls werde ich alles aufwenden, um es so gut wie möglich zu copiren. Leider habe ich die Erlaubniss für die Galathea noch immer nicht erhalten, und es scheint auch wenig Hoffnung dafür dazusein. Baron Verger hat keine Antwort von dem Herzog Bermudez, dem Besitzer der Farnesina, erhalten und ich wüsste hier Niemand, der sich in dieser Angelegenheit für mich verwenden könnte. Es ist mir dies um so verdriesslicher, als mir gerade diese Arbeit die sympathischste und, ich glaube, auch die nützlichste wäre. Sollte nun wirklich jede Hoffnung fehlschlagen, so würde es sich darum handeln, ein anderes Bild zu finden, was diesem am ersten gleichkäme. Im Augenblick bin ich noch nicht im Stande, etwas bestimmtes vorzuschlagen; sobald ich aber damit im Klaren bin, werde ich es Ihnen gleich mittheilen, damit ich nach der Beendigung des Palma Vecchio sofort etwas Neues beginnen kann. Ich hatte Lenbach gebeten, bei Ihnen wegen eines Salvators anzufragen; einen solchen würde ich in kleineren Pausen ziemlich schnell copiren können. Wenn Salvator-Rosa auch kein Meister ersten Ranges ist, so ist er doch immer der letzte hervorragende jener grossen Kunstepoche und darum auch sehr interessant.

Verzeihen Sie, Herr Baron, dass ich einige Tage mit der Antwort gezögert habe, indem dies aus keinem andern Grunde geschah, als mich noch einmal persönlich von dem Stand der Dinge zu überzeugen, woran man gerade durch die Arbeit leicht gehindert wird. Zum Schlusse bitte ich Sie noch, geehrtester Herr Baron, überzeugt zu sein, dass es unser aufrichtigstes Bestreben sei, Sie zufrieden zu stellen; ich wüsste auch keine andere Weise, in der wir unsere Dankbarkeit ausdrücken könnten. Hochachtungsvoll verbleibe ich

Ihr ergebenster Hans von Marées.

[1] K 113.

## 2

*An den Baron Schack.*

Rom, 3. April 1865.

Hochgeehrtester Herr Baron!

Bis jetzt habe ich gezögert Ihren werthen Brief zu beantworten, um ganz Bestimmtes über meine hiesige Thätigkeit schreiben zu können. Meine Copie wird in 8—10 Tagen fertig sein, und dann werde ich die kurze Zeit, die mir für Rom bleibt, zu einem Versuch, den Salvator zu copiren, benutzen[1]. Ich schreibe absichtlich: einen Versuch; denn es kommt hiebei auf Glück an. Ich habe mir heute das betreffende Bild, welches ein Reitergetümmel darstellt, noch einmal genau und eingehend angesehen und habe gefunden, dass hier von keiner haarscharfen, peniblen

[1] Die Absicht wurde nicht ausgeführt.

Nachahmung, sondern nur einer freien Reproduction die Rede sein kann. Neben dem wilden Ungetüm, welches so viele Werke Salvators kennzeichnet, hat dieses Bild eine Schönheit und Klarheit der Farbe und Erscheinung, die es jedenfalls zu einem Meisterwerk hohen Ranges machen. Lust und Fleiss werden mich die Schwierigkeiten hoffentlich schnell überwinden machen. Lenbachs Copie ist per Eilfracht von hier abgegangen, dieselbe wird Ihnen gewiss viel Freude machen. Eine schlimmere Neuigkeit ist, dass der Herzog Bermudez in Betreff der Galathea abschlägig geantwortet hat; die näheren Motive dazu kenne ich nicht. Für diese Arbeit muss nun Florenz eine Entschädigung bieten. Dort werde ich mich bemühen, so sehr wie möglich Ihren Wünschen zu entsprechen. Auch ich bin fest überzeugt, dass das Copiren auf mich auf's Vorteilhafteste wirken wird. Vor einigen Tagen ist zu meiner grossen Freude auch Ludwig[1] hier angekommen, wie er mir sagt, schreibt er auch in diesen Tagen an Sie.

Feuerbach, den ich jetzt häufig sehe, will, Ihrem Wunsche gemäss, die Photographie seines letzten Bildes meiner Copie beilegen. Ueber den Tag der Absendung kann ich noch nichts genaueres schreiben, da dieser ja auch von Boecklin abhängt.

Lenbach benutzt die Zeit in eigenen Arbeiten.

Indem ich Ihrem begonnenen Neubau ein gutes Gedeihen wünsche, verbleibe ich, geehrtester Herr Baron, mit der grössten Hochachtung ergebenst

H. v. Marées.

---

[1] Der Maler und Kunstschriftsteller Heinrich Ludwig (1819—1897), den Marées sehr wahrscheinlich schon in München gegen 1860/61 kennen gelernt hatte. Mit ihm und dem jüngeren Bruder Ludwigs blieb Marées bis an sein Ende in freundschaftlichen Beziehungen. Eine kurze Biographie Ludwigs von P. Knapp findet sich in dem von Beringer herausgegebenen nachgelassenen Werke Ludwigs: „Ueber Erziehung zur Kunstübung und zum Kunstgenuss." (Heitz, Strassburg, 1907.)

### 3

*An den Baron Schack.*

Florenz, 12. Mai 1865.

Hochgeehrtester Herr Baron!

Es sind nun fünf Tage, dass ich in dem reizenden Florenz bin, und die abermalige Neuheit der Situation mag meine etwas späte Anzeige entschuldigen. Den 2. dieses Monats ist meine Copie[1] von Rom abgesandt und wird wohl kurz nach meinem Brief in München ankommen. Die Transportkosten werden sich höchstens auf 25—30 Fr. belaufen. Die Photographie von Feuerbachs Bild[2] ist beigepackt; derselbe wird in wenigen Wochen selbst nach München kommen.

Der erste Eindruck von Florenz ist für mich ein ausserordentlich beruhigender; man sieht hier deutlich, wie sich die Kunst der Renaissance nachgerade zu ihrer Höhe emporgeschwungen hat; die Folge davon ist, dass auch die grössten Meisterwerke dem Verständniss näherliegen, dass man sie wirklich studieren kann.

---

[1] K 113.

[2] „Petrarca und Laura in der Kirche". Schackgalerie K 39.

Dieser Eindruck wird bestimmend auf meine Kunstthätigkeit sein. Ich werde die hiesige Kunst in einer solchen Weise auszubeuten suchen, dass sie mich nicht allein belehrt, sondern auch zu eigenen Thaten inspirirt. In dieser Weise, geehrtester Herr Baron, habe ich von Anfang den Zweck meines Aufenthaltes in Italien aufgefasst, sehe aber, dass ich nachgerade denselben etwas aus dem Auge gelassen habe.

Ich erkläre mir dies nun auf folgende Weise: In Rom angekommen, war ich von Allem, was ich sah, schier erdrückt, so sehr, dass ich fast an meinem Berufe zur Malerei verzweifelte, so dass mir vor der Hand nichts anderes übrig blieb, als wenigstens meine Pflichten gegen Sie zu erfüllen. Sie werden selbst finden, dass eine solche Thätigkeit keine sehr belebende und nutzbringende sein kann. Hier haben nun auf mich einige Fresken von Ghirlandajo und die Capelle der Mediceer bis jetzt den grössten Eindruck gemacht, so dass ich beschlossen habe, die Köpfe, Figuren u. s. w., die mir am meisten zusagen, genau zu zeichnen, auch vielleicht, wo es möglich ist, etwas mit Farben anzugeben. Hierdurch habe ich nicht nur den Vorteil, den Eindruck dieser Kunstwerke festzuhalten, sondern auch den, die Natur besser kennen zu lernen; denn, trete ich aus den betreffenden Capellen hinaus, so sehe ich in unmittelbarer Nähe, vor den Altären, hinter den Pfeilern, an den Thüren, dieselben Gestalten lebend, die jene alten Meister gebildet haben. Kurz, eine solche Arbeit hat einen poetischen Reiz, während mir in den Gallerieen durch die herumschmierenden Copisten-Schaaren die ganze Malerei verleidet wird. Es ist keine Frage, dass die feinsten Empfindungen, aus denen allein feine Werke hervorgehen, durch die sich zu sehr aufdrängende Prosa erstickt werden müssen. Ich sehe wohl ein, Herr Baron, dass ich Sie durch eine Anzahl regelrechter Copieen für den Augenblick mehr befriedigen würde; aber wo wird mich das zuletzt hinführen? Ich werde nur immer mehr aus mich selbst herausgerissen. Im andern Falle jedoch, dass Sie mir nämlich betreffs meiner Thätigkeit freie Hand lassen, werde ich in viel kürzerer Zeit dazu kommen, wieder etwas eigenes zu machen. Ist auch die Zeit, in der Sie etwas erhalten, eine grössere, so ist es doch auch um so angenehmer für Sie, Herr Baron, wenn die ganze Welt bei einem sichtbaren Fortschritt, den ich machen werde, sagen wird, dass ich diesen nur Ihnen zu verdanken habe. Abgesehen davon ist ja auch Alles, was ich hier mache, Ihr Eigenthum, und vielleicht werden Zeichnungen nach Ghirlandajo, Filippo Lippi u. a. auch nicht ganz uninteressant sein. Sie werden mir verzeihen, Herr Baron, wenn ich so viel über meine Angelegenheiten spreche; es ist ja aber nothwendig, dass Sie meine An- und Absichten kennen. Gegen meine Ueberzeugung kann ich nicht handeln; wer das thut, muss sich schliesslich in Unwahrheiten verstricken, und da wäre es ja besser, gar nicht zu existiren.

Ich bin überzeugt, Sie werden mich für alt genug halten, *meinen* Weg mit Ueberlegung und Eifer fortzuschreiten, für rechtschaffen genug, um niemals zu vergessen, wessen Hand mich aus dem Elend gezogen hat. Hoffend, dass Sie mich nicht missverstehen werden, verbleibe ich mit der grössten Hochachtung ganz ergebenst

Hans von Marées.

Meine Adresse ist: „Borgo ogni santi Nr. 26, 2. piano.“

4

*An den Baron Schack.*

Florenz, 10. Juli 1865.

Hochgeehrtester Herr Baron!

Hoffentlich werden Sie meinen Brief erhalten haben, in welchem ich Ihnen meine Pläne für diesen Sommer mittheilte. Jetzt kann ich Sie benachrichtigen, Herr Baron, dass die Copie nach dem Titian im wesentlichen beendigt ist, bis auf einige Retouchen, die ich erst dann vornehmen kann, wenn das Bild gehörig ausgetrocknet ist [1]. Leider kann ich den Andrea nicht sofort anfangen, da er noch immer von Andern in Anspruch genommen ist. Es ist hier eben das Unglück, dass die schönsten und die zum Copiren am meisten geeigneten Bilder fast fortwährend besetzt sind.

Nun habe ich, um doch stets für Sie thätig zu sein, um das Reiterportrait Philipp IV. von Velasquez eingegeben und werde es wohl noch in dieser Woche beginnen können [2]. Es ist das schönste Reiterportrait, welches ich kenne, und ich glaube, dass ich es in ausserordentlich kurzer Zeit werde copiren können. Dasselbe, denke ich, wird dann auch beim Andrea der Fall sein, denn die grössere Umgebung hat auch eine grössere Praktik zur Folge [3].

Da der italienische Sommer nicht ganz ohne Einfluss auf mich ist, muss ich mich allerdings auf das Copiren beschränken; mit um so grösserer Energie werde ich dann im Herbst meine eigenen Arbeiten wieder aufnehmen.

Wenn Sie es gestatten, Herr Baron, möchte ich meine florentinischen Arbeiten zusammen von hier absenden, oder doch wenigstens den Titian und Velasquez, welche von ziemlich gleicher Grösse sind.

Indem ich hoffe, dass auch meine hiesigen Arbeiten schliesslich zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen werden, verbleibe ich mit der grössten Hochachtung ganz ergebenst

Hans v. Marées.

[1] K 114.
[2] K 115.
[3] Den Andrea del Sarto hat Marées nicht kopiert.

5

*An den Baron Schack.*

Florenz, den 11. Aug. 1865.

Hochgeehrtester Herr Baron!

Ihren geehrten Brief habe ich richtig erhalten, sowie auch durch Lenbach den Wechsel, wofür ich hiemit meinen besten Dank abstatte. Da Fenzi die Wechsel nicht acceptirt hat, so hat sie Lenbach nach München gesandt, wo dann Herr Oberndoerffer am besten wissen wird, was zu thun ist.

Mit dem Velasquez bin ich schon sehr weit vorgeschritten, und ich glaube sagen zu dürfen, dass derselbe in jeder Beziehung besser werden wird als der Palma. Der Andrea wird nicht frei, darum habe ich ein weibliches Bildniss von Raphael,

bekannt unter dem Namen der „Donna velata“ gewählt[1]. Dieses Bild ist eines von denen, die, je öfter gesehen, um so mehr gefallen. Ich hoffe, Herr Baron, dass Sie diese meine Wahl billigen werden; es ist ein ganz ausserordentlich reizendes Bild; auch habe ich schon alle nöthigen Schritte gethan, um es zu erhalten. Man muss hier immer schnell bei der Hand sein, sonst geht eine Masse Zeit verloren. Wenn ich in meiner Arbeit glücklich bin, so kann ich vielleicht Anfang Oktober alle drei Bilder von hier absenden.

Wenn ich auch hier so fleissig und thätig bin wie es mir möglich ist unter den gegebenen Umständen, so freue ich mich doch auch desshalb ganz besonders auf Rom, weil ich dort, ganz Herr meiner Zeit, meine Kräfte jedenfalls noch viel mehr anspannen kann. Sobald die dritte Copie vollendet sein wird, werde ich dann gleich nach Rom abreisen, um so schnell wie möglich wieder in der Arbeit zu sein.

Mit der grössten Hochachtung verbleibe ich ganz ergebenst

Hans v. Marées.

[1] K 116.

## 6

*An den Bruder Balduin.*

Rom, den 29. März 1866.

Endlich, endlich trage ich meine Pflicht ab, die mir schon lange schwer auf dem Herzen gelegen hat: nämlich Deinen freundlichen Brief zu beantworten. Nachträglich bringe ich Dir auch meine Glückwünsche zu Deinem Geburtstage dar.

Was Deine Wünsche bezüglich der römischen Photographien betrifft, so weiss ich allerdings dieselben nicht wohl zu befriedigen und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstens wird Dich schwerlich das interessiren, was ich allenfalls anschaffen würde, und des Portos werth hielte; dann würden dieselben mir auch zu grosse Kosten verursachen. Ueberhaupt haben Photographien meiner Ansicht nach nur dann einigen Werth und Interesse, wenn sie mit der Erinnerung an Gesehenes verknüpft sind, indem sie im anderen Falle immer nur einen falschen Begriff von der Sache geben. Sobald es mir einmal möglich wird, eine Reise nach Deutschland zu machen, so werde ich keinen Falls ermangeln, Dinge mitzubringen, die Rom besser repräsentiren, als Photographien.

Du wirst von mir keine Beschreibung von Rom verlangen, derselben gibt es ja so viele. Nur so viel, dass, je länger man hier ist, man um so mehr die Schönheit von Stadt und Land u. s. w. sieht und fühlt. Freilich ist auch dafür gesorgt, dass man sich nicht im Paradiese zu sein wähnt. Man bleibt eben Fremder und wenn man auch 100 Jahre hier lebte. Ein wahres, gegenseitiges Zutrauen wird zwischen Deutschen und Italienern, so liebenswürdig letztere auch sein können, niemals stattfinden, und unter den eignen Landsleuten, deren schlimme Seiten hier schärfer hervortreten, als im Vaterlande, hat man denn doch nur geringe Auswahl. Wäre ich 10 Jahre früher hierher gekommen, so würde ich jetzt ein glücklicher Mensch und jedenfalls ein besserer Maler sein: ich hätte nicht so manches Jahr in zwar wohlgemeinten, doch nutzlosen Anstrengungen verloren. Doch will ich auch so

zufrieden sein; wenn auch der Blüthenstaub der ersten jugendlichen Begeisterung abgeblasen ist, so muss und kann doch die reifere Absicht dieselbe ersetzen. Denn um etwas zu erreichen, was man hier für *etwas* hält, das braucht Beissen und Zeit. Meine Wünsche beschränken sich allein darauf, mit meinen Leistungen meinen Absichten nachzukommen, alles andere ist mir Wurst. Uebrigens irrt sich jeder gewaltig, der Rom für den Ort hält, wo man sentimentalen Gedanken und poetischen Duseleien nachgehen könne. Ich wünschte Euch allen einmal hierher zu kommen, nur, um einmal einen Begriff von wahrer Schönheit zu bekommen.

Jetzt sind wir in der Arbeitswoche der römischen Priesterschaft; Rom ist dann ein grosses Theater. Die Kirchen die Coulissen, Papst und Cardinäle die Acteurs vor einem Publicum von ungefähr 100 000 Fremden. Ich freue mich auf die Zeit, die kommt; denn Rom ist am schönsten ohne Touristen, welche einen oft glauben machen könnten, dass nur ihrethalben die alten Prachtbauten der Römer sich in Ruinen verwandelt hätten.

Nun, lieber Balduin, wünsche ich Dir, dass Deine Wünsche sich auch erfüllen mögen. . . . Was nun das Briefschreiben anbelangt, so hoffe ich, dass Du das unlöbliche Beispiel Deines zwar älteren Bruders nicht nachahmst, da sich derselbe, trotzdem es nicht den Anschein hat, über nichts mehr freut, als über Nachrichten von seinen Brüdern. Also Adieu. Anbei das etwas schiefe Gesicht Deines treuen Bruders Hans.

## 7

*An den Baron Schack.*

Rom, den 11. Mai 1866.

Hochgeehrtester Herr Baron!

Verzeihen Sie mir, dass ich so lange geschwiegen und nicht nur dieses, sondern dass ich auch bis jetzt nicht im Stande war, mein Versprechen betreffs der beiden abzusendenden Bilder halten zu können. Es ist für mich allerdings ein nicht wenig drückendes Gefühl, Ihnen meinen Eifer und meine Absichten nicht so schnell durch fertige Werke beweisen zu können, wie ich es wohl anfangs glaubte, und dadurch vielleicht Ihre Unzufriedenheit zu erregen. Wenn Sie indessen in Erwägung ziehen, Herr Baron, wieviel mir mangelte, wie vieles ich zu lernen hatte und noch habe, um in meinen Werken nur einigermassen mit der Umgebung zu harmonieren, so werden Sie gewiss noch einige Geduld mit mir haben. Ich weiss sehr wohl, dass ich nicht sobald im Stande sein werde, Tadelloses zu leisten, aber zum Wenigsten muss die Intention eines Bildes klar ausgedrückt sein, ehe ich ein solches die Reise von Rom nach München machen lassen darf. An meinen Anstrengungen werden Sie nicht zweifeln und überzeugt dürfen Sie sein, dass dasjenige, was Sie von mir erhalten werden, sei es wie es sei, das Beste sein wird, was ich aus mir habe, sozusagen, herauspressen können. Aber ich bedarf unbedingt noch der Sommermonate dazu. Auch kann ich nicht sagen, ob ich wirklich vier Bilder bis dahin vollenden kann.

Vertrauend, mir wenn auch langsam, doch schliesslich Ihre Zufriedenheit zu erlangen, verbleibe ich hochachtungsvollst Hans von Marées.

8

*Wahrscheinlich an Konrad Fiedler.*

Nicht abgesandtes Fragment[1].

Vermutlich Rom, gegen Mitte oder Herbst 1867.

Es ist schon lange her, dass Sie nichts mehr von mir gehört haben; so sehr es mir Herzensbedürfniss ist, mich Ihnen auszusprechen, so war doch diese lange Zeit hindurch meine Stimmung so unglücklich, mein ganzes Sein von Zweifeln so hin und her geworfen, dass ich Ihnen den unglücklichen Anblick eines so zerrissenen Daseins ersparen wollte. Wie ein Ahasver, ohne Ruhe, ohne Rast schweifte ich umher, wenn auch nicht mit den Beinen, so doch im Geiste. Tausendmal sagte ich mir: sei Mann, arbeite und concentrire dich in der Arbeit. Jawohl, das ist leicht gesagt, doch schwer gethan. Du brauchst nur zu wollen, sagte mir schon mancher, und du wirst Berge umstürzen. Wer wollte nicht? Der, wer weiss, was er will, hat die halbe Arbeit gethan. Wollen und nicht wissen, was: da haben Sie das Geständniss, welches sich denn nun doch meiner geängsteten Seele abringt. Mit Recht schelten Sie meinen Mangel an Vertrauen, auf das Sie mehr wie gerechten Anspruch haben. Ach, ich kann es nicht verhehlen, dass oft mich die tiefste Traurigkeit befällt, denke ich daran zurück, wie frisch, kühn und offen ich meine Laufbahn begann. Ich hielt mich von der Natur für einen Mauerbrecher bestimmt und gedachte, durch Gradheit und unbeirrtes Urtheil auf den Pfad zur Wahrheit zu gelangen. Die Zeit galoppirt vorwärts, wie zu allen Zeiten, die Menschen jedoch von heutzutage bemühen sich, der Zeit den Rang abzulaufen; es ist ein Rasen von heute zu morgen, wie es die Welt noch nicht gesehen. Ich armer Hinkender komme nicht mit, ich bin schon längst stehen geblieben, wenn möglich sogar rückwärts gekröpelt.

Wozu aber auch die furchtbare Eile, wohin zum Teufel will denn alle Welt, wohin? Ich weiss es nicht. Doch scheint mir, am Ende werden die Leute einsehen, dass sie sich mit aller Eile die gegönnte Frist ums Zehnfache verkürzt haben. Aha, schon wird mir klar, was ich will, ich will leben, ich will das Leben als ein Göttergeschenk ansehen (was es ja auch in der That ist) und will es werth halten und schonen, es soll mir eine unerschöpfliche Quelle der Beschäftigung bieten, jede neue Minute soll mir eine ungekannte Seite dieses köstlichen Geschenkes zeigen. Es handelt sich nur darum, wie das anfangen. Ich bin kein Prophet, ich kann nicht vorhersagen, was geschieht, nicht wissen, wie das Ungekannte auf meine Handlungsweise einwirkt. Aber ich kann mir vornehmen, was ich nicht thun will; dazu ist die Vergangenheit da und die Erfahrung. Dieses gestattet mir noch, ihr Herren, damit ich mich dann gereinigt und befreit eurem Dienste widmen kann.

Schon wieder ist ein Tag dahin, kein müssiger zwar, doch wiederum hat er gezeigt, wie wenig die Vorsätze der Menschen gelten. Schon in der nächsten Minute, dass wir den Vorsatz geboren, sündigen wir dagegen. So wie unser Erdball sich

[1] Das Original dieses Briefes, den Fiedler in seinem Aufsatz über Marées abgedruckt hat, hat sich nicht wieder gefunden. Es war, nach den einleitenden Worten Fiedlers zu schliessen, nicht datiert und ohne Adresse. Offenbar war es für Fiedler bestimmt. Vielleicht gehört das Fragment zu den nicht abgesandten Briefen, von denen Marées' Brief an Fiedler vom 15. September 1867 spricht. Jedenfalls stammt es aus derselben Zeit.

täglich dem Lichte zuwendet, und sich dann doch wieder abwendet, so bewegt sich auch der Mensch fortwährend im ewigen Kreislauf vom Guten zum Bösen. Soll es denn dem Menschen nie gelingen, das Licht, was er sieht, in unabänderlicher Klarheit zu sehen? Ist der Tag nur dazu da, um der Nacht Platz zu machen?

Doch ich glaube fest und unbeirrt, dass, mögen unsere Fehler, Mängel und Schwächen noch so mannigfach und gross sein, mag es uns auch nicht gelingen, dieselben von uns abzuschütteln, ich glaube doch, dass bei einem getreuen Streben ein Gran des Guten erlangt werden muss, und wenn es nur ein Minimum wäre, es ist genug, um im rechten Boden tausendfältige Frucht zu tragen.

**9**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 15. September 1867.

Lieber Fiedler!

Sie müssen mir verzeihen, dass ich erst nach Monaten Ihren freundlichen Brief beantworte. Ein zweimonatliches Kranksein hat mich verhindert, meiner Pflicht nachzukommen; denn obwohl ich einige Briefe an Sie geschrieben hatte, so zog ich es doch vor, dieselben ihrer melancholischen Färbung wegen nicht abzusenden. Da indessen die Cholera Italien noch nicht gänzlich verlassen hat, so werden Sie kaum an die Ausführung Ihres Reiseplanes denken, oder sie doch jedenfalls in eine Zeit rücken, die mir es unmöglich macht, daran Theil zu nehmen. Es ist jetzt endlich wieder zum Aushalten, wenigstens sind die Morgen einigermassen kühl. Sie machen sich keine Vorstellung von dem fürchterlichen Sommer, den wir durchlebt haben. Selbst an der See, wo ich einige Zeit war, war an keine Erholung zu denken. Daneben nun noch die Furcht und der Schrecken der gesamten Bevölkerung. Ich passierte Albano 24 Stunden vor jener furchtbaren Katastrophe: in Zeit von 8—10 Tagen starb dort fast der fünfte Teil der Einwohner. Auch hier hat die Cholera nicht unerheblich gewirthschaftet, namentlich in Trasteveri di monti und bei uns auf dem Monte Pincio. Mein Zimmernachbar, ein Deutscher, war in wenigen Stunden dahingerafft. Bei den hiesigen Zuständen ist man natürlich sehr mangelhaft von der Lage der Dinge unterrichtet, doch hat es den Anschein, als ob sich der böse Geist zur Abreise rüste.

Hoffentlich werden Sie sich den Sommer über gut unterhalten haben und nicht gezwungen gewesen sein, in dem Grade wie wir hier die Nutzanwendung der Philosophie aufs Leben zu machen. Lassen Sie sich nur um Gottes Willen nicht abhalten, diesen Winter wieder hierher zurückzukehren; oder kommen Sie vielmehr noch im Herbste: ich spreche als Egoist. Sie wissen ja, wie sehr man sich hier nach Menschen sehnt. Nach den Nachrichten, die ich aus Deutschland habe, wird Feuerbach auch in diesen Tagen zurückkehren.

Einstweilen leben Sie wohl, lieber Fiedler, und hoffentlich auf baldiges Wiedersehen.

Ihr aufrichtiger Freund

Hans v. Marées.

10

*An den Baron Schack.*

Rom, den 20. Juli 1868.

Hochgeehrtester Herr Baron!

Sie werden nun die betreffenden Bilder erhalten haben oder doch dieser Tage erhalten. Dies muss ich noch zu guter Letzt ertragen, dass man mich nach diesen Resultaten des Zwanges be- und verurtheilen wird. Da ich von Anfang an mein Verhältnis zu Ihnen nicht als ein geschäftliches betrachten konnte, sondern vielmehr als eine mir von Ihnen gütig dargebotene Gelegenheit, mich zum Künstler auszubilden, so lässt sich auch die Grenze meiner Verpflichtungen gegen Sie nicht feststellen. Hätten Sie mich für einen Künstler gehalten, so würden Sie mir wahrscheinlich ganz bestimmte Aufgaben gestellt haben unter ganz festen Bedingungen. Sie haben ganz recht gethan, denn von Jemanden, der nichts kann, ist es ja nicht festzustellen, was er leisten wird. Zu spät habe ich indessen eingesehen, dass diese meine Auffassung nicht Ihren Wünschen entsprach und so bin ich denn in Teufels Küche gerathen, ehe ich mich dessen recht versehen hatte.

Mein Thun und Treiben bedürfte an und für sich gewiss nicht einer Entschuldigung. Denn insofern es bezüglich einer angenehmen ja nur möglichen Existenz thöricht war, habe ich das auch selbst zu tragen; inwiefern es in künstlerischer Hinsicht löblich und vielleicht nicht unverständlich war, wird, wenn ich lebe, die Zukunft beweisen. Man hat Ihnen Mittheilungen über mich und meine Leistungen gemacht, die nur sehr bedingungsweise wahr zu nennen sind. Das ist für mich ein grosses Unglück. Denn ich hatte bis dahin nichts unbedingt Gutes geleistet, sondern es liess nur ahnen, dass ich es leisten würde. *Ein wahrer und zugleich einsichtsvoller Freund würde Ihnen nicht zum äussersten Zwange geraten haben*, ein solcher musste soviel Einblick haben, um einzusehen, dass es sich bei mir vor allen Dingen um körperliches Wohlsein und geistige Ruhe handelte. Auch Sie, Herr Baron, mussten merken, dass und wie sehr ich mich bezüglich Ihrer Gesinnungen gegen mich beunruhigte. Ein Wort von Ihnen nach dieser Richtung hin hätte mehr gethan, weit mehr, als die ferneren pecuniären Fesseln, die Sie mir auflegten, die nebenbeigesagt, zugleich hinderten, mich für die Zukunft sicher zu stellen, da ich — ich kann das mit der grössten Ueberzeugung sagen — ein anständiger Kerl bin, vom Wirbel bis zur Zeh. Die Gelegenheit dazu war da; wann und ob sie wiederkehren wird, weiss ich nicht. Ja, Herr Baron, Sie würden schon jetzt das Dreifache in der Quantität, das Zehnfache in der Qualität von mir besitzen, denn glauben Sie nur nicht, dass das Abgesandte trotz meiner Ueberforcirung meinen Fleiss, meine Fähigkeiten, mein Können einigermassen repräsentire. Eine Maschine, wenn sie gut arbeiten soll, bedarf der nöthigen Heizung und muss von Zeit zu Zeit geschmiert werden. Ich bitte Sie, mich nicht misszuverstehen, Herr Baron; ich weiss sehr wohl, welche ausgezeichnete Stellung Sie unter den lebenden Kunstliebhabern und Protectoren einnehmen und dass ich nicht das mindeste Recht habe, von Ihnen das, was mir Noth thut, zu prätendieren. Aber einige Selbstständigkeit mussten Sie mir lassen. Die Möglichkeit wenigstens, mich auch mit andern in Rapport zu setzen; wenn ich auch nicht gerade sehr lebensklug bin, so habe ich doch auf meinen Lebens-

wegen einige begegnet, die mir ihre Neigung und Achtung entgegenbrachten, die bei ausgedehnten Glücksgütern und ausgezeichneten Gesinnungen mir gewiss gerne unter die Arme gegriffen hätten.

Schliesslich bin ich denn ganz kopfscheu geworden, gegen andre und mich; eine Kette von Aufopferungen und Selbstverleugnungen hat mir fast einen schlechten Ruf eingebracht, und Beschuldigungen wie sie nur perfide Gemeinheit erfinden kann und jahrelanges Streben, verbunden mit den äussersten Anstrengungen, bringen mir, weil ich letztere nicht bis zum letzten Abschluss bringen konnte, jetzt auch noch Blamage ein. Allerdings stehen jetzt 10 gegen eins, dass ich zu Grunde gehe und mir bleibt nur noch die Obliegenheit, dies in einer anständigen, meinem Leben entsprechenden Weise zu thun; auch darauf bin ich stets gefasst gewesen.

Für das mir erwiesene Gute, Herr Baron, kann ich nur nochmals danken, ich kann Ihnen nur mein bei Gott aufrichtigstes Bedauern ausdrücken, nicht glücklicher gewesen zu sein, in dem Bestreben Ihnen eine wirkliche Freude zu bereiten.

Doch, was Schicksal auflegt, muss der Mensch ertragen, — es hilft nicht, gegen Wind und Fluth sich schlagen.

Hochachtungsvoll

Hans v. Marées.

## 11

*An den Baron Schack.*

Ohne Ort und Datum, offenbar kurz nach dem vorigen.

Hochgeehrtester Herr Baron!

Die eigenthümliche Lage, in der ich mich befinde, zwingt mich, eine sonderbare Bitte an Sie zu richten, die jedoch vielleicht ganz überflüssig ist. Ich ersuche Sie nämlich, dasjenige meiner Hand, was Sie in diesem Jahre von mir erhalten haben, so sehr wie möglich vor den Augen der Welt zu bergen, um mir auf diese Weise wenigstens ein Hinderniss meines Fortkommens aus dem Wege zu räumen; wenigstens ein Jahr lang. Irren Sie sich nicht, Herr Baron, über die Motive dieses sonderbaren Verlangens. Meine Selbstanklagen, mit denen Sie sich verbündeten, sind durchaus nicht aus dem Gefühle begangenen Unrechts oder verabsäumter Pflicht entstanden.

Berücksichtigen Sie meine Bitte nicht meinetwegen, sondern aus Achtung vor dem Unglück. Denn ein Unglück ist es, wenn ein Mensch den Drang hat, zu schaffen mit dem Bewusstsein des endlichen Gelingens, mit den Errungenschaften der Geduld und Ausdauer und er steht da: ohne Freund, ohne einen Heller Geld, ohne Kredit, ohne Aussicht auf Dach und Fach, ohne Erbärmlichkeit genug, um betteln zu können, ohne Liebenswürdigkeit genug, sich einschmeicheln zu können, usw. So, verbunden mit täglicher Schmach, ist meine Lage. Sie ist noch schlimmer, ich muss mich mit der grössten Anstrengung zu meinem Nachtheil verstellen, mich selber schlechter erscheinen lassen, als ich bin. Wäre ich nicht vorbereitet gewesen, so hätte ich solches schon lange nicht mehr ertragen und obgleich ich seit vielen Monaten schon keine Möglichkeit einer Aenderung (ohne mich

denn moralisch zu tödten) erkennen kann, so habe ich doch den Kampf aufgenommen.

Ich schreibe Ihnen dieses, damit Sie wenigstens nicht unwissentlich schaden möchten; das werden Sie thun, wenn Sie meine Bitte nicht berücksichtigen.

Man kann nicht sagen, dass meine Lage ganz und gar durch mich selber herbeigeführt wurde; hätten Sie mir nicht versprochen, als ich nicht mehr copiren wollte, dass ich bequem, anständig und sorgenfrei meiner Kunst leben könne, und hätten Sie mir nicht den Brief vom 8. November vorigen Jahres geschrieben, so wäre das Resultat schon ein ganz anderes gewesen. Sie mussten wissen, Herr Baron, dass produciren mehr, bei weitem mehr Mittel erfordert, als copiren; die Mittel, die Sie mir gewährten, wurden, indem meine Bedürfnisse als Mensch und Künstler zunahmen, geringer von Jahr zu Jahr; ich habe, weiss Gott, keine Ansprüche gemacht, sondern hoffte nur, durch ein glückliches Resultat die Sache zum Guten zu wenden, es war mir ja auch kein anderer Ausweg gelassen. Sie, Herr Baron, haben es verursacht, dass ich nahe daran scheiterte, denn vor Ihrem damaligen Brief war *Vieles*[1] auf dem besten Wege, wovon Sie nur einige Trümmer erhalten konnten. Sie berücksichtigten ja nicht ein Mal meine Krankheit, wo ich doch so schwach war, dass ich nur mit Mühe die Treppen auf- und niedersteigen konnte, trotzdem ich dabei auf's angestrengteste arbeitete. Ich war gezwungen, um nur arbeiten zu können, Schulden zu machen, endlich schon der blossen Existenz wegen; denn hätte ich jetzt noch genügenden Kredit gehabt, so wäre schon etwas geleistet worden. Auch davon sind Sie die Veranlassung, Herr Baron, dass ich es nicht mehr wage, Jemanden um Beistand zu ersuchen.

Also, Herr Baron, berücksichtigen Sie meinen Wunsch, zu dem mich triftige Gründe bewegen und der doch nicht unbescheiden ist.

Hochachtungsvoll

Hans v. Marées.

(Nachschrift). Sollten Sie mich von Ihrem Beschluss benachrichtigen wollen, so bitte ich dies unter der Adresse von Kolb zu thun. *Nachträglich noch bemerke ich, wären Sie, wie Sie beabsichtigten, hierher gekommen, so würden Sie vielleicht Hoffnungen erfasst haben, die Sie mit den mir gebrachten Geldopfern ausgesöhnt hätten, vielleicht hätten Sie mit Freuden das Nothwendige gethan. Nach Ihren eigenen An- und Absichten darf ich das wohl annehmen.*

Währt auch das Durchdringen zum Resultat bei dem einen länger als beim andern, so ist doch dann zu hoffen, dass solches auch wieder seinen Urheber überdauere, zu seinem Ruhme und desjenigen, der die Gelegenheit gegeben hat. Statt dessen wurde ich nun gezwungen, mich unter den ungünstigsten Bedingungen zu forciren und in natürlicher Folge davon mich und meine Werke zu ruiniren. In den unvergänglichen Epochen der Kunst wurde mehr darauf gesehen, Gutes als viel zu leisten, so dass denn auch in den geringsten Dimensionen die Grösse und Bedeutung der Malerei in jenen Zeiten verkündet werden. Soll man in Italien leben und streben und das ignoriren? Sollte Malerei nur dazu existiren, den Ausübenden vor dem Hungertode zu sichern und den Liebhaber momentan zu erfreuen? Das mensch-

[1] Dieses Wort ist dreimal unterstrichen.

liche Leben ist doch gewiss nicht so schön, dass die blosse Erhaltung desselben einen zu begeistern vermöchte; noch kann falscher Ruhm so verblenden, um anregend zu wirken in einer Zeit, wo man Gut und Schlecht nicht zu unterscheiden weiss. Ein wahres Kunstwerk wird für den Beschauer mit der Zeit an Schönheit zunehmen, sein Gefallen daran zuletzt zu wahrer Liebe steigern; wer die Bedingungen zu einer solchen kennt und anzugeben weiss, der darf das Richteramt üben, dessen Ausspruch wird sich jeder beugen.

Noch einmal bitte ich zum Schluss, Herr Baron, meinen Wunsch zu erfüllen, dass nicht Gefühle, die ich schon seit langer Zeit mit grösster Anstrengung zu unterdrücken trachte, die Oberhand über mich gewinnen und mich in den Abgrund stürzen, an dessen Rand ich wandle.

## 12

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. September 1868.

Lieber Fiedler!

Als wir hier voneinander schieden und auch noch, da ich Ihren freundlichen Brief erhielt, war ich ein anderer, als wozu mich nun Ereignisse gemacht haben; darum konnte ich Ihnen nicht antworten. Von meinen Hoffnungen zerschellte eine nach der anderen mit reissender Geschwindigkeit trotz enormer Anstrengungen; vielleicht machte ich auch zu grosse Anforderungen an andere und hatte noch zu optimistische Ansichten von den Menschen. Ich war vorher in der Lage, meine persönliche Unabhängigkeit wieder erringen zu müssen, dies ist mir allerdings gewissermassen gelungen, aber, offen gestanden, auf Kosten alles dessen, was zum materiellen Dasein nöthig ist. Sie sehen, lieber Fiedler, die Sache naht sich einem kitzlichen Punkt, Sie werden merken, Sie werden verstehen. Ihre Achtung und vielleicht auch Zuneigung setze ich jetzt möglicherweise aufs Spiel, so werth mir dieselben, ohne Phrase, sind.

Um nun gleich den Sprung zu thun, so mögen Sie wissen, dass ich, um meine Reputation als Mensch und als Künstler wieder zu erringen, mein Dasein in gangbare Bahnen zu lenken, augenblicklich einer Summe von fünfzehnhundert Thalern bedarf, die ich ohne menschliche Hilfe nicht aufbringen kann. Wollen, können, mögen Sie mir dazu behilflich sein, wollen und können Sie das, ohne mich zu verachten, so retten Sie einen Menschen, der vielleicht der Rettung nicht ganz unwerth ist. Dabei bemerke ich, dass ich eine kaufmännische Sicherheit nicht zu bieten vermag, da meine Familie ihr Vermögen schon lange und zwar gänzlich verloren hat. Auch hätte ich eine Zeit von fast drei Viertel Jahr nöthig, um einen beträchtlichen Theil obiger Summe zurückerstatten zu können. Wenn ich nicht noch berechtigte Hoffnungen in meinem Beruf hätte, so würde ich mich auch nicht mehr anstrengen, noch einmal über Wasser zu kommen.

Erregt nun aber obiges Ihr Misstrauen, so beschwöre ich Sie, es gegen andere zu verschweigen, so bitte ich Sie, es zu vergessen und so zu betrachten, wie Worte im Rausche gesprochen. Nehmen Sie mir wenigstens diese allerdings selbstgeschaffene Selbstqual so bald wie möglich und denken Sie nicht schlecht von mir.

So weit war mir wenigstens das Geschick noch günstig, dass mir der Sommer, der hier sehr angenehm war, bezüglich der Wärme, die langentbehrte Gesundheit zurückbrachte. Sie werden hingegen auf Ihren Kreuz- und Querzügen durch die Welt die Hitze wohl einigermassen empfunden haben, da Zeitungsberichten zufolge der Norden in diesem Sommer die Rolle des Südens übernahm; doch hoffentlich werden Sie rüstig und gesund nach Deutschland zurückgekehrt sein. Wie ungern ich so auf Ihre liebenswürdige Einladung Verzicht leisten musste, brauche ich wohl nicht zu betheuern. Aber nur reingewaschen sieht mich Deutschland wieder.

Feuerbach ist wieder hier und durchwandelt in gewohnter Weise die Kaffeehäuser des Corso und wurde von Moriconi mit Küssen empfangen. Ausser mir war von Bekannten nur Schlösser hier in Rom. Es wimmelt jetzt von Deutschen hier.

Leben Sie wohl, lieber Fiedler, und denken Sie vor allen Dingen nicht geringer als bisher von Ihrem unter allen Umständen in Freundschaft ergebenen

Hans v. Marées.

NB. Meine Adresse ist Giovanni d. M. Via Ripetta Nr. 70.

Rächen Sie sich nicht an meinem langen Schweigen.

**13**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 28. September 1868.

Lieber Fiedler!

Ihr Brief hat den gestrigen Sonntag für mich zu einem wahren Fest- und Freudentag gemacht. Nicht einen, nein zwei schwere Steine haben Sie mir vom Herzen gehoben. Einerseits machen Sie es mir materiell möglich, meinem Schicksal eine andere Wendung zu geben, meinen Obliegenheiten als Mann, Sohn und Künstler nachkommen zu können; dann haben Sie mir auch durch Ihr grosses, liebevolles Zutrauen das eigene Selbstvertrauen wiedergegeben. So manches Erlittene wird sich nun verwischen lassen, so manches Missverständniss sich nach und nach aufklären. Als sich noch vor kurzer Zeit alle ersinnlichen Widerwärtigkeiten vereinigten, um im Strudel über mich zusammenzubrechen und auch wirklich alle über mich herstürmten, als ich aufgegeben von allen war, da sammelte ich noch einmal alle mögliche Energie und fasste den festen Entschluss, dem Schicksal Trotz zu bieten und die Meinung der Welt Lügen zu strafen. Als Mensch menschlicher Hülfe und menschlicher Mittel bedürftig, überflog ich im Geiste die Reihe meiner Freunde und Bekannten, und dass meine Blicke immer wieder auf Sie hafteten, das ist Ihre Schuld, lieber Fiedler. Wenn ich meiner Dankbarkeit auch nicht den richtigen Ausdruck zu geben vermag, so werden Sie doch an mich glauben, und es ist auch besser, keine leeren Worte zu machen. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie froh mich die wieder erlangte Freiheit macht: ich kann Sie versichern, dass der jahrelange Verlust dieser sogar der Grund auch meiner physischen Leiden war. Sie haben ein Recht, lieber Fiedler, an mein volles Vertrauen und können billiger Weise auch die positive Kenntniss meiner Umstände beanspruchen. Für jetzt fehlt mir noch die Ruhe, um mit Unparteilichkeit und Kürze dieselben darzustellen.

Meine Illusionen kennen Sie ja: es sind die eines Menschen, der von frühester Jugend an sich in den schwersten Kämpfen mit seiner Umgebung, mit sich selbst und mit der Existenz befand, der äusserlich verhärtet, doch noch empfindsam genug ist. Die Art, in welcher Sie mir beizustehen gesonnen sind, entspricht ganz und gar meinem Bedürfniss und Wunsche, sowie auch mir Kolb der sicherste und bequemste Weg zu sein scheint. Verzeihen Sie, lieber Fiedler, dass ich so viel von mir selbst geschrieben habe: mögen die von mir verursachten Opfer und Unbequemlichkeiten für Sie gute Früchte bringen.

Gut für Sie, schade für uns, dass Sie diesen Winter nicht in Rom, das allerdings sauertöpfisch genug ist, zu bringen. Feuerbach und ich durchziehen bezüglich der Isolierung Kometen gleich den rührigen Planetengang der übrigen Menschenkinder. Die Kunst muss und kann aber auch bis zu einem gewissen Grade entschädigen. Seit Ihrer Abreise bin ich nicht mehr in der Fasskneipe [1] gewesen: aber neulich habe ich F. mitgeschleppt in unsere Frühlings-Vigna auf dem monte verde, der Sie sich gewiss noch erinnern werden, wenn das übrige Europa nicht einen solch bescheidenen Ort aus Ihrem Gedächtnisse verwischt. Was sagen Sie zu Spanien? Es scheint, man will es allen Ernstes zum Sitze des wahren Eldorado machen.

Hier geht der alte Zuavenschwindel weiter, nur hört man jetzt vielfach aus ihren Reihen die bekannten preussischen Gardelieutenantstöne herausschallen.

Nun will ich denn schliessen, und mit der Bitte, Ihren Bruder auf's Herzlichste von mir zu grüssen, verbleibe ich Ihr

stets treuer Hans v. Marées.

Feuerbach lässt Sie vielmals grüssen; er wohnt wie im vorigen Winter mario de fiori 42.

[1] Beim Forum. Der Wirt hiess Sor Giovanni. In einem Brief vom 2. Juli 1876 wird die Kneipe als alte Bekanntschaft erwähnt.

## 14

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 21. Oktober 1868.

Mein lieber Fiedler!

Soeben habe ich die Geldsendung richtig in Empfang genommen, und statte ich vor der Hand meinen herzlichsten Dank sowohl für diese als Ihren wirklich stärkenden Brief ab.

Verzeihen Sie mir, wenn ich mich im Augenblick kurz fasse; ich halte es für einen grossen Vorzug, dass ich Ihnen meine Gefühle gegen Sie nicht zu schildern brauche. Dass ich von Ihrem liebreichen Anerbieten auch Gebrauch machen werde, soll Ihnen doch, hoffe ich, weder Missvergnügen noch Langeweile bereiten.

Wenn ich ruhiger geworden bin, Ausführlicheres.

Bis dahin leben Sie wohl, lieber Fiedler und noch einmal den herzlichsten Dank von Ihrem stets ergebenen und treuen Hans v. Marées.

15

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 26. Oktober 1868.

. . . . . Was soll ich Ihnen nun Alles schreiben? Sie wissen, dass, befindet sich der Mensch in guter Stimmung, ihm eigentlich wenig zu sagen bleibt, noch weniger zu schreiben. Das Vertrauen, die Gewissheit, von Ihnen nicht missverstanden zu werden, also doch nicht ganz isoliert in der Welt zu stehen, haben mir eine Ruhe gegeben, wie ich sie seit länger denn 10 Jahren nicht mehr gekannt habe. Wenn auch mein Leben eine Kette von Anstrengungen bleiben wird, so unterziehe ich mich diesen doch mit Freuden, und obgleich es noch einige Zeit in Anspruch nehmen mag, bis alle Folgen einer düsteren Vergangenheit verwischt sind, so kann ich doch mit einiger Zuversicht sagen: Romanos vincere posse. Wenn ich einen Wunsch hege, so ist es der, Ihnen auch nur von einigem Nutzen sein zu können; nicht Ihretwegen, aber meinethalben wünsche ich allerdings, dass sich dazu einmal eine Gelegenheit bieten möge.

Mit der glücklichen Ueberwindung der Hypochondrie hoffe ich nun, auch den letzten Rest aller Schwarzseherei los zu werden. Ich fühle jetzt wieder, dass ich über ganz anständige Kräfte disponiren kann, und es wäre doch zu hart, wenn mir Alles fehlschlagen sollte. In Rom bleibe ich diesen Winter vorzugsweise desshalb, weil ich jede Zerstreuung vermeiden will, und wenn dasselbe auch in mancher Weise demoralisirend auf Einen wirkt, so kann man sich doch nirgends so concentriren wie gerade hier. Aus allen Uebeln der Vergangenheit möchte ich doch wenigstens das Gute retten.

Es handelt sich ja auch nicht darum, von der Welt eine Genugthuung zu erhalten, sondern so viel wie möglich sich selbst genug zu thun. Noch niemals, glaube ich, habe ich mit Ihnen über meine künstlerische Thätigkeit gesprochen; doch kann ich Sie versichern, dass mein Handeln mit meinem Sprechen (auch im Allgemeinen) fest verwachsen ist, es wenigstens mein einziger Ehrgeiz ist, mit der That dem Wort zu entsprechen, und das wird mir am Ende auch gelingen. Weil ich die Schwierigkeit dieser Aufgabe wohl einsehe, so halte ich gerne zurück, bezüglich meiner An- und Absichten in der Kunst.

So viel will ich heute von mir schreiben, und in Ermangelung eines besseren Gegenstandes nehmen Sie mir es ja auch nicht übel, so viele Worte über mich zu verlieren.

Feuerbach lässt Sie bestens grüssen; wir haben jetzt unsere Residenz in einer Fischkneipe aufgeschlagen, wo wir uns so gut unterhalten, als es nur gehen will, da einer des anderen Launen so gut erträgt wie möglich! — . . .

16

*An Adolf Hildebrand.*

Rom, den 28. Okt. 1868.

Mein lieber Hildebrand!

Dein vor wenigen Stunden eingetroffener Brief hat mich nicht sowohl überrascht, mir aber eine herzliche Freude bereitet, und statte ich dir meinen besten

aufrichtigsten Dank für denselben ab. Freilich habe ich einiges erlitten, seit der Zeit, dass wir uns nicht mehr sahen; meine Jahrelange Furcht hat sich vollständig erfüllt. Ich bin so mit Schimpf und Schmach überschüttet worden, als es wohl je einem Strebsamen geschehen ist. Doch nun ist alles überwunden, da ich mich selbst überwunden habe. Indem man mich schmählicher als einen Haderlumpen behandelte, habe ich mich selbst wiedergefunden. Nach einer Genugthuung für Vergangenes strebe ich nicht mehr; ich bin zufrieden, dass ich nun in eine immer reinere Atmosphäre gelange. Obgleich meine Leiden den höchsten Gipfel erreicht hatten, so konnten dieselben mich doch nicht brechen; denn ich wusste ja, dass sie am Ende doch zur Quelle von um so grösseren Freuden werden mussten. Und so zeigt es sich nun ja jetzt, dass, wenn ich nicht ohne Ursache schwarz sah, ich mich auch im Guten nicht getäuscht habe. Darum theile ich dir mit, dass sich auch Fiedler als ächtes Gold bewährt hat, und bewiesen, dass er kein gewöhnlicher Freund, sondern ein edler, zart und fein denkender Mensch sei. Durch ihn bin ich meiner materiellen Sorgen vor der Hand enthoben. Ich könnte wohl jetzt Rom verlassen, doch will ich es noch nicht aus triftigen Gründen.

. . . . . Seitdem ich drückende Verhältnisse und alle Halbmenschen los bin, bessert sich meine Gesundheit von Tag zu Tage; die alte Hypochondrie ist gänzlich verschwunden. Und so wollen wir auf eine bessere Zukunft hoffen und so viel wie möglich mit Umsicht und Entschlossenheit durch den Lebensmist steuern, den Kopf immer oben. Eins ist gewiss; jede Regung zum Guten und Wahren soll man sorgfältiger hüten, als irgend eine andere Sache, und mehr noch wie vor schlechten Burschen soll man sich vor dummen bewahren.

Entschuldige mein etwas dunkles Schreiben, denn alles Freudige regt mich ebenso auf, oder mehr als das contraire.

Uebrigens darfst Du nicht glauben, dass ich das, was in meinem Kopfe spukt, für besser und wichtiger halte, als was Andere vorwärts treibt. Wie weit mein Interesse für Dich ein aufrichtiges ist, weisst Du ja selbst und danach musst Du urtheilen, wie gern ich mit Dir Alles sondire. Auch weisst Du ja, dass ich stets *die Sache* für das einzige wahre und unauflösliche Band zwischen Männern gehalten habe; und es findet sich nicht so oft im Leben Gelegenheit, ein derartiges Band zu knüpfen.

Vor der Hand will ich schliessen, und wenn ich nun auch von Deinen Um- und Zuständen unterrichtet bin, werde ich mit mehr Ruhe und Ordnung Rede stehen. — . . .

## 17

*An Adolf Hildebrand.*

Rom, den 21. November 1868.

. . . . . Es ist sehr freundlich von Dir, dass Du mir meine Bürde erleichtern willst und das thust Du wirklich, indem Du an mich hältst und glaubst. Denn es wird noch Mancherlei vorkommen, ehe ich in den sichern Port eingelaufen bin. Was die Vergangenheit anbelangt, so suche ich die Uebel derselben zu vergessen; was Gegenwart und Zukunft betrifft, gedenke ich mit *Be*harrlichkeit *auszuharren.*

Damit wäre eigentlich Alles gesagt. Du kennst ja meine Gesinnungen über Kunst und Leben. Ich glaube, dass dieselben wenig Aenderungen erleiden werden und wie weit sie mir in Fleisch und Blut übergegangen sind, wird mein Lebenslauf zeigen. Von Resignation bin ich weit entfernt; man muss Geduld und Beharrlichkeit wohl von einander unterscheiden. Ersteres ist eine Weibertugend, das andere aber, meiner Ansicht nach, die männlichste der männlichen Eigenschaften. Ohne ein bestimmtes, wenn auch oft fernes Ziel, ist sie nicht denkbar, ohne die Kraft alles Dazwischenliegenden zu ertragen, nicht ausführbar. Viele lachen über dergleichen und meinen, es sei das Klügste den Augenblick zu nützen; diese bedenken nicht, dass sie selber auf diese Weise von der Zeit vernutzt werden, ehe sie es gewahr werden, und ihr Leben arm und gewöhnlich dahinfliesst. Wenn aber der Beharrliche sich endlich lang gehegten Absichten nähert, fängt für ihn eine zweite Jugend an und erreicht er sein Ziel auch nicht, so hat er doch wenigstens nicht wie eine Bestie gelebt. Und je entfernter man von der Bestie ist, um so mehr hat man auch Aussicht, in der Kunst etwas Bleibendes zu leisten. — . . .

## 18

*An Konrad Fiedler.*

Coblenz, 4. Januar 1869.

Mein lieber Fiedler!

Vorerst meine besten Glückwünsche zum neuen Jahre, sowie meinen aufrichtigsten Dank für Ihren letzten Brief. Sie werden aus der Ueberschrift ersehen, dass wieder etwas los ist: ich bin nämlich als quasi — Deserteur von der Militärbehörde verfolgt worden und musste also im Interesse meiner Familie und vielleicht meiner Zukunft der Aufforderung zur persönlichen Gestellung Folge leisten. Indem es sich nun herausstellte, dass ohne die Dummheit einiger Beamten die ganze Geschichte unnöthig gewesen wäre, ist es mir um so verdriesslicher. Zum Glücke war ich nun in Folge Ihrer Freundschaft in der Lage, die Herreise, sowie die Rückkehr nach Rom bestreiten zu können. (Letztere werde ich in ungefähr 2 Wochen antreten können.)

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, lieber Fiedler, wie sehr mich Alles, was ich bis jetzt von Deutschland gesehen habe, verstimmt; wie erbärmlich ist doch das Treiben der Menschen, wenn man es in der Nähe besieht; in wie engen Kreisen bewegt sich ihr Dichten und Trachten und wie hasten und eilen sie sich, um aus *einem* unerträglichen Zustand in den andern zu gelangen. Neue Erfahrungen bestätigen die Alten; die Einsamkeit ist am fühlbarsten inmitten von Menschen. Doch will ich Ihnen nicht vorjammern, lieber Fiedler: glauben Sie mir, dass bei Allem ich doch stets darauf bedacht bin, den Kopf oben zu halten, ja, dass ich sogar mit einiger Rücksichtslosigkeit und dem bekannten sogenannten Egoismus nach einem möglichen Glück hinarbeite. Der uns umgebenden Hast und Ungeduld muss man um so grössere Ruhe und Geduld entgegensetzen; und einen Vorsprung hat man ja doch vor den Eilenden, wenn man keinem Phantom nachjagt, sondern weiss, dass Sympathie das einzige reelle Gut ist, welches ein Mann erringen kann.

Ich freue mich auf die Zeit, und hoffentlich wird sie nicht lange anstehen, die uns wieder zusammenführen wird. Ich würde gern über Berlin reisen, Sie zu sehen und zu sprechen, sowie auch den kleinen Hildebrand, der, nebenbei gesagt, trotz seiner Jugend ein ganzer Kerl ist. Doch erregen mir gewisse Dinge einige Bedenken. Zugleich kann ich Ihnen nicht verhehlen, lieber Fiedler, wie ich möglicher Weise etwas hinter meinen Versprechungen herhumpeln werde, in Folge der jetzigen, für mich nicht unerheblichen Störung. Nichtdestoweniger werde ich Ihr Anerbieten, die Geldsendung betreffend, noch einmal annehmen und offen gesagt, da es von Ihnen kommt, ohne Beschämung. — . . .

## 19

*An Konrad Fiedler.*

Cöln, den 18. Januar 1869.

Mein lieber Fiedler!

Hoffentlich wird Ihnen der neuliche Abstecher gut bekommen sein: dass sie für mich die angenehmsten Tage waren, die ich seit langer Zeit erlebt habe, brauche ich nicht weiter zu versichern[1].

Dass ich auf Ihre spanischen Pläne nicht gleich sofort meine freudigste Zustimmung gab, werden Sie gewiss auch dem Misstrauen, welches ich gegen meine eigene Person hege, zuschreiben. Zugleich kamen Ihre liebevollen Vorschläge für mich zu plötzlich und unerwartet, als dass ich mich sogleich darein hätte finden können. Indessen sehe ich mit jedem Tage mehr ein, dass ich mich gegen mein eigenes Wohl auflehnen würde, wenn ich nicht meine Person in dieser Angelegenheit ganz zu Ihrer Disposition stellte. Nun bitte ich Sie also, lieber Fiedler, beschliessen Sie in dieser Sache ganz nach Ihrer Bequemlichkeit und Laune; in welcher Weise sich auch Alles realisiren möge, ich werde immer bereit sein.

Ich habe mir schon einige spanische Bücher angeschafft, um dann doch wenigstens einiges von der spanischen Sprache zu kennen; schaden kann das ja nie. — . . .

[1] Nach einer Tagebuch-Notiz Fiedlers war er mit Marées und Hildebrand vom 10 bis 12. Januar in Kassel. Bei dieser Gelegenheit wurde u. a. das Projekt der spanischen Reise besprochen.

## 20

*An den Bruder Georg.*

Koblenz, 26. Januar 1869.

Lieber Georg! Durch die Kälte wurde meine Abreise noch verzögert. Darum schreibe ich Dir jetzt noch einmal, dass Du Dir wegen des Neulichen nicht die geringste Sorge zu machen brauchst, da sich nach menschlicher Voraussicht meine pekuniäre Lage immer verbessern wird. Ferner theile ich Dir mit, dass ich dem

Vater diese Angelegenheit nicht wohl verbergen konnte, da es mir im Moment an baarem Gelde gebrach und ich Gefahr im Verzuge glaubte. — . . .

Kurz, für den Vater ist hieraus keine Sorge erwachsen, ausser denen, die er sich selbst künstlich bereitet. Der Vater befindet sich sonst sehr wohl, setzt das Weintrinken fort[1] und kann sich eigentlich für sein Alter nicht beklagen (was ich ihm natürlich jeden Tag sage).

Wenn ich ihn bezüglich meiner Verhältnisse vielleicht auf eine brüske Manier abweise, so habe ich allerdings meine Gründe dafür; es ist vor allen Dingen die reine Nothwehr, die mich dazu veranlasst. Ich *muss* vieles vergessen, wenn ich mein Endresultat erlangen will; gelingt mir letzteres, so kann ich auch mit aller Ruhe Mitteilungen über mein Leben machen. Zum Schluss bitte ich Dich noch, lieber Georg, nur daran zu denken, dass, wenn Dir die Verlegenheiten über den Kopf wachsen, ich stets bereit sein werde, nach Kräften zu helfen, und dass überhaupt ohne Gegenseitigkeit das Leben unmöglich ist: für die Revanche zeigen sich oft Gelegenheiten, die man gar nicht vorhersehen kann.

Also lebe wohl und grüsse die Deinigen auf's Herzlichste von

Deinem treuen Bruder Hans.

. . . . . Meine Adresse in Rom: Signor Giovanni di Marées pittore Via Ripetta Nr. 70 Roma.

Meine Abreise von dort werde ich Dir melden und zugleich, wohin dann Briefe an mich zu adressiren sind. Also noch einmal die Bitte, nicht zu vergessen, dass ich auf der Welt bin.

[1] Es ging aber nie über die Flasche Mosel hinaus. Der alte Marées war äusserst mässig.

## 21

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 10. Februar 1869.

Mein lieber Fiedler!

Ganz flüchtig will ich Ihnen die Anzeige von meiner Zurückkunft hierher machen, welche heute erfolgt ist. Ich bin langsamer gereist, als ich anfangs beabsichtigte, so dass ich noch Venedig besichtigen konnte. Ich bin sehr froh darüber. Feuerbach habe ich gesund und munter angetroffen. — . . .

## 22

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 11. Februar 1869.

Bespricht die Möglichkeit eines Zusammenlebens mit Koppels (in Dresden), das Fiedler angeregt hatte, und geht bereitwillig auf Fiedlers Pläne ein.

. . . . . Was Sie am Schlusse Ihres Briefes bemerken, hätte allerdings sein Gutes gehabt, und um so mehr, als an eine entscheidende Production im Moment

kaum mehr zu denken ist. Indessen hege ich einen gewissen Aberglauben, der mich in dem einmal waltenden Geschick das Richtige erkennen lässt. Bis hierher ist die ganze Reise für mich von ungemeinem Nutzen gewesen, vorzugsweise in geistiger Beziehung. Ich habe viel gesehen (unter anderem die Assunta[1] und die Barbara von Palma in Venedig), ohne die Ruhe zu verlieren. Auch von meiner Wenigkeit habe ich Vieles aus verschiedenen Epochen gesehen[2]. Ich darf mir selber sagen, dass ich bis hierher ein ehrlicher Lehrling gewesen bin; ich bedaure nicht, dass dieses der vornehmste Grund war, der mich zeitweise in verschrobene Verhältnisse brachte. Was hat das zu sagen, dass bisher ein erhebliches äusseres Resultat nicht erreicht ist? Wie wenig Befriedigendes oder gar Erquickliches erscheint dem vorurtheilsfreien Auge. Und es ist auch nicht Kinderspiel, desgleichen zu erreichen. Basta, ich habe nicht geschlafen, und wenn ich lerne, mich mit Ruhe in die wirkliche greifbare Welt zu schicken, so wird meine Thätigkeit von dem Erfolg gekrönt werden, wie ihn gerade nicht der Ehrgeiz, sondern (so zu sagen) das Herz wünscht. Ich glaube ganz zuversichtlich, dass nach einem oft allerdings harten Läuterungsprozess der Mensch wieder zur richtigen Unbefangenheit zurückkehrt und so das, was ihm Natur verliehen, dann in richtiger Weise entfalten kann. Um nun vom Nächstliegenden zu sprechen, so werde ich mir erlauben, Ihnen alles das, was mir bezüglich der spanischen Reise in den Sinn fährt, brieflich mitzuteilen. — . . .

Feuerbach wird nächstens sein grosses Bild vollenden[3]. Baron Schack war hier und scheint nicht zum Glimpflichsten von mir gesprochen zu haben. Feuerbach scheint auch gänzlich mit ihm gebrochen zu haben. Obgleich ich Grund habe, an Feuerbachs freundschaftliche Gefühle zu glauben, habe ich doch bis jetzt über Spanien geschwiegen. Sie kennen ja Rom. — . . .

[1] Mariä Himmelfahrt von Tizian in der Akademie.
[2] Zu Hause und in München.
[3] Gastmahl des Platon. Es wurde am Palmsonntag fertig. (Allgeyer, herausgegeben von Karl Neumann II, 129 Fussnote.)

## 23

### *An Adolf Hildebrand.*

Rom, den 13. Februar 1869.

. . . . . Mein Wunsch ging eigentlich dahin, nach der Rückkunft von der vorzunehmenden Reise[1] in Deutschland gleich eine feste Beschäftigung zu finden; denn ich hege die Ueberzeugung, dass einmal so begonnen, sich das Weitere finden wird. Ich gebrauche einen direkten Vorwurf, um endlich mit meiner ermüdeten Phantasie wieder auf den Strumpf zu kommen. Klüger wäre es vielleicht gewesen, wenn ich mich doch sogleich mit dergleichen befasst hätte. Die Einsicht kommt immer hinten nach. So viel unverdiente Liebe, Theilnahme und Freundschaft,

[1] Mit Fiedler nach Spanien.

die mich schon so eclatant aus dem eigentlichen Dreck herausgerissen haben, werden mich dann je auch wieder ganz zu mir selbst kommen lassen.

Ich stehe nicht an, zu bekennen, dass ich viele Jahre in etwas verschrobener Weise verbracht habe; ich fühle jetzt erst ganz, wie sehr ich liebenswerthen Umganges bedürftig bin und insofern gar nicht hierher passe. Wie lange bedarf es nicht bei manchem, ehe er das thut, was ihm natürlich ist. So kannst Du Dir denken, wie wenig glücklich ich im Moment bin, und nur die Aussicht auf die baldige Reise macht mich ruhig. Ein grosses Glück war für mich die deutsche Reise. Wer weiss, wie lange ich mich noch auf's Wahnsinnigste weiter forcirt hätte. Wie gehen die Dinge doch so ganz anders, als man selber denkt. Wenn ich mir selber auch nichts zu verdanken habe, so bin ich doch froh, dass Alles auf diese Weise gekommen ist; wenn eine innere Zufriedenheit erst gewisse Schwerfälligkeiten ganz verdrängt haben wird, werde ich auch besser mit meinen Besitzthümern schalten können. Also ich werde sehen, dass ich in irgend einer Weise bis Herbst etwas von mir in Berlin sehen lasse. Die kurze Zeit, die mir hier bleibt, kann ich kaum anders benutzen, als dass ich noch ordentlich nach der Natur studiere. Die Reise wird hoffentlich ein schöner Abschluss schwerer Jahre sein. — . . .

Hoffentlich geht es Dir wohl; ich habe eigentlich viel zu wenig mit Dir in Kassel gesprochen; doch es waren zwei schöne Tage[1]. — . . .

[1] Vgl. Brief 19

## 24

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 2. März 1869.

. . . . . Um meine Nachlässigkeit wieder gut zu machen, übersende ich Ihnen die Liste der bis jetzt angefertigten Photographien der Stanzen. — . . . Ich treibe mit wenig Ausnahmen täglich spanisch, trotzdem ich auch ausserdem sehr fleissig bin. — . . .

. . . . . Bei Feuerbach dampft es jetzt ein wenig: die Gegenwart und Gesellschaft anderer kleiner Menschen belästigt und beleidigt ihn: so auch die meine. Ich wünsche ihm sicher neidlos die Anerkennung, die er wünscht; doch da die, die ihm gebührt, ihn nicht befriedigt, so mag das schwer sein; es ist doch nicht zu erwarten, dass seinethalb andere ihr eigenes Ich vergessen. Doch es hat ja jeder seine Schwächen und wenige hervorstechende Eigenschaften: darum immer die letzten in Ehren!

Hier in Rom geht's gut zu. Wer nicht in Clique steht, lebt wie ein Einsiedler; wer es damit hält, muss auch die Kabalen mit in Kauf nehmen.

. . . . . Es scheint fast, als brächten die Deutschen nur ihre Gehässigkeit und ihr Krähwinkelthum in's Ausland und liessen alle anderen Eigenschaften daheim.

### 25

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 16. März 1868 (muss heissen 1869).

Berichtet von den Photographien nach den Stanzen und dem Studium des Spanischen,

. . . . . Nebenbei bin ich doch sehr fleissig in meiner Malerei, und wenn ich auch im Augenblick nichts mehr zur Abrundung bringe, so bin ich doch voll freudiger Zuversicht; es klärt sich nun in meinem Hirnkasten, und es scheint, dass das Kunstverdauungsfieber sich seinem Abschluss nähert. — . . .

### 26

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 26. März 1869.

Berichtet von der Sendung der Photographien.

### 27

*An Adolf Hildebrand.*

Rom, den 26. März 1869.

. . . . . Benvenuto Cellini war wahrhaftig der schlechteste nicht und jeder moderne Bildhauer kann ihn um so mehr zum Vorbild nehmen, als alle grösseren Aufgaben in unserer Zeit (d. h. Statuen, Denkmäler u. dgl.) mit solchen Bedingungen verknüpft sind, dass sie keine Gelegenheit bieten, einem feineren künstlerischen Gefühl Genüge zu thun. Und kann letzteres nicht geschehen, so hole der Henker die ganze Kunst. Die wahre Grösse in der Kunst hat, wie schon so oft gesagt, ihren Grund in den angenehmen Verhältnissen und in der treuen, unmittelbaren Ausdrucksweise des Talentes; und namentlich in der Bildhauerei, die ohne diese beiden Faktoren, eine nüchterne, ja ermüdende Wiederholung der Natur ist. Was mich betrifft, ich darf nicht klagen; „sono pittore anch'io". In verhältnissmässig kurzer Zeit werden sich die Unverständigen wundern, meine Freunde sich hoffentlich freuen, d. h. in Jahresfrist, wenn ich alle meine Pläne, die mit des Schicksals Hülfe meinem Leben die lang ersehnte Wendung geben sollen, durchgeführt habe. Das schönste ist, es ist einerlei, ob ich arbeite oder nicht: das Ei pellt sich nun schön und gleichmässig ab. Im Gegentheil hoffe ich durch die Reise in den vollständigen Besitz der Rüstigkeit zu gelangen, die mir eigentlich eigen ist, und dann mit aller Frische und Unbefangenheit mein Herz auf die Leinwand schütten zu können. Ja, lieber Hildebrand, ich habe die Gewissheit, die innerliche feste Ueberzeugung, dass sich die zehnjährigen Leiden, die ich allerdings ebenso sehr meinem Naturell, als meiner wahren Hingebung zur Kunst schulde, auf's schönste belohnen werden. Freilich fehlte nur ein klein wenig und ich war auf immer verloren, und dies zu wissen und zu sehen, hat mich auch noch eine geraume Zeit nachher, als ich eigentlich schon aus dem Dicksten heraus war, gelähmt;

wie nahe die Gefahr des Ertrinkens! Auch stehe ich nicht an zu gestehen, dass ich nur der Freundschaft mein Wiederaufkommen verdanke.

Schnell noch eins: der kranke Königssohn[1] hat für mich sein Interesse behalten; ecco l'arte moderna, Feuerbach, Kaulbach und was man nur will. Da schwärmen sie alle für den alten Goethe, wissen und kennen aber nichts anderes, als was gerade in ihre subjective Empfindung passt, und denken dann, mit diesem Herrn zu sympathisiren. Dass man, um zur einfachen, natürlichen Gesinnung zurückzugelangen, heutzutage einen so langen Läuterungsprozess durchmachen muss! Bei der Verallgemeinerung der sogenannten Bildung, ist der Ehrgeiz der Einzelnen so gewachsen, dass es eine wahrhafte Komödie ist; Jeder trägt eine ganze Welt in seinem Busen, und um ihn dreht sich die ganze Welt, was vom philosophischen Standpunkt aus ganz richtig ist. Jedoch gescheiter ist es, sich jener Verse zu erinnern:

Möge Jeder stillbeglückt
Seiner Freuden warten,
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten,

und vor Allem danach leben. Ich schreibe da so kunterbunt durcheinander. Was mir gerade durch den Kopf fährt, oder vielmehr, was mir im Sinne ist, lasse ich ungeschrieben, denn Du weisst, dass es nöthig wäre, ein ganzes Buch zu schreiben, um die Gedanken weniger Minuten dem Anderen anschaulich zu machen; da aber nicht Jeder das kann, so gibt es dafür die Sympathie, die es versteht, zwischen den Zeilen zu lesen, und sogar unausgesprochene Worte vernimmt. Uebrigens trotz dieser scheinbaren Unruhe, arbeite ich mit der grössten Behaglichkeit, als wenn ich gar nicht an's Reisen dächte. Vergessen, dass man in dem Possenspiel des Daseins auch sein Röllchen mitspielt, ist die Hauptsache. Als Zuschauer fühlt man sich zehn Mal behaglicher und bekommt schliesslich Spass am Leben. Doch halt: genug des Blödsinns.

In acht Tagen geht es also auf die stürmische See. Sonntag, den 4. treffen wir uns in Marseille. Ich denke, Spanien wird unseren Briefwechsel nicht stören; ich werde Dir meine Adresse zukommen lassen, sobald ich darüber etwas weiss.

Ueber andere Dinge zu schreiben, habe ich im Augenblick weder die Laune, noch die Zeit, noch den Raum, noch Papier, und somit lebewohl und gestatte, dass ich mich unterschreibe

Dein treuer Hans v. Marées.

[1] Das Bild von Andrea Celesti (1639—1706) der Galerie in Kassel (K 527).

## 28

*An Adolf Hildebrand.*

Granada, 29. April 1869.

. . . . . Als Stadt hat mich von diesen Orten (Barcelona, Tarragona, Valencia, Cordoba, Sevilla) am meisten Sevilla interessirt; wenn dasselbe auch nicht

mit den italienischen Städten concurriren kann, so bietet es doch Mancherlei dar und ist jedenfalls sehr eigenthümlich. Dort sahen wir denn auch zum ersten Mal Stiergefechte, die uns Beide sehr ergötzten und uns nur insofern nicht befriedigten, als wir gerne noch mehr gesehen hätten.

Was die Natur (Umgebung u. s. w.) anbelangt, verdient natürlich Granada den Preis. Denke Dir, dass wir hier oben auf der Alhambra wohnen, in einem Wald von dichtbelaubten Ulmen, in denen fortwährend die Lieder der Nachtigall erschallen, von den maurischen Bauten nur wenige Schritte entfernt. — . . .

Im Uebrigen kannst Du Dir vorstellen, wie unsere Reise auf die sympathischste Weise von Statten geht; es findet sich gewiss nicht leicht ein Anderer, mit dem es sich so angenehm und leicht reisen liesse, als mit Fiedler. — . . .

Maler bin ich die ganze Zeit über nicht gewesen, dazu war kein Grund vorhanden.

Nun würdest Du mir grosse Freude bereiten, wenn Du auch etwas von Dir hören liessest. Ich würde Dich bitten, Dein Schreiben nach Madrid zu adressiren. — . . .

Von hier werden wir über Malaga, Gibraltar, Cadiz nach Lissabon gehen, von dort nach Madrid. Fiedler lässt Dich auf's herzlichste grüssen. — . . .

## 29

*An Adolf Hildebrand.*

Bordeaux, 4. Juli 1869.

Mein lieber Hildebrand!

Du musst schon entschuldigen, dass ich jetzt erst Deinen in Madrid richtig angekommenen Brief beantworte. Es geht einem auf Reisen einmal so, man möchte viel mitteilen, doch wird durch die stete Veränderung der Umgebung dies wenigstens mir unmöglich gemacht.

Wir haben also den grössten Theil von Spanien, einen Theil von Portugal und der Pyrenäen auf alle möglichen Arten durchstrichen. Einmal zur See, dann mit der Eisenbahn, zu Pferd, mit der Diligenza u. s. w. Unter anderem haben wir die Meerenge von Gibraltar nicht weniger als fünf Mal passirt. Auch haben wir Afrika einen Besuch von einigen Tagen abgestattet. Du kannst Dir also vorstellen, dass wir mancherlei Interessantes gesehen und erlebt haben. Wir waren Zuschauer bei 6 Stierkämpfen, haben somit an 36 Stiere abschlachten sehen. Das letzte Stiergefecht, welches wir in Madrid bei Gelegenheit der Veröffentlichung der neuen Constitution sahen, war das interessanteste, indem nicht nur der erste Espada Spaniens daran Theil nahm, sondern auch selbst von seinem vierfüssigen Gegner auf die Hörner genommen und schwer verwundet wurde; „Blut muss fliessen,“ sonst ist es kein Vergnügen.

Es sind jetzt nahe an drei Wochen, dass wir die spanischen Grenzen überschritten haben. So wohlthuend auch das frische Grün der Gebirgsthäler ist, so empfinden wir doch manchmal Sehnsucht nach dem heissen Spanien. Wir haben

uns in den Pyrenäen einigermassen körperlich angestrengt, sind namentlich viel zu Pferde gewesen.

Durch alles das Reisen und das damit verbundene Vergessen von so mancherlei Unannehmlichkeiten hat sich mein Körper sehr verbessert und da ich weiss, dass dieser mir die grössten Hindernisse in den Weg legte, sehe ich auch der Zukunft mit Zuversicht entgegen. Hand und Pinsel haben allerdings gefeiert; auch nicht einen Strich habe ich gemacht.

In 8—10 Tagen werden wir in Paris sein, wo wir uns einige Wochen aufzuhalten gedenken; dann nach Deutschland nach und nach, wo wir uns dann wohl sehen werden und Mancherlei besprechen können. Das Benehmen Fiedlers gegen mich kann ich gar nicht genug rühmen, und ich weiss nicht, wie ich das jemals vergelten kann. — . . .

Meine Adresse in Paris wird sein: Rue du Luxembourg 35.

**30**

*An Adolf Hildebrand.*

Paris, den 23. Juli 1869.

Lieber Hildebrand!

Mit den Sehenswürdigkeiten von Paris, wäre ich nun auch glücklich durch. Deren sind nicht gar so Viele, wenn man die Sammlungen im Louvre abrechnet. Es war mir sehr interessant, einmal die Productionen der modernen französischen Künstler in grösserer Anzahl beisammen zu sehen. Wenn man auch im Einzelnen vieles Lobenswerthe sieht, so habe ich doch kein Werk gefunden, welches eine absolute Meisterschaft documentirte und somit also nichts, was einem zum Vorbild dienen könnte. Die alte Gemälde-Galerie dagegen ist eine der schönsten, die es gibt; namentlich ist sie fast die einzige, die authentische und gut erhaltene Bilder von Leonardo hat. Während der wenigen Zeit, die ich bis jetzt auf die Sammlungen der Sculptur verwendet habe, haben die beiden Sklaven von Michel Angelo mein Interesse am meisten in Anspruch genommen. Und zwar scheint es mir nicht der Typ zu sein, wodurch sie zuerst in's Auge fallen, sondern vielmehr durch die Glaubwürdigkeit der Darstellung. Man erkennt sofort, wo die knochigen und wo die fleischigen Theile sind; dadurch vergisst man das Material, das Handwerk, man sieht Lebendiges. Und das ist das erste Erforderniss eines Bildwerkes, wenn es mehr als decorativ sein soll. Die Natur erregt unter allen Umständen Theilnahme, und nicht die Vollkommenheit des Vorbildes, sondern die Vollkommenheit des Verständnisses macht eine Sache zum Kunstwerk. Doch will ich hier nicht zum Privatdozenten in der Bildhauerei werden. Nur erlaube ich mir noch Eines zu bemerken, dass es nämlich nichts unzweckmässigeres und überflüssigeres gibt, als daran zu denken, wie schnell man wirklich vorwärts kommt und wie schnell man weiter kommen könnte. — . . .

Was hier vortrefflich ist, ist das Theater, und das habe ich auch ausgenützt. Wir werden bis zum 31. dieses Monats in Paris bleiben. — . . .

31

*An Adolf Hildebrand.*

Coblenz, den 23. August 1869.

. . . . . Wir sind damals von Paris über Brüssel und Antwerpen nach Scheveningen gereist, wo auch Fiedlers Schwager und Schwester mit Familie sich aufhielten. Vor einigen Tagen sind wir von Amsterdam abgereist und haben uns dann endlich in Arnheim getrennt. Dies wäre also vollbracht. Ich kann Dir gar nicht sagen, welches ausserordentliche Vergnügen mir meine alten Freunde von Rembrandt und van der Helst in Amsterdam gewährten. Ich bin jetzt dahin gekommen, gar keine Unterschiede in den Schulen mehr zu sehen. Was gut ist, ist gut und damit genug.

Wir wollen hoffen, dass auch uns nicht die Gelegenheit und Kraft fehlen wird, auch etwas Tüchtiges zu leisten und zwar bald, denn es ist höchste Zeit.

Meine Abreise von hier werde ich Dir mittheilen. Jedenfalls wirst Du doch an mich schreiben, damit ich weiss, wo Du zu finden bist.

Meine Adresse ist wie früher Rheinstrasse 7. Für jetzt lebe wohl.

Dein treuer Freund

Hans v. Marées.

32

*An Konrad Fiedler.*

Coblenz, 2. September 1869.

. . . . . Meinen Vater traf ich hier in bester Gesundheit und versuche ihn augenblicklich zu malen, was allerdings unter den ungünstigsten Umständen geschehen muss[1].

Von Hildebrand erhielt ich dieser Tage einen Brief, in dem er mir vorschlug, ihn aufzusuchen und nach Crostewitz abzuholen, woraus ich schliesse, dass Sie ihn eingeladen haben. Antworten Sie mir, wenn ich bitten darf, über den beabsichtigten Besuch rückhaltlos; je mehr Sie das thun, um so mehr ehren Sie mich, der allerdings keiner Ehre werth ist.

Bis zu den ersten Tagen nächster Woche habe ich hier noch zu thun. Meine Pläne für die Zukunft sind so weit gemacht, als dies möglich ist; es sind nur Pläne, und ich weiss ja aus Erfahrung, was Pläne sind. Worauf ich mich mehr stütze, das ist „Geduld". — . . .

[1] Das „angefangene" Bildnis, K 139.

33

*An Konrad Fiedler.*

Jena, den 15. Sept. 1869.

Mein lieber Fiedler!

Morgen 1 Uhr 40 Minuten werde ich in Leipzig ankommen und bitte Sie zunächst um Entschuldigung, diess so kurz vorher anzuzeigen. Ich konnte Hilde-

brand in keinem Falle umgehen, und so konnte ich auch den Tag meines Kommens nicht fixiren. Zugleich theile ich Ihnen mit, dass mich Hildebrand nach Leipzig begleitet, wo er auf mein Anrathen eine Statuette abgiessen lässt. In Weimar, wo ich mich einen Tag aufgehalten habe, habe ich viel über die Münchener Ausstellung gehört, so also auch über Feuerbachs Bild[1]. Es wäre nun doch sehr drollig, wenn ich Letzteren bei Ihnen treffen würde. Zu guter Letzt noch die Versicherung, dass ich niemals an Ihrer Aufrichtigkeit gezweifelt habe, sondern vielmehr — doch lassen wir das bis Morgen.

Ihr treuer

Hans v. Marées.

[1] Gastmahl des Platon.

## 34

*An Adolf Hildebrand.*

Rom, den 12. März 1870.

. . . . . Die Disposition der Ateliers missfällt mir nicht; angenehm würde es sein, wenn die Fenster, namentlich des zweiten mit Läden versehen wären. Doch ist das Nebensache. Eine andere Frage ist es, ob ein solches neue Gebäude nicht feucht sein wird. Den Preis habe ich mit bestem Willen nicht entziffern können. Etwas eng und klein scheint mir allerdings der Raum zu sein. Uebrigens werde ich vor dem 1. Oktober kaum in Berlin mit der Arbeit anfangen können.

. . . . . Je weniger Gesellschaften man frequentirt, um so weniger Misshelligkeiten hat man. Man kann nicht genug sich vorsehen, nicht in den Strudel des modernen Treibens, dieser Hast, dieses Nippens statt Geniessens, hineingerissen zu werden. Durch die Fiedler'schen Verwandten und in Rücksicht auf sie, die es wirklich sehr gut mit mir meinen, komme ich öfter, als mir lieb ist, in Gesellschaften. Ich bin da immer der steinerne Gast; denn der Henker weiss, wie es zugeht, dass wenn ich in irgend so eine Gesellschaft komme, ich auch nicht so viel Phantasie habe, nur einen Satz zu componiren. In dieser Gesellschaft spielen jetzt die Bischöfe die Hauptrolle, es ist rein zum Lachen. Uebrigens hat der Strassmair, von dem Du gewiss in den Zeitungen gelesen hast, einen guten energischen Kopf. — . . .

Fiedler schwimmt mit seinem Bruder auf dem Nil. — . . .

Hinsichtlich der Lektüre war ich so weit heruntergekommen, dass ich neulich den „l'homme qui rit" von Victor Hugo las und mir einen recht gründlichen dégoût holte. Man sollte, namentlich unser einer, das Gelübde ablegen, nur classische Sachen zu lesen, da weiss man doch, was man hat. Ich habe vor, wenn es meine Zeit zulässt, etwas englisch zu treiben, so dass ich in dieser Sprache die besseren Sachen im Original lesen kann. — . . .

## 35

*An Adolf Hildebrand.*

Rom, den 3. Mai 1870.

. . . . . Deine Photographie hat mir viel Freude gemacht. Das Figürchen scheint mir gelungen zu sein. Nur tapfer vorwärts und es kann ja nicht fehlen.

Was Du von Marbach[1] schreibst, freut mich sehr; ich wünsche ihm, sowie Jedem, der sich nicht so machen will, wie die Welt es haben will, glücklichen Erfolg. Die Welt, die Gesellschaft, oder wie man es auch nennen mag, duldet es nämlich nicht, wenn einer über sie hinausstrebt, und wehe dem Unglücklichen, der es thut, denn keine seiner allen Menschen gemeinen Schwächen wird ihm ungestraft dahingehen. Das Gute, das doch alle Fehler gut macht und überdauert (sei es noch so klein), wird ja selten und nur spät erkannt. — . . .

Gott sei Dank, die Fremden sind fort und mit ihnen die Verekelung an der Kunst. Diess verfluchte Breittreten so anständiger Leute wie Rafael und Michel Angelo ist zum speien.

Ich habe Angst und Hoffnung für Berlin. Manches wird man da entbehren; von dem, was Menschen bieten können, mache ich mir keine zu grossen Erwartungen; aber es ist der engere Gesellschaftskreis auch wieder ein Vortheil; man muss sich mehr zusammenraffen. — . . .

[1] Hans Marbach, der Dichter. Siehe Bd. I.

## 36

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 14. Juni 1870.

Aus dem Anfang des Briefes geht hervor, dass Fiedler kurz vorher in Smyrna und Konstantinopel war.

. . . . . Ergötzlich bleibt es immer, dass Schopenhauer Sie so verfolgt. Wie kann aber ein Soldat von Willen sprechen? oder er muss ein schlechter Soldat und schlechter Philosoph sein.

Nun denken Sie also ernstlich an Ruhe und Festsetzen. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu und dass Sie Alles finden mögen, was Sie suchen und bedürfen. Wenn mir auch gerade Leipzig nicht der passendste Ort für Sie scheinen möchte, so gestaltet sich doch schliesslich die Umgebung nach dem Menschen, der auf sie zu wirken weiss. Ich selbst bin nun auch fest entschlossen, nach Berlin überzusiedeln. Hildebrand hat ein schönes grosses Atelier gefunden und ich habe es auf gut Glück vom 1. Okt. an gemiethet.

Von Rom kann ich Ihnen eigentlich nicht viel schreiben; das was Sie interessiren könnte, werden Sie durch Ihre Verwandten erfahren haben. Feuerbach ist, wie ich erfahren, Galeriedirektor in Karlsruhe geworden, was mich wirklich sehr freut[1]. Indessen war es mir wirklich nicht möglich, mich ihm zu nähern, wenn ich mich nicht ganz fortwerfen wollte. Ich selbst war mehr in Gesellschaft als es sonst in meiner Art ist; daran sind Ihre Verwandten schuld. Uebrigens kann ich die Liebenswürdigkeit Ihrer Frau Schwester und Ihres Herrn Schwagers gar nicht genug rühmen; um so mehr als gerade mir diese Eigenschaft so sehr abgeht. Ihnen kann ich sagen, dass ich, wenn ich auch meine wärmste Erkenntlichkeit dafür nicht auszudrücken verstehe, ich sie jedoch besitze. Auch gäbe es wohl

[1] Es schwebten Verhandlungen zwischen Karlsruhe und Feuerbach wegen einer Professur. Sie führten zu keinem Abschluss.

manche Entschuldigung für mein absonderlich scheinendes Wesen. Vor Allem befinde ich mich ja in einem fortwährenden Kampf zwischen Tod und Leben, den ich auskämpfen will, muss und wahrscheinlich auch kann. Von äusserlichen dispiaceri zu sprechen, ist nicht meine Art, obwohl ich deren genug habe. Aber der Hauptfeind des eigenen Glückes steckt in mir selbst; das kann ich nicht verhehlen. Empfänglich, empfindlich und reizbar habe ich in den letzten Jahren immer auf und niedergeschwankt zwischen Begeisterung, Selbstvertrauen, Ueberzeugung, Schwarzsehen und gar Verzweiflung. Ich muss mich in allen diesen Dingen mässigen, wenn ich in den sicheren Hafen einlaufen will, und ich glaube auch schon Fortschritte in dieser Beziehung gemacht zu haben. Es ist wahr, um das Beste zu leisten (und zwar will ich nicht mehr als das was in meinen Kräften steht, aber das ganz) bedarf es eines steten Zusammenraffens, und einer fortwährenden Vorstellung des Besten, um ohne Selbsttäuschung handeln zu können. Es ist der Weg, der zur Erkenntniss führt, aber er ist sauer. Freilich kann man mir und nicht mit Unrecht vorwerfen, dass ich die materielle Wirklichkeit zu sehr über meinen Bestrebungen aus den Augen gelassen habe. Vertheidigen kann ich mich nicht, aber auch nicht ändern; an ein Rückwärts will und kann ich nicht denken, und wenn man mir mit dem Tode drohen wollte, ich könnte mich nicht ändern. Aber die Folgen werde ich, denke ich, wie ein Mann ertragen, und erreiche ich nur einen kleinen, kleinen Theil meines Wollens, so beweist das denn doch schon, dass ich auch mit beiden Füssen in der Wirklichkeit stehe und kein sentimentaler Träumer bin. Das Wörtchen „fast“ muss ich streichen können, dann habe ich schon etwas. Die dazu nöthige Beharrlichkeit und Entschlossenheit besitze ich. Mein Muth nimmt zu statt ab und zugleich, was auch etwas werth ist, meine Gesundheit. † † † will ich machen, um nicht gegen die Convention zu sündigen. So, in vielfacher Thätigkeit des Geistes und Körpers, die von vielen schweren Sorgen accompagnirt wird, bin ich eben nicht recht für die Gesellschaft geformt, aber Sie können mir glauben, lieber Fiedler, dass ich trotzdem nicht ohne warme Theilnahme bin für das, was ausser mir vorgeht. Ich habe Zeiten, wo ich die Einsamkeit über Alles liebe, weil ich gerade in ihr am besten verkehren kann, mit denen ich sympathisire. Erinnerung und Phantasie, die eng zusammenhängen, werden in ihr lebendig; die wahre Produktion ist die Quintessenz des Erlebten und Erfahrenen. Wem dies gelingt, der lebt zwei Mal, was bei diesem kurzen Leben doch nicht übel ist, und wem es gelingt, diess mit der höchsten Kraft und allgemein verständlichen Art zu thun, lebt fort in seinen Werken. „Was ich mir dafür koofe,“ sagt der Berliner.

Doch ich wollte Ihnen mein Herz ausschütten, und was kommt heraus? Was man sagen möchte, kommt nicht zum Ausdruck. Und doch thue ich das nur sehr, sehr selten und dann sehe ich ein, dass man ein Dichter sein muss, um zu sagen, was man leidet; doch auch das, was einen erfreut. Die Herren von Klagenfurt sind mir verhasst.

Rom ist jetzt sehr schön und ich weiss zu leben. Die Hitze ist nicht gross; ich überanstrenge mich nicht; fast jeden Abend gehe ich in's Mausoleum oder Politeana[1] an dem Ponte Sisto.

---

[1] Ein kleines Sommertheater, in dem Marées mit Vergnügen die Leute aus dem Volk beobachtete.

September werde ich dann, wenn nichts dazwischen kommt, nach Deutschland zurückkehren und zunächst dort Ihr Portrait (welches Sie aber Niemanden zeigen dürfen) vollenden[1].

Hildebrand ist in der That ein prächtiger Kerl, und ich glaube, dass er als Künstler und Mensch es weit bringen wird. — . . .

[1] K 141.

## 37

*An Adolf Hildebrand.*

Rom, den 15. Juni 1870.

. . . . . Dein Brief hat mir viel Freude gemacht, ich ersehe daraus, dass Du ganz auf der richtigen Spur bist. Es freut mich, dass Marbach Theil an Dir und Deinen Werken nimmt. Nur vorwärts: der Weg zur Erkenntniss, zur Klarheit ist oft wohl sehr sauer, oft scheint er unersteigbar, aber er bringt auch seinen Lohn mit sich. Mit der Erkenntniss kommt der echte Humor und mit diesem das höchste Lebensglück, welches ein Mensch erreichen kann. Ein solches Ziel muss einen über alle Schwierigkeiten der Kunst und alle Miseren des Lebens fortheben.

Was mich anbelangt, so werde ich vor September nicht wohl fortkommen, doch bin ich gern hier. Bis jetzt war es nicht zu heiss. Meine Gesundheit gibt mir keinen Grund zu Klagen. Ich weiss vernünftig, dem Klima angemessen, zu leben u. s. w. — . . .

## 38

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 15. Juli 1870.

Mein lieber Fiedler!

Was sagen Sie zu den letzten Ereignissen? Wie wir hier die Sache sehen, muss heute oder morgen Frankreich den Krieg erklären. Wieder ein neuer Beleg für den Fortschritt der Menschheit im 19ten Jahrhundert. Wegen einer Lumperei werden nun wieder Tausende in's Unglück gestürzt. Diesmal werde ich auch nicht so glatt durchkommen: ich müsste dann darauf verzichten, jemals nach Deutschland zurückzukehren. Meinen Verpflichtungen als Soldat muss ich nachkommen, doch werde ich noch Bestimmtes abwarten und heute nach Hause telegraphiren, dass man mich nur im äussersten Notfall beordern möge. Wann endlich wird einmal die Ruhe kommen, die langersehnte? Sie sagen mit Recht, lieber Fiedler, dass ich's mir zu schwer mache; aber ich kann Ihnen sagen, dass es mir ausserdem von den Umständen und anderen Menschen noch verdammt viel schwerer gemacht wird. Nicht, dass ich die neuesten Vorfälle dazu rechne. So ein bischen Krieg ist mir vielleicht ganz gesund. Aber dann? Sie sehen, sobald etwas in der Luft liegt, denkt der miserable Mensch zunächst an sich.

Wissen Sie, was mir vonnöthen ist? Die Faust eines Rubens und der Speculationsgeist eines Strussberg. Zum ersteren wäre eher eine von Weitem annähernde

Möglichkeit denkbar, als zum letzteren: es müsste denn durch Inspiration geschehen. Doch Muth, was kann alles Kopf hängen helfen. Freiwillig würde ich mich erst dann diesem Dasein empfehlen, wenn es mir nicht mehr erlaubt und in keiner Weise möglich wäre, meine Bemühungen zum Abschluss zu bringen. Man muss Ausdauer und Beharrlichkeit allerdings bis zum Unglaublichen üben können, sonst ist man eines hohen Zieles nicht werth. Auch so nur ist es möglich, scheinbare Unmöglichkeiten möglich zu machen. Ausser meinen wenigen wirklichen Freunden und meinem alten Vater ist Niemandem etwas an meinem Schicksal gelegen, und sollten meine Sachen jemals schief ausgehen, so trifft es doch nur mich, und das ist ein grosser Trost. — . . .

Wenn Ihnen meine eigene lederfarbene Larve keinen Ekel bereitet, so steht sie zur Disposition als Andenken und nicht als Kunstwerk[1]. — . . .

[1] Möglicherweise das Selbstbildnis K 144.

## 39

*An Konrad Fiedler.*

Coblenz, den 28. Juli 1870.

Mein lieber Fiedler!

Gestern Abend bin ich nach 8tägiger abenteuerlicher Fahrt hier angekommen. — . . .

## 40

*An Konrad Fiedler.*

Cöln, den 10. August 1870.

Kaum in Koblenz angekommen, erhielt ich den Befehl, einen Trupp Landwehrleute nach Köln zu führen. Dort angelangt, musste ich mich sogleich trotz Nacht und Regen nach einem mehrere Stunden entfernten Ort begeben, wo ich Tags darauf einen Theil meines Bataillons fand, dem ich mich anschloss und dann bald eingestellt wurde. Vorgestern sind wir abermals hier eingerückt und habe ich mich in der Wohnung eines Bruders, der jetzt auch *vor* ist, einquartirt und seit 14 Tagen zum ersten Mal die Wohlthat eines guten Bettes empfunden. Augenblicklich bin ich bei einem Besatzungs-Bataillon. Doch werde ich dieser Tage versetzt und vielleicht gelange ich noch zu unsern Vorposten, wenn Alles so geht, wie ich will. In den Reihen von Männern, die alle Gut und Blut so freudig daransetzen, wie es wohl in ganz Deutschland der Fall ist, vergisst man seine eigenen Angelegenheiten. Wenn man unsere Männer so in Masse zusammen sieht, so kräftige Gestalten und so intelligente Bürger, dann kann man unmöglich glauben, dass wir je einer andern Nation unterliegen könnten. Zu bedauern ist es nur, dass das Blut, was auf unserer Seite vergossen wird, so ungleich edler ist, als das unserer Feinde. Was man bei den durchgehenden Verwundeten-Transporten, die nur

zu zahlreich sind, von Franzosen sieht, zeichnet sich äusserlich entweder durch Gemeinheit, Erbärmlichkeit oder Stumpfsinn aus. — . . .

*Als Postskriptum:* Meine Adresse: Unteroffizier v. Marées, Comp. Besatzungs-Bataillon Nr. 29, Cöln, oder auch p. a. Kammerpräsident v. M., Coblenz, Rheinstr. 7.

### 41

*An Konrad Fiedler.*

Cöln, den 23. August 1870.

. . . . . Vor einigen Tagen hatte ich mich freiwillig zur mobilen Feldarmee gemeldet und war schon zum 74. R. (das mit am meisten gelitten hat) designirt; da ich jedoch für das Tragen von Gepäck u. s. w. nicht fähig bin, musste ich davon abstehen. Jetzt habe ich wenigstens den Vortheil, Offiziersdienste zu thun, welches für mich von grossem Werth ist, indem ich dadurch von Gewehr und Tornister befreit bin und bezüglich der Quartiere grössere Berücksichtigung finde. So lassen sich etwaige Strapazen doch leichter ertragen.

Im Uebrigen bekommt mir das Soldatenleben recht gut; der fortwährende Aufenthalt in frischer Luft stärkt. — . . .

### 42

*An Konrad Fiedler.*

Cöln, 11. Sept. 1870.

. . . . . Mein Bataillon hat die angenehme Aufgabe 10,000 Kriegsgefangene auf der Wehner-Heide zu bewachen. Uebermorgen muss ich dorthin. Es ist dort ein Hüttenlager aufgeschlagen. Das wird ein langweiliger und auch strapaziöser Dienst sein. — . . .

### 43

*An Konrad Fiedler.*

Wehner-Heide, 21. Sept. 1870.

. . . . . Seit 8 Tagen befinde ich mich jetzt hier. Auf dem Hierhermarsch eskortirten wir 2600 Mann Franzosen aller Truppengattungen. Hier angelangt bekam ich sofort die Aufgabe, aus 300 M. derselben eine Compagnie zu rangiren, sie in eine Zeltreihe zu vertheilen, kurz dieselben in jeder Weise zu ordnen und für sie zu sorgen. 4 Tage lang hatte ich so nach und nach 900 Mann in Ordnung zu bringen, nur von 2 Mann unterstützt. Während dieser Zeit lag ich in einem Leinenzelt im Gefangenenlager selbst. Es herrscht da ein buntes Leben; wir haben allein 1000 Turcos. Die ganze Zahl der hier Lagernden sind wirklich 10,000. Am Sonntag war Hochamt, im Freien natürlich: ein seltsamer Anblick, alle diese Unüberwind-

lichen auf dem Felde knieend, von Wachen umgeben, zu übersehen. Im Ganzen sind die französischen Soldaten wirklich sehr folgsam, wenn sie auch von unserer Manneszucht keine Ahnung haben. Namentlich bemühen sich die Elsässer, möglichst dienstwillig zu erscheinen. Die Meisten sind froh, dem Kriegsschauplatz entrückt zu sein.

Jetzt liege ich wieder bei meiner Compagnie in einer Strohbaracke; trotzdem ich die meisten Nächte vor Kälte nicht schlafen konnte, befinde ich mich doch körperlich sehr wohl. Der Tisch, den wir führen, ist sehr einfach, doch genügend. Vor allen Dingen wird für den Humor fortwährend Nahrung geliefert und Das hält einen noch am Leben. Die schlimmste Seite bleibt immer die, dass es an wirklich gebildeten Menschen fehlt.

Da mir nun alle Hoffnungen auf eine ehrenvolle Weise am Krieg Theil nehmen zu können, fehlgeschlagen sind und unerfüllt bleiben, wünsche ich nichts sehnlicher, als einen baldigen Frieden. Einen Tag scheint er nahe zu sein, den andern scheint er sich noch bis in unberechenbare Zeiten aufschieben zu wollen. Gebe der Himmel, dass wir uns bald gesund wiedersehen können. — . . .

## 44

*An Konrad Fiedler.*

Coblenz, 5. Okt. 1870.

Lieber Fiedler!

Endlich hat man Gerechtigkeit an mir geübt; ich bin entlassen. Vorgestern hatte ich noch die Lagerwache auf der Wehner-Heide. Merkwürdig war, dass für dieselbe Nacht das Wort „Hans“ als Feldgeschrei ausgegeben war und der mich ablösende Wachthabende den Familiennamen „Hans“ trug.

Für die Zukunft werde ich nun wohl aller Militärgeschichten enthoben und frei wie andere Menschen sein. Ich kann Ihnen sagen, dass mir die letzten 2½ Monate nicht leicht gewesen sind; weniger der kleinen Mühseligkeiten, die stets mit dem Soldatenleben verbunden sind, wegen, als vielmehr durch das fortwährende tägliche, stündliche moralische Spiessruthenlaufen.

Uebrigens hat das dreiwöchentliche Bivouak mich ausserordentlich gestärkt und abgehärtet. Nun, das wäre jetzt Alles abgemacht. Jetzt treten nun wieder die Sorgen des alltäglichen Lebens an mich heran und zwar im dicken Schwalle. Hier in dieser Soldaten- und Offiziersstadt komme ich nicht zum Ueberlegen, zum ordentlichen Denken. Hier in der Heimath fühle ich nur, dass ich heimathlos bin. Eine gute Dosis Muth und Unerschrockenheit, das ist das Kapital, mit dem ich mich auf's Neue in das Schiff meines Berufes wage. Zunächst und vor Allem möchte ich Sie, lieber Fiedler, sehen und sprechen und Ihnen danken für die Freundschaft, die Sie mir so beständig bewahrt und erwiesen haben. Schreiben Sie mir bitte bald, wo Ihnen das am bequemsten und gelegensten sein würde. Ich warte hier nur noch den Besuch und das Wiedersehen eines von Ostindien angelangten Bruders ab: dann will ich weiter. Bis zum nächsten Dienstag denke ich hier zu bleiben. — . . .

## 45

*An Konrad Fiedler.*

Coblenz, 9. Okt. 1870.

Er meldet sich bei Fiedler in Leipzig für den 12. an.

## 46

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 25. Okt. 1870.

Sie werden vielleicht schon selbst in der Kreuzzeitung gelesen haben, ein wie hartes Loos meinen armen Bruder betroffen hat [1].

Ich weiss noch nicht in welcher Weise ich demselben beistehen muss, ich erwarte auf meine telegraphische Anfrage noch die Antwort. Ehe ich über das Schicksal meines Bruders nicht in Gewissheit bin, kann ich, wie Sie wohl denken können, meine eigenen Angelegenheiten nicht betreiben.

Bis jetzt wohne ich noch Hôtel du Saxe, Burgstrasse. Erfordern die Umstände meine Abreise, so werde ich es Ihnen mittheilen.

Ihr treuer H. v. Marées.

[1] Georg wurde durch eine Granate ein Bein zerschmettert.

## 47

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 27. Okt. 1870.

Ist in Unruhe, weil er keine Nachrichten von seinem Bruder erhält. Auch von Hildebrand hört er nichts.

## 48

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 1. Okt. (muss heissen November) 1870.

. . . . . Ich darf nun auch wieder an meine eigenen Angelegenheiten denken. Ich habe Ihnen, glaube ich, mitgetheilt, dass ich das von Hildebrand für mich gemietete Atelier von Ewald, den Sie auch kennen gelernt, besetzt fand. — . . . Ein anderes, freilich weniger gut gelegenes werde ich vielleicht heute noch bekommen. Es ist hier eine rechte Ateliernoth.

Die Ausstellung hat wenig Bedeutendes, viel Geschmackloses dagegen aufzuweisen. Was man auch über Feuerbach sagen mag, den meisten dürfte man die künstlerische Potenz wünschen, die auch in diesen Sachen vorhanden ist.

Wenn die Leute das Gute sehen wollten und könnten, so würde Alles besser stehen. Menzel ist ein sehr respectabler Künstler und manchen seiner Werke kann ich meine Bewunderung nicht versagen. Knaus ist recht schwach geworden.

Von vielen meiner Collegen bin ich freundschaftlich und zuvorkommend empfangen worden; ich habe unter denselben mehr alte Bekannte und Genossen als ich dachte[1]. Es wäre nicht so ganz unwahrscheinlich, dass ich mir hier nach und nach einen wünschenswerthen Wirkungskreis verschaffte. — . . .

[1] Unter anderen war Schlösser und Marbach in Berlin. Marées meint hier aber wohl Kollegen aus dem Atelier Steffecks wie den oben erwähnten Ewald.

## 49

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 15. Nov. 1870.

Lieber Fiedler!

Endlich nach langem Suchen und Umhertraben habe ich ein Atelier gefunden und zwar in der Behrenstrasse 59, Hintergebäude 2 Treppen. Der hier bekannte Portraitmaler Lauchert hat viele Jahre darin gehaust. Ausser dem geräumigen Atelier habe ich noch vier Räume, so dass ich mich mit Hildebrand zusammen recht gut einrichten kann. Da auch der Hausbesitzer, wenn auch Jude, doch ein recht anständiger Mann zu sein scheint, so gebe ich mich der Hoffnung hin, hier endlich mal für längere Zeit zur Ruhe zu kommen. Hoffentlich wird nun die Maschine, einmal in Gang gebracht, durch die Umstände nicht wieder so bald in's Stocken kommen.

Hildebrand hat gestern seine Skizze zur Figur begonnen. — . . . Die ersten 8 Tage werden für mich jetzt im Einrichten, Meublieren u. s. w. vergehen. Dann aber in's Geschirr. — . . .

## 50

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 8. Dez. 1870.

. . . . . Wenn der infame Krieg doch endlich vorüber wäre. Man kommt nicht aus dem Provisorium heraus. Auch für mich ist die Gefahr einer nochmaligen Einberufung noch nicht ganz verschwunden. Allmälig komme ich wieder in die Arbeit hinein. Man'a mano. Aller Anfang ist schwer. Namentlich hier sich aus der kahlen Prosa der Umgebung in das Gebiet hinaufzurücken, wo einem die Muse wieder zulächeln kann. Ich denke einen gesunden guten Weg einzuschlagen, der mich in Bälde einem respectablen Ziel zuführen wird. Allerdings muss ich mich innerlich sehr zur Geduld zwingen, damit ich im Handeln ruhig und überlegt sein kann.

Ehe der Rahmen nicht hier ist, lässt sich über Ihr Bildniss das Weitere noch nicht besprechen[1]. Hildebrand hat eine Skizze für eine Broncefigur begonnen, in der Intention einfach und ausführbar nach meiner unmassgeblichen Ansicht[2]. — . . .

[1] K 141.

[2] Der trinkende Knabe, wurde von Fiedler bestellt. Die Bronze im Besitz der Frau Hofkapellmeister Mary Balling, Partenkirchen (Nachlass Fiedlers).

## 51

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 18. Dez. 1870.

. . . . . Hildebrand[1] wird möglicher Weise über Leipzig zurückkehren. Ich weiss natürlich nicht, wie Sie über seine Skizze denken[2]. Dass er jedoch fast ein Jahr zur Ausführung derselben zu verwenden gedenkt, fordert um so mehr dazu auf, dieselbe als solche zu betrachten. Sein Schäfer[3] steht in meinem Atelier und ist mir sehr lieb geworden; er besitzt Eigenschaften, die bei modernen Plastiken selten vorzufinden sind. Bei mir hier ist es, wenn auch gerade nicht comfortabel, doch behaglich, ein Glück, was mir seit vielen Jahren nicht zu Theil geworden ist und welches seine guten Folgen haben wird. Gelingt es mir, und warum sollte es nicht, klug, überlegt und ruhig mit mir selbst, meinem Handwerk und mit Anderen zu verfahren, so wird sich sicherlich mein Loos auch normaler wie bisher gestalten. Meine ganzen Pläne indessen, die nota bene nicht gemacht sind, müssen mit der Malerei sich weiter auswachsen. Ich komme nach und nach wieder hinein. Es scheint mir schliesslich ein Vortheil zu sein, in einer Umgebung zu leben, die nicht zur fortwährenden Beobachtung des aussenstehenden u. s. w. auffordert; namentlich für mich. Jedes Ding hat seine Zeit. Ich schäme mich, dass ich die Ihrer Frau Mama und Frau Schwester versprochenen Bildchen noch nicht gemacht habe[4]; wenn Sie indessen bedenken, dass es noch kein Monat ist, dass ich häuslich eingerichtet bin, so könnte mich das vielleicht entschuldigen. Eines habe ich indessen angefangen[5]. Es ist eben wirklich nicht leicht so in verschiedenen Verhältnissen und Zuständen herumgeworfen, wieder recht in Schuss zu kommen. Auch sind gerade diese Tage jetzt unglaublich kurz und manchmal dunkel.

Uebrigens bin ich auch von einigen Zahn-, Kinnladen- und Ohrenschmerzen heimgesucht, glücklicher Weise nur am Abend und Nachts.

Meinem älteren Bruder geht es immer besser, doch wohl nicht so schnell mit der Heilung seiner Wunden, als es anfänglich schien. Mein jüngerer Bruder soll sich bei Amiens besonders ausgezeichnet haben, indem er einen Eisenbahnwall und Bahnhof mit seiner Compagnie stürmte und zwar vermittels Bajonett und Kolben, und darauf die vom Blutbade verschonten Offiziere und Mannschaften des Gegners zu Gefangenen machte. Beide Brüder haben schon seit längerer Zeit das eiserne Kreuz erhalten. — . . .

Es ist Mitternacht, darum mein kunterbuntes Schreiben, und nebenbei merke ich noch, dass es im anliegenden Atelier spukt. Vielleicht der Geist des Portraitmalers Lauchert, der 8 Jahre hier gehaust hat. In dem Atelier des römischen Bildhauers Achtermann pflegten die lieben Engelein Nachts dessen Arbeiten weiter zu führen; mir wäre es nicht unangenehm, wenn der Geist eines Malers wenigstens meine Leinwand grundieren möchte. — . . .

---

[1] War über Weihnachten nach Jena zu den Eltern gereist.

[2] Siehe den Brief an Fiedler vom 8. Dezember.

[3] Tonmodell.

[4] Sind vermutlich nie entstanden.

[5] Vermutlich das in dem Brief an Fiedler vom 29. Januar 1871 erwähnte Bild in Längenformat.

52

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 24. Dez. 1870.

Meldet sich für den nächsten Tag in Leipzig an.

53

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 31. Dez. 1870.

Meldet, dass er wiederum einberufen sei und morgen oder übermorgen abreisen werde.

54

*An Adolf Hildebrand.*

(Ohne Ort, Berlin), den 31. Dez. 1870.

Mein lieber Hildebrand!

Vielleicht sehe ich Dich nicht mehr. Ich bin einberufen. Ich bitte Dich, alles meinige als Dein gehörig zu betrachten und jedenfalls wohnen zu bleiben. Du wirst das thun, und so werden wir uns, wenn es der Schickung gefällt, froh wieder vereinen können. Mein junger Bruder ist auch, zum zweiten Mal verwundet, nach Coblenz gekommen. Du nimmst mir meine wenigen Zeilen nicht übel, ich bin noch ganz kalt von der Reise von Leipzig hierher. Den Tischler-Kontrakt liess ich in Deiner Hand. Meine besten Grüsse Deiner werthen Familie.

Dein treuer Hans v. Marées.

55

*An Konrad Fiedler.*

Coblenz, 11. Januar 1871.

. . . . . Morgen oder übermorgen werde ich in Begleitung meines amputierten Bruders nach Berlin zurückkehren. — . . .

56

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 15. Januar 1871.

Meldet, dass er gestern angekommen sei.

## 57

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 18. Januar 1871.

Mein lieber Fiedler!

Soeben erhalte ich einen Brief von der Mutter Hildebrands, in welchem dieselbe mir mittheilt, dass der arme Kerl vor 4—6 Wochen kaum hierher zurückkehren kann. In Folge der Diphtheritis hat sich nun ein Glieder-Rheumatismus eingestellt. Auch ist er noch nicht in der Lage, selber schreiben zu können. Doch scheint er entschieden auf dem Weg zur Besserung zu sein.

Mein Bruder wohnt bei mir; ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, dass unsere Reise ohne Unglück von statten gegangen ist. Es ist rührend anzusehen, mit welchem Humor derselbe sein hartes Loos erträgt. Die ersten Wochen werde ich natürlich meine Zeit ihm hauptsächlich widmen müssen. — . . .

Würden Sie wohl die Güte haben, mir das Maass für das behagliche Bild gelegentlich zuzusenden, damit ich wenigstens auch dafür Leinwand bestellen und Plan machen kann. Die Grösse ohne Rahmen, wenn ich bitten darf. — . . .

## 58

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 20. Jan. 1871.

. . . . . Hildebrand fehlt mir sehr, um so mehr als ich doch durch den augenblicklichen Zustand meines Bruders sehr gebunden bin, und auch einigermassen gehindert in künstlerischer Thätigkeit. Das Gefühl, dem Letztern jetzt wenigstens von Nutzen sein zu können, beruhigt mich nicht wenig. — . . .

Ich lese jetzt Strauss' Voltaire und finde das Buch vortrefflich. — . . .

## 59

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 29. Jan. 1871.

Lieber Fiedler!

Capitulazione di Parigi finalmente! Nun wird hoffentlich der ganze Schwindel bald vorbei sein. Verzeihen Sie, dass ich jetzt erst Ihren Brief beantworte.

Von Hildebrand habe ich zwar Nachrichten, aber noch immer nicht die erwünschten.

Auch muss ich Sie um Verzeihung bitten, dass ich jetzt noch nicht an den für Sie bestimmten Bildern gemalt habe. Ich bin wirklich durch die Anwesenheit meines Bruders doch mehr gestört wie ich dachte; ich habe mich allerdings dadurch revanchiert, dass ich ihn gemalt habe[1]. Nach Rom habe ich geschrieben. Ich habe für das Bild das Längenformat gewählt[2]. — . . .

---

[1] K 159.

[2] Entweder Römische Vigna K 155 oder Villa Borghese K 156, wahrscheinlich das erstere.

## 60

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 25. Febr. 1871.

Mein lieber Fiedler!

Mit Hildebrand, dem armen Kerl, scheint es noch immer nicht so recht gut zu gehen. Die letzten Nachrichten erhielt ich von Mr. Grant, nach welchen er noch nicht so weit hergestellt war, Briefe lesen oder schreiben zu dürfen. Doch scheint keine Gefahr mehr vorhanden zu sein.

Ihren Gedanken u. s. w. ausgedrückt in Ihrem letzten Briefe, kann ich nur Beifall spenden, so wie ich auch glaube, dass man nicht oft genug sich das vor Augen halten kann, was sich von selbst versteht. Wie Wenige thun doch das, was sich von selbst versteht. Z. B. Freund Marbach: derselbe scheint mir im Gegentheil, Alles zu unterlassen was sich. — . . . Der Arme hat eine fortwährende Furcht, dass er sich selber nicht gescheidt genug vorkäme; wenn er sich nicht aus diesem Stadium herausarbeitet, so wird er *nie* etwas Erquickliches leisten. Ueberhaupt wer nicht über die Grossmannssucht hinauskommt, wird in Kunst und Litteratur nur, wenigstens auf die Dauer Untergeordnetes produzieren.

Ich bin nicht faul gewesen und doch habe ich gerade auch nicht viel zu Wege gebracht. Ein Kniestück meines Bruders[1], in Landschaft so einigermassen zusammengemalt, das allerdings meine Collegen so ziemlich in Erstaunen setzt, was indessen gar nichts sagen will, da ich zu genau weiss, wo es noch hapert. Eine Leinwand für Sie habe ich auch etwas unter den Händen gehabt: es sollen kleine Figuren darauf kommen wie es sich für das Lokal ziemt[2]. Vielleicht werde ich etwas Erträgliches zu Wege bringen. Genug: ich komme — und das ist die Hauptsache — so nach und nach in Ordnung, so dass ich Virtuos und Instrument zu gleicher Zeit sein kann: von schüchternen Accorden nach und nach durch anmuthige Melodien in die richtige volle Kraft und Energie und mit Hilfe des Schicksals zu einem glücklichen wünschenswerthen Finale. So sollte es sein, doch sieht das blöde menschliche Auge oft nicht weit, und man rennt eher mit dem Kopf an die Glasscheibe, als man glauben möchte. Das Beste bleibt immer auf Alles gefasst zu sein.

Wie sehr ich mich auf Ihre Hierherkunft freue, brauche ich nicht weiter zu versichern. Schreiben Sie mir nur ja den Tag Ihrer Ankunft. — . . .

[1] K 159.
[2] Wohl Villa Borghese K 156.

## 61

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 1. März 1871.

Lieber Fiedler!

In allergrösster Eile die Nachricht, dass ich ein Zimmer im Hotel Petersburg für Sie bestellt habe. Wenn Sie mich nur freundlichst benachrichtigen wollten, mit welchem Zuge Sie kommen. Hildebrand geht es noch recht schlecht, seine Mutter hat mir geschrieben.

Mein Bruder ist abgereist. — . . .

62

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 29. März 1871.

Mein lieber Fiedler!

Soeben habe ich Ihren Brief nebst Einlage erhalten. Ihrer Grossmuth und Ihren herzstärkenden Worten entsprechend zu handeln werde ich mich bemühen; darum gedenke ich mich Ihnen gegenüber nicht in Worten zu ergehen, um so mehr, da so oft das ausgesprochene Wort der nachfolgenden Handlung schadet. Nur muss ich sagen, dass Sie mich ganz glücklich machen, doch auch das Glück muss man mit Mässigung ertragen, dann kann man es wohl zu einem guten Ende bringen.

Bis Ostern kann ich wohl Ihr Portrait in Stimmung gebracht haben. Es ist immerhin noch ein ganz nettes Stückchen Arbeit. — . . .

63

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 10. April 1871.

Mein lieber Fiedler!

Ihr freundlicher Festgruss hat mir den Ostertag wirklich zum Festtage gemacht. Ich bin nicht nach Leipzig gekommen, wie es allerdings meine Absicht war, weil ich mit meiner Arbeit nicht so weit vorgeschritten, als ich wünschte. Jedoch habe ich Hildebranden, dem es nun schon viel besser geht (er hat mir selbst geschrieben), versprochen, ihn mit Beginn der nächsten Woche zu besuchen, und das würde ich dann mit Leipzig verbinden und mir erlauben, Sie von meiner Ankunft zu advertiren.

Ich bin wohl ziemlich fleissig gewesen, wenn auch nicht übertrieben, habe auch Ihr Bild in mancher Hinsicht gefördert. Mir fallen täglich einige Schuppen von den Augen und wenn das allerdings auch nicht vollständig auf die zunächst unter der Hand liegenden Arbeiten angewandt werden kann, so ist es doch ein Sporn, auch das einmal Gegebene, so gut wie möglich zu Ende zu führen. Es ist das doch schon tröstlich und wie mir scheint ein grosser Gewinn, dass ich weder rechts noch links zu sehen brauche, sondern in mir selbst das Fundament und Material trage, aus dem sich etwas gestalten muss. Das Schwierigste bleibt immer das Abwarten: ich ersehne nichts mehr als den Moment, wo Vorstellung und Darstellung in Eins zusammenfliessen, doch weiss ich, dass das noch einige Zeit braucht. Das sehe ich voraus, dass der Lohn grösser ist, als die Mühen, wenn man bis zum allerletzten Ziele hinarbeitet, ohne Halt oder gar Kehrt zu machen. Und auch moralisch würde der Gewinn ungemein gross sein, denn alle persönlichen Empfindlichkeiten, Ehrgeiz u. s. w. sind ja nur ein Ausfluss des Gefühles, dass man sich selbst sein Recht nicht hat zukommen lassen. Wenn überhaupt nur Alle, die sich mit irgend einer Kunst befassen, immer festhielten, dass ihre ganze Aufgabe darin besteht, den Mitlebenden die Freude und den Genuss am Bestehenden zu erleichtern,

nicht aber ihr eigenes Ich zur Geltung zu bringen. Letzteres müssen die Werke durch ihre Vortrefflichkeit leisten.

Doch will ich meiner Weisheit nicht den Zügel weiter schiessen lassen, da ich sehe, dass ich doch das hundert Mal gesagte nur wiederhole und Ihnen vor allen Dingen gar nicht zu sagen habe, was Sie wissen. Doch der Mensch ist einmal so, dass er Alles, was er gewöhnlich verschweigen muss, dem theilnehmenden Freunde immer wieder vorquatscht. Entfliegen Sie mir nicht, ehe Ihr Bild fertig ist, was bald der Fall sein soll[1].

Das kleine Bild hat nun auch seinen Rahmen[2], doch habe ich noch nicht wieder daran gearbeitet.

Hoffentlich haben Sie die Feiertage vergnügt zugebracht. Also auf baldiges Wiedersehen

Ihr treu ergebener

Hans v. Marées.

[1] Das Bildnis Fiedlers, K 141.
[2] Wohl Villa Borghese K 156 oder Römische Vigna K 155.

## 64

*An Adolf Hildebrand.*

Berlin, den 24. Mai 1871.

Ins Museum bin ich bis jetzt nicht gekommen. Ich habe gar keinen Drang, zu sehen, sintemalen ich in der Verdauung begriffen bin.

Was meinen Cadaver anbelangt, so wünsche ich den allerdings mehr meinen Feinden, als mich selbst mit diesem obstinaten Gesellen herumzuschleppen. Wenn ich diesen Burschen nicht mit einer Zärtlichkeit behandle, die er gar nicht verdient, so macht er sich gleich mausig. Ueberhaupt scheint es wieder einmal mein Loos zu sein, dass ich immer erst durch meine Mängel auf meine wenigen besseren Eigenschaften gebracht werde. Dieser Kampf wird wohl erst mit dem Leben ein Ende nehmen, und es ist ein harter und saurer, aus eigener Kraft der eigenen Schwäche Herr zu werden. Und doch möchte ich wohl manchmal so alt wie Methusalem werden, denn die Zeit eilt dahin und ein guter Gedanke ist eine Seltenheit, und noch seltener ist ein solcher zum Ausdruck gebracht. Doch das ist nun einmal so, und man muss bei alledem frohen Muth und Unverdrossenheit bewahren.

Grant[1] sehe ich öfter und lerne ihn schätzen; er ist nur zu gutmüthig, so dass man sich in seiner Gegenwart so schlecht wie möglich machen möchte, damit er einen nicht zu gut beurtheilt. Marbach lasse ich ein bischen zappeln, wodurch er sich sehr bessert, da er vorsichtig ist. — . . .

Mache vor allen Dingen, dass Du bald wieder ganz gesund bist, damit man wieder an's gemeinschaftliche Arbeiten denken kann. — . . .

[1] Charles Grant, Lehrer Hildebrands, englischer Dichter. Siehe Bd. I und Bd. III, Anmerkung.

65

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 28. Mai 1871.

Mein lieber Fiedler!

Es freut mich ungemein Sie wieder in Deutschland und nahe zu wissen, ebenso der glückliche und amüsante Verlauf Ihrer Reise. Noch mehr freue ich mich auf Ihre Hierherkunft und das Zusammensein mit Ihnen. Die Woche nach der Pfingstwoche ist mir die passendste.

Auch in mir erwecken die schönen Tage eine Sehnsucht nach dem Plätschern der römischen Brunnen und Fontainen und nach der glänzenden Fläche des Meeres. Doch sind Sie erst hier, so bin ich wenigstens halb dort. Sonst geht es leidlich. Hildebranden fand ich besser, als ich vermuthete; ich hielt mich einige Tage in Jena auf. — . . .

Soeben ist auch mein kleines Selbstportrait[1] von Rom angelangt; ich werde nun sehen, ob es nicht gar eine Selbstbefleckung ist; es ist noch auf dem Steueramt. Nun denn auf baldiges und frohes Wiedersehen hier in der Kaiserstadt.

Paris ist furchtbar; glücklicher Weise ist die Galerie gerettet. Aber welch ein Beleg für die Fortschritte des 19. Jahrhunderts! — . . .

[1] Sehr wahrscheinlich das Selbstbildnis mit dem Auge K 144.

66

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 1. Juni 1871.

. . . . . Mir geht es soweit gut, hier und da muss man sich überzeugen, dass und ob man noch Culjoni habe, denn das rompere i culjoni, einer der richtigsten Ausdrücke Feuerbachs, ist hier an der Tagesordnung, und wenn die Natur nicht hier und da mit greller Beleuchtung dazwischen führe, so würde man, ehe man sich's versieht, zum Schlappschwanz geworden sein. — . . .

67

*An Adolf Hildebrand.*

Berlin, 24. Juni 1871.

. . . . . Die Einzugsfeierlichkeiten brachten einige Abwechslung in mein monotones Dasein, denn monoton ist es. Meine gute oder schlechte Natur brachte mich dahin, eines schönen Tages so ziemlich alle Familienverbindungen unwiederbringlich abzubrechen; man lebt eben, oder ich in einem beständigen Zwiespalt; es wird mir verdammt schwer, so rein meiner Sache zu leben, wie es nothwendig ist, und thue ich das nicht, so bin ich erst recht unglücklich. Ohne Anregung von

aussen ist man allerdings so leicht geneigt, sich hängen zu lassen. Doch das Schwerste bleibt immer, sich selbst zu überwinden, und ohne das wird man ein anständiges Ziel nie erreichen. — . . .

Die dekorativen Figuren von Begas waren übrigens nicht besonders; doch kann man unter solchen Umständen nicht viel verlangen und hat kein Recht, besondere Anforderungen zu machen. Das Friedr. Wilh. III. Denkmal ist auch enthüllt, gewiss mit dem besten Streben gemacht, aber nicht erheiternd. Und das soll alle Kunst unter allen Umständen sein.

Wird endlich einmal das Wetter schön, so wäre es nicht unmöglich, dass Fiedler und ich einmal durch Cöstritz kommen; ich habe ein grosses Verlangen nach Natur, d. h. Sauerstoff. — . . .

Diese ewige Dunkelheit, angewiesen auf die monotonen Strassen Berlins, kann einen zur Verzweiflung bringen. — . . .

### 68

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 4. Juli 1871.

. . . . . Mir sind die Einzugstage nicht besonders bekommen. Doch hat sich bald wieder eine rechte Malstimmung eingestellt und ich bin fleissig gewesen und bin es noch. Bald hoffe ich alle Schwerfälligkeit los zu sein, die bei mir allerdings mehr eine Folge von Hypochondrie, als Ungeschicklichkeit ist. Dass es so schwer ist, sich von Uebeln, schlechten Angewohnheiten u. s. w., die man doch recht gut erkennt, zu emancipiren.

Fastenrath, in seiner Eigenschaft als andalusischer Sänger, ist Ehrenbürger von Sevilla geworden. — . . .

### 69

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 13. Juli 1871.

. . . . . Dass Frau K.[1] für Ihr Bild schwärmt, ist recht schön von ihr, doch offen gestanden, ärgert es mich nachträglich ein wenig, mein bis jetzt noch ungeweihtes Heiligthum geöffnet zu haben. Man kann nicht vorsichtig genug sein, wenn man durch seine Werke Theilnahme erzwingen will. Alles Verfrühte, nicht durch und durch Gereifte erregt ein Vorurtheil zu Ungunsten des Künstlers, was dann auch durch's Beste schwer auszurotten ist. Meine Vergangenheit sowohl als jetzige Lage nöthigen mich, nur reife Früchte darzubieten. Meine ganze Art und Bestrebung sind lächerlich, wenn sie nicht durch Vollendung gekrönt werden.

Wie ich schon oft gesagt, es ist nur ein kleines gewisses Etwas, welches den Unterschied des Guten und Mittelmässigen ausmacht. Es handelt sich darum

[1] Frau Irene Koppel.

Berlin, den 1. Jan. 1872.

Frau Präsidentin!
Hochzuverehrender Herr [illegible]!

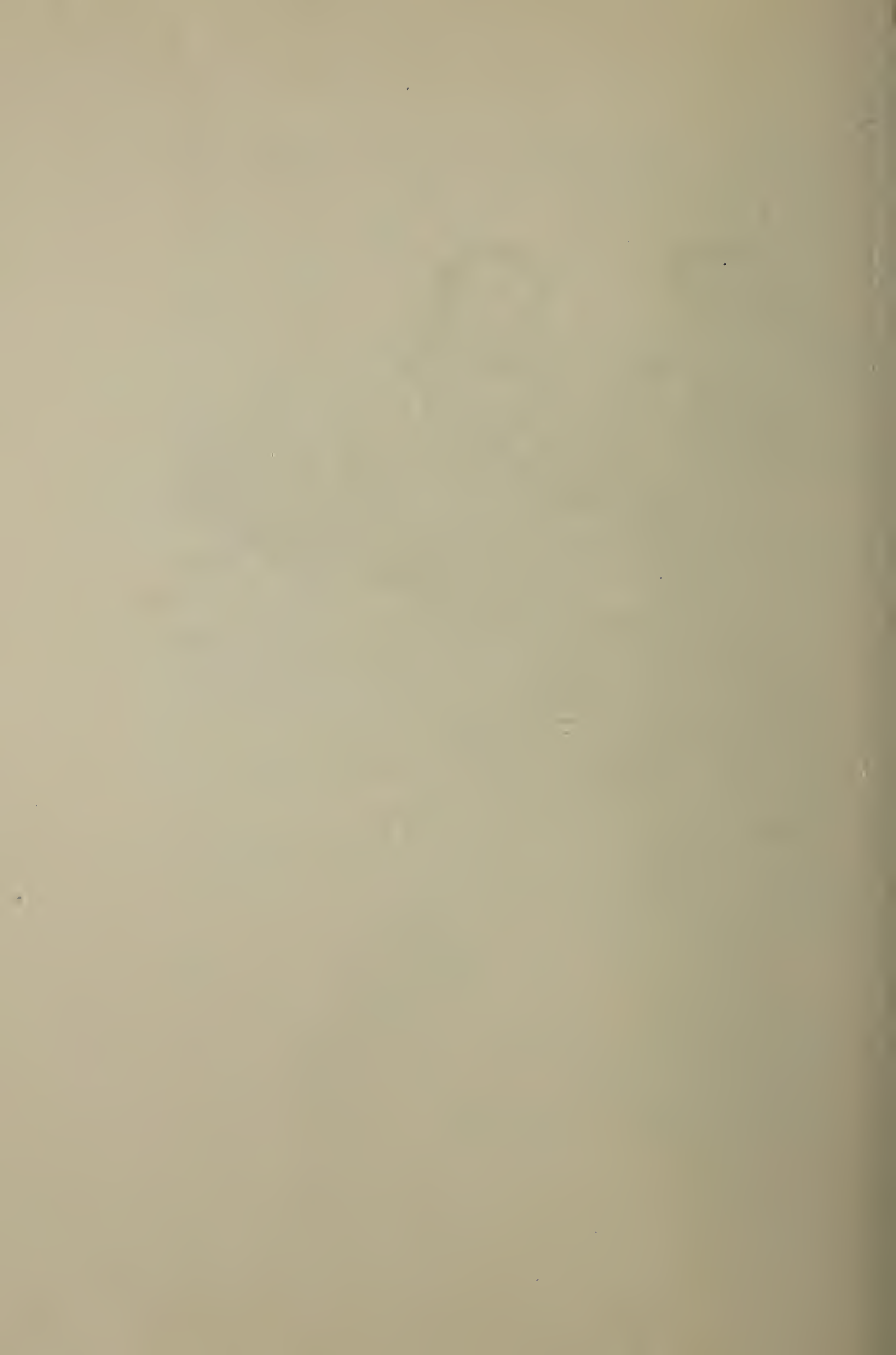
Obgleich ich Ihnen viel lieber münd-
lich zum neuen Jahre gratulirt hätte,
so sind doch meine schriftlichen Glückwün-
sche, so schlecht sie auch geschrieben sind
nicht weniger herzlich. Vor allen Dingen
wünsche ich Ihnen, daß dieses neue
Jahr für Sie das allerlängste, aber
nicht langweiligste sei, durch Kürze
zum Verweilen einladend u.s.w. Da
ich als bekannter Egoist doch auch von
der Erfüllung dieses Wunsches profitiren
werde, so können wir, da doch im nor-
malen Zustande Alles crescendo geht
~~und~~ bei dauernder Jugend eines unsterb-
lichen Lebensalters gewiß sein.

Ein kleiner schöner Exercierplatz würde
dazu auch nicht ohne Nutzen sein. wahr-
scheinlich an Stelle des früheren Obst- u. Gemüse
gartens.
Mit einer kleinen bitte wage ich es Dir
zu belästigen. ich will nicht weitschwei-
fig sein.

Hoffentlich werden Sie das alte Jahr
in der besten Weise u. vergnügt beschlos-
sen haben, mit allen Dingen bei gutem
Wohlsein.
Im Laufe dieses Monats werde ich mir
erlauben an Ihr Urtheil bezüglich
der Teufelsmaschine zu appelliren.

Zum Schluße ersuche ich Sie noch auch

und [illegible] um meine besten Neujahrswünsche zu übermitteln. In der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens verbleibe ich wie immer ganz gehorsamst



das genau zu treffen und festzuhalten. Uebrigens wird es sich wahrscheinlich noch in diesem Jahre feststellen, ob sich meine Zukunft in wünschenswerther Weise gestalten wird oder nicht.

Wenn ich wüsste, dass es Koppels Ernst war mit dem Malen der alten Frau Schaeuffelen[1], so würde ich doch einmal nach Dresden machen. Ich muss das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden suchen. Frau K. selber würde ich sehr gerne malen: weil ich weiss, dass dieselbe für mich eine Brücke zum Publikum wäre. Doch bitte ich Sie um Gottes Willen Koppels gegenüber nichts von derartigen Wünschen verlauten zu lassen[2].

Marbach werden Sie wohl schon gesprochen haben; er hat mir recht wacker zu seinem Portrait gesessen[3]. — . . .

[1] Mutter der Frau Koppel. Vgl. K 171.
[2] Am Rande mit Bleistift: Daran liegt mir sehr.
[3] K 160.

## 70

*An Adolf Hildebrand.*

Berlin, 17. Juli 1871.

. . . . . Mir wird es sehr schwer, die Folgen der Vergangenheit zu überwinden und auszulöschen, und doch hängt davon bei mir die einzige Möglichkeit einer Zukunft ab. Indessen wenn Du fortfährst mir stets als Antwort das Bulletin *meiner* Gesundheit oder Stimmung zu senden, so kann ich Dir ja gar nicht mehr schreiben; man schreibt doch mehr, um die Stimmung loszuwerden, als davon auch noch überzeugt zu werden. — . . .

## 71

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 18. Juli 1871.

Mein lieber Fiedler!

Eben erhalte ich Ihren lieben, mich wieder recht belebenden Brief. Ich mache mir selber oft grosse Vorwürfe, dass ich ein solcher alter Hypochondricus bin und damit meinen Freunden zur Last falle. Ich habe aber das eigene Geschick, dass eine jede künstlerische Phase bei mir mit dem grössten körperlichen Unbehagen, ja oft mit Schmerzen verbunden ist wie bei einer schwangeren Frau. So war ich in den letzten Tagen in einem recht unangenehmen Zustand, der mir fast das Leben zuwider machte, wenn mir nicht die Natur dabei auf's Neue näher gekommen wäre. Beruhigend wie auf den Tag das Abendsonnenlicht müssen schliesslich auch Kunstwerke im Leben wirken. Ich werde das erreichen, aber ich darf nicht von der Stange lassen und muss mein Terrain Schritt vor Schritt sichern.

Den armen Hildebrand habe ich etwas kurz angelassen, da er statt von dem zu schreiben was in und mit ihm vorgeht, mir stets von meiner Stimmung schreibt. — . . .

Mitte nächster Woche werde ich wohl Zeit haben, nach Dresden zu gehen, und werde Koppel vorher schreiben. Ich freue mich recht auf die alte Schäuffelen. Auch kann ich nicht leugnen, dass es mich freuen würde, wenn sich so nach und nach auch eine persönliche Selbständigkeit herausentwickeln würde; es ist doch absolut nothwendig, weil dadurch Selbstvertrauen und Keckheit um vieles wächst, abgesehen davon, dass sich auch die Bedürfnisse von Jahr zu Jahr steigern. . . . . . Sie wissen, dass mein Vertrauen auf Sie meine einzige, meine Hauptstütze ist, aber mir gegenüber habe ich eigentlich schon lange die gebührenden Grenzen überschritten. Doch der Tag, an dem ich mir werde sagen können, dass ich einer so edlen, wahrhaft freundschaftlichen Handlungsweise wie die Ihrige, nicht ganz unwürdig sei, wird der glücklichste meines Daseins sein, welches vor allen Dingen Ihnen sein Bestehen verdankt. — . . .

Lassen Sie sich es nicht zuwider werden, wenn ich Sie so oft aus meiner Einsamkeit mit meinem Gescribel behellige; mir ist es Lebensbedingung geworden, mich ein bischen ausquatschen zu können. — . . .

## 72

*An Adolf Hildebrand.*

Berlin, 20. Juli 1871.

Lieber Hildebrand!

Es ist so dunkel, dass man absolut nichts machen kann. Dass Du den Rüffel anerkennst, freut mich. Es liesse sich allerdings noch eine Sequenz anknüpfen. Hätte ich jemanden, der mich hie und da zurecht setzte, so wäre ich froh. Einen Grundsatz muss man, will man das ewige Leben in der Kunst gewinnen, festhalten: leben und wirken für die Freunde, arbeiten für die Widersacher oder doch die nicht Sympathisirenden. Denn nur wenn man letztere überzeugt, hat man etwas wirklich Gutes geleistet. Seine Freunde zu befriedigen ist noch lange keine Kunst: die fängt erst an, wo man die Gleichgültigen aus ihrer Ruhe aufschreckt. Gibt man zu viel auf das Urtheil der Freunde, so verfällt man leicht in Weichlichkeit und in die *Verliebtheit* gewisser Dinge, die keine allgemeine Berechtigung und Bedeutung haben. Die höchste Schwierigkeit liegt darin, auch Andere dahin zu bringen, dass sie unvermerkt Freude an dem bekommen, was einem selbst Spass macht. Das, was sich von selbst versteht, zu erkennen, heisst den Nagel auf den Kopf treffen; so lange man noch irgend unter einem Einfluss steht, wird das nicht der Fall sein. Uebrigens hat man auch nicht die Macht, das mit eigenem Wollen zu beschleunigen; die Entwickelung eines Menschen reift wie die Frucht am Baum.

Was Du über die Novellen sagst, könnte zu verschiedenen Bemerkungen Anlass geben. Dass wir an der Einfachheit und Schlichtheit der Darstellung solcher Dinge stets Vergnügen haben werden, unterliegt keinem Zweifel, aber ähnliches von unseren Zeitgenossen zu erwarten, ist, glaube ich, nicht richtig. In Dichtung und Kunst handelt es sich darum, das Bedürfniss des Publikums, wohlverstanden nicht die Anforderungen, zu befriedigen. Ein Vierzigjähriger hat ganz andere Bedürfnisse als der Zwanzigjährige. Alle wahrhaft grossen Geister sind allerdings

diesem Bedürfnisse stets zuvorgekommen, und darum wirkten sie überraschend. Auch werden die Grossen stets die nachgeborenen Geschlechter ergötzen und befriedigen, doch von ihren Vorfahren würden sie wohl schwerlich verstanden werden. Ein Wilhelm Meister würde z. B. einem Salvator Rosa sehr absonderlich vorkommen, sowie ein Rembrandt für einen Phidias ein absonderlicher Anblick sein müsste, ja schon einem Raphael. Wir müssen das Vergangene als Hülfsmittel, als Muster betrachten, um wie diese etwas zu erreichen, was *fort*wirkend ist.

In der Simplizität wirkt wohl die Macht der Kunst am reinsten; in Bildern von van Eyk kann man sagen, dass die Malerei an und für sich als solche wirkt, was der Künstler selbst hinzugethan hat, ergötzt uns wie das Thun eines unverdorbenen Kindes, und nicht mehr. In einem Rubens hingegen *bewundern* wir die Macht und Grösse des Menschengeistes, die allerdings nur durch die Erkenntniss der Kunstmittel zur Anschauung gebracht wird.

Wir leben nicht ungestört und unbeeinflusst so hin; wir sind nicht unverdorben, darum werden wir mit der Hingebung an eine Sache allein nicht gar viel erreichen; wir müssen sie beherrschen lernen, um frei und unabhängig schaffen zu können. Man sollte übrigens glauben, wir müssten das glücklichste Zeitalter haben, da keinem vorhergegangenen so viel Ergötzliches geboten war. Doch das Glück liegt nicht im Genuss, sondern in der Mittheilung desselben. Ich glaube, Du könntest aus diesen Andeutungen Nutzen für Dich ziehen, freilich ist es nöthig, bei meiner mangelhaften Ausdruckweise die Hauptsache zwischen den Zeilen zu lesen.

Ich möchte Dir überhaupt raten, mich, wenn Du an mich schreibst, nicht als den mit Obstruktionen und versetzten Winden geplagten Menschen zu betrachten, sondern als etwas beliebig Allgemeines, als eine Gelegenheit und weiteres nicht. Mir macht es wenig Spass, an meine Hindernisse, und meine Person ist das grösste, erinnert zu werden. Von einem hübschen Frauenzimmer lässt man sich schon eher am Kopf herumkrauen: das hat seine Gründe. Die persönliche Theilnahme versteht sich ganz von selbst und braucht nicht besonders betont und angedeutet werden. Du weisst ja von je, wie sehr mir banale, kameradschaftliche Verhältnisse zuwider sind, mich geradezu abstossen. Und nicht ohne Berechtigung. Mir würde es ein demüthigendes Gefühl sein, in cliquenhafter Verbindung mit irgend jemandem zu stehen, ja mich im Leisten hindern. Wenn Du, um mit Grant zu sprechen, „verstehst wie ich's meine“ und auch danach handelst, wirst Du Dir und mir nützen. Ohne Gegenseitigkeit tritt bald Erschöpfung ein. Wie eine *andere Person* denkt, ist, handelt es sich um Ideales, ganz gleichgültig: *was* sie denkt, möchte man erfahren. Man soll sich stets gegenseitig so betragen, als kennte man sich nicht; so ist eine Förderung möglich, im andern Fall stagnirt man.

Grant wird Deinen Hauswirth sprechen, da er ohnehin ein Buch im Atelier holen will. Wenn ich etwas besonderes sehe, werde ich es festhalten und Dir mittheilen. Nächste Woche werde ich nach Dresden gehen, d. h. gegen Ende derselben. Sonst gibt's nichts Neues.

Dein treuer Freund

Hans v. Marées.

### 73

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 20. Juli 1871.

Mein lieber Fiedler!

Zunächst meinen allerherzlichsten Dank für das Uebersandte. Ich beabsichtige am Donnerstag nach Dresden zu gehen; sollte sich indessen etwas dazwischenlegen, so würde ich Ihnen Mittheilung davon machen. Von Hildebrand habe ich einen recht liebenswürdigen Brief erhalten; er theilt mir mit, dass er Aussicht habe für Ihren Herrn Schwager eine Garten-Fontaine zu modellieren, was mir ausserordentliche Freude machen würde, wenn es zur Ausführung käme[1]. Bei einer solchen Gelegenheit würde Hildebrand in seine eigentliche Sphäre kommen und es würde wahrscheinlich sehr vortheilhaft auf seine Entwicklung wirken.

Sollten Sie Marbach sehen, so bitte ich, ihn schönstens von mir zu grüssen und ihm zu sagen, dass ich ihn Montag zur Sitzung erwarte; im Nichtfalle würde er in meine allerhöchste Ungnade fallen. — . . .

[1] Das Projekt kam nicht zur Ausführung.

### 74

*An Konrad Fiedler.*

Dresden, 19. August 1871.

. . . . . Ich habe die beiden Portraits[1] erst untermalt. Nun werde ich es vielleicht so einrichten, dass ich während der Abwesenheit K.'s[2] nach Crostewitz kommen werde. Doch hängt das nur zunächst von dem Fortschreiten meiner Arbeiten ab. Jedenfalls werde ich Sie vorher benachrichtigen.

In Cöln sollten Sie doch nicht versäumen, das Altarbild von Rubens[3] in Augenschein zu nehmen, wenn Sie sich überhaupt einige Stunden dort aufzuhalten gedenken. — . . .

[1] Porträts der Frau Irene Koppel und Frau Schäuffelen K 167 etc. und 171.
[2] Koppels. Sie wollten nach Oberammergau. Fiedler und Marées schlossen sich an.
[3] Kreuzigung Petri in der Peterskirche.

### 75

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 7. Oktober 1871.

. . . . . Mein Entrée in Berlin war recht melancholisch. Hildebrand fand ich in meiner Wohnung vor; er hat vor, mich für Sie auszuhauen, was ich ihm an Ihrer Stelle ausreden würde, da mir weder Gegenstand noch die Umstände dazu geeignet erscheinen[1].

[1] Das Projekt kam nicht zur Ausführung. In der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft, in Rom, hat Hildebrand ein Porträtrelief nach Marées in Marmor begonnen, aber die Arbeit aufgegeben.

Wie Sie sich denken können, beschäftigt mich die Atelierfrage sehr[1]. Die an der abgestumpften Ecke befindliche Fenstereinfassung braucht in keinem Fall mehr als 8 rh. Fuss zu betragen; eine grössere Breite wäre unzweckmässig. Für das an der Breitseite gelegene Fenster würden 6 Fuss genügen; auch braucht es nicht so hoch zu sein wie das Hauptfenster. Es wäre zu schön, wenn der Bau nun bald definitiv beginnen könnte. Nach den Erkundigungen, die ich hier eingezogen habe, dürfte sich der Kostenanschlag, die Einrichtung inclusive auf höchstens 4000 Thaler belaufen. Uebrigens scheint auch der Himmel das Unternehmen zu begünstigen.

[1] Das Atelier im Garten Koppels in der Sidonienstrasse in Dresden, das Fiedler für Marées bauen liess.

## 76

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 17. Okt. 1871.

Zunächst also die Beantwortung Ihrer Fragen. 1) Das Seitenfenster soll kein Oberlicht haben. 2) Die Fenster können 5 Fuss über dem Boden beginnen. 3) Ein Parquetfussboden ist nicht rathsam, um so weniger als ich die Idee habe, ein Podium mit Stufen in einem Theil des Ateliers anbringen zu lassen. 4) Wenn die Holzdecke erhebliche Mehrkosten verursacht bin ich für eine getünchte Decke.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken wie sehr ich mich auf die neuen Zustände freue. Nicht sowohl die Veränderung als vielmehr die sichere Aussicht mich dauernd concentriren und meine bisher so gänzlich verschleuderten Kräfte mit Umsicht verwerthen zu können und zu müssen, erfüllt mich mit Heiterkeit und Zuversicht. Um dieser Zukunft um so sicherer näher zu kommen, habe ich beschlossen, zu allen Dingen, die ich von nun an unternehme, Skizzen zu malen, da ich auf diese Weise unendlich schneller mit meinen Werken zu Stande kommen werde. So soll denn meine jetzige Thätigkeit eine vorzüglich vorbereitende sein. Eine kleine Skizze für das von Ihrem Bruder allerdings wohl nur im Scherze projektirte Bild[1] habe ich begonnen. Bei einer etwaigen Ausführung liesse sich etwas Originelles und Ueberraschendes machen.

Wenn ich sage, dass ich alles bisher Geleistete nur als provisorisch betrachte, so könnte diess allerdings auf eine grosse Unbeständigkeit schliessen lassen; jedoch wird es sich bewahrheiten, wenn ich nur einen kleinen Theil des mir vorschwebenden, erfasslichen Ideals ausgedrückt habe.

Hildebrand ist recht fleissig. Ich habe seine Brunnengruppe gesehen, die im Ganzen recht gut gedacht, doch nicht wohl ausführbar ist[2]. Ich habe ihn angeregt, eine neue Skizze zu verfertigen, und werde dieselbe heute in Augenschein nehmen.

[1] Vielleicht Philippus und der Kämmerer K 148 oder den in den Briefen vom 22. Dezember und vom 16. Januar 1872 erwähnten Albumdeckel „Canadia".

[2] Unterblieb (vgl. den Brief vom 20. Juli).

Zwei Figuren, die eine Doppelschaale tragen[1]. Ich würde den Brunnen in Sandstein ausführen lassen. Der Billigkeit halber und dann auch der für Hildebrand viel nützlicheren Ausführung wegen. Bronze ist ein so theures Material, dass ein Privatmann doch nur sehr kleine Arbeiten darin ausführen lassen kann, und die grossen alten Bäume im Garten Ihres Herrn Schwagers verlangen schon etwas Massives. —...

[1] Vgl. den Brief vom 14. November. Auch dieses Projekt, das zu einer Skizze führte, kam nicht zur Ausführung.

## 77

*An Frau Irene Koppel.*

Berlin, den 28. Oct. 1871.

Meine verehrteste gnädige Frau!

Um *Franzen* nicht in seinen historischen Vertiefungen zu unterbrechen, erlaube ich mir, mich Ihnen durch einige Zeilen bemerkbar zu machen. Durch Fiedler habe ich erfahren, dass Sie noch heitere Tage in Crostewitz verlebt haben, und hoffe, dass Sie sich auch ferner wohl befunden haben.

So wie ich denke muss Franz nun wohl seinen ersten Vortrag gehalten haben und bin sehr gespannt, zu vernehmen, wie derselbe abgelaufen ist. Sehr neugierig bin ich auch, wie Sie sich vorstellen können, auf den Verlauf der Atelierangelegenheit. Hat der Bau denn wirklich begonnen?

Um Ihnen auszudrücken, wie wohl ich mich in Dresden u. s. w. befunden habe, kann ich Ihnen nur sagen, dass mir ohne Arbeit das hiesige Dasein ganz unerträglich vorkommt; und auch diese erquickt mich wenig. Wie freue ich mich, wenn wir erst wieder gemüthlich und behaglich zusammensitzen werden, wobei ich Ihr Bildniss[1] einem wünschenswerthen, befriedigenden Ende zuführen kann.

Stern[2] hat mir vor einiger Zeit seine Oberammergau-Broschüre nebst einigen kategorischen Zahnartikeln zugesandt; ich habe ihm als fauler Briefsteller noch immer nicht geschrieben, habe aber auch den Namen seiner Strasse vergessen; vielleicht darf ich Sie ersuchen, ihm in meinem Namen auf's Beste zu danken.

Vorgestern hatte ich auch einen kleinen litterarischen Abend, wobei ich lebhaft an die, unter Ihrem hohen Präsidium[3] verlebten, gedenken musste.

Und nun, meine gnädige Frau, da ich phantasielos wie meine Umgebung nichts vorzubringen weiss, kann ich Ihnen nur noch versichern, dass mich nichts mehr erfreuen würde, als wenn ich Einiges aus Ihrem mir so werth gewordenen Kreise zu hören bekäme, und zwar nicht mit sympathetischer Dinte.

Mit der Bitte, Franzen, Ihre Frau Mama, den kleinen Siegfried u. s. w. auf's Herzlichste zu grüssen, verbleibe ich einstweilen in aufrichtigster Verehrung und Freundschaft

Hans v. Marées, Major p. p.

[1] K 167 ff.

[2] Adolf Stern, Literarhistoriker, Professor am Politechnikum in Dresden.

[3] Die Dresdner Mittwochgesellschaft (der „Vierzehner") tagte unter dem Vorsitz der Frau Koppel, die auch das Protokoll der literarischen Begebenheiten führte. Vgl. Bd. I.

### 78

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 31. Okt. 1871.

. . . . . Was Ihr Bild[1] anbelangt, so kann ich dasselbe ebensogut in Dresden wie hier fertig machen, ganz wie Ihnen das passt. Ich habe jetzt ein Portrait begonnen, das, wenn es gut wird, mir gute Dienste thun kann[2]. — . .

[1] Das Bildnis Fiedlers K 141, das noch nicht ganz vollendet war.

[2] Wohl das Bildnis des Grafen Seyssel d'Aix K 161.

### 79

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 14. Nov. 1871.

. . . . . Ich war heute bei Hildebrand um mir die für Sie bestimmte Figur[1] anzusehen. So weit mein Urtheil reicht, wird dieselbe so gut wie man sich nur wünschen kann. Wenn ich früher schon immer das Beste von Hildebrand hoffte, so kann ich jetzt darin viel weiter gehen. Ein so feines, schwindelfreies, aufmerksames Verfahren findet man nicht so leicht bei einem zweiten. Mit einem Worte, ich kann sagen, dass ich selten eine so durchaus reine Freude an einer Sache gehabt habe. Da ich weiss, dass Sie ebenso viel Theilnahme wie ich für Hildebrand besitzen, so theile ich Ihnen auch gleich mein Vergnügen mit; es ist mir das ein Bedürfniss und ich wüsste Niemanden, wenn nicht Sie, der beurtheilen könnte, was es sagen will, wenn ich mich wirklich befriedigt fühle. Der Figur entsprechend ist auch eine Skizze zum Brunnen[2]. Der kleine Kerl weiss was Kunst ist und statt viel darüber zu schwätzen, geht er mit einer Unverfälschtheit auf die Sache los, die sich sämmtliche Herren Professoren zum Muster nehmen könnten.

So viel steht fest, dass ihm seine Krankheit sehr gut bekommen ist.

Was mich anbelangt, so bin ich mal wieder aus der Stimmung gerissen worden und zwar durch die Ankunft meines Bruders, der hierher zum Neben-Etat des Generalstabes versetzt worden ist. — . . .

[1] Es ist der in dem Brief vom 8. Dezember 1870 erwähnte kleine Trinker, im Besitz der Frau Mary Balling (Nachlass Fiedlers). Damals in Gips. Hildebrand nahm ihn nach Italien mit, wo er gegossen wurde.

[2] Vgl. die Fussnote 1 Seite 54 zu dem Brief vom 17. Oktober 1871.

### 80

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 22. Dez. 1871.

. . . . . Während der Feiertage will ich zusehen, ob ich den Deckel des Canadienalbums verfertige[1]. — . . .

[1] Ist wohl nicht zustande gekommen. Vgl. auch den Brief vom 16. Januar 1872.

### 81

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 27. Dez. 1871.

Lieber Fiedler!

Das alternde Christkind bedankt sich auf's Herzlichste für die freundliche Beglückwunschsdepesche und wünscht nur, dass seine Kräfte sich immer mehr verjüngen mögen, um schliesslich auch seinen Freunden etwas sein zu können. — . . .

### 82

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 29. Dez. 1871.

Erkältung und Arbeitslust halten ihn ab, zu Neujahr nach Leipzig zu kommen.

### 83

*An Frau Irene Koppel.*

Berlin, den 1. Januar 1872.

Scherzhafte Gratulation zum neuen Jahr.

### 84

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 12. Jan. 1872.

. . . . . Hildebrand ist recht fleissig. Marbach will nun nächstens eine Szene seines Dramas, das nicht ohne Gift ist, in Prosa und in Versen vorlesen. — . . .

Was macht denn Ihr Vortrag? — . . .

### 85

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 16. Januar 1872.

. . . . . Gestern überraschte mich Hähnel[1]; trotzdem ich ihn nicht weiter als bis unter die Epidermis gelangen liess, bin ich, so unbefriedigt er auch gewesen sein mag, von seinem Besuche sehr befriedigt. Es kamen Dinge zur Sprache, wo ich fühlte, dass er mir doch deren Verständniss nicht zutraute und die ich ihm nicht zugetraut hätte. Wenn dieser Mann die wahre Ehrlichkeit und wohl noch mehr die richtige Härte besessen hätte, so müssten seine Leistungen um vieles vortreff-

[1] Der Bildhauer.

licher sein. Jedenfalls kann man viel von ihm lernen, nur muss man ihm an Selbstständigkeit auch nicht um Haaresbreite nachstehen. Letzteres, meint S., ist der dunkle Punkt bei Hildebrand. Dieser Mangel ist um so gefährlicher, als er leicht und schnell auffasst. Er erkennt bei den Dingen, mögen sie gesagt oder gemacht sein, schnell den Punkt, auf den es ankommt, er ist gleich bis hinten hin. Nun hat aber jedes Ding einen Anfang, und es ist schwer und unpraktisch, denselben im Ende auffinden zu wollen. An diesem Dilemma leiden wir alle mehr oder weniger, und dadurch entstehen dann auch Productionen, die ich hypermodern nennen möchte.

Für Hildebrand halte ich es für einen grossen Vortheil, wenn er aus meiner Nähe entfernt ist; es ist bei ihm rein Gewohnheitssache geworden und wohl auch Zuneigung, auf mich zu horchen. Das fördert ihn auf die Dauer nicht, und mir schadet es selbst. Denn ich werde dadurch so sehr zur Selbstcontrolle dessen, was ich sage, gezwungen, dass ich nach und nach zum Pädagogen würde und der Production ein Valet zurufen könnte. Darum spiele ich seit einiger Zeit den Theilnahmlosen, überlasse ihn sich selber. Wenn er mal in dubio ist, mag er sich mit Handwerksgenossen berathen. Die müssen denn doch früher oder später heran. Jedenfalls wird es für ihn gut sein, wenn er nun eine Zeitlang ohne intime Freunde lebt. Nun genug von diesem Kapitel. — . . .

Zur Canadia[1] ist mir bis jetzt noch nicht die Laune gekommen; es thut mir leid, dass es so ist, aber wer kann es ändern. Entschuldigen Sie mich darum bei Ihrem Bruder.

[1] Vgl. den Brief vom 22. Dezember 1871. Herr Dr. Philipp Fiedler erinnert sich nicht des Projektes.

### 86

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 8. Febr. 1872.

. . . . . Bei mir selbst hat sich seit einiger Zeit wieder eine recht bärbeissige Stimmung eingestellt, die mich allen Anderen wahrscheinlich sehr unangenehm macht, für mich selber aber von grossem Nutzen ist, da ich mich wiederfinde. Es ist allerdings ein rechtes Unglück, wenn man wie ich so vieler moralischer Anstrengung bedarf, um das wenige Gute, was in einem steckt, zu Tage zu fördern. — . . .

### 87

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 26. Febr. 1872.

. . . . . Ein trauriger Arbeitswinter, entweder ist mein Licht schwarz oder ziegelroth. Wie freue ich mich auf Dresden, wo ich doch der Natur und liebenswürdigen Menschen um so viel näher sein werde. — . . .

Berichtet Hildebrands Abreise nach Italien.

## 88

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 6. März 1872.

Mein lieber Fiedler!

Die Art und Weise wie Sie Hildebrand für seinen Aufenthalt in Florenz ausgestattet haben, ist ein neuer Beleg für Ihre seltene, wahrscheinlich einzig dastehende Grossherzigkeit. Die guten Eigenschaften Hildebrands, sein Talent und seine Charakteranlagen lassen fast mit Bestimmtheit erwarten, dass Ihr Thun auch bald auf erspriessliche und segensreiche Weise wirken wird.

Es ist freilich unsere Pflicht, Alles daran zu setzen, dass Sie endlich keinen Grund haben, das Gethane zu bereuen. Mein innigster Wunsch ist es, dass Sie sich einst Ihrer Schützlinge vor der Welt nicht zu schämen brauchen.

Seien Sie vor der Hand wenigstens überzeugt, dass ich das Glück, Sie zu kennen, in seinem ganzen Umfange zu schätzen weiss, so wenig ich für meine Person mich desselben auch werth machen konnte. — . . .

## 89

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 26. März 1872.

Mein lieber Fiedler!

So habe ich mich denn doch bis gestern in Dresden hinziehen lassen. — . . .

So ehren- und achtungswerth auch an und für sich eine Persönlichkeit wie St. ist, so glaube ich doch, dass derartige Naturen bei allen Unternehmungen, die einen grossen breiten Standpunkt erfordern, hinderlich sind. Mir ist das neulich recht klar geworden, als mir St. auf einem Spaziergange sein Herz ausschüttete namentlich bezüglich Koppels. Bei genauer Erwägung kann man nicht zweifeln, dass St. selbst die Ursache seiner unangenehmen Lage ist; so rein und selbstlos, wie er sich das vorreden möchte, sind denn doch seine Absichten nicht. Aus allen seinen Gesprächen geht auf's Deutlichste hervor, dass er stets von der kleinlichsten Besorgniss, ob sein Werth, Talent und Streben auch richtig gewürdigt werden, befangen ist. Solche Leute erreichen keine hohen Ziele. Ich lasse mich natürlich ganz unter uns über St. so weit aus, weil ich voraussehe, dass aus den Beziehungen zu demselben, weil sie gemacht und nicht natürlich sind, noch mancherlei Kleinlichkeiten entspringen werden.

Auch von Hildebrand fand ich einen Brief vor. Jedenfalls hat er an Sie geschrieben, so dass Sie über sein Treiben unterrichtet sind. Mich freut es sehr, dass sich zwischen ihm und dem alten Heyse so schnell ein solches Verhältniss, wie ich wünschte und hoffte, gebildet hat. Wenn er auch eben nicht künstlerisch dabei gewinnt, so ist doch der Verkehr mit einem Manne, dessen ganzes Wesen so mit Italien verknüpft ist und der doch auch ungewöhnliche Gaben und Eigenschaften besitzt, nicht gering zu achten; abgesehen davon, dass ihm auch daraus manche für spätere Zeit nützliche Beziehungen entstehen können.

Ich werde nun sehen, so bald wie möglich nach Dresden überzusiedeln, vielleicht schon in der zweiten Woche künftigen Monats. Wenn ich auch nicht gleich im Atelier wohnen kann, so ist doch schon beim Streichen der Wände u.s.w. meine Gegenwart nöthig. — . . .

**90**

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 28. März 1872.

Er glaubt nicht vor dem 15. April nach Dresden zu kommen.

**91**

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 11. April.
(Von Fiedler zugesetzt 72.)

Wird in den nächsten Tagen nach Dresden übersiedeln.

**92**

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 16. April 1872.

. . . . . Mit meinem Plunder (denn das ist er) bin ich jetzt so ziemlich beisammen. H.'s Jungen[1] habe ich amputirt, und wenn ich ihn erst die Treppe herunter habe, ist alles gut. — . . .

[1] Hildebrands „Schlafender Hirt". Vgl. den Brief vom 4. Juni.

**93**

*An Konrad Fiedler.*

Dresden, 18. April 1872.

Er ist am 17. übersiedelt. Fährt am nächsten Tag nach Leipzig.

**94**

*An Konrad Fiedler.*

Dresden, den 8. Mai 1872.

. . . . . Ich wohne seit 2 Tagen im Garten. — . . .

. . . . . Von den Mittwochsmännern scheint mir übrigens doch Hettner der klarste Kopf zu sein, jedenfalls der ausgesprochenste Charakter. St. hat mich

also wirklich zu seinem Beichtvater creirt, so dass ich mir vorkomme wie der Teufel in der Mönchskutte „wider Willen". Man kann seinem durchaus ehrlichen Wollen die Achtung nicht versagen, doch scheint es mir, dass durch ein prinzipielles Wichtignehmen aller Dinge ohne Unterschied, zuletzt ein Mensch ganz brach gelegt werden kann.

Doch ist Marbach wohl noch viel schlimmer daran; der vergräbt seinen Kopf nach und nach so tief in den Sand, dass er ihn nicht wieder herausziehen kann, wenn es Noth thut. Und so könnte ich mich nach und nach zum schönsten Splitterrichter ausbilden, doch wird mich hoffentlich das Gefühl und die Erkenntniss eigener Schwächen und Fehler davor bewahren; noch mehr aber als dieses, die Thatsache, dass Hildebrand zu unseren Freunden gehört; denn es steht fest und wird sich immer mehr herausstellen, dass derselbe eine Etage höher wohnt, als alle unsere anderen gemeinschaftlichen Bekannten. — . . .

Der einzige vornehmste Einfluss, den man auf einen anderen ausüben kann, sollte sein, ihn zur Liebe und Pflege seiner eigenen Fähigkeiten zu führen; jeder andere ist bewusst oder unbewusst mit egoistischen Absichten und Hintergedanken gesprenkelt. — . . .

## 95

*An Konrad Fiedler.*

(Ohne Datum. Von Fiedler zugesetzt: „Dresden 1872", Mai oder Juni.)

. . . . . Ich mache es umgekehrt wie Sie, indem ich mit dem Erfreulichen d. h. Hildebrand schliesse. Jetzt eben habe ich die Büste vom alten Heyse erhalten, die in der That ganz vorzüglich ist[1], die Hähnel's sieht dagegen wie das erbärmlichste Stümperstück aus. Sie ist wirklich mit der grössten Besonnenheit und Männlichkeit gemacht. Er hat mir für den Fall, dass Ihnen ein Exemplar nicht unangenehm sei, zwei derselben geschickt. Morgen werde ich Ihnen dieselbe zusenden. Ihnen kann ich nichts Besseres wünschen, als dass Sie mit allen Unternehmungen solchen Erfolg haben wie mit Hildebrand. — . . .

[1] Gipsabguss der Büste, die Mareés später in Marmor erhielt. Vgl. den Brief an Hildebrand vom 10. Mai 1873.

## 96

*An Konrad Fiedler.*

(Ohne Datum. Von Fiedler: Dresden, 4. Juni 1872.)

Mein lieber Fiedler!

Endlich ist der letzte Handwerker dagewesen. Heute Nacht habe ich zum ersten Male im Palazetto[1] geschlafen; morgen erwarte ich den Rahmen von Frau Koppels Bild und damit soll denn nun meine neue Thätigkeit beginnen.

[1] Das Atelierhaus im Garten Koppels. Laut dem Brief vom 8. Mai an Fiedler „wohnte" er schon damals im Garten.

Hildebrand's Junge[1] hatte unterwegs den Kopf verloren, doch habe ich ihm denselben wieder zurecht gesetzt und bildet derselbe nun die Haupt- und einzige Zierde meines Wohnzimmers. Doch habe ich noch einige zwanzig Stiche nach Rubens[2] einrahmen lassen. — . . .

[1] Eine in Berlin entstandene grosse Figur in Gips, der schlafende Hirt, die im folgenden Jahre in Marmor in Wien ausgestellt wurde. Jetzt im Besitz der Frau M. Balling (Nachlass Fiedlers).

[2] Alte Stiche aus dem Besitz der Mutter Hildebrands. Einen von ihnen benutzte Marées für das Bild K 166.

## 97

*An Adolf Hildebrand.*

(Ohne Datum. Dresden, Juni 1872.)

Lieber Hildebrandus!

Diese Nacht hat Grant, der in Anmarsch nach Italien ist, in meiner neuen Wohnung, die ich selbst erst seit einigen Tagen bezogen, geschlafen und wird heute um 3 Uhr nach Regensburg abkosacken. Wie er mir sagt, hast Du die Absicht ihm entgegen zu ziehen.

Dein letzter Brief hat mich recht erfreut, indem ich daraus ersehe, dass Du bei der Stange bleibst: lasse Dich nur nicht irre machen. Wenn Du auch nichts Neues sagst, so kann ich es doch nur beherzigen, dass Du in dieser Weise vorgehst. Man mag die Wahrheit tausend Mal hören, es nützt zu Nichts, wenn man sie nicht auf seinem eigenen Wege mit eigenen Mitteln sucht. Das Bestgesagte und Bestgemachte bleibt nur Wort und Schatten, wenn einer nicht selbst zu erkennen strebt. Freilich geht daraus auch die eben nicht sehr tröstliche Wahrheit hervor, dass das endliche Resultat eines Strebenden auch nur Beziehungen hat zu einem abermals Strebenden. Andere werden nur die dunkle Ahnung von einer noch so klar dastehenden Sache haben. Wäre es anders, auf welchem Standpunkt müsste das Menschengeschlecht stehen? Solche Betrachtungen erleichtern mir übrigens immer mehr den Verkehr mit anderen Menschen. — . . .

## 98

*An Konrad Fiedler.*

Dresden, den 1. Juli 1872.

. . . . . Ich bin fleissig und hoffe bald ganz im Schuss zu sein, oder vielmehr erst ordentlich hinein zu kommen. Mit meinen hiesigen Umständen bin ich bis jetzt durchaus zufrieden. Die Menschen gewöhnen sich an meine Art und lassen mich ungeschoren; K.'s aber benehmen sich in der That ganz musterhaft. Sie sehen es jedenfalls ein, dass jemand, der unzweifelhaft mit Hingebung seinen Beruf ausübt, zum wenigsten Berücksichtigung seiner Schrullen, wie man es fälschlich nennt, beanspruchen darf, und so kann ich ganz sicher sein, dass von dieser Seite mir keinerlei Störung bevorsteht. — . . .

### 99

*An Adolf Hildebrand.*

Dresden, den 25. Aug. 1872.

Lieber Hildebrand!

Diese Nacht ist Fiedler von hier abgesegelt, um demnächst mit Dir zusammenzutreffen. In der vorigen Woche war ich noch einige Tage in Crostewitz.

Bei längerer Betrachtung wäre mir doch noch Manches bei der Büste[1] aufgefallen; vor allen Dingen erkennt man noch das Material des Thons zu sehr darin, wodurch das Ganze einen wolligen Charakter bekommt. Ich nehme an, dass bei der Ausführung in Marmor Du das selber besser sehen wirst, als ich. Auch glaube ich, dass man in dem Bestreben, eine Sache lebendig zu machen nicht zu weit gehen darf, damit nicht gewisse Zufälligkeiten von Wichtigkeit und Bedeutung werden. So angenehm an und für sich eine leichte Behandlung ist, so ist sie doch bei der Plastik von sehr geringer Bedeutung, da dieselbe es ja unter keinen Umständen auf Täuschung absehen soll, wie es bei der Malerei hie und da der Fall ist. An dem geöffneten Mund scheint mir noch irgend etwas zu fehlen; jedenfalls ist er noch zu sehr auf Beleuchtung berechnet; im Uebrigen macht mir die Büste fortwährend Freude.

Jetzt, bei der Abreise Fiedlers habe ich doch etwas von Sehnsucht nach dem Jenseits der Alpen empfunden. — . . .

---

[1] Büste des alten Th. Heyse. Siehe den Brief Nr. 95 an Fiedler.

### 100

*An Konrad Fiedler.*

Dresden, 21. Okt. 1872.

. . . . . Im Uebrigen bin ich mit meinem hiesigen Dasein nicht unzufrieden; mir gegenüber sind sich K.'s stets gleich geblieben, was bei ihrer Art nicht genug anzuerkennen ist. Manchmal, ich muss es gestehen, habe ich Sie um Ihren Aufenthalt im Süden beneidet; doch weiss ich, dass, wenn ich mich nicht glücklich fühle, es nur daran liegt, dass ich es nicht verstehe mit meinem kleinen Pfunde zu wuchern. Das ist eben bei jedem idealen Streben das schwierige, dass Pflichtgefühl und Ehrlichkeit gar nichts sagen wollen, wenn man sich nicht über sich selbst und seine Erbärmlichkeiten erheben kann; dazu gehört Begeisterung und die ist oft bei unserem modernen Leben schwer zu erhalten. — . . .

### 101

*An Adolf Hildebrand.*

Dresden, 6. Nov. 1872.

Lieber Hildebrand!

Gestern habe ich zu meiner grössten Freude Deinen Brief erhalten. Schon längst hätte ich Dir geschrieben, wäre ich nicht durch längeres und nicht unbe-

deutendes Unwohlsein davon wie von allem anderen Guten und Nützlichen abgehalten worden.

..... Wie gross meine Sehnsucht nach Italien war, kann ich Dir gar nicht ausdrücken; doch sehe ich auch ein, dass das immer etwas Krankhaftes ist. In uns selbst liegt Italien, und ehe sich das nach aussen hin gestaltet, ist auch an innere Behaglichkeit nicht zu denken. Wenn doch der Wolkenschleier, der sich immer wieder um Hirn und Augen lagert, einmal definitiv und für immer zerreissen wollte. Heute hat man einmal den klaren Blick des Verständnisses, doch es fehlt die Eingebung, das andere Mal ist es umgekehrt. Kurz, ein wahrer Künstler bleibt selbst vor allen Dingen Naturprodukt; das ist der Grund, warum dergleichen so selten sind. Uebrigens bin ich sehr begierig auf den Guss Deiner Figur. Hätte ich geahnt, dass Du Dich 14 Tage in Venedig aufhieltest, so wäre ich trotz Unwohlsein dahin gesegelt.

Zu Deiner Absicht etwas ohne Modell in Stein zu versuchen, kann ich Dich nur ermuntern. Die letzte höchste Aufgabe des Bildhauers, bleibt es ja doch immer dem *Steine* Leben zu verleihen; alles Andere, Form, Gruppirung, Verhältnisse u. s. w. sind ja nur die Mittel zu diesem Endzweck, und da sollte man allerdings denken, dass nur Der, der mit dem feindseligen Material gerungen hat diesen Triumph erreichen könnte. Ich glaube, dass das Problem der Beherrschung des Materials noch heute ebenso sehr Aufgabe der bildenden Kunst ist, wie zu anderen Zeiten. Wie selten sind die Kunstwerke, bei denen man die Art und Weise vollständig vergisst, selbst unter den ersten Leistungen.

Fiedler wird nun auch bald durch Florenz kommen, wenn ihn Rom nicht zu fest hält. — . . .

## 102

### *An Konrad Fiedler.*

(Ohne Datum. Von Fiedler: 1872. —)

Handelt von Hildebrand, der wahrscheinlich nach Carrara gegangen sei.

## 103

### *An Konrad Fiedler.*

(Ohne Datum und Unterschrift. Von Fiedler: 1872. — Vermutlich Dresden, gegen Nov. 1872.)

..... Ihre in Ihrem vorigen Briefe ausgesprochene Furcht, als ob ich wohl unter Koppels Naturell zu leiden hätte, ist glücklicher Weise unbegründet. Wenn es mir an innerer Ruhe fehlt, so liegt Das auch nur an mir, oder daran, dass ich ich bin. Das einzige Mittel das zu leisten, was ich leisten muss, liegt im Selbstvergessen, wozu allerdings alle Philosophie nicht hinreicht. Alles Wissen, Können und Streben führt doch ohne Glauben und Hingebung zu keinem wahren Resultat; im Gegentheil sind sie häufig Zerstörer der Inspiration. So lange das Wissen nicht ganz in einem aufgegangen ist, ist es hinderlich; so geht es mir; ich wollte es wäre anders. Doch hilft das Alles nicht, man darf nicht verzagen. — . . .

### 104

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 23. Nov. 1872.

. . . . . Wir leben hier seit 14 Tagen in fortwährender Dämmerung, aber nicht in goldener.

Hoffentlich wird der Storch[1], den ich nach Leipzig habe fliegen lassen, richtig an die Adresse Ihrer Frau Mama gelangt sein, obschon ich vermuthe, dass ich die unrichtige Hausnummer angegeben habe. — . . .

[1] Es scheint sich um ein Bild zu handeln.

### 105

*An Konrad Fiedler.*

Dresden, den 6. Dez. 1872.

Mein lieber Fiedler!

Schnell ehe Sie Florenz verlassen, will ich noch ein Lebenszeichen von mir geben. Schon lange hätte das geschehen sollen. Doch nie in meinem Leben war ich so wenig schreibelustig wie jetzt, trotzdem ich mich über so manches mit Ihnen hätte aussprechen mögen. Ihr letzter Brief war für mich wie schon so mancher seiner Vorgänger ein rechter Tröster. Sie haben wohl Recht, dass es für den ernstlich Strebenden in dieser Welt nicht ohne Noth und Trübsal abgeht, und leider ist der Mensch meistens ein so schwaches Geschöpf, dass er ohne dieselben auch selten zum Besten strebt. Ich will sie gern ertragen, wenn ich nur endlich die Peripherie des unglückseligen Kreises, in dem ich mich seit Jahren herumdrehe, durchbreche. — . . .

St. ist das alte Jammerholz, doch wäre sein Weh und Ach aus einem Punkte zu kuriren. Für mich bleibt es immer komisch, auch noch der Ablagerungsort für Leiden zu sein, die ich vielleicht in sehr verstärkter Dosis selber ertrage. So achtungswerth mir übrigens St. erscheint, so lässt er sich doch zu manchem hinreissen, was die Achtung anderer erschüttern muss. So wie einen nichts mehr aufrichten kann als die Sympathie anderer Menschen, so ist doch auch nichts schädlicher als ein schon vorbereitetes Mitleid und Bedauern Anderer. Besser eine Kugel vor den Kopf. — . . . Ihr cher frère hat mich auch mit einigen Briefen beglückt, deren vollständige Entzifferung vielleicht einer glücklicheren Nachwelt vorbehalten bleibt. Wie ich höre, haben Sie schlechtes Wetter in Florenz gehabt; unser November war geradezu italienisch. — . . .

### 106

*An Konrad Fiedler.*

Dresden, 25. Dez. 1872.

Begrüsst Fiedlers Rückkehr, wird nach Leipzig fahren.

. . . . . Ihr letzter Brief von Venedig war für mich der Glanzpunkt des Winters. — . . .

## 107

*An Adolf Hildebrand.*

Dresden, 30. Dez. 1872.

. . . . . Ich war zwei Tage in Leipzig, die mich wieder einmal recht aufgerichtet haben. Fiedler ist ganz ausnehmend von seiner Reise befriedigt und hat mir so viel von Dir und Deinen Arbeiten mitgetheilt, dass ich denselben mit der grössten Spannung entgegensehe. Dabei sprach er von einem Reiseprojekt für das nächste Frühjahr, das Dir nicht unbekannt sein wird. Du kannst Dir denken, wie sehr mich die Ausführung desselben erfreuen würde. Wie sehr ich mich nach einem Zusammensein mit Dir sehne, brauche ich nicht weiter zu versichern. In meinem Alter schliesst man nicht mehr solche Bekanntschaften, in denen man sein Inneres erschliesst. Wir Beide können übrigens das Schicksal nicht genug preisen, das uns einen solchen Freund wie Fiedler zugeführt hat, denn man dürfte wahrscheinlich in der ganzen Welt nach einem Zweiten der Art vergebens suchen. Das Einzige, was mich denn doch manchmal bekümmert, ist, dass ich ein solches Glück nicht so recht zu verdienen und zu benutzen weiss.

Mit dem hiesigen Dasein bin ich im Ganzen zufrieden, ich gehe fast nur mit Koppels um. Morgen werden wir zur Feier des Sylvester-Abends ein Stück von Hans Sachs aufführen, in dem auch zwei reizende Wienerinnen mitwirken werden[1]. Fiedler wird in einigen Tagen auch hierher kommen. — . . .

[1]) Frl. Melanie Tauber und ihre Schwester.

## 108

*An Konrad Fiedler.*

Dresden, 28. Jan. 1873.

. . . . . Besten Dank für Ihren neulichen Brief. Dass Sie darin meiner letzten Leistung gedenken, ist sehr freundlich von Ihnen. Ich reinige mich von Tag zu Tag mehr von den Schlacken fremder Einwirkung und nähere mich immer mehr dem unmittelbaren Leben. Ich trage mich augenblicklich mit einer Idee herum, die ich noch mit Ihnen besprechen möchte, ehe ich die Ausführung derselben beginne[1]. Dazu wird sich wohl am 5ten nächsten Monats, an welchem Tage Franzens Stück[2] aufgeführt wird, ein halbes Stündchen finden. Wie vorher verabredet, wird sich wahrscheinlich die ganze Mittwochsgesellschaft in Leipzig einfinden. Der Duzbruder hat neulich einen kolossal langweiligen Vortrag gehalten. Desto kurzweiliger war tags vorher ein Vortrag von Hettner, bei welcher Gelegenheit sich selbiger als Mohrenknab produzirte. In Ermangelung eines Taschentuches hatte er sich mit einer Zwingergardine den Schweiss abgetrocknet und so

[1] Welche Idee das war, lässt sich nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich bereits die Fresken in Neapel, da in einem Postskriptum dieses Briefes von der Anwesenheit Anton Dohrns (des Gründers der Zoologischen Station) in München die Rede ist und, wie aus einer Tagebuch-Notiz Fiedlers hervorgeht, Dohrn im Januar mit Fiedler in Dresden gewesen war.

[2] Koppels Lustspiel „Auf Kohlen“.

vielleicht den Staub eines Saeculums in sein Gesicht hineingearbeitet; ich und viele andere sassen in Folge dessen fortwährend „auf Kohlen".

Das war neben dem Wagnersouper [1] das interessanteste Ereigniss seit Ihrer Abreise von hier. — . . .

[1] Bankett zu Ehren Wagners auf der Terrasse. An Marées' Tisch sassen u. a. Wesendoncks, Hettner, Beaulieu-Marconnay, mit denen Wagner sich längere Zeit unterhielt. Auf dem Bankett kam es zu der im Band I mitgeteilten Episode.

### 109

*An Charles Grant.*

Dresden, den 29. März 1873.

Mein lieber Freund!

Meinen schönsten Dank für Ihren letzten Brief, sowie für die freundlichen Zeilen von Herrn Dr. Dohrn. Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich mich heute nur kurz fasse. Ein wunderschöner Frühling und der Entschluss, in spätestens 6 Wochen nach Italien abzumarschiren, sitzen mir in allen Gliedern und ich muss mich ordentlich zusammennehmen, um nur mit Ruhe an der Vollendung einiger Bilder zu arbeiten. Ich kann Ihnen gar nicht ausdrücken, wie sehr ich mich freue, wieder einige Zeit im heimathlichen Italien zu leben und unter Menschen, mit denen man rückhaltlos sprechen kann, eine Wohlthat, die ich hier entbehre; denn Fiedler sehe ich nur selten. Letzterer wird Herrn Dr. Dohrn geschrieben haben, wie ich über die Freskenangelegenheit denke, und ich habe die Absicht in einigen Tagen an ihn selbst zu schreiben, obwohl sich ja erst an Ort und Stelle Näheres besprechen lässt.

Hildebrand hat mir schon geschrieben, dass er auch von der Partie sein wird.

Für heute denn addio Ihr treuergebener

Hans v. Marées.

Bitte mich Herrn Dr. Dohrn und Kleinenberg auf's Beste zu empfehlen. Koppels lassen auch schönstens grüssen.

### 110

*An Konrad Fiedler.*

Dresden, den 25. April.
(Von Fiedler: 73.)

Mein lieber Fiedler!

Nun rückt die Zeit der Abreise immer näher, und ich kann sagen, dass ich jede Minute brauche, um denn doch einigermassen mit Anstand abfahren zu können. Den Termin habe ich auf den 12.—15ten Mai festgesetzt, und zwar gedenke ich doch über Wien zu reisen und dort vielleicht 2 Tage zu verweilen, um wenigstens einen Begriff einer solchen Ausstellung zu gewinnen und, ehrlich gesagt, mit einer kleinen Nebenabsicht. — . . .

### 111

*An Konrad Fiedler.*

(Ohne Ort und Datum. Von Fiedler: Dresden, Frühjahr 73. — Jedenfalls Anfang Mai.)

Lieber Fiedler!

Soeben habe ich einen Brief von Hildebrand bekommen, er erwartet mich in Florenz und bittet mich, über Wien zu reisen, wo er die Broncefigur[1] und Heyse ausgestellt hat. — . . . Gratulire zur Ankunft des Cranach[2]. — . . .

[1] „Der Trinker".
[2] „Die Ruhe auf der Flucht", jetzt im Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin.

### 112

*An Konrad Fiedler.*

(Ohne Ort und Datum. Von Fiedler: Dresden, Frühjahr 73. — Jedenfalls Anfang Mai.)

. . . . . Hildebrand hat mir geschrieben, dass er die Figur[1] selbst nach Wien bringt und mich dort erwartet. Ich selbst habe meine Abreise auf den 9. Mai fixirt. Ich werde Sie jedenfalls besuchen.

Was mein sonstiges Thun anbelangt, so kann ich nun mit Sicherheit sagen, dass der Augiasstall in meinem Hirn jetzt vollständig ausgekehrt ist. Nach den sieben mageren Jahren (so viel sind es genau) werden nun wohl die fetten kommen. — . . .

[1] Der im Brief vom 4. Juni 1872 erwähnte schlafende Hirt, von dem Marées einen Abguss besass und den Hildebrand in Italien in Marmor ausgeführt hatte.

### 113

*An Anton Dohrn.*

Dresden, den 5. Mai 1873.

Lieber Herr Doctor!

Meinen besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Daran, dass ich erst jetzt meiner Pflicht Ihnen zu schreiben nachkomme, mögen Sie vor der Hand eine meiner unliebenswürdigen Eigenschaften erkennen, deren ganze Summe Sie so freundlich auf einige Zeit ertragen wollen. Stündlich erwarte ich Nachricht von Hildebrand, der seine Figur nach Wien bringt, wo wir uns treffen wollen, um von dort gemeinsam nach der bella Napoli zu pilgern. Ich selbst habe meine Abreise von hier auf den 9. Mai festgesetzt. Die Dauer meines Aufenthalts in Wien kann ich nicht bestimmen, da ich dort noch einige Angelegenheiten zu erledigen habe. Jedenfalls werde ich so schnell wie möglich machen, um so mehr als ich mit wahrer Ungeduld auf die Tage brenne, wo ich mich des Umgangs mit Ihnen, Grant und Hildebrand in einer so schönen Umgebung erfreuen darf.

Die Billardstösse habe ich getreulich executirt und Koppel, mit dem ich mich jetzt vorzugsweise in der Kyriacu-Sprache (von mir zu diesem Zwecke erfunden) sehr sinnreich unterhalte, lässt Sie und Grant auf's Beste grüssen, ebenso Frau Koppel. Ich bitte Sie, Grant schönstens von mir zu grüssen. Ich werde ihm von Wien aus den Tag unserer Ankunft anzeigen.

Ihr ergebener

Hans v. Marées.

**114**

*An Adolf Hildebrand.*

Wien, den 10. Mai 1873.

Lieber Hildebrand!

Heute Morgen bin ich hier angekommen, ausgegangen und wie im Traum ohne irgend etwas anderes zu sehen, auf Deine Sachen gestossen. Etwas Besseres in der modernen Plastik ist mir bis jetzt nicht unter die Augen gekommen, und wenn ich denke, dass ich eines dieser Werke mein eigen nennen soll[1], ganz unverdienter Massen, so steht mir in der That kein Ausdruck zu Gebot, das, was ich dabei empfinde, auszudrücken. Es ist vielleicht gut, dass ich die Sachen ohne Dich gesehen habe, der Eindruck war um so unmittelbarer. Ich kann wohl sagen, dass dieser Morgen zu den schönsten meines Lebens gehört: ich habe nichts anderes mehr sehen können und mögen. Doch alles andere mündlich. Aus mehreren Gründen muss ich hier nun doch noch einige Tage verweilen. Hoffentlich wirst Du mir nicht auch von Graz durchbrennen. Ich erwarte noch eine Antwort von Dir, auf die ich unverzüglich die Stunde meiner Ankunft telegraphiren werde.

Mit besten Grüssen an Deinen Herrn Bruder Dein treuer

Hans v. Marées.

Meine Adresse ist Wien, Matschaker Hof, Seilergasse 8.

---

[1] Es handelt sich um die Büste des Philologen Theodor Heyse. Vgl. den Brief ohne Datum aus Dresden an Fiedler (Mai oder Juni 1872). Hildebrand schenkte Marées diese Büste in Marmor. Sie kam später wieder in den Besitz Hildebrands, figurierte 1906 auf der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung und ging dann in den Besitz der Berliner Nationalgalerie über (K 169).

**115**

*An Konrad Fiedler.*

Dresden, 5. Mai 1873.

Wird übermorgen nach Leipzig kommen auf einen Tag. Die Abreise ist auf den 9. abends fixirt.

**116**

*An Konrad Fiedler.*

Wien, den 11. Mai 1873.

Lieber Fiedler!

Nur zwei Worte. Kaum hier angekommen, bummle ich aus in der Absicht, in bekannter Weise die Dinge an mich herankommen zu lassen, stolpere geradezu, ohne den Weg zu überlegen, in's Museum, und kaum zur Thüre hereingetreten, sehe ich Hildebrands Sachen. Etwas Besseres werde ich hier nicht zu sehen bekommen. Sie auch nicht. Wenn ich ein reizendes Frauenzimmer wäre, würde ich glauben H. hätte mir ganz allein eine wohlberechnete höchste Ueberraschung bereitet. Ich habe mich noch nie in meinem Leben so gefreut, auch noch nie so sehr den Zauber der Kunst empfunden. Das mag jetzt alles sehr exaltirt klingen, aber die Folgezeit wird es rechtfertigen. Sie können ruhig ein Haus um den Jungen bauen.

Ich habe nichts anderes, d. h. von Menschenhänden Gemachtes ansehen mögen und können. Heute gehe ich zur Ausstellung von Makart, zwar in dämlicher[1], aber doch nicht übler Gesellschaft. — . . .

Hotel Matschaker Hof.

[1] Fräulein Melanie Tauber.

**117**

*An Konrad Fiedler.*

Wien, 12. Mai 1873.

Meldet, er werde am folgenden Tage Wien verlassen.

**118**

*An Frau Tauber*[1].

Neapel, den 26. Mai (1873).

Verehrteste gnädige Frau! Aus den blauen Wogen, auf denen ich mich jetzt täglich schaukeln kann, steigen immer lebhafter die Erinnerungen an die verlebten schönen Tage in Wien empor. Damit mir dieselben nicht auch zu gleicher Zeit Gewissensbisse erzeugen sollen, so erlaube ich mir, Ihnen noch einmal meinen lebhaftesten, herzlichsten Dank auszusprechen für alle Liebenswürdigkeiten, die dem Eindringling von Ihnen und den bösen Sirenen[2] zuteil geworden sind. Anders kann ich leider die letzteren nicht nennen, denn während Odysseus nur die Knochen der Verlockten am Strande erblickte, so sind diese wertlosen Gegenstände das Einzige, was ich so halbwegs gerettet habe. Als das Palladium für das übrige ist der Hut in Wien geblieben, der wohl noch so schwarz wie früher sein wird.

[1] Mutter des Fräulein Melanie Tauber in Wien.

[2] Die drei Töchter.

Uebrigens ist es besagten Knochen in der Gesellschaft eines liebenswürdigen gescheiten Freundes bisher nach Umständen gut ergangen. Der Himmel verhüllte während der ganzen Reise gnädig das Antlitz der Sonne. Vergeblich suchte ich in Venedig Ihren Herrn Sohn zu entdecken, in Florenz verlebte ich mit alten und neuen Freunden zwei angenehme Tage, in Rom nur einige Stunden als Herr von Münchhausen, und bin seit drei Tagen hier mit den Vorbereitungen zu einer vita pittoresca beschäftigt. Meine demnächstige Werkstätte wird fast vom Meer bespült, wodurch die Einwirkungen der nun hereinbrechenden Sommerhitze bedeutend abgeschwächt werden.

Verzeihen Sie, meine gnädige Frau, dass ich soviel von mir geschrieben habe, es ist nur aus dem Beweggrunde geschehen, so doch einmal etwas von Ihnen vernehmen zu können.

Ich hoffe, dass Frau H.[1] nun gänzlich hergestellt sein wird, und dass sich Ihre ganze Familie eines wünschenswerten Wohlbehagens erfreut. Ihrem Herrn Gemahl bitte ich mitzuteilen, dass ich mich bereits umgesehen habe, doch bei dem einzigen vorgefundenen[2] wegen ganz übertriebener Forderungen von den Unterhandlungen abstand. Da ich einmal im Bitten bin, so bitte ich Sie, auch noch Ihr jüngstes Fräulein Tochter auf ein künstlerisch-pädagogisches Sendschreiben vorzubereiten von einem al fresco-pittore, der sich zum Schluss dem geneigten Andenken von Ihnen und Ihrer ganzen Familie empfiehlt und in dankbarster Ergebenheit nennt

Hans von Marées

Napoli Hôtel Grande Bretagne.

[1] Die zweite Tochter.

[2] Es handelt sich um irgendein altes Bild.

**119**

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 6. Juni 1873.

Ihr Brief war das erste Lebenszeichen, welches mir seit meiner Abreise von Deutschland direkt zu Theil geworden ist, darum um so erfreulicher.

Wir haben unsere Aufgabe, die Station zu dekoriren, auf den kleineren Saal, der an die Loggia der Seefaçade stösst, beschränkt. Dieser Saal ist der Ruhe gewidmet und so der einzige Raum, der eine Betheiligung der schönen Künste gestattet. Morgen werden wir so weit sein, dass wir in demselben unsere Werkstätte aufschlagen können und zunächst mit direkten Plänen und Entwürfen beginnen. Hildebrand wird natürlich den bildhauerischen Theil ganz übernehmen, doch muss er auch mit malen. Wenn wir zur Ungestörtheit und dann zur Klarheit gelangt sein werden, wird die Arbeit gewiss höchst amüsant und für die Zukunft von unberechenbaren Folgen sein, übrigens höchst wahrscheinlich auch den Sommer nächsten Jahres in Anspruch nehmen.

Im Palazzo Torlonia [1] war kein Platz für uns, da der principe nicht länger vermiethen will. Wir haben, H. und ich, eine kleine Wohnung ganz in der Nähe der Station genommen in einer der engen Strassen, die von der Chiaja nach dem Corso Vittore Emanuele führen [2], und H. ist im Augenblick damit beschäftigt, sich vermittelst der Zeichensprache mit einem schönen Vis-à-vis über eine innige Zusammenkunft zu besprechen. Diese Angelegenheit scheint indessen noch ihren Haken zu haben.

Eigentlich wäre es denn doch sehr schön und vielleicht nicht unvernünftig, wenn Sie ganz ruhig packten und hierherkämen. Sie würden doch gewiss ungestörter Ihre Zeit ausnützen können, als diess in Leipzig der Fall ist, ganz abgesehen von dem grossen Gewinn, den unsere Kolonie aus Ihrer Anwesenheit ziehen würde. Wohnungen in denen man die Unannehmlichkeiten des Sommers wenig empfindet, sind schon aufzutreiben. Als Egoist möchte ich alles aufbieten, um als Sirenerich auf Sie wirken zu können. — . . .

[1] Der Wohnung Dohrns und Grants in Neapel.

[2] Via Giovanni Bausan 59, auch damals Vico Carmeniello genannt, in einem Palazzo, bei einer Familie namens Giaretti, von der noch ein Sohn übrig ist, der damals ein kleiner Junge war.

## 120

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 22. Juni 1873.

. . . . . Heute ergreife ich im Auftrage von Dr. Dohrn die Feder, und zwar leider weil derselbe augenblicklich ebenso sehr durch Unwohlsein als durch Ueberhäufung von Geschäften in die Unmöglichkeit versetzt ist, über Nachfolgendes Ihnen selber zu schreiben.

Sie kennen ja selbst einigermassen die Geschichte der Station und wie es Dohrn gelungen ist, die mannigfachsten Hindernisse zu überwinden. Trotzdem die Sache nun im besten Gange ist, die feste Bestellung von 8 Tischen (eine sichere Revenue von 4000 Thalern) und die beinahe sichere Bestellung von weiteren 4 Tischen die Existenz des Unternehmens sichern, so konnte es doch nicht ausbleiben, dass die sich nun allerdings beträchtlich drängenden Ausgaben Dr. Dohrn für den Moment einigermassen in Verlegenheit setzen. Hierzu kommt noch, dass er Neapel aus Rücksicht auf seine Gesundheit jetzt gleich verlassen muss und dadurch doppelt peinlich von Sorgen gedrängt wird.

In Folge dessen lässt er also durch mich bei Ihnen anfragen, ob er durch Ihre Vermittlung die Summe von 20,000 Lire it. Papier, zurückzuerstatten im Anfang des Jahres 1875 mit den üblichen Zinsen und gegen die Sicherheit des Ertrages der schon vermietheten Tische, als Anlehen erhalten könnte. — . . .

## 121

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 29. Juni 1873.

. . . . . Heute werden wir wohl mit den Skizzen fertig werden. Kommt nichts dazwischen, so kann die Aufgabe in einer unserer würdigen Weise gelöst werden. Ich für meine Person fühle mich seit langen Jahren zum ersten Mal in meinem Element. Auch für Hildebrand wird die Sache von grösstem Nutzen sein. Jedenfalls bereue ich nicht, mir eine Gelegenheit verschafft zu haben, zu zeigen, was ich leisten kann; denn, wenn mich etwas in meinem Leben fortwährend beunruhigt hat, so war es das Gefühl, meine eigenen Fähigkeiten so wenig verwerthet zu haben. Vorgestern waren wir in Sorrent, wo wir uns vortrefflich amüsirt haben. — . . .

## 122

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, 3. Juli 1873.

. . . . . Im Uebrigen bin ich voller Zuversicht und Klarheit; in einigen Monaten werde ich sagen können, dass mein Leben kein verpufftes ist. Ich gestehe Ihnen, dass meine Verpflichtungen gegen Sie mich von Tag zu Tag weniger beunruhigen; denn so wie ich Sie kenne, liegt Ihnen doch mehr an der Sache selbst und glaube ich, erfreut es Sie mehr, wenn etwas geschaffen wird, was Allgemeingut ist, als der blosse Besitzer eines Raritätencabinets zu sein. Ich denke mir, Sie müssen eine wahrhaft innere Befriedigung besitzen, der Veranlasser einer so schönen Entwicklung, wie die Hildebrands zu sein. Wenn ich mir auch nicht schmeichle, Ihnen so viel Freude bereiten zu können, so bin ich doch durch Sie in den Stand gesetzt, eine Reihe von Erfahrungen und wohl mehr noch Gesinnungen zu wirksamen Thatsachen zu machen, und das ist doch auch etwas.

Im Ganzen kann ich nicht leugnen, dass Italien auf mich verjüngend und belebend wirkt und namentlich das Nichtsehen kleinlicher, erbärmlicher und eitler Bestrebungen einen doch veredelt und bessert. Ich bin froh, dass ich das Glück, dessen ich theilhaftig bin, wohl zu schätzen weiss. Sie sollten doch jedenfalls im Herbst hierherkommen. Hildebrand hat Ihnen wohl mitgetheilt, dass unser gemeinschaftliches Werk vorwärts schreitet. Es wird nicht ohne Neuheit, vor Allem nicht ohne Takt sein. H. lernt bei dieser Gelegenheit auch malen. — . . .

## 123

*An Frau Irene Koppel.*

Neapel, den 3. Juli 1873.

Allerverehrteste Freundin!

So darf ich Sie hoffentlich noch nennen. Durch Fiedler habe ich erfahren, dass Sie jetzt wirklich in der Schweiz sind. Ich muss durchaus bald wissen, wie es Ihnen geht, was Dedy und die Mama machen, was Franz treibt, kurz wie alles, was Sie betrifft, geht und gegangen ist. Sie werden den alten Kyriacu[1] nicht länger in Unruhe lassen. Denn wenn ich mich auch selber jetzt ganz mit dem Meer, dem veränderlichen, befasse, so bin ich doch selbst unveränderlich und durchaus nicht der Absicht, mich zum trügerischen Meergreis auszubilden.

Was soll ich Ihnen nun eigentlich von mir mittheilen? Das ist nämlich gar nicht so leicht; am besten ginge es noch, wenn man auf Frag' und Antwort stünde. Wieviel besser waren doch die Alten daran, die hatten doch nur eine Sirenenklippe. Für mich gibt es nun deren verschiedene und habe ich die Wahl, wo mein Schifflein zerschellen soll.

Ich wohne mit Hildebrand zusammen dicht bei der Villa; wir haben einen grossen Saal auszumalen und zwar in grossen Bildern, die in zusammengehender Weise den Reiz des Meer- und Strandlebens ausdrücken sollen; die Skizzen sind beendigt und nicht übel. Von unserm Arbeitsraum sehen wir stets in den reizenden Golf hinaus, von unsrer Wohnung in die Behausung reizender, kleiner Mädchen hinein, so dass wir es trotz der Hitze noch erträglich finden. Abends fahren wir gewöhnlich auf's Meer hinaus, meine Lieblingsfahrt ist nach dem Schloss[2] am Meer. Nicht weit davon ist die Ruine der sogenannten Regina Giovanna, das ist unsere Kneipe; wie reizend wäre es, wenn dort einmal alle Freunde zusammensässen. Lockt Sie der dunkle Himmel nicht, im feuchtverklärten Blau?

Ich faulenze heute, und so wirbelt mir aller mögliche Blödsinn im Kopfe herum. Bitte, geben Sie mir Gelegenheit, mich einmal vernünftig und zusammenhängend auszuquetschen; und bitt gar schön, recht bald.

Von ganzem Herzen wünsche ich, dass Ihnen Ihr jetziger Aufenthalt gefällt, dass es Ihnen recht wohl gehe u. s. w.

Allen die herzlichsten Grüsse vom Sogenannten.

Napoli, via Giovanni Bausan 59.

Hildebrand lässt sich schönstens empfehlen.

---

[1] Marées. Sie unterhielten sich in Dresden im Scherz in einem Kauderwelsch, das Marées die Kyriacu-Sprache nannte.

[2] Palazzo di Donna Anna am Posillipo, das Lokal der Pergola-Freske.

## 124

*An Frau Tauber.*

Neapel, den 5. Juli 1873.

Verehrteste, gnädige Frau, Ihr liebenswürdiger Brief hat mir die unbeschreiblichste Freude bereitet. Wie herzlich ich den Anlass der Verzögerung einer solchen Freude bedauere, brauche ich gewiss nicht zu versichern. Hoffentlich wird sich Ihre Frau Tochter nach so langem Leiden einer desto dauernderen Gesundheit erfreuen. Uebrigens will ich es Ihnen nur gestehen, ich war im Stillen recht trostlos, so gar kein Lebenszeichen von Ihnen und den Ihrigen zu haben. Um so mehr fühle ich mich jetzt entschädigt. Vielleicht hat sich keine Gelegenheit gegeben, Ihnen den Hauptzug meines Charakters zu offenbaren, das ist der Egoismus. Und er mag sich denn auch daran zeigen, dass, wo ich einmal Sympathie gefasst habe, ich auch zäher und fester halte als ein Polyp seine Beute. Bisher hat mich darin mein Instinkt noch nie getäuscht und so vertraue ich ihm auch blindlings.

Ob Sie mich übrigens so sehr beneiden würden, wenn Sie den hiesigen Sommer kennten, dürfte bezweifelt werden. Auf die schönen, bedeckten Regentage muss man schon Verzicht leisten. Besser steht es schon mit einigen Menschen, und noch besser, das kann ich nicht leugnen, mit der Kunst.

Und ich kann ja gewiss sein, Sie werden keinen Gebrauch davon machen, so will ich Ihnen anvertrauen, dass ich anfange zu merken, das die Mutter Natur es recht gut mit mir gemeint hat, und tritt kein feindlicher Dämon mir in den Weg, so werde ich bald meiner Person und noch mehr meiner Kunst Ehre machen.

Ich bin nun fest überzeugt, dass ich den Lohn, um den ich Jahre lang durch angestrengtes Studium und heimliche Selbstverleugnung gerungen habe, erhalten werde. Er besteht darin, dass ich das Beste, Feinste, was ich empfinde, ausdrücken kann und vielleicht für viele verständlich.

Ich arbeite mit Hildebrand zusammen. Wir sind uns gegenseitig nur Ergänzungen, eigentlich nur eine Person: das kommt daher, weil wir uns beide ganz einer Sache gewidmet haben.

Mit meinen hiesigen Entwürfen ist es mir eigen gegangen. Zuerst wollte ich nur einige Figuren malen und durch H. einige Stuck- und Bildhauerarbeiten anbringen lassen. Nach und nach hat sich das alles ganz verändert: ich habe nun beschlossen, einen Saal von oben bis unten auszumalen und auch alle Vorarbeiten dazu vollendet. Wir brauchen nur noch das Fussgestell auszuführen. Das wird allerdings einige Zeit in Anspruch nehmen, denn die Bilder, die alle im Zusammenhang stehen, bedecken grosse Wandflächen: die Länge einer der auszufüllenden Wände beträgt fast 40 Fuss. Werden wir bis zum Oktober nicht fertig, so müssen wir auch noch den nächsten Sommer hierherkommen. Und werden wir auch in der Ausführung vom Gelingen begünstigt, so hilft dann nichts mehr, Sie müssen mit Ihrer ganzen Familie hierherpilgern und sich überzeugen, was Ihr neuer Freund in dieser alten Welt macht. Sie müssen dann aber ebenso mild mich beurtheilen, wie ich selber es thue. Und nun, gnädige Frau, messen Sie mir den versprochenen Lohn nicht zu karg zu, sondern bedenken Sie vielmehr, dass die Theilnahme und Sympathie schöner, kluger, edler und liebenswürdiger Frauen für Jeden, der etwas

Schönes leisten möchte, der wirksamste Sporn ist. Ich bitte Sie, das auch Ihren Töchtern an's Herz zu legen. Ich kann ja nicht als Fremder hier betrachtet werden, sondern nur als etwas Allgemeines, das nur dadurch, dass es ausserhalb der Convention steht, existirt.

Es ist sehr beschämend für mich, dass ich Ihrem vortrefflichen Beispiele bezüglich der schönen und deutlichen Handschrift nicht nacheifere, ich fühle sehr gut das Unpassende meines undeutlichen Schreibens. Da ist aber das Malen schuld daran.

Meine kleine Schülerin[1] bitte ich durch Sie, nun bald Rechenschaft von ihrem Thun und Treiben in der Kunst, bei Androhung schwerer, unausbleiblicher Strafen, zu geben.

Wie gewöhnlich muss auch ich meinen Brief schliessen, ich fürchte, Ihnen schon lästig gefallen zu sein. Und doch fällt einem die Hauptsache erst ein, wenn der Brief abgesendet ist.

Gestatten Sie mir zum Schluss, auf Distance die Hand zu küssen, sowie auch den drei Sirenen.

Hans von Marées,
wohnt jetzt Napoli Via Giovanni Bausan 59.

[1] Die jüngste Tochter, Fräulein Melanie. Marées hatte ihr schon in Dresden flüchtige Anleitung zum Malen gegeben und dann eins ihrer Bilder in Wien auf seiner Durchreise nach Italien übermalt K 182.

**125**

*An Fräulein Melanie Tauber.*

Neapel, den 18. Juli 1873.

Carissima Signorina Carina!

Come sarebbe possibile che io avessi dimenticato la Carina? Che domanda? I diavoli tengano sempre una buonissima memoria e specialmente quando s'incontrano con angeli: anche che siano angeli di giorno a giorno. Und Sie wollen mich auch noch auszanken? Konnten Sie nicht, Gott weiss wohin geflogen sein? Aber im vollsten Ernst, zanken Sie mich nur recht aus, und so oft wie möglich, das ist mir recht gesund. Sie müssten eigentlich wissen, dass ich Versprechen selten halte, mich aber hie und da bemühe, mehr zu leisten als ich verspreche. Bei einer gewissen Fähigkeit mich in die Lage anderer hineinzudenken, ist es ein Zug meines guten Herzens, dass ich Ihnen bisher nicht wissentlich Langeweile bereitet habe. Doch kein Mensch entgeht seinem Schicksale und selbst Sie nicht. So hören Sie denn! Die erste Bedingung, in einer Kunst etwas Gutes zu leisten, ist der Takt. Hier stehe ich nun schon da wie Faust, denn um zu erklären und deutlich zu machen, was ich damit meine, müsste ich schriftlich viele, viele Seiten ausfüllen, wobei denn allerdings auch sich herausstellen würde, dass eben dieser Takt die erste und auch die letzte Bedingung zu allem künstlerischen Treiben in sich schliesst. Ist man sich nahe, so bieten sich tausend Gelegenheiten dar, die

einem den Ausdruck der eigenen Gesinnung und Meinung erleichtern; und auch, wenn man lange zusammengelebt hat, kann einer dem andern mit wenig Worten viel sagen. Doch so auf distance zu wirken, befällt mich doch bei meiner mangelhaften Ausdrucksweise eine gewisse Furcht, missverstanden zu werden. Und zumal bei einer Kunst, die Dinge sagen soll, für die keine Worte gemacht sind. Bei der grössten Achtung für Ihre Auffassungskraft.

Indessen erscheint es mir ganz richtig, dass Sie jetzt ein Stilleben malen. Ich mache Sie, piccola pittrice (verzeihen Sie diese Interjektion) darauf aufmerksam, dass Sie dabei niemals einen Gegenstand für sich betrachten, sondern stets beobachten, wie sich derselbe zu seiner Umgebung verhält, sei es nun in seiner Begrenzung, d. h. Form, so wie auch in der Farbe. Wenn Sie sich das zur Gewohnheit machen, so werden Sie bald dahinter kommen, dass man rund malen kann ohne zu modellieren. Unser Auge nimmt zunächst in der Natur nur verschiedenartig begrenzte und gefärbte Flecken wahr, und nur unsere Erfahrung und Wissen lassen uns auch die ganzen Gegenstände erkennen. Schon die blosse naive Nachahmung dieser Flecken bringt stets eine gewisse Täuschung hervor. Davon würde ich an Ihrer Stelle ausgehen, weil Sie auf diese Weise zuerst dazu kommen, die Mittel, mit denen man nachahmt, zu beherrschen. Ganz falsch ist es, sich die Manier, die Handgriffe eines anderen anzugewöhnen: weil man sich damit einen Block zwischen die Augen und die Natur, die beste Meisterin setzt. Es versteht sich ganz von selbst, dass auf diese Weise kein erschöpfendes Bild gemalt wird; doch wollen wir heute bei diesem Punkt stehen bleiben, weil sich dann nach und nach aus diesem rohen Block etwas Feines herausmeisseln lässt. Es kommt auch darauf an, ob Sie an das, was ich sage, glauben können; das ist eine conditio sine qua non. Also denn nach dem ital. Sprichwort, chi va piano, arriva sano, wer langsam geht, erreicht sein Ziel gesund. Wenn Sie sich auch mit Blumen befassen möchten, so würden Sie um so mehr himmlische Kränze durch's irdische Leben flechten und weben.

Doch, ich bin des trocknen Tons nun endlich satt, möchte einmal wieder den Teufel spielen. Nein, haben Sie keine Angst, die Hitze, wenn auch Teufelselement, macht mich dazu unfähig. Ich fühle mich ganz Maresele. Freuen Sie sich, dass Sie Gebirgsluft atmen können.

Um der Hitze eine Nacht zu entgehen, kam ich neulich auf den Einfall, um Mitternacht auf einem kleinen Kahn nach Sorrent zu fahren, doch da machte ich die Erfahrung, dass zur Nacht es zur See noch heisser ist, als auf dem Lande. Aber es war doch eine der reizendsten Nächte, die ich erlebt habe. Die See spiegelglatt, der hellste Vollmond, dazu noch später Frau Venus, die strahlend die rauchige Werkstätte ihres Herrn Gemahls verliess und sich im Meer spiegelte. Nur hie und da strich geisterhaft ein Fischerkahn bei uns vorüber; bis sich endlich ein frischer Wind erhob, der das Meer gleich schwarz erscheinen liess, auf dem wir dann mit aufgezogenen Segeln uns schnell unserem Ziel näherten und mit der aufgehenden Sonne erreichten. Sorrent mit seinen Gärten ist schon ein kleines Paradies; wenn ich Zeit hätte, führe ich jede Woche hin. Es sind keine Sirenen dort, aber ein Gasthof nennt sich zu den Sirenen, und solche könnten wohl da einmal ihr Quartier aufschlagen. Sie sehen, oder vielmehr fühlen Sie nun, ich bin fürchterlich in meiner Schreibwuth; und doch ermahne ich zur Geduld, ich

bin immer noch nicht fertig. Bitte, wann ist die silberne Hochzeit? Ich habe zwar mit Hildebrand gesprochen, doch da er, wie es mir scheint, im Augenblick zu kleinen Arbeiten nicht aufgelegt ist, so kann ich nicht in ihn dringen; ausserdem sind wir beide für die nächsten Monate schier erdrückt von arbeiten. Morgen beginnt die Malerei an den Mauern. Es wäre recht liebenswürdig von der silbernen Hochzeit, wenn sie nicht gar zu bald herannahte.

Etwas hatte ich fast vergessen. Der Schluss, der leider ein wenig verfrühte, Ihres Briefes hat mich bewogen, Sie in den Teufelorden aufzunehmen, und zwar verdienen Sie einen verteufelt hohen Rang in demselben. Also carina diavoletta oder diavoletta carina, als solche werden Sie zur Zeit der festlichen Aufnahme Ihr Diplom empfangen. Jetzt in diesem Moment hatte ich einen leidlichen Einfall, den ersten, aber eine dumme Drehorgel hat ihn aus meinem Kopf geleiert.

Bitte grüssen Sie la graciosa viel tausend mal von mir, und sagen Sie ihr, dass ich noch vielmals danke, dass ich unter ihrer *Hut* so ohne Fährde hierher gelangt bin. Und nun, carina, seien Sie hübsch fleissig und machen Sie schnelle Fortschritte und vor allen Dingen machen Sie mich immer recht schnell mit Ihrem Thun bekannt; ich will dann versuchen, die verabscheute Tugend, Dankbarkeit, zu üben.

Bitte, vergessen Sie nicht, mich Ihrer ganzen Familie auf's Beste zu empfehlen

der arme, jetzt auch ein wenig gebratene Teufel

Maresele gen.

Der wohl an Früchten reiche vulkanische Boden lässt jetzt nur wenig Blumen hervorkommen.

Darum verzeihen Sie die kleine beiliegende.

## 126

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 20. Juli 1873.

Mein lieber Fiedler!

Schönen Dank für Ihren Brief. Ich kann nur alles unterschreiben, was Sie über Dohrns Angelegenheiten sagen. Aber ganz kommen Sie doch nicht herum, wenigstens mittelbar in dieses Unternehmen einzugreifen und quasi auf die ästhetische Seite einzuwirken. Ich hatte zwar mit Dohrn ausgemacht, dass sein Bauunternehmer auch unsere Arbeiter u. s. w. besorgen und besolden sollte. Dies hat sich nun jetzt als nicht wohl thunlich herausgestellt, aus vielerlei Gründen, von denen Sie sich den Hauptgrund denken können. Ich habe nun Maler, Stuckarbeiter u. s. w. auf meine eigene Faust engagiert und bezahle dieselben aus meiner Tasche. Der arme Dohrn ist in Folge von Ueberarbeitung jetzt wirklich recht leidend, und ich will ihm keine momentanen Sorgen verursachen. Darum nehme ich aber-

mals Ihr edles Anerbieten an und bitte Sie, wenn es Ihnen nicht unbequem ist, uns, d. h. Hildebrand und mir, eine Summe von beiläufig 2000 Franken vorzustrecken. Damit könnten wir beide wieder einige Monate hausen und sogar im nöthigen Falle auch noch für die Beschleunigung anderer kleiner Arbeiten im Aquarium sorgen. Da ich über die Ausgaben für Dohrn genaues Buch führe, käme natürlich ein guter Theil obenerwähnter Summe auf Dohrns Konto. Aber freilich würde es wohl besser sein, wenn Dohrn dies nicht erführe, und Sie müssen sich gefallen lassen, dass wir ihm gegenüber auf Ihre Kosten eine so anständige Rolle spielen.

Morgen beginnen wir thatsächlich in Fresko zu malen, und zwar mit dem Fries. Dieser und die Pilaster, wie alles Architektonische sind von Hildebrands Erfindung, das Ganze nach gemeinschaftlichen Plänen, die Skizzen zu den 5 Hauptbildern von mir, zum Theil von Hild[1]. Der Gegenstand ist ganz aus dem Leben gegriffen. Das Meer mit Grotten, Inseln, Felsufer und Architektur, mit Fischern, die Netze ausbreiten, ein Schiff in's Meer rücken, im Schiffe selbst die Portraits von Dohrn, Kleinenberg, Grant, Hildebrand und me stesso[2]; eine Meerkneipe, und um auch mal ganz auf's Trockene zu kommen, auf der Fensterseite ein lebensgrosser Orangenhain mit den entsprechenden Figuren. Alle Figuren in Lebensgrösse. Ausserdem noch 2 gemalte Kolossalstatuen der Kunst und Wissenschaft[3]. Auf dem untern Theil der Hauptwand 2 Stuck-Kamine und in der Mitte ein laufender Brunnen. Ein grosser Theil der Figuren nackt. So viel über das Allgemeine.

Ich kann nicht leugnen, dass ich den grössten Theil meines Hierseins in anregendster künstlerischer Weise verbracht habe und auch Hildebrand fühlt sich sehr glücklich in unserem gemeinschaftlichen Unternehmen. Wenn nur etwas entsteht, so mag man im Uebrigen mit meiner Person verfahren, wie man will. Sollten wir bis zum Herbst mit 2 Bildern zu Stande kommen, so müssen Sie hierher kommen, denn wenn wir auch die Hauptgewinner dabei sind, so müssen Sie doch auch sich von dem Treiben Ihrer Schützlinge in Kenntniss setzen. — . . .

---

[1] Die Skizzen zu den eigentlichen Bildern sind alle von Marées. Ueber Hildebrands Anteil vgl. das Kapitel über die Fresken im I. Band und Band II, S. 161.

[2] Vgl. Bd. II, S. 158.

[3] Dito.

## 127

*An Frau Irene Koppel.*

Neapel, den 10. August 1873.

Verehrteste Freundin!

Meine Zerstreutheit lässt mich unhöflicher erscheinen als ich bin; eben entdeckte ich nämlich, dass ich einen an Sie gerichteten Brief schon lange in der Tasche herumtrage. Dies thut mir in sofern nicht leid, als ich Ihnen so zum zweiten

Mal ausdrücken kann, wie sehr Sie mich mit Ihrem liebenswürdigen Brief erfreut haben und wie es mich freut, dass Sie und die Ihrigen sich wohl befinden. In meinem nicht abgesandten Brief hatte ich eine vollständige Beschreibung meiner jetzigen Arbeiten und Aufgaben unternommen, doch will ich nun, nach reiflicher Erwägung, Sie doch nicht damit langweilen.

Nur soviel, dass Hildebrand und ich mit grossem Fleiss, grösserer Lust und wo möglich noch grösserer Energie arbeiten; wenn Alles dies nun auch noch vom Gelingen begleitet wird, so ist der Grund zu einer erfreulichen Zukunft gelegt. Und wenn es nicht unbescheiden ist, von sich selber zu reden, ich kann nicht leugnen, ich komme mir wie ausgewechselt vor; so leicht und schnell geht mir alle Arbeit von der Hand und auch die wirklich exorbitante Hitze vermochte nicht im Geringsten, meine Arbeitskraft zu schwächen. Ich habe jetzt schon das 4 fache von dem, was ich in den letzten zwei Jahren gemacht habe, geleistet. Meine Pläne haben sich hier von Tag zu Tage erweitert, so dass sich nachgerade eine bedeutende Aufgabe daraus entwickelt hat; und die rasche Entschlossenheit, mit der ich jetzt alles anfasse, zeigt, dass ich ganz in meinem Elemente bin.

So geht denn die Zeit schnell genug dahin, um so mehr, als die Erholungsstunden nur Vorbereitung für neue Arbeit sind.

Nach dem Schloss am Meer fahre ich jeden Abend, und zwar sehe ich es lieber, als dass ich dort wohnen möchte. Doch nichts destoweniger habe ich die Pläne zu einem italienischen Refugium nicht aufgegeben. Gegen pretentiöse Mittelmässigkeit würde dasselbe allerdings fest genug verbarrikadirt werden. Und darin liegt der grösste Reiz von Italien, dass das möglich ist.

Der Verkehr mit treuen, beständigen und zuverlässigen Freunden lässt einen die Freuden der guten Gesellschaft leicht entbehren, und man ist eigentlich ein Narr, wenn man sich durch die letzteren sein Leben verkürzen lässt. Und ich bin, Gott sei Dank, noch Optimist genug, um an die Erreichung eines Ideals in diesem Erdenleben zu glauben, wenn dasselbe nur auf einer vernünftigen Base ruht.

Folgt das Glück nur ganz von weitem meinen Bemühungen und Anstrengungen, so bleibt auch die Gelegenheit nicht aus, Ihnen zu beweisen, mit welcher Erkenntlichkeit und Beständigkeit ich Ihnen zugethan bin. Vor allen Dingen möchte ich nicht, dass irgend Jemand meine Freundschaft zu bereuen hätte.

Unsere hiesige Colonie ist seit einiger Zeit sehr zusammengeschmolzen, da Dr. Dohrn mit einem seiner Freunde bis jetzt in St. Moritz war und nun nach Norddeutschland gezogen ist.

Neue Bekanntschaften habe ich gar nicht gemacht; zu der Ihrigen muss ich, nach den Beschreibungen von Hildebrand condoliren (als alter Reservemann). Den spärlichen Nachrichten aus Dresden zufolge scheint Franz recht fleissig zu sein.

Wäre Sirenenwohllaut mein, so würde ich es noch einmal versuchen, Sie hierher zu locken, doch würde ich schon sehr glücklich sein, wenn Sie mich doch noch einmal durch ein Paar Zeilen erfreuen möchten.

Und nun verehrte und mütterliche Freundin, leben Sie wohl und grüssen Ihre Frau Mama, Fräulein Nichte und Dedy auf's Herzlichste vom

Sogenannten.

Grant und Hildebrand lassen sich Ihnen auf's Beste empfehlen.

## 128

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 21. August 1873.

. . . . . Mit einiger Beruhigung kann ich Ihnen mittheilen, dass ich bezüglich unserer letzten Gespräche, so weit sie mich betrafen, nicht Unrecht hatte; denn ich mache von Tag zu Tag Fortschritte, oder vielmehr bewährt sich nun die Art, in der ich bisher gestrebt hatte. Ende nächster Woche werde ich wohl mit dem grossen Fischerbilde[1] fertig werden. Die ganze Architektur des Saales, Pilaster, Fries u. s. w. ist vollendet. Auch einige Fruchtstücke haben wir noch hinzugefügt. Wir sind während der grössten Hitze wüthend fleissig gewesen und ausser etwas Turnweh habe ich keine nachtheiligen Folgen empfunden. Wollte mir das Glück nur einige Jahre so sympathischer Arbeit und die nöthige Gesundheit gönnen, so mögen sich wohl Viele, die mich erniedrigen wollten, etwas schämen.

Wenn Sie doch nur im Herbst hierherkommen. Sie werden uns beiden dadurch eine ungeheure Freude bereiten, und ich glaube, es würde Ihnen selbst nicht leid thun. Und so wünsche ich denn von Herzen, dass das viele Gute, das Sie Andern erweisen, auch gute Früchte tragen möge, so werden Sie auch unvertilgbare Freude von dem haben, was Sie begründet.

Grant ist augenblicklich in Deutschland bei Dohrn, darum kann ersterer nicht antworten; nach einem Briefe von Dohrn spricht Grant mit grösster Aufregung von unseren Arbeiten.

Entschuldigen Sie mein Geschmier und halten Sie das der grossen Müdigkeit zu Gute, in der ich mich jetzt jeden Abend befinde. — . . .

[1] Die Ruderer der Hauptwand, K 201.

## 129

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, 8. Sept. 1873.

Mein lieber Fiedler!

Eben erhalte ich Ihren Brief und da heute als dem Feste S. Maria Piedigrotta meine Hülfsarbeiter seit 6 Wochen zum ersten Mal feiern, will ich desgleichen thun und sogleich antworten.

Dr. Dohrn hat sich verpflichtet, alle Ausgaben, die ich zur Ausschmückung des Saales habe, mir zurück zu erstatten. Das habe ich mir zunächst ausdrücklich bedungen, und er ist auch ohne Weiteres darauf eingegangen. Da ich nun wusste, dass in der letzten Zeit seine Kasse nicht zum Besten bestellt war, so habe ich Sie um Unterstützung gebeten, ohne welche ich allerdings die laufenden Ausgaben nicht bestreiten könnte. Ich bin also Ihr Schuldner, so wenig vortheilhaft das

allerdings für Sie selbst ist; denn sobald Dohrn mir die Ausgaben wieder erstattet, werde ich das Geld für meine demnächstigen Bedürfnisse gebrauchen müssen. Von einer auch nur im Fernsten annähernd entsprechenden Belohnung unserer Anstrengungen kann natürlich keine Rede sein; dazu müsste Dohrn ein Millionär sein; doch dass er auch in dieser Beziehung das für seine Verhältnisse äusserst Mögliche thun wird, versteht sich von selbst. Mir liegt nun diese Saal-Angelegenheit wohl ungebührlich am Herzen, und ich handle in derselben recht egoistisch, obwohl mir wohl nie materielle Vortheile daraus entspringen werden. Aber ich weiss wohl, dass diese Art von Egoismus einem von der Welt nicht verziehen wird, und es ist mir auch gleichgültig, wenn ich dadurch nur nicht der Freundschaft von Menschen wie Sie verlustig werde. Denn Sie werden doch gewiss einem so ernstlich Strebenden wie mir einige Wochen wirklichen Glückes nicht missgönnen. Leider bin ich nun einmal so unglücklich organisirt, dass ich nur unter ganz bestimmten Umständen etwas zu leisten im Stande bin und da ich dieselben durchaus nicht von der Welt prätendire, so suche ich sie hie und da mir selbst zu schaffen. Sobald die Luft, die ich athme, nicht rein ist, ist es mit meinem Schaffen vorbei; äusserlich vermag ich die Verstimmung wohl zu unterdrücken.

Die Gesellschaft von Hildebrand ist für mich doppelt wohlthätig, weil ich weiss, dass er meinen Werth erkennt und anerkennt. Darum erzielt er auch wirklich von mir Vortheile, wie sie nicht leicht ein Mensch vom andern erwirkt; dieses kann ich mit ruhigem Bewusstsein und ohne Eitelkeit aussprechen. Und auch das: vergönnt es uns das Schicksal noch einige Jahre zusammen zu wirken, so wird das für unsere Kunst nicht ohne grosse Bedeutung sein. So viel ist gewiss, Hildebrand wird Ausgezeichnetes leisten, man soll ihn nur ruhig gehen lassen; Alles, was er thut, auch im Leben, ist gut und verständig. Ob es mit mir ein glückliches Ende nimmt, ist die Frage, aber unter creti und pleti kann man mich bei näherer Untersuchung nicht werfen. — . . .

Die Fortsetzung des Briefes deutet an, dass er nicht gesonnen sei, nach Dresden zurückzukehren.

. . . . . Ich hege für mich die feste Ueberzeugung, dass mein Leben nicht von langer Dauer sein wird, aber die gewährte Frist will ich auf's Energischste benützen, noch etwas Erkleckliches zu leisten und dazu brauche ich reine Luft. Die finde ich in Dresden nicht. — . . .

## 130

### *An Fräulein Melanie Tauber.*

via Giovanni Bausan 59 Neapel, den 9. September 1873.

Eccellentissima e carinissima Signorina pittrice!

Gestern Abend wurde ich durch ein verteufeltes Kunstwerk überrascht. Es ist schwer zu sagen, ob die glückliche Wahl des Gegenstandes oder die Conception und Verarbeitung desselben mehr zu loben ist. Nun, in meine Hände

gelangt, wird es demselben an einem würdigen Platze nicht fehlen. Hoffentlich und scheinbar hat meine schöne Fleckentheorie Wurzel gefasst.

Jetzt soll ich wohl die gestellte Frage unverzüglich beantworten? Fast möchte ich mich weigern, und darin Ihrem theuern Beispiel folgen. Ist das Recht, so gut gemeinte Fragen, wie die meinen, unbeantwortet zu lassen?

Doch ich will Ihren allerhöchsten Unwillen nicht erregen, und meinem Naturell folgend, ganz zahm und artig antworten.

Erstens, also, habe ich vor 3 Wochen ungefähr eine Fortsetzung zu meinem ersten höchst erbaulichen Kunstschreiben verfertigt, aber allerdings dieselbe zunächst aus Zerstreutheit statt abzusenden in der Tasche mit herumgetragen; ein Loos, was meinen Schriften häufig genug zufällt.

Zweitens folgt hier eine Beschreibung meines täglichen Lebens:

Wie die meisten Menschenkinder stehe ich Morgens auf. Ohne weiteren Verzug, als der Genuss von etwas gefrorener Limonade verlangt, gehe ich an die Arbeit. Zuerst also den Arbeitern ihre Tagesarbeit bestimmen, d. h. die Grösse des Stückes Mauer anzugeben, was ich bemalen will. Dann wird einige Stunden nach dem Modell in Oel gemalt, und zwar in der grössten Eile; dann ist der Grund auf der Mauer präparirt, und da muss nun oft kolossal viel an einem Tage zusammengearbeitet werden, bei welcher Gelegenheit nicht nur Kopf und Hand, sondern auch der ganze Körper in Anspruch genommen werden, da man oft recht verzweifelte Stellungen annehmen muss. Bei einer solchen Geistesgegenwart verlangenden Arbeit vergisst man zwar selbst die erdrückendste Hitze, aber, ist der Abend herangenaht, so ist man auch zu allem unfähig. Dann lass ich mich höchstens von einer Leib und Seele erschütternden Carozella zu unsrem kleinen Hafen hinfahren, und mir dann von der See den Rest geben. Die Seeluft setzt einen dann wenigstens in Stande, sein Souper mit einigem Behagen zu halten; schlecht gespielte Strauss'sche Walzer, corallenfeilbietende Hausirer, scheussliche Moden noch übertreibende Neapolitanerinnen treiben einen dem Lager zu, wo denn Freund Morpheus von summenden stechenden Zanzaren nur zu bald vertrieben wird. So geht es seit sechs Wochen Tag für Tag. Ist es da ein Wunder, wenn zuletzt statt eines Menschen, oder auch Teufels, nur ein dünner Sommerfaden übrig bleibt, mit dem wenig abzuspinnen ist?

Und wenn nun gar noch die Sirenen-Stimmen vertönen.

Uebrigens hoffe ich, dass es Ihnen, Ihrer Frau Mama und Ihren Frau Schwestern nach Wunsch geht, und dass Sie fleissig und nicht erfolglos sind. Vielleicht finden Sie doch ein Mal ein Paar müssige Minuten, in denen Sie mich über Alles dies aufklären könnten, so wenig Sie mir dieses Glück und Vergnügen zu gönnen scheinen. Wie kann ich mir überhaupt herausnehmen, Sie mit meinem langweiligen Geschreibsel zu langweilen, wenn ich nicht ein Mal weiss, wie Sie Sich befinden. Seien Sie ganz Sie Selbst, auch gegen mich, Carina, und bitte grüssen Sie auf's Herzlichste Ihre ganze Familie vom

abgesetzten Teufel.

**131**

*An Fräulein Melanie Tauber.*

Neapel, 19. September 1873.

. . . . . Wenn ich sicher wäre, dass die Wesen ohne Schnurrbart so verschwiegen wären, wie die mit, so würde ich Ihnen jetzt sehr — sehr viel zu sagen haben. Doch wollen wir jetzt einmal zuerst mit Ihnen beginnen. In Parenthese, an meine barsche Manier müssen Sie sich nun schon gewöhnen. Wenn Sie zufrieden mit sich wären, so wäre auch alle Hoffnung verloren, denn das müssen Sie wissen, dass der Künstlerstand der wahre Stand der Unzufriedenheit mit sich ist. Je weiter man gelangt, desto grössere Ansprüche stellt man an sich: das alte Sprichwort: lang ist die Kunst, kurz ist das Leben, bewährt sich nur zu sehr als zutreffend. Uebrigens bin ich auch nicht direkt der Ansicht, dass der Schnurrbart das allein seligmachende Mittel zum Leisten ist; jedoch sind den Frauen grössere Hemmnisse in den Weg gelegt. Vor allen Dingen hinderlich ist es ihnen, dass sie vorzugsweise und in erster Linie Damen sein wollen, mit anderen Worten die Männer mehr vom Leisten abhalten, anstatt sie darin, wie ihre Geschlechtsgenossinnen, die Musen, anzueifern und zu bestärken. Wer etwas leisten will, darf den Teufel darnach fragen, was man sagt, sondern muss unverrückt sein Ziel vor Augen haben; und das soll nicht ganz leicht sein. Man muss sich mehr für eine Sache als für die Leute interessieren. Vor allem aber muss man lernen, das Gute vom Mittelmässigen zu unterscheiden; das ist der einzige Weg zum Heil. Glauben Sie nicht, dass ich Sie einschüchtern will, sondern ich gebe Ihnen nur zu überlegen, was doch erwähnenswert ist. Bei allen Leistungen von dauerhaftem Werte spielt der Charakter eine grössere Rolle als man glaubt. Das grösste Hindernis bleibt stets die gute Gesellschaft; um comme il faut zu sein, bedarf es nicht mehr Verstandes, als der eines Nussknackers, während die verlangten, erbärmlichen Rücksichten den Gescheiten seiner besten Zeit und besten Gedanken berauben. Ein Mann kann sich über dergleichen Dinge mit Leichtigkeit hinwegsetzen; aber einer jungen Dame dürfte das schon eine schwierige Aufgabe sein, wenn auch nicht unmöglich. So, für heute erlassen Sie mir die Fortsetzung meiner Predigt; Sie müssen wissen, dass ich heute schon eine lebensgrosse Giovinetta in einen Orangenhain gesetzt habe[1], am liebsten wäre es mir gewesen, ich hätte Ihr liebes Konterfei statt dieses machen können[2]. Aber Ihre Photographie ist zu sehr verschieden vom Original. — . . . . . . . . Doch muss ich Sie zunächst noch um sechs Wochen Urlaub bitten, damit ich als ein Mann erscheinen kann, der in Wahrheit etwas geleistet hat. So lange brauche ich, um mein ganzes Werk, das Jahre in Anspruch zu nehmen schien, zu vollenden. Einen solchen Einfluss hat die italienische Luft auf mich ausgeübt.

---

[1] Es handelt sich vermutlich um die verlorene Skizze, K 215, nicht um die Freske, K 216, die nach Ansicht des Verfassers erst einige Wochen später entstanden ist. Siehe Bd. II S. 190.

[2] „Im Gegensatze dazu soll Marées in einem leider verloren gegangenen Briefe geschrieben haben, die teuren Züge kämen ihm unwillkürlich in die Fresken. Das wird wohl im Zusammenhange mit einem von anderer Seite zu publizierenden Porträt nachzuweisen sein." (Anmerkung des Herrn Robert Graf, die auf eine Mitteilung der Empfängerin des Briefes zurückgeht. Das Porträt ist K 182.) In der Tat hat der Typus der Frau auf der Linken der Freske K 216 einige Aehnlichkeit mit dem Bildnis K 182. Auch in späteren Bildern und Zeichnungen kommt der Typus wieder.

Diese neue Erfahrung lässt mich allerdings mit Grauen an den Norden und speziell an Dresden, die Capitale der Mittelmässigen, denken. Ich habe grosse Pläne; sobald sie sich realisiren oder die Möglichkeit dazu sich herausstellt, so werde ich dieselben Ihnen mittheilen. — . . . . Es wird dunkel und ich schliesse. Duncque, carissima carina, non dimenticate me poveretto, perchè sarebbe poco bene a me di cantare come la mia bella vicina: Ti voglio ben assai e tu non pensa me. — . . .

**132**

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, 28. Sept. 1873.

. . . . . Die Arbeit schreitet immer rüstig weiter. 2 Bilder sind im Wesentlichen fertig. In 6 Wochen kann alles beendigt sein.

Wenn ich auch jetzt dergleichen Sachen ganz anders anpacken würde, so stellt sich doch die eine Thatsache heraus, dass das Colorit an Kraft keinem Oelgemälde nachsteht. Wenn Hildebrand in Florenz wünscht, dass ich seine Arbeiten sähe, so hege ich jetzt den lebhaftesten Wunsch, dass vor Allem Sie meine Bestrebungen mit eigenen Augen sähen, da ich überzeugt bin, dass, wenn auch nicht durchaus befriedigt, Sie doch einiges Vergnügen daran empfinden würden. Wegen der Gerüste ist es unmöglich, etwas zu photographiren.

Die Cholera tritt hier in sehr milder Weise auf. Das Maximum waren 22 Erkrankungsfälle und, wie ich glaube, 10 Tote.

Modelle warten meiner. Darum für heute Addio.

Ihr treu ergebener

Hans v. Marées.

**133**

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 27. Okt. 1873.

Mein lieber Fiedler!

Ihren liebenswürdigen Brief habe ich richtig erhalten, und sage Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür. Dass ich an Ihrer Teilnahme auch nie einen Moment gezweifelt habe, kann ich wohl versichern; es wäre die grösste Undankbarkeit von meiner Seite. Wenn mir daran lag, dass Sie hierher kommen möchten, so war es vorzugsweise darum, weil Sie dann doch vielleicht bemerkt hätten, dass in meinem Thun und Treiben seit Jahren her doch ein gewisser Zusammenhang existirt, und das wäre für Sie doch auch eine Beruhigung gewesen. Dass dies nun nicht so sein konnte, ist um so betrübender, da die Abhaltungsgründe für Sie (ohne mich in Ihr Vertrauen eindrängen zu wollen) auch nicht der angenehmsten Natur gewesen zu sein scheinen.

Auf ganz weichen Federn habe ich mich nun gerade auch nicht gebettet; denn die Dohrn'sche Angelegenheit wächst mir zum Halse heraus; so hätte ich denn, ich kann wohl sagen, mit aussergewöhnlichen Anstrengungen es dahin gebracht, wo ich seit Jahren stand. Wenn ich von vornherein auf jeden Ersatz meiner Bemühungen verzichtete, so hoffte ich doch wenigstens, Ihnen nicht wieder zur Last

fallen zu müssen, und konnte das nach den vorangegangenen Präliminarien auch füglich. Dieser Zustand, offen gestanden, ist für einen Menschen in meinem Alter denn doch unerträglich. Wenn ich auch niemals erwartete, vermittelst meiner Kunst mein Glück in der Welt (etwas was mir überhaupt nicht sehr am Herzen liegt) zu machen, so schien es mir doch möglich, es wenigstens zu einer anständigen Unabhängigkeit zu bringen. Es bleibt mir nun freilich nichts anderes übrig, als Dohrn mitzutheilen, wie er Ihnen auf's Neue verpflichtet ist, was mir nicht leicht wird, da er tagtäglich jammert und nicht ein Wort der Erkenntlichkeit gegen uns gefunden hat, so dass es mir scheint, er halte sich noch etwas zu Gute darauf, dass er uns eine Gelegenheit dieser Art verschafft hat. Die laufenden nicht unbeträchtlichen Ausgaben müssen wir nach wie vor bestreiten; kurz, ich muss mich auf's Gewaltsamste zusammennehmen, um mit Lust das Begonnene zu vollenden. Doch, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich bereue das Gethane keine Minute, und wenn ich selbst nur etwas hätte, so würde ich die Auslagen D. schenken. Denn in künstlerischer Beziehung ist der Gewinn für mich so enorm, dass ich mich doch quasi gegen Dohrn verpflichtet fühle. Den Wust, der vor verschiedenen Zeiten noch an mir hing, habe ich, wie ich das voraussah, glücklich abgeschüttelt.

Hildebrand hat mit grosser Schnelligkeit und gutem Erfolg die Büsten von Darwin und Bär gemacht[1]. Ich selbst hoffe in der nächsten Woche das fünfte und letzte Bild[2] fertig zu bekommen und würde dann noch 8 Tage auf General-Retouchen verwenden.

Sie werden meiner Absicht, in Italien meinen Bestrebungen nachzufolgen, schliesslich auch Ihren Beifall geben müssen; so schmerzlich ich ein öfteres Zusammensein mit Ihnen entbehre, so werden Sie doch selbst zugestehen müssen, dass das Leben in Deutschland auf mich nur ungünstig einwirkt. Wenn meine körperlichen Kräfte nicht ganz auslassen, so werde ich in Kürze manches Gute schaffen, denn in meinem Kopf wird's immer klarer. — . . .

. . . . . In der nächsten Woche werde ich versuchen, ob sich die Bilder photographiren lassen; es wäre mir herzlich lieb, wenn ich Ihnen wenigstens etwas von dem, was ich Ihnen im Geiste gewidmet hatte, übersenden könnte.

Diesen unklaren melancholischen Brief müssen Sie dem Scirocco, der schon 4 Wochen herrscht, zu Gute halten. — . . .

[1] Befinden sich auf den Regalen unter den Fresken der Station.
[2] Die Pergola mit den Bildnissen, K 224.

## 134

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 1. Nov. 1873.

Mein lieber Fiedler!

Die Angelegenheit mit Dohrn hat sich wenigstens in so weit aufgeklärt, als er sich nach den für ihn gemachten Auslagen erkundigte. Er ist momentan allerdings nicht im Stande, auch nur einen Theil derselben zurück zu erstatten, und er ist einverstanden damit, dass, wenn Sie die Güte haben, uns aus dieser Verlegenheit zu ziehen, auch diese Summen sobald wie möglich an Sie zu entrichten. Mir ist

es lieb, dass er selbst davon angefangen hat, denn mir würde es sehr hart gefallen sein, ihn an seine Verpflichtungen zu erinnern, um so mehr, als er doch mit vielen nicht vorherzusehenden Misshelligkeiten zu kämpfen hat.

Ich bin jetzt beim 5. und letzten Bild, das wohl in der nächsten Woche fertig werden wird. Jedoch den Saal ganz zu vollenden, werden auch dann noch 2 ganze Wochen nöthig sein. — . . .

### 135

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, 12. Nov. 1873.

Besten Dank für Ihren eben erhaltenen Brief. Um die Sache kurz zu machen, gleich den jetzigen Stand unserer Geldangelegenheiten. Ich habe für unsere Arbeiten bis jetzt baar ausgegeben: 3,830 Lire; davon fallen auf Hildebrand 1,019 L. inclusive der von Florenz gesandten 600 Lire. Ein Rechnungsabschluss kann erst Ende nächster Woche gemacht werden, da ich bis dahin noch verschiedene Ausgaben zu machen habe, die zu bestreiten freilich eine noch schwer zu lösende Aufgabe bleibt. Uebrigens hat D. gestern in dieser Angelegenheit an Sie geschrieben. Die ganze Sache bei ruhigem Blute angesehen, muss ich allerdings den Verlauf derselben zum guten Theil mir in die Schuhe schieben. Bei meiner Ankunft hierher merkte ich wohl, dass D., in Folge seiner Verlegenheiten seine Aufforderung bereute; da ich aber nun einmal fest entschlossen war, die aus künstlerischen Beweggründen mir wichtige Gelegenheit auf keine Weise fallen zu lassen, so habe ich D. einigermassen beruhigt, mit der Vorstellung, dass ihn hier nur die Kosten träfen. Jedenfalls war er bisher überzeugt, dass ich selber in keiner Weise in der Klemme steckte, was er nun weiss.

Mir thut es nun unendlich leid, dass Sie in diese Sache verstrickt sind, um so mehr, als Ihnen wirkliche Unbequemlichkeiten daraus entspringen. Aber ich muss immer wieder darauf zurückkommen, dass Sie hierbei unendlich mehr für mich thun, als für D., ja, wenn es auch etwas sehr unbescheiden klingt, für eine Sache. Wenn der Saal auch von Dohrn bewohnt wird, die Bilder gehören nicht ihm an. Es muss natürlicher Weise für Sie nicht angenehm sein, dass, während Sie so unendlich viel für mich gethan haben, ich für andere auf Ihre Kosten arbeite. Ich hoffe noch Gelegenheit zu finden, Ihnen mein Benehmen verständlich zu machen. Nur das eine lassen Sie mich Ihnen noch einmal versichern, dass die Rücksichten auf meine Person allein mir nie den Muth gegeben hätten, Ihren Edelmuth in so starker Art in Anspruch zu nehmen. Denn das, was ich selbst in und von meinem Leben eingesetzt habe, kann ich nie auf keine Weise wieder erlangen. Das Einzige, was *ich* erreichen kann, ist zu beweisen, dass mein Leben keine Donquixoterie war; dann wird es auch von Nutzen sein.

Im Uebrigen lieber Fiedler, werde ich nun bald wieder aus dem schwankenden Stationsschiff in das noch schwankendere des Lebens treten. Wenn auch einigermassen in einem reizbaren Zustande, sehe ich doch die einzige Erholung in neuer sympathischer Arbeit. Im nächsten Briefe werde ich Ihnen mittheilen, was ich demnächst zu thun gedenke. Ich muss nun die Zeit bis auf's Aeusserste ausnutzen. Heute sind die Gerüste aus dem Saal geschafft worden und ich hatte wieder einen rechten Katzenjammeranfall. — . . .

### 136

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, 25. Nov. 1873.

. . . . . Sonntag habe ich den letzten Strich gethan, und so wäre denn einmal wieder eine Kette besonderer Freuden wie auch besonderer Leiden abgeschlossen. Nach mancherlei Missverständnissen hat sich unser allerseitig persönliches Verhältniss glücklicher Weise in den letzten Tagen noch recht erfreulich gestaltet. Morgen Abend reisen wir über Perugia, Cortona und Siena nach Florenz. — . . .

### 137

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, den 2. Dez. 1873.

Mein lieber Fiedler!

Vorgestern Abend sind wir hier angelangt. Wir haben uns 3 Tage in Rom aufgehalten, wo ich mit Ludwig Frieden geschlossen und einen Petroleumvertrag bewerkstelligt habe. — . . .

Soeben haben wir (zunächst für mich) einen Raum gemiethet, an den sich für die Zukunft Mancherlei anknüpfen liesse. Derselbe befindet sich in einem Kapuzinerkloster auf dem Wege nach Bellosguardo, in der reizendsten Situation gelegen. Es ist ein sehr hübscher Renaissancebau mit einer prachtvollen Halle, der sich mit wenigem zu einer der angenehmsten Villen herstellen liesse. Für nicht ganz 10,000 Thaler liesse sich das Ganze aquiriren, und dann würden wir schon dafür sorgen, dass es eine künstlerische Ausschmückung, einer Stadt wie Florenz würdig, erhielte. Das sind Träume, deren Realisirung jedoch noch lange nicht das thörichtste wäre von dem, was man um sich herum anstellen sieht. Jedenfalls wollen wir die Hand darauf behalten. — . . .

Jedenfalls bleibe ich nun vor der Hand hier. Meine Nerven sind allerdings auch in einem Zustand, der eine Winterreise nicht räthlich erscheinen lässt. Dass ich meine Kräfte auf's Aeusserste angespannt habe, fühle ich nun doch. — . . .

. . . . . Für mich gibt es kein anderes Heil, als auf dem begonnenen Wege fortzufahren; jegliche Art von Aengstlichkeit und Bedenklichkeit können nur noch schaden. Ich für mein Theil setze Alles was ich habe, d. i. mein Leben, mit Freuden daran, bin aber durchaus nicht gewillt, in das meiner Freunde belästigend einzugreifen. Bisher habe ich Sie nun allerdings bis über die Gebühr in Anspruch genommen, doch muss ich die letzten Belästigungen mehr den widerwärtigen Umständen zuschreiben, als mir. Wenn sich meine ganz richtigen Calculationen erfüllt hätten, stünde ich wenigstens für den Moment selbständig da. Ob und wie hart es ist, das Gegentheil zu ertragen, darüber will ich nichts sagen. Sie haben mich früher verwöhnt. Sie haben auf mich so beruhigend einzuwirken gewusst, dass ich meine nach gewöhnlichem Massstabe ganz verzweifelte Lage ganz vergessen hatte. Das habe ich den ganzen Sommer entbehren müssen und ich hege die Besorgniss,

dass Sie selbst in Betreff meiner von der Furcht ergriffen sind. Ich kann durchaus nicht zugeben, lieber Fiedler, dass Sie für mich mehr thun, als Sie nach Ihrer Ueberzeugung und mit *frohem Herzen* können; das wäre für mich unerträglich. Ich bitte Sie also, ganz offen zu sein und mich nicht als Schützling sondern als Freund zu behandeln, als einen Menschen, der dem Schlimmsten, was da kommen mag, mit Ruhe und Entschlossenheit entgegentreten kann. Wenn ich mir sagen kann, was möglich, ist geschehen, so bin ich ruhig: den Ausgang hat man nie in der Hand. Verzeihen Sie mir meine Offenheit. — . . .

## 138

*An Anton Dohrn.*

Florenz, den 3. Dec. 1873.

Lieber Dohrn!

Seit vorgestern befinden wir uns hier und der glückliche Fund eines passenden Raumes in einem ehemaligen Kloster, auf dem Wege nach Bellosguardo befindlich, hat dahin entschieden, dass ich mich nun auch hier festsetze.

Schwerer, ja wahrscheinlich unmöglich wird es sein, einen solchen Kreis von gleich strebsamen und, was dazu nötig, fast gleichaltrigen Menschen zu finden, wie er sich in Neapel zusammenfand, und mein aufrichtiger Wunsch ist es, dass derselbe durch die Distance nicht aufgelöst werden möge.

Hoffentlich wird die eingetretene kalte Witterung auf Ihre Nerven einen wohlthätigen Einfluss ausüben und Ihr Bau einem glücklichen und nahen Ende entgegengehen. — . . .

Hillebrand[1] begegneten wir in Perugia. — . . .

[1] Karl Hillebrand, der Historiker (1829—84), u. a. Verfasser der „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers", die damals gerade erschienen. Vgl. Bd. I.

## 139

*An Fräulein Melanie Tauber.*

Florenz, den 3. December 1873.

Carissima Signorina Carina!

Ungeschliffen, ungalant, ungehobelt, unerkenntlich, schändlich, niederträchtig und was Alles noch, wie ich bin, bin ich doch auch noch unverschämt genug, von meiner Existenz ein Wahrzeichen zu geben. Die Wahrheit zu gestehen, ich befand mich die ganze Zeit in einem sehr anormalen und jeden Falls für das Briefschreiben höchst ungeeigneten Zustande, der erklärt und entschuldigt wird durch die, für mich, allerdings grossen Anstrengungen. Beginn voriger Woche bin ich mit meinen Arbeiten in Neapel zu Rande gekommen und gleich darauf über Rom hierher gereist.

Es war meine Absicht, nach Deutschland zu reisen, die habe ich aber, da ich in der That zu sehr der Erholung bedarf, vorläufig aufgegeben. Dafür habe ich aber hier ein Lokal in einem reizend gelegenen Kloster gemiethet und wenn

wir bei der Ortsbehörde es durchsetzen können, werden wir nach und nach Herren des ganzen Gebäudes werden. Was ich mir nach dieser Seite hin lange gewünscht, scheint nun seiner Erfüllung entgegenzugehen. Doch entschuldigen Sie, dass ich von mir und meinen Angelegenheiten so viel geschrieben, und lassen Sie sich lieber fragen, wie es Ihnen, Ihrer Frau Mama und Frau Schwester geht. Liegt Ihnen die Malerei noch immer so am Herzen? Ist dieses der Fall, so bin ich auch sicher, dass Sie mir nicht zürnen werden, dass ich dieser eine Zeitlang alle anderen Rücksichten geopfert habe. Bitte, entschuldigen Sie mich auch bei Ihrer liebenswürdigen Frau Schwester, ich werde, sobald ich hier zur Ruhe gekommen bin, auch sie selbst um Vergebung meiner Sünden bitten.

Soeben habe ich Frau Koppel aufgesucht und habe da zu meiner Ueberraschung gehört, dass la bella[1] in diesen Tagen auch hierher kommen wird. Da wird denn auch wohl die Zeit nicht fern sein, wo die carina auch hier erscheinen wird und ebenso la graciosa; um dann den Sirenengesang in choro anzustimmen. Dann würden Sie im Frühjahr nach der Heimath[2] Ihrer Colleginnen wandern, und sich bei der Gelegenheit überzeugen können, welche Schandthaten ein von den Sirenen Bethörter verrichtet hat.

Diesen Brief, es ist der fünfte, schicke ich jetzt definitiv ab, mit der lebhaftesten Hoffnung, dass Sie Gnade vor Recht ergehen lassen werden. Beschämen Sie einen alten verhärteten Sünder, der jedoch näher daran ist, vom Teufel geholt zu werden, als selber einer zu sein und mit tausend Grüssen an die Ihrigen sich zeichnet

Giovanni di Marées
Firenze, posta restante.

[1] „La graziosa, la bella, la carina nennt Marées die drei Schwestern. La carina, die jüngste von ihnen, ist die Briefempfängerin.“ Anmerkung des Herrn Robert Graf, die auf eine Mitteilung der Empfängerin des Briefes zurückgeht.

[2] Neapel.

## 140

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, den 19. Dez. 1873.

. . . . . Hoffentlich wird Ihre Gesundheit jetzt wieder ganz hergestellt sein; was aber Ihre Missstimmung anbelangt, so scheinen mir leider tiefere Gründe vorhanden zu sein, zu deren Kenntniss ich mich zwar durchaus nicht zudrängen will, Sie aber doch erinnern möchte, dass, wenn Mittheilung auch nicht immer Uebelständen abhilft, doch das Ertragen derselben häufig erleichtert. Bis jetzt habe ich mich selbst bei allen Mängeln für einen aufrichtigen und zuverlässigen Freund halten müssen, und für einen, der noch in den schlimmsten Lagen Theilnahme genug für seine Freunde hatte, um mit Freudigkeit, wenn es Noth that, seine Interessen denen der Freunde hintanzustellen. Dieses Selbstloblied soll keinen anderen Zweck haben, als den, Sie daran zu erinnern, dass ich nicht nur dazu da bin, um Ansprüche an Sie zu machen, sondern dass auch Sie so an mir handeln sollen. Oder sollte ich auch in anderer Beziehung so arm sein, als ich es

in materieller bin? Offen gestanden, lieber Fiedler, Sie erregen in mir die Besorgniss, dass Sie Ihrem Lebensglücke aus dem Wege gehen. Denken Sie wenigstens daran, dass Sie Freunde und wahre Freunde haben und lassen Sie das nicht ungenutzt: darin können Sie fast meinem Beispiel folgen. Nehmen Sie mir das nicht übel; wenn ich mich schlecht ausdrücke, so hoffe ich doch, dass Sie verstehen, was ich eigentlich sagen will. — . . .

Bis jetzt bin ich schandfaul gewesen, bin aber dadurch wieder einigermassen zu Kräften gekommen. — . . .

### 141

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, 5. Januar 1874.

. . . . . Meine aufrichtigsten Wünsche zum neuen Jahr für Ihr Lebensglück, dass vor allen Dingen dasselbe nicht an den Klippen „les femmes“ Anstoss leiden möge. Seien Sie überzeugt, dass mir Nichts, was Sie angeht sentimental oder lächerlich vorkommen könnte; denken Sie vielmehr, wenn Ihnen je ein Rath oder ein Wort der Ermunterung, oder was weiss ich, zu statten kommen könnte, dass auch ein blindes Huhn hie und da eine Perle findet. Nebenbei gesagt, sind mir Lagen, die der vermuthlichen Ihrigen gleichen, doch auch nicht unbekannt, wenn mir auch durch meine auf die Spitze geschraubten Umstände definitive Entschliessungen wahrscheinlich leichter wurden. Unser einer, d. h. einer wie ich, gelangt allerdings nach und nach zu einer vielleicht rohen Rücksichtslosigkeit gegen sich und Andere, die dann wohl klaffende Wunden reissen mag, aber einen doch schneller über Uebel hinwegbringt. — . . .

### 142

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, den 10. Febr. 1874.

. . . . . Die Aufregung dieser Tage war zu gross und ich zu sehr betheiligt[1] . .

Den Verlauf und Stand der Dinge Ihnen jetzt ruhig mitzutheilen, ist mir nicht möglich; es muss mündlich geschehen . . . . . So wäre es mir lieb, wenn Sie mir vielleicht ein Rendez-vous an der Grenze bestimmen wollten; besprechen müssen wir das Vorgefallene, das auch Sie so nahe angeht. Ich bin physisch so reduzirt, dass ich abbrechen muss.

Nur Eines will ich noch aussprechen. Ich habe stets geglaubt und glaube noch, dass Freundschaft das einzige positive Gut ist, was man in diesem Erdenleben erwerben kann, und wohl im Stande, auch die schwersten Verluste zu lindern. Sie werden sehen, dass ich in diesem Sinn gehandelt habe. Bitte schreiben Sie mir umgehend. Schönsten Dank für das Erhaltene.

Ihr treuer H. v. Mareés.

[1] Die Beziehungen Hildebrands zu Frau K. hatten zu einer Aussprache zwischen Hildebrand und Marées geführt. Vgl. Bd. I.

143

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, 25. Februar 1874.

Berührt die im vorigen Brief angedeutete Angelegenheit, die Marées nunmehr für erledigt ansah. In einem Postskriptum berichtet er, dass er auf Veranlassung Hildebrands soeben San Francesco di Paola gekauft habe. (Die Kaufsumme wurde Hildebrand von seinem Vater gegeben.)

144

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, den 13. März 1874.

Mein lieber Fiedler!

Bei meiner seit einigen Stunden erfolgten Ankunft fand ich neben Ihrem Brief noch andere für mich traurige Nachrichten vor, die mir allerdings eine Ahnung voraussagte. Mein Vater scheint einem nahen Ende entgegenzugehen. Ich erwarte nur noch ein Telegramm von meinem Bruder und die Rückkehr Hildebrands um mich aufzumachen, meine letzten Sohnespflichten zu erfüllen.

Mein Aufenthalt in Rom war einer genaueren Kenntniss der Bereitung des neuen Materials u. s. w. gewidmet. — . . .

145

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, 18. März 1874.

Mein lieber Fiedler!

Statt der letzten Pflichten kann ich meinem guten Vater nur noch die letzte Ehre erweisen. Eben bekomme ich die Todes-Anzeige. Meine Abreise war schon morgen Früh angesetzt. Hildebrand habe ich nicht mehr gesehen[1]. Heute Mittag hatte ich noch ein beruhigendes Telegramm. Von Koblenz aus werde ich Ihnen schreiben.

Ihr treuer

Hans v. Marées.

[1] Wie Fiedler im Tagebuch mitteilt, sah er ihn noch im letzten Augenblick auf dem Bahnhof. Hildebrand kam an, als er abreiste.

146

*An Konrad Fiedler.*

Koblenz, 20. März 1874.

Mein lieber Fiedler!

Abermals herzlichsten Dank für Ihren Brief. Ich kam gerade noch zu rechter Zeit an, um noch einmal das schöne und würdige Antlitz meines Vaters zu sehen. Eine Stunde nach meiner Ankunft wurde die sterbliche Hülle neben der meiner

sel. Mutter bestattet. Meine Anwesenheit war und ist allerdings von der grössten Nothwendigkeit.

Mit dem Tode meines Vaters ist auch das letzte Band, das mich an meine schöne Heimath fesselt, zerrissen. Keiner unseres Namens wohnt mehr am Rhein. Mein Berliner Bruder und ich waren die einzigen Vertreter der Familie; auf uns ruhen auch alle Pflichten, die aus einem solchen Falle erwachsen.

So einfach, klar und bescheiden auch alles Vorliegende ist, ist doch Vielerlei zu thun und zu ordnen. Meinen Bruder ruft der Beruf schon morgen nach Berlin zurück; ich werde bis Mitte nächster Woche hier verharren müssen. Ihrer freundlichen Aufforderung werde ich Folge leisten und Ihnen einen oder zwei Tage vor meiner Abreise die Stunde meiner Ankunft in Paris mittheilen. Es wäre dann sehr liebenswürdig, wenn Sie mich am Bahnhof erwarten könnten. Hildebrand habe ich noch einen Moment bei der Abreise gesehen und gesprochen.

So wäre denn keiner von uns in diesem trübseligen Winter so ganz verschont geblieben; ich hoffe, diess wird uns Alle um so näher bringen. Mein Bruder grüsst Sie herzlichst.

**147**

*An Konrad Fiedler.*

Koblenz, 24. März. 1874.

Mein lieber Fiedler!

Uebermorgen d. h. Donnerstag Abend werde ich von Köln mit dem Courirzug abfahren und also Freitag um 10 Uhr 15 Minuten in Paris anlangen. Ich freue mich, nach so mancherlei Leiden endlich Sie wiederzusehen. Für heute Addio

Ihr treuer

Hans v. Marées.

**148**

*An den Bruder Georg.*

Koblenz, den 25. März 1874.

. . . . . Bis morgen Mittag werde ich noch hierbleiben. Von dann ab kann meine Gegenwart nicht mehr von Nutzen sein. — . . .

Meine Thätigkeit ist nicht übergross, doch war meine Anwesenheit immerhin nöthig; nach allen Aufregungen bin ich von einer Schlafsucht befallen, der ich kaum widerstehen kann.

Dass ich mich bemühen werde, Dir nicht nur Bruder, sondern auch Freund zu sein, daran wirst Du nicht zweifeln. Ein Paar Meilen dürfen Menschen nicht voneinander trennen.

Für heute Addio; auf ein baldiges Wiedersehen in Italien. Die herzlichsten Grüsse an die Deinen von

Deinem treuen Bruder Hans.

## 149

*An den Bruder Georg.*

Paris, den 1. März[1] 1874.

. . . . . Seit vorigen Freitag befinde ich mich hier und wohne bei Fiedler.

Ich hoffe, dass die Angelegenheiten in Coblenz zu Deiner Zufriedenheit besorgt sind. — . . .

Von zu verkaufenden Gegenständen ist allerdings wenig übriggeblieben, so dass die daraus zu lösende Summe eine sehr geringe sein wird.

Morgen Abend werde ich von hier abreisen und dann bald zur gewohnten Thätigkeit zurückgekehrt sein. Dann werde ich auch das Besprochene ausführen.

Paris hat sich im Ganzen wenig verändert und auch in der Umgegend sieht man nichts mehr von den Spuren des Krieges.

Es würde mich sehr freuen, wenn ich in Florenz bald eine Nachricht von Dir erhielte.

Fiedler, der mir in einigen Tagen nach Italien folgen wird, lässt Dich schönstens grüssen.

Für heute addio. Mit den herzlichsten Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

[1] Falsch datiert, es muss jedenfalls 1. April heissen. Laut Tagebuchnotiz Fiedlers traf Marées am 27. März in Paris ein und blieb bis zum Abend des 2. April.

## 150

*An den Bruder Georg.*

Florenz, den 3. April 1874.

. . . . . Heute Morgen bin ich hier angekommen. Hildebrand hat das Haus jetzt definitiv ersteigert. Bis zum Sommer werden wir wohl so weit sein, dass Du bei uns wohnen kannst. Auch für Carolinen[1] mag sich späterhin ein Ruheplätzchen hier finden. In einigen Tagen werde ich die Adresse von Freiligrath haben, und dann an denselben schreiben.

Nimm mir nicht übel, wenn ich es bei diesen paar Worten bewenden lasse. Denn ich bin sehr müde, da ich von Paris in einem Zuge hergereist bin.

Mit den herzlichsten Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans

dei Leoni 12/2.

[1] Langjährige Dienerin, zuletzt Wirtschafterin im Hause des alten Marées in Coblenz.

## 151

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, 3. April 1874.

Meldet die heute erfolgte Rückkehr aus Paris, erwartet Fiedler.

### 152

*An Konrad Fiedler.*

Florenz 6. April 1874.

Wird sich mit Koppels in Siena treffen[1].

. . . . . Mit Hildebrand habe ich kein Wort mehr über das Vergangene gewechselt und werde es auch in Zukunft zu vermeiden suchen; so wird es denn mit der Zeit wohl von selbst vernarben. — . . .

[1] Vgl. den folgenden Brief an Frau Koppel.

### 153

*An Frau Irene Koppel.*

Firenze, den 6. April 1874.

Verehrteste Frau!

Meine allerherzlichsten und aufrichtigsten Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage. Hoffentlich werden wir diesen Tag noch vielemal in freundschaftlichem Zusammensein begehen. Dass der arme Franz so leiden muss, ist ja schändlich; er soll sich nur auf der Bahn recht in Acht nehmen und vorsichtshalber einen Schleier tragen. Was nun unser Rendez-vous anbelangt, so wäre es mir schon am liebsten, wenn dasselbe in Siena stattfinden könnte. Wenn Sie also die Güte haben möchten, mir Tag und Stunde Ihrer Ankunft in Siena, so wie auch das albergo zu telegraphiren, so würde ich mich demnach einrichten[1].

Bis dahin meine herzlichsten Grüsse an die Mama, Franz und Dedy und Alfred von

Ihrem treu ergebenen

Hans von Marées.

[1] Vgl. den folgenden Brief an Georg.

### 154

*An den Bruder Georg.*

Florenz, den 11. April 1874.

. . . . . Schönsten Dank für Deinen Brief, obwohl derselbe mich recht traurig gemacht hat. *Ich* habe von X. keinen Brief erhalten. Er ist allerdings sehr zu bedauern; ihn wird die verspätete Todesnachricht härter treffen als uns. Möge er endlich daraus eine Lehre ziehen und seine Sorgen schön für sich selber tragen. Ich *kann ihm unmöglich* helfen, selbst wenn ich den besten Willen dazu hätte.

Es versteht sich ganz von selbst, dass ich wenigstens die Hälfte der Schuld der sel. Eltern übernehme, um so mehr, da ich doch schliesslich für keine Familie zu sorgen habe. Sobald ich dazu im Stande bin, werde ich Dir das Betreffende übersenden.

Was unsere häusl. Einrichtungen anbelangt, so ist vor der Hand noch alles sehr weit zurück. Bis Mai wohnen die alten Miether im Hause; dann muss gebaut werden, Möbel u. s. w. ev. beschafft werden; zu allen diesen Dingen die Hauptsache, Geld. Vor Oct. kann ich nicht daran denken, wie ich Carolinen placiren werde, es wird für die arme hier kaum so rosig sein, wie sie sich vorstellt, um so mehr, als sie ganz auf sich angewiesen sein wird.

Für Dich kann nun schon eher ein Unterkommen bei uns geschafft werden; am Schönsten und wohl auch am Angenehmsten wäre es hier im Herbste. Du kannst überzeugt sein, dass ich selbst nur dann geniesse, wenn ich anderen Genuss und Freude bereiten kann.

Durch das ewige Eisenbahnfahren (gestern und vorgestern musste ich nach Siena und Pisa) und durch die schlechte Witterung habe ich mir einen Augenkatarrh zugezogen, der mir das Schreiben etwas erschwert; wenn ich an einen von den von Dir gen. Litteraten schreibe[1], so würde es nur an Freiligrath[2] sein. Bei genauerer Erwägung würde jedoch ein Brief von Dir mehr wirken, da wie die Welt einmal ist, ich (als Künstler) möglicherweise in den Verdacht kommen könnte, bei dieser Gelegenheit für mich selber Reklame machen zu wollen.

Uebrigens ist Freiligr. allenthalben als Mensch hochgeachtet, was bei den anderen nicht der Fall ist; das verdient berücksichtigt zu werden.

Marbach hat neulich eine Novelle vom Stapel gelassen, im Salon[3]; hätte er es lieber nicht gethan; denn die Folge ist, dass von vielen Seiten ganz ungerechte Klagen gegen mich erhoben werden. Der unglückliche, phantasielose Autor hat Koppel, dessen Frau, mich, Fiedler u. s. w. in einer Weise benutzt und Koppeln namentlich so kenntlich und so wenig zu seinem Vortheil, dass der Scandal nicht ausbleiben kann. Greift nur hinein ins volle Menschenleben, wird sich das Männchen gedacht haben.

Fiedler wird erst in einigen Tagen hierher kommen.

Mit Ungeduld erwarte ich die Manuskripte.

Für heute adieu. Hildebrand grüsst vielmals mit mir Dich, Frau und Kinder.

Dein treuer Bruder Hans.

---

[1] Wegen Herausgabe der Dichtungen der Eltern.

[2] Freiligrath war mit dem alten Marées seit der Elberfelder Zeit befreundet und schätzte dessen Dichtungen. Vgl. Bd. I.

[3] Hans Marbach: „Zwei Büsten“ im Salon von J. Rodenberg (Verlag A. H. Payne, Leipzig), Heft V, VI, 1874. Siehe Bibliographie.

## 155

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, den 11. April 1874.

Mein lieber Fiedler!

Mit Freuden begrüsse ich Sie auf italien. Grund und Boden. Koppels habe ich selbst sozusagen nach Bologna befördert. Sie scheint wirklich den rechten Standpunkt gefunden zu haben. — . . .

**156**

*An den Bruder Georg.*

Florenz, den 2. Mai 1874.

..... Das Paquet habe ich gestern richtig erhalten und ich sage Dir meinen herzlichsten Dank. Tief betrübend sind allerdings die Nachrichten, welche Dein Brief enthält. Ich hoffe, dass sich Adolf[1] zur rechten Zeit *wieder*gefunden hat und dass er nachdrücklichen Strafen noch zugänglich ist.

..... Freiligraths Adresse habe ich immer noch nicht erhalten. Koppels sind unterwegs aller ihrer Kostbarkeiten beraubt worden. Ich habe mich mit der hiesigen Polizei ins Vernehmen gesetzt, das wird aber wenig nützen.

Marbachs Novelle ist im „Salon", herausgegeben v. Rodenberg, zu finden. Er bedauert sehr, dass ein *Kunstwerk* nur von der Klatschseite aufgefasst wird. — . . .

Während der allerheissesten Zeit werde ich wohl nach Neapel gehen. Uebermorgen fängt die Bauerei an.

Ich werde mich bemühen, aus den Manuskripten unseres vortrefflichen Vaters ein Resultat zu erzielen.

Wenn ich bedenke, welche Lumpen und Flachköpfe heut zu Tage eine Rolle spielen, so möchte ich auch allerdings da anticipiando verzweifeln. Wenn man nicht an die Lebenskraft des Guten an und für sich glaubte, so möchte man am liebsten den ganzen Schwindel seinen Schlendrian gehen lassen.

Meinen letzten oder zweiten Brief wirst Du wohl auch erhalten haben.

Da ich im Augenblick keine Zeit mehr habe, so verschiebe ich Anderes auf einen anderen Brief.

Meine Adresse ist: Firenze S. Francesco di Paola fuori la porta Romana.

Mit den allerherzlichsten Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

Mein Augenleiden ist gehoben.

---

[1] Der vierte Sohn Georgs.

**157**

*An den Bruder Georg.*

Firenze, den 30. Mai 1874.

(Siehe das Faksimile dieses Briefes.)

Lieber Georg!

Hoffentlich hast Du meinen letzten Brief erhalten. Die Bücherkiste ist auch glücklich angekommen.

Fiedler, der noch immer hier ist, ist ganz entzückt von den Gedichten unseres Vaters. Ich denke daran, zunächst die vom Vater selbst herausgezogenen Gedichte nebst den anderen der Familie drucken zu lassen und will dieselben mit einer Vorrede versehen, in welcher ich mit wenigen Worten die Motive, die mich zum Drucke dieser Sachen veranlassen, auseinandersetzen will. Je mehr ich wieder zur Ruhe gelange, um so mehr wird es mir klar, wie selten vortreffliche und begabte Menschen unsere Eltern gewesen sind, und daraus erwächst das Gefühl der Verpflichtung, die Spuren ihres Daseins lebendig zu erhalten, immer stärker. Um dieses zu thun, muss man einerseits alles von ihnen erhaltene auf's Sorgfältigste

Lieber Georg!

Hoffentlich hast Du meinen letzten Brief erhalten. Die Bücherkiste ist auch glücklich angekommen.
Fiedler, der noch immer hier ist, ist ganz entzückt von den Gedichten unseres Vaters. Ich dachte daran zunächst die vom Vater selbst ausgezogenen Gedichte nebst den anderen [illegible] drucken zu lassen u. will dieselben mit einer Vorrede versehen, in welcher ich mit wenigen Worten die Motive die mich zum Druck dieser Sachen veranlassen auseinandersetzen will. Je mehr ich wieder zur Ruhe gelange, um so mehr wird es mir klar, wie seltene vortreffliche u. begabte Menschen unsere Eltern

geworden sind, u. daraus erwächst
das Gefühl der Verpflichtung die Spuren
ihres Daseins lebendig zu erhalten,
immer stärker. Um dieses zu thun,
muß man einerseits Alles von jenen
erhalten aufs Sorgfältigste sichten u.
ordnen, andererseits sein eignes Le-
ben immer mehr einengen u. seine
Beziehungen zu verdoppeln suchen.
Bei solchen Gesinnungen bedürfen
wir, bin ich überzeugt, der fremden
Hülfe nicht, um das zu erreichen, was
wir wünschen. Ich für meine Person
glaube unerschütterlich an die Lebens-
kraft alles dessen, worin ein
Körnchen des Echten u. Guten enthalten ist.
Meine Wohnung, die ganz im Um-
bau begriffen ist, wird wohl in
zwei Monaten fertig sein. Dieselbe
wird sehr geräumig. Ein [illegible]-
lier, ein Salon, 1 Schlafzimmer, ein
Fremdenzimmer, ein Zimmer für die

Zwei Schlafzimmer, Küche, Speisezimmer,
eine sehr große Loggia u. andere Räume,
dies Alles mit herrlicher Aussicht.
Jetzt wohne ich provisorisch in der ersten
Etage. Ich freue mich schon darauf, wenn
Du einmal diese Herrlichkeiten mit
mir theilen kannst.
Wie geht es nun bei Dir, lieber Georg,
und mit Adolf? Was wird aus dem
armen Balduin? So leid es mir thut,
ich glaube doch, daß es die beste Hülfe
für ihn ist, wenn man ihm nicht
hilft. Ich bin mehr wie einmal in
ähnlichen Situationen gewesen.
Was endlich ist aus Carolinen gewor-
den? Auch Schulenburg befragt mich
Erwartungen. Wenn sie sich entschli-
eßen kann, in ein fremdes Land zu
gehen, wo sie sehr auf sich angewiesen
sein wird, so soll sie im Übrigen
gut bei mir aufgehoben sein. Doch
möchte ich es bald wissen.

Wenn Deine Zeit es gestattet, so beantworte bald meine Fragen.
Für heute Addio. Fiedler u. Hildebrand grüßen bestens.
Viele Grüße an die Deinen

von

Deinem

treuen Bruder

Hans.

Firenze den 30. Mai. 1874
San Francesco di Paola
fuori la porta Romana

Ant. 4/6 74.

sichten und ordnen, andererseits sein eigenes Streben immer mehr zu reinigen und seine Bemühungen zu verdoppeln suchen. Bei solchen Gesinnungen bedürfen wir, bin ich überzeugt, der fremden Hülfe nicht, um das zu erreichen, was wir wünschen. Ich für meine Person glaube unerschütterlich an die Lebenskraft alles dessen, worin nur ein Körnchen des Echten und Guten enthalten ist.

Meine Wohnung, die ganz im Umbau begriffen ist, wird wohl in zwei Monaten fertig sein; dieselbe wird sehr geräumig. Ein Riesenatelier, ein Salon, ein Schlafzimmer, ein Fremdenzimmer, ein Zimmer für die Haushälterin, Küche, Speisezimmer, eine sehr grosse Loggia und noch andere Räume. Dies alles mit herrlicher Aussicht.

Jetzt wohne ich provisorisch in der ersten Etage. Ich freue mich schon darauf, wenn Du einmal diese Herrlichkeiten mit mir theilen kannst. — . . .

**158**

*An den Bruder Georg.*

Firenze, den 9. Juni 1874.

. . . . . Meinen besten Glückwunsch zu Deiner endlich erfolgten Beförderung[1]. Wenn dieselbe auch lange erwartet und unausbleiblich war, so mag es doch eine Beruhigung für Dich sein, dass diese Sache nun auch abgethan ist.

Dein Brief hat mich in meinen guten Vorsätzen nur bestärkt und ich zweifle nicht, mit Ruhe und Zeit auch darin zum gewünschten Resultate zu kommen. Was mir an eigner Einsicht abgeht, wird, vertraue ich, durch eine gewisse Beharrlichkeit und Unerschütterlichkeit in Verfolgung des einmal vorgefassten ersetzt werden. Zunächst habe ich nun doch einen Versuch gemacht, mich mit den Elberfeldern[2] in Verbindung zu setzen und zwar durch einen meiner Freunde, den Maler Schlösser in Rom[3]. Derselbe ist in Elberfeld sehr geachtet und zufälligerweise mit den alten Freunden und Anhängern unseres Vaters befreundet. Da derselbe vor einigen Tagen über hier nach E. gereist ist, so werde ich schon in kurzem darüber Gewissheit haben. Jedenfalls war und ist das Wirken des Vaters nach litterarischer Seite hin in Elberfeld lebendiger als irgendwo und das muss man berücksichtigen.

Wenn Du hierher kommst, würde ich mich unendlich freuen. Ich muss dabei folgendes bemerken: Wenn Du Deinen Urlaub so einrichten kannst, dass Du in den ersten Tagen des September hierher kommst, so wäre das aus mehreren Rücksichten gut. 1. ist dann die unerträgliche (namentlich für Dich) Hitze vorüber, 2. ist meine Behausung dann ganz fertig, 3. ist es sehr wahrscheinlich, dass Du dann in Gesellschaft des liebenswürdigen Hildebrand die Reise machen kannst, der sich zu dem Zweck mit Dir schriftlich in Verbindung setzen wird.

Was Carolinen anbelangt, so wäre sie mir freilich von grossem Nutzen, da ich einer Haushälterin unumgänglich benöthigt bin. Doch muss sie selbst verschiedenes dabei in Erwägung ziehen. Fremdes Land und fremde Sprache; eine

[1] Zum Major im Nebenetat des Grossen Generalstabes.
[2] Wegen Herausgabe der Dichtungen der Eltern.
[3] Dieser stammte aus Elberfeld. Vgl. Bd. I.

neue Lebensweise. Malertreiben, Modellwirtschaft, Junggesellenthum eines noch nicht Alten u. s. w. Da wird sich die gute Caroline vielleicht an mancherlei stossen, wenngleich die Geräumigkeit und Einrichtung der Wohnung auch hier erleichternd ist. Dann muss ich noch ausdrücklich vorher bemerken, dass ich eine zweite Person nicht in Dienst nehmen kann, sondern Caroline sich mit einer Aushelferin für die unangenehmen und gröberen Verrichtungen im Hause begnügen müsste. Du wirst so gut sein, ihr das alles vorzustellen, und mir sobald wie möglich darüber als auch über Deine Hierherkunft Antwort zu ertheilen. Caroline könnte dann in der ersten Hälfte des September hierher kommen. Am Besten ungefähr zu gleicher Zeit mit Dir.

Ich selbst werde Ende dieses Monats nach Neapel gehen, wo ich einiges vorhabe und dort, wenn ich es aushalte, 2 Monate bleiben.

Meine Zeit verhindert mich, heute mehr zu schreiben.

Die herzlichsten Grüsse an die Deinen und Carolinen von

Deinem treuen Bruder Hans.

H. u. F. grüssen bestens.

**159**

*An den Bruder Georg.*

Firenze, den 20. Juni 1874.
San Francesco di Paola 19 fuori porta Romana.

..... Da der Tag meiner Abreise heranrückt, noch schnell, was ich in Betreff des Nachlasses des Vaters gethan.

Im Verein mit Fiedler habe ich zunächst Alles, was von der Poesie als druckenswerth erscheint (d. h. uns) zusammengestellt und in des Vaters Sinn geordnet. In Neapel werde ich sofort eine Abschrift verfertigen lassen, dieselbe mit Grant noch einmal durchnehmen, ein kurzes Vorwort verfassen und dann nach Leipzig an Fiedler schicken, der dann für den Verlag die nöthigen Schritte thun wird[1].

Als Anhang sollen nur der Mutter Gedichte hinzugefügt werden, d. h. diejenigen, die vom Vater selbst abgeschrieben sind. Es würde so ein artiger Band von ungefähr 250 Seiten entstehen.

Sollte hierbei nicht in Allem Deinen Wünschen und Ansichten genügend entsprochen sein, so musst Du wenigstens zugestehen, dass es von Wichtigkeit ist, so wenig Zeit, wie möglich, zu verlieren.

In Rom muss ich mich einige Tage aufhalten, um dort das Manuskript eines Freundes[2] zu lesen, dessen Herausgabe auch betrieben werden soll.

Solltest Du vor nächster Woche nicht zum Schreiben kommen, so bitte ich Dich zu adressiren:

G. d. M. a Napoli, p. adr. Signor Dottore A. Dohrn
Stazione zoologica villa nazionale.

---

[1] Unterblieb. Erst 1887 kam eine sehr gedrängte Sammlung der Gedichte mit einem Vorwort von Georg v. Marées heraus. Siehe Notizenteil des ersten Bandes.

[2] Heinrich Ludwig.

Wegen Carolinens bitte ich bald zu schreiben. Vor 15. September braucht sie nicht zu kommen; ich werde den 1. oder 2. September wieder hier sein und dann gleich die Einrichtung meiner neuen Wohnung besorgen.

Addio. H. u. F. grüssen bestens.

Von mir die besten Grüsse an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

**160**

*An Kleinenberg.*

Firenze, den 22. Juni (ohne Jahr 1874).

Villa San Francesco di Paola fuori Porta Romana.

Lieber Kleinenberg!

Da ich beschlossen habe, Ende dieses Monats mich nach Neapel zu begeben, so ist die erste Folge, dass ich Ihnen lästig und unbequem fallen muss, und zwar durch die Bitte, dass Sie sich, wenn es Ihre Zeit zulässt, gütigst um ein Quartier für mich umsehen möchten. Es wäre mein Wunsch, in der Nähe der Station zu wohnen, natürlich schattig, kühl und geräumig. Ich würde bis 100 Franken für eine Wohnung monatlich verwenden können; ist sie sehr sympathisch, dürfte selbst diese Summe um etwas überschritten werden. In jedem Falle haben Sie vielleicht die Güte, mich durch 2 Worte zu benachrichtigen, ob ich für den ersten Moment entweder in der Station oder im Palazzo Torlonia eine Unterkunft finden kann.

Hildebrand wird mit Fiedlern um dieselbe Zeit nach Deutschland gehen. Beide grüssen bestens. Dasselbe in bester Freundschaft

Hans v. Marées.

**161**

*An Fräulein Melanie Tauber.*

Neapel, den 1. Juli 1874.

Carissima Carina!

Jetzt endlich hätte ich also wirklich das Mittel entdeckt, wie man wieder Sirenenlaute vernehmen kann! Doch wie traurig ist dasselbe und wie gegen alles wahre Sirenen Herkommen, dass man nur auf die immer weitere Entfernung eines solchen Ohrenschmauses theilhaftig werden soll. Ich muss wohl glauben, dass die antiken und modernen Sirenen ein Bündniss geschlossen haben gegen mich armen Sterblichen. Wann wird es mir endlich beschieden sein, an dem Strande der einen oder der andern zu landen, um —?

Doch allen Ernstes, wenn Sie, carinissima, noch etwas der vielbesprochenen Sympathie bewahrt haben, und ich möchte fast daran glauben, so müssen Sie oft empfunden haben, dass ich Ihnen oft im Geiste nahe gewesen bin, vielleicht näher wie Ihnen lieb ist. Freilich habe ich es unterlassen, immer zur rechten Zeit meine Sendboten zu verschicken, um das alte neue Lied Ai voglio ben' assai ertönen zu lassen, und wer weiss, ob es immer durch die ewigen Fest- und Reigenklänge der Phäakenstadt durchgeklungen wäre.

Ein trauriger Anlass rief mich im Beginn des Frühjahrs nach Deutschland, und nachdem ich dort meinem von mir hoch verehrten Vater die letzte Ehre er-

wiesen hatte, strebte ich sobald wie möglich, die Stätte trauriger Erinnerungen zu verlassen und kehrte so über Paris nach Florenz zurück. Dort hatte indessen Hildebrand den Kauf eines Klosters abgeschlossen, wo nun jetzt auch für mich eine bleibende Stätte bereitet wird.

Wenn Sie nach Florenz kommen, und den berühmten Aussichtspunkt Bello-Sguardo besuchen wollen, so können Sie nicht vermeiden, bei der Statue des S. Francesco vorbeizukommen. Das Bildwerk ist schlecht, doch, wenn auch mit bedauerndem Gesichtsausdruck zeigt seine erhobene Hand dahin, wo der stets fidele Giovanni *Cerbero* weilt. Unmittelbar hinter ihm, dem Heiligen, öffnet sich, gross und weit, die Pforte des Verderbens. Doch fürchten Sie nicht und treten unbekümmert hinein, das höllische Ungeheuer wird Sie sofort als Herrin begrüssen. Oben, aus den ehemaligen Zellen geniesst man die herrliche Aussicht auf die friedlichen Stätten, denen unsre Cultur so viel zu verdanken hat.

Da es jetzt gar zu heiss in Florenz ist, und bei uns gebaut wird, so lebe ich für die 2 Monate Juli und August hier in Neapel, wo ich mich mit der Beobachtung der Menschheit in ihrem wahren Naturzustande beschäftige.

O wollten Sie doch, Allercarinste aller Carinen, ein klein wenig dazu beitragen, mich meine Einsamkeit nicht so sehr empfinden zu lassen. Werden Sie wieder, was Sie von Anfang waren, mein guter Genius. Sie würden mich auf's Höchste beglücken, wenn Sie mir eine Photographie von sich schickten. Das ist wohl ein recht unverschämtes Verlangen, nicht wahr? aber Sie dürfen das einem Cerberus (so heisse ich jetzt) nicht übel nehmen; diejenige, welche ich von Ihnen besitze, ist, wie Sie wissen, eigentlich keine gelungene. So würde die Hoffnung auf ein sehr baldiges Wiedersehen noch bestärkt werden. Sie wissen, dass wenn man dem Teufel einen Finger gibt, so nimmt er die ganze Hand. Sie reichen mir edel und gut die Hand, ich möchte natürlich auch gleich die andere nehmen, und sie beide zehntausend und ein halb Mal küssen, ja, ich thue das wirklich in Gedanken; das wird Ihnen hoffentlich nicht zu lange dauern. Bitte, schreiben Sie mir bald, bald, was diese beiden Hände machen, denen ich so gerne die herrlichsten Rosen einfügen möchte. Ich fürchte fast, Ihr werdet über meine von südlicher Sonne erhitzte Phantasie lachen; das schadet aber nichts. Doch will ich, sonst so schweigsam, jetzt endlich meinem Gekläffe ein Ende machen. Nur noch eins: il Maresele non dimentica mai la piccola pittrice e la nobile carina, e si racommanda alla sua bontà e quella della sua signora madre e della graziosa cuore della bella.

Indirizzo: G. di Marées jetzt: Napoli<br>
Stazione zoologica villa nazionale<br>
oder Firenze<br>
19, San Francesco di Paola<br>
fuori porta Romana.

### 162

*An den Bruder Georg.*

Neapel, den 2. Juli 74.

. . . . . Wie sehr ich mich freue auf Deine Ankunft in Florenz, kannst Du Dir denken. Freilich musst Du sehr vorlieb nehmen. Denn jetzt wird noch gebaut

und vor dem 1. September kann ich mit der Einrichtung nicht beginnen. Hildebrand wird an Dich schreiben; bitte erwähne nichts von dem ihm gegenüber was ich Dir letzthin mitgetheilt hatte. Caroline bitte ich doch auch alle Bedenken eines Aufenthalts bei mir mitzutheilen, mir soll sie immer willkommen sein.

Das Bild von Seyssel[1] kann ich vor dem Herbst nicht schicken, da ich meine Sachen noch nicht beisammen habe.

Ich suche jetzt einen Abschreiber für die Gedichte, da ich die Original-Manuskripte nicht aus der Hand geben will.

Es ist jetzt hier sehr erträglich bis auf die Nächte, in denen man von einem niederträchtigen Insekt so zerstochen wird, dass man nicht schlafen kann. Die Stiche dauern 8 Tage an und jucken unsäglich.

Der Fresko-Saal ist für diese Zeit mein Atelier.

Für heute Addio, lass bald Näheres über Deinen Reiseplan hören.

Dein treuer Bruder Hans
Napoli, stazione villa nazionale.

[1] Bildnis des Grafen Seyssel d'Aix, K 161.

## 163

*An Konrad Fiedler.*

Napoli, 4. Juli 1874.

. . . . . Einige Tage nach Ihnen bin ich auch abgereist und habe mich einige entzückende Tage in Rom aufgehalten und habe bei der Gelegenheit Ludwig in den Stand gesetzt, seine Manuskripte abschreiben zu lassen.

. . . . . Was mein Verhältniss zu meinen vorjährigen Arbeiten anlangt, so hat sich wenigstens zu dem, was ich bisher für tadelnswerth hielt, nichts Neues hinzugesellt; hingegen muss ich auch jetzt noch sagen, dass ich im Allgemeinen nichts von der modernen Krankheit, die Alles so bald in Verwesung übergehen lässt, entdecken kann. Dieser Sommer wird kaum so thätig ablaufen wie der vorige. — . . .

## 163 a

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 24. Juli 1874.

. . . . . Herzlichsten Glückwunsch zur Ankunft von San Michele[1] in Leipzig. Möge derselbe auch dort etwas zum Triumph über den Engel des Ungeschmacks beitragen. — . . .

. . . . . Gethan habe ich bis jetzt wenig, sehr viel will ich wohl auch nicht thun; meine Aufgabe ist, mich *unermüdet* und heiteren Gemüthes zu erhalten. — . . .

[1] Das von Fiedler erworbene Freskenfragment des Quattrocento, Sankt Michael mit dem Drachen, das, wie fälschlich behauptet wurde, aus dem Dom von Orvieto stammen sollte. Jetzt Städtisches Museum Leipzig, K 480.

### 164

*An Adolf Hildebrand.*

Ohne Datum (Neapel, Juli 1874).

. . . . . Von der Absicht, den Fresken noch etwas aufzuhelfen, bin ich zurückgekommen; man müsste vor allen Dingen den ganzen Unterraum verändern; die Pilaster schaden weniger. Wenn Aussicht wäre, dass in diese Räume jemals Frohsinn und Ordnung einkehren würden, könnte ich mich wohl entschliessen, eines der Bilder wegzuhauen und die Wand so zu behandeln, dass der ganze Saal einen anderen aspetto böte. Aber die grenzenlose Gleichgültigkeit von allen gegen unsere Bemühungen hält mich vor der Hand davon ab. Ich bin unter solchen Umständen noch zu Nichts gekommen; das schadet nun auch weiter nichts, wenn ich nur zum Herbst recht frisch bin. — . . .

### 165

*An Frau Irene Koppel.*

(Ohne Ort und Datum. Castagnetto, Anfang August 1874.)

Kiriaku Beltichamasnituga!

Mit einem Wort, ich danke Ihnen herzlich und freue mich ebensosehr, dass Ihnen im Reichenhaller Baderausch das Andenken an den alten Brummbär hie und da vor die Seele tritt. Es bleibt wohl immer dasjenige das angenehmste Bewusstsein, dass man nicht nur allein da lebt, wo man eben die Scholle mit den Sohlen berührt. Auf Franzens neueste Schöpfung bin ich sehr begierig und ich hoffe, er wird mich in die Lage setzen, die weiteren Erlebnisse derselben mit aller Theilnahme verfolgen zu können.

Hier im dolce Napoli, d. h. ich bin jetzt gar nicht dort, sondern in Castagnetto bei Cava, wo ich den erkrankten Dr. Kleinenberg aufgesucht habe, geht Alles seinen gewohnten Stiefel fort. Ruhig, beschaulich, wenn auch gerade nicht sehr traulich. Der Negerfürst am Vomero[1] ist ein Bisschen zusammengeschrumpft, lässt sich aber Ihnen und Franz vielmals empfehlen. Die Einsamkeit ist zuweilen ein wenig fühlbar, mehr als die Hitze, die durch häufige Gewitterregen und darauffolgende Kühle genügend unterbrochen wird.

In einigen Wochen kehre ich nach S. Francesco zurück.

Ihnen, Verehrteste, wünsche ich einen vergnügten Sommer und Herbst, und eine sympathische Rückkehr nach Dresden.

Die herzlichsten Grüsse an die Mama, an Franz und Dedy von

Ihrem treuergebenen

Hans v. Marées

den man hoffentlich nicht ohne Lebenszeichen lässt.

---

[1] Charles Grant, dessen Vater am Gambio-Fluss das Terrain und die Rechte eines Negerfürsten gekauft hatte, um dessen Zollsperre zu beseitigen. Als in den siebziger Jahren England diese Region an Frankreich abtrat, wurde Charles Grant gefragt, ob er auf seine Rechte verzichten wolle. Grant trat sie, ohne Entschädigung dafür zu erhalten, ab.

**166**

*An Adolf Hildebrand.*

Castagnetto, den 6. Aug. 1874.

. . . . . Grant, um *meine Gedanken* zu *Ehren* zu bringen, kann sich immer noch nicht von seinem Plane trennen, dieselben zu Papier zu bringen. Er hat sogar schon nebenbei den Anfang dazu gemacht. Sollte *ich* dereinst aus dieser ricotta (wiedergekocht und wiedergekäut) thatsächlich zu erkennen sein, so mag mir das denn wohl zur tiefsten Beschämung gereichen. Jedenfalls habe ich ihn nicht ermuntert, und wenn er meine Gespräche mit ihm richtig interpretirt, so lässt er solch' dummes Zeug bleiben. Alle meine Widerhaken gleiten jedoch spurlos an der Gr.'schen fetten Aalhaut ab. — Er hat sehr viel in der letzten Zeit gearbeitet. Dieses kann ich von mir nicht sagen; jedoch habe ich vielleicht Manches nachgeholt, was ich in Folge der Zustände im vorigen Sommer versäumt habe. Ich würde es immerhin für einen Gewinn erachten, wenn ich mich bald als einen *zu sich* Gekommenen betrachten könnte und es so vor allen Dingen nicht nöthig hätte, meine eigene werthe Person zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. — . . .

**167**

*An Konrad Fiedler.*

Castagnetto, den 6. Aug. 1874.

. . . . . Was mich anbelangt, so habe ich, abgesehen von der Wirkung einiger Sciroccotage, keinen Grund zu Klagen, wie es denn mein Bestreben ist, mir letztere überhaupt ganz abzugewöhnen. Würde es mir nur endlich gelingen, aus dem Labyrinthe der Irrungen dahin zu gelangen, dass auch *andere* keinen Grund haben, über *mich* zu klagen. Oft will es wohl sehr lächerlich erscheinen, dass es, um zu wahrscheinlich höchst einfachen, beschränkten und bescheidenen Resultaten zu gelangen, so grosser Umstände und Umwege bedürfte. Doch lässt sich mit dem Schicksal nicht rechten, oder vielmehr, lerne man, sich immer mehr zusammen zu nehmen.

Wenn nicht träge, war ich doch faul während meines Hierseins. Ich bin seit gestern zum zweiten Mal hier, um nach Kl. zu sehen[1]. Wir waren in Amalfi.

Unendlich freue ich mich, dass wir Sie nun mit Gewissheit im Winter in Florenz haben werden.

[1] Kleinenberg, damals Direktor der Zoologischen Station in Neapel, Stellvertreter Dohrns, war erkrankt.

**168**

*An Konrad Fiedler.*

Neapel, den 15. August 1874.

Mein lieber Fiedler!

In aller Eile mache ich Sie nur damit bekannt, dass ich beschlossen habe, übermorgen per mare nach Bagni di Lucca zu fahren, und zwar in Gesell-

schaft Kleinenberg's, dem der Arzt dieselben anbefohlen hat. Dort angelangt werde ich Ihnen Weiteres vermelden. Mir geht es unberufen gut, nur dass sich meine pars spaniola in Folge von Reiten in etwas geschundenem Zustand befindet. Ich hoffe von Ihnen dasselbe, d. h. das Erstere, dass Sie wohl und munter sind. — . . .

**169**

*An den Bruder Georg.*

(Ohne Ort und Datum: Neapel, 17. August 1874.)

Lieber Georg!

Eben erhalte ich zu meiner Beruhigung Deinen Brief. Ich bin im Begriff heute zur See nach Livorno zu fahren und werde morgen Abend in *Bagni* di Lucca sein. Von dort aus werde ich Dir sofort alles nöthige schreiben, auch an Hildebrand. Vorausschicken muss ich, dass Du vor der Hand in Florenz die Phasen einer beginnenden Einrichtung mit durcherleben musst, da bis jetzt noch gebaut wird. Du brauchst den Ollendorf nicht zu studiren, wenn Du allenfalls Baedekers Manuel anschafftest. Jedenfalls werde ich Dich und H. in Lucca erwarten. Warte meinen nächsten Brief ab. In Gedanken hörte ich hier und da den Pistolenschuss oder sonst was von X., was mir manche unruhige Nacht gemacht. Wenn er nur erst bei den Kosaken wäre. Der arme Fritz[1]!

Ich finde C.'s Benehmen gegen mich unverantwortlich. Wenn man im Begriff, sein möglichstes für Jemand zu thun, so erwartet man doch ein Lebenszeichen.

Addio für heute. Uebermorgen mehr. Das Schiff geht, wie ich erfahre, erst morgen. Dein treuer Bruder Hans.

[1] Der Bruder Fritz, der die Nachricht vom Tode des Vaters auf einer Reise von Ostindien nach Antwerpen erhielt.

**170**

*An den Bruder Georg.*

Ponte Serraglio, 20. Aug. 1874.

Lieber Georg!

Seit gestern bin ich hier. Hoffentlich wird Deiner Abreise nun auch weiter nichts im Wege stehen. Hildebrand wird sich so einrichten, dass er gegen den ersten des Monats hier resp. Florenz ankommen wird. Du wirst jeden Falls schon Näheres von ihm erfahren haben. Sollte es sich nicht arrangiren lassen, dass Du mit ihm zusammenreist, so würde ich Dir folgende Reiseroute vorschlagen. Von Berlin nach München. M. nach Innsbruck; Innsbruck—Verona; V.—Bologna; B.—Florenz. Du musst selbst am besten wissen, was Du Deinen Kräften zumuten kannst und darnach Station machen. Von München nach Florenz fährt man ungefähr 30 Stunden, von Verona nach Bologna 6, ebenso von Bologna nach Florenz.

Im Falle, dass Du allein reist, komme ich Dir bis Bologna entgegen. Du müsstest mir nur dann Deine Ankunft dort telegraphiren, und im Falle ich noch nicht dort bin, im Hotel Brune (deutsch) absteigen.

Ich glaube, Du wirst am besten thun, ein Rundreisebillet zu nehmen, wenigstens von München aus, und Dein Geld musst Du in Napoleons umwechseln lassen.

Strenge Dich vor allen Dingen nicht zu sehr an, vermuthlich wird die Hitze im September noch einmal beginnen, da es die letzten 4 Wochen verhältnissmässig wenig heiss war.

Auf den italienischen Eisenbahnen wäre es räthlich 1. Klasse zu nehmen, ja fast nothwendig; dieselbe entspricht unserer zweiten; auch wegen Benutzung der durchgehenden Züge. An der Station Ala oder auch schon Bozen oder Trient kannst Du Dein kleines Geld österr. gegen italienisches Papiergeld umwechseln, damit Du für Droschken, Facchino u. s. w. gleich etwas hast. Ebenso in Kufstein oder Rosenheim bairisches und preussisches gegen österreichisches. Namentlich sieh darauf, dass Du *halbe Lire* und alle Scheine *Banca nazionale* bekommst.

Doch vor allen Dingen schreibe mir umgehend, was Du thust und wann Du abreist, damit ich Dir vorher noch die Adresse, an welche Du telegraphiren musst, angeben kann.

Wenn ich bis zum 1. September von Carolinen keine bestimmten Nachrichten habe, so kann ich dieselbe für diesen Winter *nicht* berücksichtigen; wenn sie ihre Launen nicht beherrschen kann, würde das allerdings für mich gerade nicht von grossem Nutzen sein.

Deinen Freund Garzurelli[1] kannst Du ja nach Florenz citiren, wohin man von Livorno in 3½ Stunden fährt. Ich war gestern dort, aber nur einige Stunden. Von der Gastfreiheit der Italiener darfst Du Dir keine grossen Erwartungen machen.

Für heute Addio. Mit den herzlichsten Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

Da ich in einigen Tagen nach Florenz herübergehe, so adressire nach dort

Firenze. S. Francesco di Paola 19 fuori porta Romana.

[1] Italienischer Offizier.

**171**

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, 23. August 1874.

Mein lieber Fiedler!

Plötzlich bin ich wieder hier eingerückt. Ich hatte Kleinenberg nach Bagni di Lucca begleitet, es aber dort nicht länger als 3 Tage aushalten können. Es ist hier nicht so heiss wie ich dachte und auch die Arbeit im Wesentlichen beendigt. Der Stolz Gabrielens[1] ist die neue Treppe.

Mit meinem Aufenthalt in Neapel war ich nicht sehr zufrieden, ohne jedoch desshalb einen nachtheiligen Einfluss auf meine Stimmung zu empfinden.

. . . . . So nach und nach will ich mich wieder oder viemehr endlich in die Arbeit hineinstürzen, auf dass das Jahr nicht resultatlos verstreiche. — . . .

[1] Gabriele Palumbo, Hildebrands Diener, Gehilfe bei den Fresken.

**172**

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, 14. Sept. 1874.

. . . . . Was meine Person anlangt, so ist nicht zu klagen, und will ich nur hoffen, dass mir nicht das Schicksal einen abermaligen Streich spielt und die Aus-

sicht auf eine ruhige, ungestörte Ausübung und Zurgeltungbringung langjähriger nicht leicht erworbener Erfahrungen nimmt.

So würde denn ja auch endlich an ein Ziel und quasi quasi Vergeltung Ihrer so grossen freundschaftlichen Aufopferung zu denken sein. — Wie Sie wissen werden, befindet sich mein ältester Bruder hier und fühlt sich nach Umständen wohl. Derselbe wird bis zum 20. des Monats sich hier aufhalten. — . . .

### 173

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, den 29. Sept. 1874.

. . . . . Ich möchte nur wünschen, dass der kommende Monat wenigstens annähernd so schön sein möge, wie es der September war, damit Sie doch einige wirkliche Reize von S. Francesco erleben und geniessen könnten. Ich für meine Person hoffe und glaube, dass der längere Aufenthalt hier auf mich den wohlthätigsten Einfluss haben wird. Mein Bruder ist vor 8 Tagen abgereist: er befand sich sehr wohl und glücklich hier. Dr. Kleinenberg ist jetzt auch zu Besuch hier. — . . .

### 174

*An den Bruder Georg.*

(Ohne Ort und Datum: Florenz, gegen Ende November 1874.)

Lieber Georg!

Hoffentlich geht es Dir gut und ist das lange Ausbleiben von Nachrichten Deinerseits kein schlimmes Zeichen. Ich muss Dich bitten, beiliegenden Brief an X. zu übersenden, da ich seine Adresse verloren habe. Aus demselben kannst Du meine jüngsten Schicksale entnehmen.

Der nicht nur vermuthliche Dieb[1] ist ein Mensch, dem ich alles mögliche Gute erwiesen habe, scheint aber allerdings ein ganz verlorenes Subject zu sein.

Mit den herzlichsten Grüssen an die Deinen und der Hoffnung, bald Gutes von Dir zu vernehmen

Dein treuer Bruder Hans.

[1] M. war bestohlen worden.

### 175

*An den Bruder Georg.*

Florenz, den 5. December 1874.

Lieber Georg!

Schönsten Dank für Deinen Brief, der meine Besorgnisse betreffs Deiner doch einigermassen zerstreut hat. Fritz hat mir auch vor einiger Zeit geschrieben, ob er aber meine Antwort richtig erhalten hat, weiss ich nicht. Der arme Kerl macht wirklich wenig Ansprüche an's Leben, und darum glaube ich doch, dass er endlich in einen ruhigen Hafen einlaufen wird. Von X. liessen sich kaum andere Nachrichten erwarten. Das letzte Schreiben, was ich vor langer Zeit von ihm hatte, war nicht nur voller Rosinen, sondern auch mit Vorstellungen vollgepfropft, in wie grossspuriger Art sich seine Lebensweise gestalten würde.

Hier geht alles seinen ruhigen Gang weiter. Die Loggia ist schon seit langer Zeit vereinsamt, auch Heyse[1] der marmorne ist in die Winterquartiere gezogen. Den Salotto habe ich so zur Not möblirt und mit Teppich versehen, ebenso Dein Schlafzimmer, welches jetzt das meinige ist. Das Speisezimmer hat sich mit Strohmatten begnügen müssen. Die plötzlich eintretende Kälte machte dergleichen Vorrichtungen nöthig. Seit Deiner Abreise esse ich auch hier zu Mittag, und Teresina macht wirkliche Fortschritte in ihrer Kunst.

Fiedler hat sein Quartier[2] ziemlich üppig eingerichtet. Kleinenberg frühstückt nach wie vor bei mir. Hildebrand ist gut Freund mit dem Grossherzog von Weimar geworden, welcher bei mir bloss zum Antichambriren gekommen ist.

Checco[3] war drei Tage abwesend, und zwar in Liebesangelegenheiten. Erst heute hat er sich einigermassen von seinen Erlebnissen erholt; er war ganz Schatten seiner selbst geworden. Von dem gestohlenen Geld 500 fr. habe ich nichts wiederbekommen, nur Scherereien mit Polizei und Gericht gehabt. Der in Verdacht stehende war 30 Tage in Arrest, musste aber wegen mangelnder Beweismittel wieder freigegeben werden. Er war und ist Modell und Farbenreiber bei mir; ich habe ihn nämlich wieder zu Gnaden angenommen, indem ich so doch vielleicht einmal der Sache auf die Spur komme. Zur Vorsicht trage ich jedoch immer einen Revolver in der Tasche, da, wenn der Mensch wirklich unschuldig ist, er als Italiener doch einmal Vendetta-Gedanken bekommen könnte.

Den alten Heyse sehe ich sehr selten. Der Major K. ist früher der Bewohner der kleinen Villa, die meiner Loggia vis-à-vis liegt, gewesen und besitzt jetzt eine eigene, auch nicht sehr entfernt von uns. Vor Jahren hatte ich das Unglück, seine Bekanntschaft zu machen, welcher ich, bei einer passenden Gelegenheit durch den bairischen Gruss ein Ende machte. Er ist seines unliebenswürdigen, zudringlich pretentiösen Wesens halber, allenthalben gefürchtet und gemieden; man kann in Wahrheit von ihm sagen, dass er Missbrauch treibt mit seiner Dummheit. Sonst mag er ein ganz guter Herr sein. Soviel ich weiss, hat er vor kurzem, er war seit einigen Jahren Witwer, sich abermals verheirathet. Das ist alles, was ich über diese Person berichten kann.

In Sachen des Nachlasses unseres seligen Vaters ist leider noch nichts geschehen. Schlösser hat sich sehr lau benommen und ich habe einen gewissen horror, mit den im Grunde doch faden Persönlichkeiten anzubinden, deren man freilich dabei bedarf. Doch habe ich deshalb die Sache noch nicht aufgegeben.

Koppel hat ein Trauerspiel, Spartacus, vollendet, was wohl wenige zu Thränen rühren wird.

Von Marbach soll diesen Winter in Leipzig ein Stück zur Aufführung kommen. Lorenzino Medici.

Hillebrand ist der Redacteur einer neu in's Leben getretenen Zeitschrift „Italia", sonst hat er, glaube ich, nichts neuerdings herausgegeben, wenn nicht eine neue Auflage der Litteratur-Geschichte seines Vaters.

---

[1] Hildebrands Marmorbüste des Philologen Theodor Heyse (des Onkels des Dichters), jetzt in der Nationalgalerie.

[2] Fiedler hatte Hildebrand einen Teil der Wohnung abgemietet.

[3] Ein Kater.

Wir haben hier seit 5 Tagen sehr warmes Wetter bekommen und jetzt Regen und Schmiere. Wenigstens braucht man die Kamine nicht zu heizen und kann beim offenen Fenster sitzen.

Gabriele[1] wird Ende des Jahres in's Joch der heiligen Ehe treten. Sein eheliches Glück wird allerdings auf sehr breiter Basis ruhen, die einem jungen 18jährigen Mädchen aus der Nachbarschaft eigenthümlich ist.

Alle Bewohner von S. Francesco lassen Dich herzlich grüssen.

Ich wünsche von Herzen, dass es mit Deiner Gesundheit nach Wunsch gehen möge und bitte Dich, die Deinigen auf's Beste zu grüssen von

Deinem treuen Bruder Hans.

[1] Vgl. den Brief an Fiedler vom 23. August.

## 176

*An Fräulein Melanie Tauber*[1].

„Der". Meint man etwa diesen Mann im Büssergewand?[2] Früher Fra Giovanni, jetzt hochwürdiger Pater Seraphicus!!! Und im Namen des Schwarzen? Ei, ei! Das ist ja sehr schön. Man will wohl gar einen heiligen Antonius aus ihm machen? Nun, das wird sich ja zeigen.

Doch können wir im Vertrauen mittheilen, dass der ehrwürdige Pater trotz seiner strengen Disziplinar, für die Eitelkeiten der Welt, wie er's zu nennen pflegt, noch sehr empfänglich ist.

Wenn er seine Selbstgeisselungen auch mit rühmlicher Gewissenhaftigkeit vollzieht, so soll er doch die Behandlung von zarten Händen ersterer um ein nicht Kleines vorziehen. Sei dem nun wie ihm wolle, so viel können wir von ihm sagen, dass er ein beliebter Beichtvater ist, und dass er diejenigen, welche sich ihm vertrauensvoll nähern, nicht, wie man zu sagen pflegt, ins Gebet nimmt, sondern ihnen eine bessere Labsal zu geben trachtet, soweit eben Küche und Keller bei ihm vorhalten. Darum können wir auch die M. T.[3] nur ermuntern (ja, wir sehen uns in unserem eigenen Interesse bemüssigt, es ausdrücklich zu verlangen), sobald wie möglich eine Generalbeichte abzulegen. Um so mehr, als dem Pater durch unsere Hülfe doch nichts verborgen bleibt. Also avanti, nicht lange gezögert und besonnen.

Uebrigens machen wir unser Kompliment und würden der kleinen M. T.[3] die Hand küssen, wenn es nicht gar zu weit wäre und es uns unsere Eigenschaft als die sich zugleich unterschreibenden

Spiriti Capuzzineschi di
S. Francesco di Paola

überhaupt gestattete.

[1] Fragment ohne Ort und Datum. Der erste Bogen fehlt wohl. Offenbar vom Dezember 1874 oder schon Januar 1875, da der Brief vom 29. Januar dieses Jahres darauf Bezug nimmt. Dies ist der von Herrn Robert Graf (Kunst und Künstler, V. Jahrgang) als verloren gemeldete Brief; im Besitz der Frau v. Schuch-Mankiewicz, Wien.

[2] Unter den Worten das Selbstbildnis Marées' als Mönch. Siehe das unten wiedergegebene Faksimile der ersten Seite des Fragments.

[3] Im Original ein von einem T durchzogenes M, das Monogramm der Empfängerin des Briefes.

„Wer . meint man etwa diesen
Mann im Bischofsgewand? früher
Fra Giovanni, jetzt hochwürdiger
Pater Seraphicus!!!
Und im
Mantel
des
[illegible]

[illegible] Antonius [illegible]

Pater [illegible]

### 177

*An Frau Irene Koppel.*

S. Francesco di Paola, den 20. Dez. 1874.

Kiriaku Sertiga![1]

Meinen klösterlichen Gruss zuvor. Es ist recht schändlich von mir, dass ich erst heute Ihren liebenswürdigen Brief beantworte, um so mehr, da Franzius Spartacus doch auch noch besonderen Anlass zum Schreiben gab. Es gibt eben Zeiten, in denen man nicht zum Schreiben aufgelegt ist.

Ich habe mich sehr gefreut, dass Franz seinen Vorsätzen so treu geblieben ist und bin überzeugt, dass er so zu dem Ziele gelangen wird, zu dem er bestimmt ist. Sich ein bestimmtes Urtheil zu bilden über Freundeswerke ist allerdings sehr schwer; wenigsten für die erste Zeit, und ganz besonders bei einem abwesenden Freunde. Zunächst tritt in solchem Falle einem viel zu sehr die Person mit ihren Eigenschaften vor die Augen und vermischt sich fortwährend mit dem abgelösten Produkt. Wenn ich mich daher jedes Urtheils enthalte, so thue ich das um so leichter, als ich mir denke, dass Franzen nicht viel daran gelegen sein wird. Doch wünsche ich ihm von ganzem Herzen den besten Erfolg, und dass er mit derselben Lust bald etwas Neues angreifen möge. Ihr Neffe Pedro war bei mir und macht mir den Eindruck des leibhaftigen Bruders seiner Schwestern; ich habe ihm passende Gesellschaft verschafft, mit der er recht zufrieden zu sein scheint.

Dass ich bei meiner fratehaften Existenz so wenig wie möglich an Blonde und Schwarze, Grosse und Kleine zu denken mich bemühe, können Sie sich vorstellen; um so mehr, da hier keine mütterliche Freundin über mich wacht. In der Erinnerung der edlen Dresdener als abgefeimter Bösewicht fortzuleben, macht mir viel Vergnügen; eine zu grosse Sympathie dieser Edlen könnte einen an sich selbst irre machen.

In den früh anbrechenden Dämmerungsstunden denke ich oft an die Sidonienstrasse[2] und würde herzlich gern den dritten Mann abgeben. Doch kann man nicht Alles zu gleicher Zeit haben. Statt Levy's[3] hält sich hier ein ähnlicher Kläffer auf, den ich aus Neapel hierhergeschleppt habe.

Nehmen Sie mein liederliches Geschreibsel nicht übel und grüssen Sie, bitte auf's Herzlichste Franz, Mama und Dedy von

Ihrem treu ergebenen Sogenannten.

---

[1] Siehe den Brief an Frau Koppel vom 3. Juli 1873.
[2] Dort wohnten Koppels.
[3] Marées' Hund in Dresden. Siehe Bd. II, K 174.

### 178

*An den Bruder Georg.*

S. Francesco di Paola, den 29. Dez. 74.

Lieber Georg!

Herzlichsten Dank für Deine Glückwünsche und zugleich die meinigen zum neuen Jahre. Hoffentlich werden wir uns ebenso gesund wie im verflossenen

hier treffen. Dass X. wieder bei Euch ist, hat mich allerdings sehr überrascht. Fritz[1] hatte mir bei seiner Abreise geschrieben. Es ist wirklich rührend, mit welcher Ruhe er sein nicht leichtes Loos trägt. An meinem Geburtstage waren wir bei Fiedler zusammen; Checco hat ein neues schönes Halsband vom Christkind gekriegt und ich einen Todtschläger.

Unser Kloster wird in einen ganz eigenthümlichen Ruf kommen, verschiedene Mitglieder unseres Dienstpersonals haben Mädchen entführt und verführt. Wenn die Herren danach beurtheilt werden, sieht es schlimm aus. Der p. p. K. hatte die Absicht, sich in diese Angelegenheit zu mengen und haranguierte neulich deshalb Kleinenberg im Omnibus, der ihn dann auch gebührender Massen abfahren liess.

Kl. scheint sich nicht von uns trennen zu können und ich habe mich so daran gewöhnt, mit ihm zu frühstücken, dass ich ihn jedenfalls entbehren werde, wenn er nicht mehr hier sein wird.

Leider Gottes siedeln sich jetzt immer mehr deutsche Künstler hier an; bei Gilli ist man nicht mehr sicher.

Der Oldenburger[2] ist bis jetzt noch nicht hier gewesen, er treibt sich, glaube ich, im griechischen Archipel herum.

Sonst gibt es nichts Neues zu berichten.

Alles lässt Dich bestens grüssen.

Also noch einmal ein glückliches neues Jahr Dir und den Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

---

[1] Der Bruder Seemann.
[2] Erbprinz.

## 179

*An Fräulein Melanie Tauber.*

S. Francesco di Paola, 29. Jan. 1875.

Carissima Carina!

Hoffentlich wird sich Eure Engelschaft von dem Entsetzen über meine Heiligkeit wieder einigermassen erholt haben. Was ist zu thun, heut zu Tage muss man sich eben gewöhnen, für etwas gehalten zu werden, was man nicht ist. So kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, dass ich allerdings weder in heiligen noch in profanen Dingen ein grosser Meister bin, was ja auch schliesslich gar nicht nöthig ist. Es ist genug, wenn man es schliesslich dahin bringt, das Unglück, in unserem reizenden Jahrhundert geboren zu sein, mit Geduld zu ertragen. Die Herren Damen können lachen, sie haben weniger Grund unzufrieden zu sein, wenigstens brauchen sie es nicht zu merken. Und nun soll ich Ihnen wohl sagen, wo das Unglück denn steckt: das werde ich aber fein bleiben lassen. Im Gegentheil, wenn Sie nicht in der Stadt der Phäaken lebten, würde ich ein wenig Ihren Neid zu erregen suchen, durch Erzählungen von Sonnenschein, blühenden Rosenbüschen, und dem friedlichen Klosterleben. Es könnte das vielleicht auch einen Engel reizen, wenn nicht Wolken von Anbetern noch reizender wären. Doch wenn das paradiesische Dasein darin besteht, dass ein Tag wie der andre vorübergeht (denn so ist es ja doch), so scheint

mir hier das wahre Engelklima zu sein. Nur bringt das Land wenig dergleichen hervor. Nichts natürlicher daher, wenn man wünscht, dass sie von anderwärts dahergeflogen kommen. Sie sehen, Einsamkeit und Klosterleben bringen einen in etwas heiligen Geruch: mit Engeln würde man dagegen selig sein; doch im Ernst, der selige M. möchte ich vor der Hand noch nicht genannt werden. In der Kunst bin ich indessen ziemlich dahin gelangt: und wenn mein Herr Genius sich nicht bald mit neuem Vorrath im Lande der Seeligen vorsieht, so mag er sich vom Teufel holen lassen.

Was, carinina, treiben Sie denn eigentlich? Von der Hauptsache, d. h. von sich, lassen Sie ja Ihren „caro maestro" gar nichts hören. Ich muss mich ja schämen, jedesmal so viel von meiner Wenigkeit zu plaudern, und fürchten, für einen selbstsüchtigen Narren gehalten zu werden. Immerhin glaube ich kein Narciss zu sein. Und hier werde ich nun aufzeichnen, wie ich über Carina denke; oder vielmehr es nicht thun, oder es bis auf's nächste Mal versparen, wenn ich von Carina mehr weiss. Also die ehrwürdige MT[1] ist höflichst gebeten, über die böse Carina, so bald es ihr möglich und thunlich und genehm ist, dem geniusverlassenen M. Aufschluss zu geben, und wird hoffentlich nicht böse sein, dass heute erst geantwortet wird.

Indem ich im Geist Ihre Engelhände auf englische Weise nachdrücklichst schüttele und ungefähr 333 Mal küsse, ziehe ich mich für heute wieder in meine klösterlichen Betrachtungen zurück.

Der Sogenannte.

[1] Vgl. Fussnote 3 des Briefes 176.

## 180

*An den Bruder Georg.*

S. Francesco, den 4. Febr. (ohne Jahr: 1875).

Lieber Georg!

Nimm mir nicht übel, dass ich heute erst und nur mit wenigen Zeilen antworte. Die Briefe der Schwägerin[1] werde ich mit meinem nächsten zurücksenden, sowie auch einen Entwurf für der sel. Eltern Grab. Es wird da nicht viel anders zu machen sein, als ein liegender Stein und ein ihn umgebendes eisernes Gitter. Letzteres scheint mir nothwendig. Die Hälfte der Kosten werde ich natürlich tragen.

Ich habe Dir wohl noch nicht mitgetheilt, dass Hildebrand auch eine Schwester verloren hat; und zwar bekam er diese Nachricht 24 Stunden nachdem ich durch Dich die traurige Kunde von unseres guten Bruders Tod erhielt.

Ueberhaupt treffen jetzt von allen Seiten schlechte und beunruhigende Nachrichten ein; dazu macht auch noch das anhaltende miserable Wetter, dass man alle Freude am Leben verliert.

Für heute Addio. Grüsse herzlich die Deinen von

Deinem treuen Bruder

Hans.

[1] Witwe des Bruders Fritz, der vor kurzem gestorben war.

## 181

*An den Bruder Georg.*

S. Francesco, den 17. März (ohne Jahr: 1875).

Lieber Georg!

Entschuldige, dass ich erst heute schreibe; ich war die ganze Zeit nicht recht auf dem Damm und sonst mit unangenehmen Geschichten urgirt. Für das Grab der sel. Eltern kann ich mir nichts anderes vorstellen, als eine liegende Steinplatte mit Inschrift, auf der Kopfseite etwas erhöht, mit eisernem Gitter umgeben. Eine fernere künstlerische Ausschmückung ist dabei gar nicht weiter auszudenken, um so weniger, als doch unsere Mittel zu beschränkt sind, etwas ordentliches machen zu lassen.

So erscheint mir das einfachste als das anständigste. Eine Zeichnung ist da weiter nicht von Nöthen, da die bez. Steinmetzen die Masse, um die es sich handelt, haben. Es handelt sich also hauptsächlich um die Inschrift und die Steinart. Ein Gitter von Gusseisen kann die Kosten nicht sehr vergrössern.

(Skizze.)

So ungefähr würde also das Profil sein, wie ich es für zweckmässig hielte.

Mit X., fürchte ich, wird es wieder nicht recht in Ordnung sein, denn er hat mir nicht geantwortet.

An die Schwägerin werde ich am 1. des k. M. besagte 100 fr. oder 50 Gulden senden, sie wird wohl noch in Rotterdam sein.

Hoffentlich bist Du mit den Deinigen wohlauf. Beabsichtigst Du, im Herbste wieder nach Italien zu kommen, so lass es mich bald wissen, da ich meine Sommerpläne mit Rücksicht darauf machen würde; vorzüglich möchte ich es dann so einrichten, dass wir im Beginn Deines Aufenthaltes vielleicht eine Woche in Rom zubringen könnten.

Bald werde ich wohl die Loggia wieder beziehen können. Die milderen Tage lassen auch hier auf sich warten.

Hildebrand und Fiedler lassen Dich bestens grüssen.

Wie immer

Dein treuer Bruder Hans.

## 182

*An den Bruder Georg.*

Lieber Georg!

Hoffentlich hast Du noch keine Schritte bezüglich des Grabsteins gethan.

Hildebrand will gern das Modell zu einem solchen machen und es würde dann hier im Hause ausgeführt werden. Es würde dann bei der liegenden Platte bleiben und in der Weise der Renaissance-Gräber das Familienwappen in Relief auf demselben ausgemeisselt werden. Die Inschrift dann wohl nur die Namen der seligen Eltern mit den Daten. Ich bedarf nur des Grössen-Masses (was mir Balduin verschaffen muss), dann werde ich sofort alles Nöthige besorgen, dass das Werk gleich begonnen werden kann.

Freilich werden wohl einige Monate darüber verstreichen, ehe dann der Stein an Ort und Stelle sein kann.

Ich bitte Dich, mir möglichst bald zu antworten.

Heute habe ich auch 100 franz. Franken an Balduin abgeschickt, mit der Weisung, dieselben möglicher Weise am 5. April in die Hände unserer armen Schwägerin gelangen zu lassen. Es ist wenig; aber was soll man machen? Unsere Freunde lassen Dich bestens grüssen. Meine besten Grüsse den Deinen.

Dein treuer Bruder Hans.

S. Francesco di Paola, den 29. März 75.

### 183

*An Kleinenberg.*

Lieber Kleinenberg!

Entschuldigen Sie, dass ich Ihnen die Ankunft der Kiste mit Bild[1] nicht gleich angezeigt habe, und empfangen Sie meinen besten Dank für die freundliche Besorgung dieser Angelegenheit. Sie werden Ihre Tage nun wohl in idyllischer Einsamkeit verleben und vielleicht weniger vom schlechten Wetter geplagt werden wie wir. Hildebrand ist nach Venedig, um seine Mutter hierherzubringen. Fiedlers Bruder ist ausserdem hier, und der alte Heyse ist seinen Bandwurm losgeworden. Das sind die Hauptereignisse hier zu Lande, insoweit sie mir bekannt sind. — . . .

S. Francesco, den 14. April 1875.

[1] Um welches Bild es sich handelt, ist nicht sicher festzustellen. Vielleicht K 291.

### 184

*An den Bruder Georg.*

Lieber Georg!

Es scheint, dass Du meinen letzten Brief bezügl. des Grabsteins nicht erhalten hast. Ich will denselben hier machen lassen und würde schon das Nöthige besorgt haben, wenn ich die Gewissheit hätte, dass von Dir nicht schon ein solcher bestellt wäre.

Meine schlechte Stimmung ist dem schlechten Wetter zuzuschreiben, das gar nicht aufhören will; so bläst heute mal wieder eine Tramontana, die wahre Januarskälte bringt.

Der Mensch bleibt eben eine armselige, von den geringfügigsten Dingen abhängige, Kreatur.

Hier geht alles seinen Stiefel so fort.

Dr. Kleinenberg ist schon seit einem Monat in Ischia, wo er an der Vollendung eines Buches arbeitet. Hildebrand ist nach Venedig, um seine Mutter, die einige Zeit hier bleiben will, abzuholen. Fiedlers Bruder ist jetzt auch hier, derselbe wird in Kurzem heirathen. Der alte Heyse lebt auch noch, im Gegentheil sehr, denn er hat in voriger Woche in Pisa einen zwölfjährigen Bandwurm mit Glück abgetrieben.

Du wirst mich im Herbst durchaus nicht stören, lieber Georg. Du hast gesehen, dass ich in meiner Lebensweise ganz ruhig fortfahre. Schreibe mir nur bald, wann und auf wie lange Du zu kommen gedenkst, damit ich mich mit meinen Sommerplänen danach einrichten kann.

Von X. habe ich verhältnissmässig gute Nachrichten; wenn er nur seine neuen Verhältnisse nicht zu leicht nimmt.

Von Grant bekam ich neulich einen Band Gedichte geschickt, die in London herausgekommen sind.

Sonst wüsste ich nichts Neues zu berichten. Darum für heute Addio und die herzlichsten Grüsse an die Deinigen von

Deinem treuen Bruder Hans.

S. Francesco, den 14. April 1875.

**185**

*An den Bruder Georg.*

S. Francesco di Paola, den 21. April (ohne Jahr: 1875).

. . . . . In Betreff des Grabes, so glaube ich, könnte man wohl die Einfassung jetzt schon machen lassen und zwar wo möglich von *grauem* Stein, jedoch berücksichtigend, dass man eine Seite der Einfassung bei Legung der Platte wieder abheben kann. — . . .

Rudolph Spillner und Kühne[1] sind auch hier; ich habe sie heute zum Mittagessen eingeladen, bei welcher Gelegenheit Teresina, die noch immer hier ist, hoffentlich Ehre einlegen wird. Auch Checco treibt sein Wesen nach wie vor, nur dass er etwas häuslicher geworden ist, wozu die Freundschaft eines grossen weissen Hundes, der im Garten an der Kette liegt, nicht wenig beiträgt.

Hildebrands Mutter ist jetzt zu Besuch hier, auch der Bruder von Fiedler, der nächstens heirathen wird. Ueberhaupt vergeht fast kein Tag, an dem nicht Freunde und Bekannte, die hier durchkommen, vorsprechen. So war auch Schack, mit dem ich früher in Beziehungen stand, hier.

Ich freue mich auf die kommenden, warmen stillen Tage, bei denen sich hoffentlich manches glücklich ausbrüten wird, was mir jetzt noch schwer im Magen liegt.

Der Kronprinz ist gegenwärtig auch hier; ich glaube wenigstens.

Ueberanstrenge Du Dich nur nicht und lass mich bald wissen, ob Du im Herbst hierher kommen wirst.

Mit den herzlichen Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

---

[1] Offiziere des Infanterieregiments Nr. 68, Freunde aus dem Elternhause.

186

*An Kleinenberg.*

. . . . . Werden Sie es mir übel nehmen, wenn ich Ihnen für den Augenblick Hülfe anbiete? Denn es scheint doch oder ist gewiss, dass Sie gänzlich von allen Hülfsmitteln abgeschnitten sind[1]. Freilich kann ich aus eigenen Mitteln nichts thun, aber ich habe mit Fiedlern Rücksprache genommen, der gern bereit ist, Ihnen vor der Hand auszuhelfen. Ich bitte Sie, mir gleich zu schreiben, ob Sie von diesem Anerbieten, das Sie vor der nächsten, dringendsten Noth schützen soll, Gebrauch machen wollen. Haben Sie andere Schritte gethan, so können Sie ja das Resultat derselben mit grösserer Ruhe abwarten. An die Kleinigkeit von mir bitte ich Sie vorläufig nicht zu denken; ich bin Ihnen dankbar, dass Sie trotz ihrer Lage an mein Bild[2] gedacht haben. Ich bitte Sie nochmal, mir unverzüglich zu schreiben, was ich in Ihrem Interesse thun darf.

S. Francesco wird für Sie in allen Fällen offen sein.

Die besten Grüsse von Fiedler und

Ihrem Hans v. Marées.

S. Francesco, den 4. M.[3] 1875.

[1] Kleinenberg hatte sich mit Dohrn überworfen und seine Direktorialstelle an der Zoologischen Station plötzlich aufgegeben.

[2] Vgl. den Brief an K. vom 14. April.

[3] März oder Mai. Am 10. Mai hatte Fiedler bereits San Francesco verlassen. (Vgl. den Brief dieses Tages an Georg.) Vgl. auch den Brief an Fiedler vom 9. Juni 1875, in dem von einer weiteren Geldsendung an Kleinenberg die Rede ist.

187

*An den Bruder Georg.*

S. Francesco, den 10. Mai 1875.

Lieber Georg!

Besten Dank für Deinen Brief. Der Grabstein ist bereits in Angriff genommen. Auch ich dachte schon daran, ob und in welcher Weise wir das Andenken unseres sel. Bruders bei dieser Gelegenheit erhalten sollten. Es wird sich wohl machen lassen. Man lässt Alles Ueberflüssige fort, z. B. Hier ruhen u. s. w., weil das Lokal ja das schon besagt.

Kronprinzens, die von Hillebrand herumgeführt wurden, waren bei Hildebrand; den nächsten Tag nahm die Kronprinzess von unserem Hause aus die Gegend auf. Ich bin in keine Berührung mit ihnen gekommen.

Spillner und Kühne werden sich über meine Gastfreiheit nicht beklagen, die etwas glänzender ausgefallen wäre, wenn ich mich nicht schon längere Zeit körperlich verstimmt fühlte (seit einigen Tagen habe ich die Gelbsucht und muss wie toll laxiren).

Fiedlern, der nun auch fort ist, hatte ich neulich mit Hildebrand und dessen Mutter und Spillner zusammen zu Tisch, bei welcher Gelegenheit Teresina Lorbeeren erntete.

Wenn Du schon Mitte August kommen kannst, wäre es erwünscht, wenn Du mit mir nach Neapel, respektive Ischia oder la Cava kämest, um einige Zeit Meer- und Gebirgsluft zu geniessen. Dann kehren wir über Rom zurück und ruhen hier bei erträglicher Temperatur aus. Vielleicht greift das Deinen Geldbeutel etwas zu sehr an, doch in Florenz brauchst Du diesmal viel weniger, weil wir auch bei mir zu Mittag essen.

So viel für heute.

Die besten Grüsse an die Deinen von

Deinem treuen Bruder Hans.

**188**

*An Konrad Fiedler.*

San Francesco, den 21. Mai 1874 (muss heissen 75).

Lieber Fiedler!

Ihren freundlichen Brief beantworte ich umgehend, da ich in diesen Tagen nach Rom zu gehen gedenke. Letzteres wäre viel früher geschehen, wenn ich nicht die veritable Gelbsucht gehabt hätte, die allerdings durch energisches Purgiren sehr schnell beseitigt wurde.

. . . . . Nach einem längeren Aufenthalt in Florenz, kann ich mir wohl vorstellen, wie Einem Böcklins Sachen nicht zumuthen können, da sie allerdings dem, woran sich das Auge hier gewöhnt, schnurstracks zuwiderlaufen. Aber es bleibt doch auch merkwürdig, dass die Gegenwart so überzeugender Werke wie die Holbeins so wenig Macht auf die Lebenden ausübt. — . . .

. . . . . Was das Dresdner Atelier anbelangt, so bitte ich ganz nach Ihrem Ermessen zu handeln; nur bitte ich Sie in F. K. nicht etwa den Gedanken aufkommen zu lassen, als ob von meiner Seite irgend eine Gereiztheit vorläge. Wenn ich überhaupt Grund hätte, gegen irgend Jemand gereizt zu sein, so weiss ich sehr wohl, dass das nur gegen mich selbst sein könnte, nachdem ich nach so manchen Erfahrungen doch mit so wenig Klugheit und Umsicht in meinen eigenen Angelegenheiten gehandelt habe. — . . .

**189**

*An Konrad Fiedler.*

San Francesco, den 9. Juni 1875.

Lieber Fiedler!

In Rom, wohin ich den alten Heyse, der dort noch weilt, vor 14 Tagen gebracht habe, war Alles in dem gewohnten Ihnen wohlbekannten Zustande. Ludwig

befand sich einige Zeit vorher, wie mir sein Bruder mittheilte, in äusserst verzweifelter Stimmung; doch hat ihn die Aussicht des nahen Druckes wieder in einigem beruhigt. Schlösser knöselt noch immer an seinem Schinken[1] herum, den ich nach Jahresfrist unverändert vorfand. Auch die Speculationen mit seinen Bildern sind in's Stocken gerathen. Während der 4 Tage meines römischen Aufenthaltes habe ich im Schweisse meines Angesichts das, was ich sehen wollte, besichtigt.

In eben diesem Augenblick wurde ich durch Herrn Wesendonck, den ich in Rom bei L.[2] kennen lernte, unterbrochen und brachte gleich die Rede auf L., konnte aber weiter nichts, als ein sehr langes Gesicht erreichen und zu meinem Vortheil ein schnelles Empfehlen. — — —

Von Kleinenberg erhielt ich auch dieser Tage einen trüben Brief, in dem sich namentlich die Besorgniss vor dem Sommer ausspricht. Er wünscht natürlich, dass ich nach Ischia komme, doch werde ich das nicht ausführen können, so gern ich ihm auch das Gefühl der Verlassenheit nehmen möchte. Ich werde mich höchstens zu einer abermaligen Römerfahrt aufschwingen können und auch das nur unter ganz besonderen Umständen. Zunächst habe ich gar nichts vor und lasse das Zukünftige an mich herankommen. Da Kl. das zuletzt Uebersandte richtig erhalten hat, so wird es wohl das Beste sein, wenn Sie ihm den Rest auf demselben Wege zukommen lassen.

Auf's Beste danke ich Ihnen, dass Sie so freundlich die Dresdner Atelier-Angelegenheiten besorgen wollen und doch kann ich nicht umhin, auch noch die Bitte zu wiederholen, ein halbes Loos für mich in der sächsischen Lotterie zu nehmen und womöglich eine Nummer, in der eine 7 vorkommt. Ich sehe nicht ein, warum man sich in einer Lage, die eines Mannes vollauf bedarf, geniren sollte, den Beistand des Glückes zu versuchen. Es bleibt auch mit dem immer noch genug zu thun übrig. — . . .

. . . . . Mein hiesiges Atelier habe ich etwas besser streichen lassen mit Abtheilungen, so dass ich mich schon viel besser darin befinde; einige andere Aenderungen werde ich im Herbst vornehmen lassen. — . . .

---

[1] Wohl „Theseus und Ariadne".
[2] Ludwig.

## 190

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, 18. Juni 1875.

. . . . . Ueber die Werder'sche Hamlet-Auffassung las ich neulich in der Allgemeinen; mir scheint, dass Jemand, der den Shakespeare wirklich versteht, sich nicht in solche Deuteleien einlässt. — . . .

## 191

*An den Bruder Georg.*

S. Francesco, den 1. Juli 1875.

Lieber Georg!

Endlich komme ich einmal wieder zum Briefschreiben, und doch habe ich eigentlich wenig zu sagen. Dass ich mich auf Deine Ankunft sehr freue, brauche ich weiter nicht zu schreiben. Die Hitze wird wohl nicht so schlimm werden; so wie der Winter hier ganz ungewöhnlich war, so ist es auch mit dem Sommer der Fall; wir haben fast täglich Regen.

Mein Plan für den Herbst wäre, dass Du Dich hier zunächst ausruhst und wir dann auf einige Zeit nach Rom und entweder in die Toskanischen oder Neapolitanischen Gebirge gehen. Der alte Heyse wird demnächst wohl auch hier sein Sommerquartier aufschlagen.

Von X. habe ich lange nichts gehört; ich habe ihm 50 Thaler ausgeschlagen, welche er zur Instandsetzung seiner Garderobe nöthig hatte; das wird er wohl krumm genommen haben, aber ich habe selber schon seit Jahr und Tag keinen Pfennig für meine eigene ausgegeben, da sich immer nothwendigere Ausgaben einstellen; je weniger Bedürfnisse, um so grössere Freiheit. Das kann der Signor X. auch lernen.

Sonst hat sich nichts ereignet; vor einiger Zeit kam Grant durch und Dohrn hat ein Kind bekommen.

Hildebrand wird wohl nach Deutschland gehen und Klein.[1] sitzt noch immer geruhig in Ischia.

Noch eine Bitte; würdest Du wohl in meinem Namen an die Schwägerin 100 französische Franken ohne Unbequemlichkeit für Dich senden können? Ich würde Dir dieselben dann hier in italienischen zurückerstatten; ich muss dieselben hier sehr theuer kaufen. 9—10 Franken agio bezahlen, das ist doch zu viel.

Hoffentlich geht es Dir und den Deinen nach Wunsch. Mit den herzlichsten Grüssen

Dein treuer Bruder Hans.

[1] Kleinenberg.

## 192

*An Kleinenberg.*

San Francesco, 14. Juli (ohne Jahr. 1875).

. . . . . H. (Hildebrand) ist seit einigen Tagen nach Deutschland abgereist, und der alte Heyse spukt jetzt im unteren Quartier. Nun macht S. Francesco wirklich einen klösterlichen Eindruck, der freilich noch gehobener wäre, wenn

allenfalls Grant als Portier engagirt werden könnte. Die Hitze ist, ausgenommen einige Scirocco-Tage, erträglich gewesen. Doch würde mir Seeluft doch gut thun; ich werde kaum nach Neapel kommen. Mitte nächsten Monats erwarte ich meinen Bruder hier.

Ende der Woche gehe ich auf einige Tage nach Siena. — . . .

**193**

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, den 3. Aug. 1875.

. . . . . Mir ging es eine Zeitlang nicht zum Besten; ich habe mich mit dem infamen Farbenreiben übernommen. Es ist schon elend, ein solcher Schwächling zu sein. In Siena habe ich meiner Brust einige Erleichterung verschafft. Dort habe ich mich 10 Tage aufgehalten und mit Lang zusammen für wenig Geld ein reizendes Quartier bewohnt in der Nähe der Lizza[1]. Bei dieser Gelegenheit habe ich doch noch manches Neue kennen gelernt: mehrere Bilder von Nano und namentlich 2 vortreffliche Bilder von Fungai. Auch in der näheren Umgegend bin ich brav herumgestapelt.

Jetzt erwarte ich meinen Bruder.

. . . . . Gestern war Böcklin bei mir, um mit mir über Ludwig zu berathschlagen. Letzterer hat nämlich an B. geschrieben, dass er Schack zum Ankauf bewussten Bildes bewegen solle; gewiss ein Schritt der Verzweiflung. Wenn Böcklin sein sehr anständiges Vorhaben ausführt, woran ich nicht zweifle, so glaube ich auch, dass Schack doch endlich das Nothwendige thut. Wie viel schöner würde doch das Leben in der an und für sich gewiss schönen Welt sein, wenn anständige Gesinnung und Offenheit häufiger, hochweise Schlauheit und Hinterrücksheit seltener wären.

Der alte Heyse scheint sich ganz glücklich zu fühlen und sieht auch recht gut aus.

Bayersdorfer steckt jetzt täglich bis quasi Mitternacht mit dem alten Lipphardt zusammen. — . . .

. . . . . Die Samstags-Abende [2] blühen nach wie vor und sind mir wirklich eine Erheiterung. — . . .

---

[1] Es war eine Gartenwohnung in Via del Paradiso.

[2] „Diese Abende", schreibt Albert Lang dem Verfasser, „fanden in San Francesco statt, meist in Marées' Räumen; es kamen damals mehrere junge Leute, meist Böcklins Schüler und Anhänger, auch Bayersdorfer, P. Bruckmann, Pidoll und ich dort zusammen. Es wurde, wie üblich, gezecht und debattiert und einmal geigte ich dort, was Marées vielleicht zu der Zeichnung K 332 anregte. Ich erinnere mich eines derartigen Abends bei Böcklin, bei welchem auch Marées anwesend war."

194

*An den Bruder Georg.*

S. Francesco, den 4. August (ohne Jahr: 1875).

Lieber Georg!

Es thut mir unendlich Leid, dass ich Dir ohne es zu wollen, Ungelegenheiten bereitet habe. Von X. habe ich vor einiger Zeit die Photographie des Vaters übersendet bekommen. — . . .

Wenn ich etwas wünsche, so ist es, dass Du an der Grenze alle sorgliche Gedanken abschüttelst, um um so leichter die noch zu erwartende Hitze ertragen zu können. Einen leichten Anzug würde ich Dir doch rathen. Wenn Ihr 6 Servietten überflüssig habt, so nehme ich sie mit Dank an, absolut nöthig habe ich sie nicht. Ueber Deine Reiseroute kann ich wenig sagen; vor 10 Jahren bin ich im Winter über den Splügen gefahren[1]; in Chur und Como habe ich übernachtet. Meines Erachtens ist die Tour etwas anstrengend. Wenn Du über den Simplon gingest, kämest Du wohl eher nach Genua und von dort schnell hieher.

Bitte mir Tag und Stunde Deiner Ankunft in Florenz zu telegraphiren.

Die herzlichsten Grüsse an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

[1] Gemeint ist die erste Reise nach Italien, im Herbst 1864.

195

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, den 27. Aug. (ohne Jahr: 1875).

Lieber Fiedler!

Ihrem Wunsche gemäss habe ich Böcklin gebeten, seine Bilder nach Leipzig dirigiren zu lassen. Hoffnungen, die man dem armen Kerl von Berlin aus gemacht hatte, betreffs Ankaufs seines grösseren Bildes durch das Nationalmuseum, scheinen sich leider nicht zu realisiren. Ich habe ihm auch natürlicher Weise auf Leipzig keine Erwartungen erregt, doch muss ich sagen, dass ich es B. von ganzer Seele wünschte, dort Erfolg zu haben, um so mehr, als ich in der Lage bin, genau beurtheilen zu können, wie sehr es da Noth thut. Wenn die Bilder nach Leipzig kommen, so bitte ich Sie, denselben wenigstens in Ihren Kreisen ein Anwalt zu sein; wenn dieselben auch Ihren Anforderungen nicht entsprechen mögen, so ist doch ein Willen zum Guten und Künstlerischen, abgesehen von anderen wirklich künstlerischen Eigenschaften darin; von wie Vielen kann man das sagen? Denn freilich muss man sich sagen, dass wenn erst vollendete Menschen und Künstler Theilnahme und Interesse erregen könnten, man buona notte, Kunst! rufen kann.

So habe ich denn wieder einmal einen italienischen Sommer von der schlechtesten Gattung kennen gelernt. Wir sind bis auf 37 Grad im Schatten gekommen und in meiner Wohnung ist eine wahre Bruthitze. Gabriele hat den besten Theil erwählt. Jetzt habe ich meinen Bruder hier, ich werde nicht umhin können ihn nach Rom und zu den Manövern von Capua zu begleiten. — . . .

. . . . . Noch etwas: Der junge Bruckmann mit der Böcklin'schen Tochter verlobt, stösst auf gewisse Schwierigkeiten mit seinem Vater. Um diese zu heben, hat er an Ihren Bruder geschrieben, und denselben gebeten, ihm pro forma eine Bestellung zu machen. Derselbe könnte das, glaube ich ohne risico thun. Er würde durch diesen Scherz einer Anzahl von ganz ordentlichen Leuten ein grosses Bene thun und vielleicht noch ganz gut dabei fahren.

Finden Sie nicht, dass ich mich nachgerade zu einem Ludwig II. auswachse? Aber einem cervello fritto wie dem meinigen muss man Einiges nachsehen. — . . .

## 196

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, den 8. Sept. 1875.

Mein lieber Fiedler!

Zuvörderst meinen herzlichsten Dank für das Gesandte und richtig Angekommene. Noch mehr danke ich für Ihren wohlgemeinten Brief. Schwerer als die Segel zu streichen, ist es zu schweigen. Es wird wohl nicht mehr allzu lange dauern, dass ich den Wohnort gefunden haben werde, wo mein Dasein keine Menschenseele mehr kränken wird. Morgen gehe ich nach Rom, um dort mit meinem vorausgereisten Bruder zusammen zu treffen. Von dort schreibe ich Ihnen mehr. Wahrscheinlich werde ich dann dort ein Atelier miethen. Ich werde Ihnen schreiben, warum.

Doch fällt mir ein, ich muss mit meinem Bruder noch hierher zurück; er wird aber in den letzten Tagen des Septembers gehen.

Lieber Fiedler, bedenken Sie, dass Sie mein letzter Freund sind; wenn ich glauben sollte, dass auch unserer Freundschaft ein solches Ende bevorstehen sollte?[1] Tiefgebeugt wie ich bin, nehmen Sie mir diese Zeilen nicht übel. Ich werde in Rom voraussichtlich 8 Tage bleiben. Für heute

Ihr treuer Hans v. Marées.

[1] Das Verhältnis zwischen Marées und Hildebrand hatte sich aus vielen Gründen, unter denen die Beziehung zu Frau K. nicht ausschlaggebend war, gelockert. Fiedler, der schon lange vorausgesehen hatte, dass das Zusammenleben in San Francesco über kurz oder lang ein Ende nehmen würde, war mit Hildebrand übereingekommen, dass er (Fiedler) Marées schreiben würde, um ihm die Möglichkeit zu geben, in der Lösung des Verhältnisses die Initiative zu ergreifen. Der obige Brief ist die Antwort auf Fiedlers Schreiben.

## 197

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, den 9. Sept. 1875.

Mein lieber Fiedler!

So müssen Sie nun leider auch an den Folgen der Missverständnisse Ihrer Freunde mittragen; mir wäre es lieber, es wäre Ihnen erspart worden. Ich glaube,

ich habe Ihnen gestern einen recht schlappschwänzigen Brief geschrieben. Er ist vielleicht verzeihlich, wenn man bedenkt, wie mancherlei auch ich habe ertragen müssen, *ohne* mir die Erleichterung des Aussprechens gewähren zu können und zu dürfen. Vielleicht wird es mir eine spätere Zeit ermöglichen, mich selbst rechtfertigen zu können, vielleicht auch nicht.

Auch *meine* Ansichten über das Zusammenleben mit Hildebrand will ich nicht besprechen, vielmehr die vermeinte Unmöglichkeit desselben acceptiren. Leicht wird mir die Sache wahrlich nicht. Diesen Winter hier zuzubringen, das, ich muss es zu meiner Schande gestehen, werde ich nicht über's Herz bringen können.

Heute Abend gehe ich nach Rom; ich werde mich dort umsehen und ein Atelier für den Winter zu miethen suchen. Ich kann mein Brustübel vorschützen, leider nicht ganz ohne Wahrheit. So erhält diese Trennung doch eine Form. Ich schreibe diess an Hild., damit er mit leichtem Herzen hierher kommen kann.

Zunächst werde ich 8 Tage in Rom bleiben; haben Sie mir Wichtiges mitzutheilen, so ersuche ich Sie, mir poste restante dorthin zu schreiben.

Noch einmal meinen allerherzlichsten Dank.

Ihr treuergebener

Hans v. Marées.

## 198

*An Adolf Hildebrand.*

S. Francesco, den 9. Sept. 1875.

Er werde eines Bronchial-Leidens wegen den bevorstehenden Winter in Rom verbringen und heute Abend nach Rom abreisen.

## 199

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, den 21. Sept. 1875.

. . . . . Erst vorgestern gelang es mir ein passables Atelier zu finden, welches ich auf ein Jahr gemiethet habe, verhältnissmässig sehr theuer, dagegen in der besten Lage piazza della Trinità 9[1] neben der Kirche in einem reinlichen und stillen Hause. Wohnung kann ich möglicher Weise in demselben Hause haben, aber vor Ende Okt. schwerlich. Das erste Vierteljahr habe ich bereits bezahlt, der Kontrakt ist gemacht; so heisst's jetzt nur noch: *Unverdrossenheit.* Diese Woche muss ich noch meinem Bruder und seiner Erholung gönnen, da er für seine Verhältnisse unglaubliche Strapazen durchgemacht hat.

Im Uebrigen war der Aufenthalt in Rom sehr schön, Ludwig nicht schlecht aufgelegt und durch Böcklins Anwesenheit um so animirter. In welcher Weise ich es mit meinem Umzug machen werde, ist mir noch nicht vollständig klar. — . . .

Und so wollen wir, lieber Fiedler, nach mancherlei bösen Träumen nicht an einem fröhlichen Erwachen verzweifeln. — . . .

[1] Piazza della Trinità dei monti.

### 200

*An Kleinenberg.*

San Francesco, den 22. September 1875.

. . . . . Von meinem fratello habe ich erfahren, dass Sie wohl und munter sind, was mich sehr erfreut hat, so wie auch, dass Sie sich desselben so freundlich angenommen haben. — . . .

Wir sind vorgestern von Rom zurückgekehrt, wo wir in Gesellschaft von Böcklin und anderen Freunden die schönsten Tage verlebt haben. Das einzige, was mich in dieser Zeit nicht recht zur Ruhe kommen liess, war der maasslose Leichtsinn meines Bruders, von welchem Sie sich einen Begriff machen können, wenn ich Ihnen sage, dass er z. B. auf dem Manöver fast fortwährend geritten ist und dabei natürlich vom Pferde heruntergeschmissen wurde. Es scheint freilich, als ob das Glück dem Verwegenen immer hold bleibe.

Was mich betrifft, so beabsichtige ich, oder habe vielmehr schon die betreffenden Massregeln getroffen, diesen Winter in Rom zuzubringen. Wenn Sie einmal Lust haben sollten, die Heimlichkeiten des Gartens im Nonnenkloster von S. Trinità dei Monti zu belauschen, so werden Sie bei mir Gelegenheit dazu finden. Ich . . . . . werde in den ersten Tagen des kommenden Monats dort sein. — . . .

Ihr wie immer

Hans v. Marées.

### 201

*An Konrad Fiedler.*

S. Francesco, den 24. Sept. 1875.

Mein lieber Fiedler!

Ihr soeben angelangter Brief hat mich auf's Tiefste gerührt. So viel Grossmuth und Freundschaft habe ich nicht verdient. Ich muss mich damit begnügen, mich anzustrengen, sowohl Ihnen als mir selbst solcher Aufopferung nicht ganz unwerth zu erscheinen.

Sie werden meinen Brief erhalten haben. Ich kann hinzufügen, dass ich glaube in der ganzen Angelegenheit mit mir fertig geworden zu sein; ich bin ja auch gerade kein ungeübter Kämpfer. Dies wäre schon ein erster Gewinn. Ein anderer ist, dass ich meiner alten, wahren Heimath zurückgegeben bin; denn Rom bleibt das doch für alle Diejenigen, deren Naturell und Entwicklung es unmöglich machen, in anderer Umgebung festen Fuss zu fassen.

Ueber das Vergangene kann ich mich insoweit trösten, als ich mir noch heute nachsagen muss, dass *meine Absichten* weder unlauter, noch ganz unsachlich waren; gerne gebe ich zu, dass ich über das, wie ich die Dinge *wünschte*, übersehen habe, wie sie *sind*.

Vor allen Dingen aber sehe ich ein, dass ich zu den, man kann eben nicht sagen, bevorzugten Naturen gehöre, deren Dasein ein ewiger Kampf mit sich oder anderen ist, sie mögen sich stellen, wie sie wollen. Doch da Sie nach Rom kommen wollen, so können wir uns auch über dergleichen nach Bedürfniss aussprechen, und

um so besser als, denke ich, wir uns auch auf diesem Boden zum ersten Male nahe gekommen sind. — . . .

. . . . . Wenn das Wort „Dank“ nicht schon zu abgebraucht wäre, würde ich auch diesen Brief, wie schon so manchen andern damit schliessen; also nur addio.

Ihr treuer

Hans v. Marées.

### 202

*An Konrad Fiedler.*

(Ohne Ort und Datum. Von Fiedler: Florenz, Herbst 75. — Vermutlich Ende Sept. oder Anfang Okt.)

Lieber Fiedler!

Soeben habe ich das Uebersandte richtig erhalten und sage meinen besten Dank dafür. H.[1] ist vorgestern hier angekommen und ich gedenke morgen von hier abzureisen. Mein Atelier in Rom befindet sich piazza della Trinità dei monti Nr. 9, aber freilich werde ich wohl später die Briefe nach der zu nehmenden Wohnung adressiren lassen.

Man hat Böcklin nicht einmal die Ankunft seiner Bilder in Leipzig angezeigt. Durch H. vernehme ich, dass das Nixenbild nicht in Leipzig ist: daraus könnte man fast günstig für Böcklin schliessen. Von Rom dann mehreres. — . . .

[1] Hildebrand.

### 203

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 6. Oktober 1875.

Lieber Georg!

Herzlichsten Dank für Deinen Brief. Es war vorauszusehen, dass sich Deine Affaire milder gestalten würde, als Du sie auffasstest.

Hildebrand kam den Tag nach Deiner Abreise nach Florenz. Er war sehr niedergeschlagen, so dass ich Mitleid mit ihm haben musste. Desshalb habe ich ihm auch die Vollendung des Grabsteins nicht aus der Hand genommen. Er hat mir meine Meubles abgekauft und Teresina wie Checco übernommen.

Böcklin und Bruckmann waren ganz niedergeschmettert; sie haben mich an den Bahnhof gebracht. Vom Frack und Weste, zu denen sich auch noch eine Hose gesellt, habe ich bis jetzt nichts Weiteres vernommen. Hier habe ich noch keine Wohnung gefunden, die mir convenirte, bin daher im alten Absteigequartier. Dagegen bin ich mit der Lage des Ateliers sehr zufrieden. Schreibe der Schwägerin nur meine Adresse; das Versprochene kann ich schon entbehren. Ich habe ihre Adresse nicht, sonst hätte ich ihr das Zugedachte schon geschickt. Ludwig und der kriegslockige Fratello sind wohlauf und lassen Dich herzlichst grüssen.

Den Soldo kann ich allenfalls in Deinem Namen in die Fontana Trevi werfen. Ich hoffe, dass die Reise von guten und angenehmen Nachwirkungen sein möge. Auch ich bin sehr in trouble. Darum nimm mir nicht übel, wenn ich hiermit schliesse.

Die herzlichsten Grüsse an die Deinen von

Deinem treuen Bruder Hans.

### 204

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. Okt. 75.

Lieber Fiedler!

So wäre ich denn hier wieder in dem alten Rom, inmitten seiner alten Schönheiten und Scheusslichkeiten. Die Letzteren machen sich freilich im Anfang immer am fühlbarsten, aber erst einmal in der Arbeit, vergessen sich dieselben schnell.

Eine mir convenirende Wohnung habe ich immer noch nicht gefunden, sondern habe mir ein provisorisches Zimmer in der Via Sistina 72 genommen. Zunächst bin ich auch vorzüglich damit beschäftigt, Alles zur Arbeit vorzubereiten, denn diese thut mir am meisten Noth. Der einzige Mensch, mit dem ich hier verkehren kann, ist natürlich Ludwig. Schlösser ist nur ein Frosch; ich hoffe indessen, dass auch Böcklin, sobald er kann, hierherkommen wird, um so mehr, als ihm mein Scheiden sehr nahe gegangen ist.

Nach Allem was mir im Leben verloren gegangen, sei es durch meine Schuld oder die Anderer, bleibt mir doch immer noch Eines: die Hoffnung! Dieser kann ich immer noch nicht ganz entsagen. — . . .

### 205

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 10. Okt. 75.

Lieber Fiedler!

Da wir einmal im Kreuzen sind, ist es ja kein Unglück, wenn das so fortdauert. Ich beantworte Ihren Brief gleich, damit sie mir nicht etwa Geld schicken, dessen ich vor der Hand nicht benöthigt bin. Vor Mitte des nächsten Monats habe ich durchaus nichts nöthig; wenn es Ihnen recht ist, so werde ich Ihnen dann mittheilen, wie viel ich noch für dieses Jahr bedarf. — . . .

. . . . . Vor der Hand bin ich damit beschäftigt, mein Atelier einigermassen behaglich zu machen, was nicht zu schwierig ist. Ich danke Ihnen von Herzen, dass Sie für Böcklins Angelegenheiten so viel Theilnahme an den Tag legen. Ich wünschte sehr, er könnte hierher kommen. Es gibt so wenig Menschen zu denen man innere Beziehungen hat, dass man es sich wohl angelegen lassen sein muss, dieselben dauerhaft zu erhalten. — . . .

Ludwig kommt nun auch in bessere Stimmung, da jetzt endlich der Druck seines Buches begonnen hat[1]. Dass die „Gegenwart" jetzt Artikel von ihm wünscht und verhältnissmässig gut bezahlt, richtet ihn auch nicht wenig auf. Soeben ist eine Nummer derselben angelangt mit einem Artikel über das Kunststipendium in Rom vom Verfasser „des Aufsatzes über Publikum und Quelle der Popular.", der sich nicht so übel liest[2]. Und so muss man immer hoffen und dabei die Hände nicht in den Schooss legen, so kommt, wenn auch nicht gerade das, was man wünschte, doch immer etwas Gutes endlich heraus.

---

[1] „Ueber die Grundsätze der Oelmalerei und das Verfahren der klassischen Meister." Erschien 1876 bei Engelmann (II. Aufl. 1893).

[2] Die Aufsätze, die 1875 und 1876 in der Gegenwart anonym erschienen (Nr. 31, 32, 34, 41, 46 und 1876 Nr. 526), sind in Ludwigs Nachlass-Werk „Ueber Erziehung zur Kunstübung und zum Kunstgenuss" (Heitz, Strassburg 1907) abgedruckt.

## 206

*An Adolf Bayersdorfer.*

Entschuldigen Sie, lieber Herr Doktor, dass ich Sie so ohne Weiteres meiner Fittige wieder beraubt habe. Sollten Sie einmal vorhaben, einen Flug an die Decke Michel A.'s zu wagen, so sollen Ihnen dieselben abermals zur Disposition stehen mit dem Wunsche, dass dieselben Ihnen auch dann gute Dienste leisten mögen.

Wie ich höre, bleiben Sie den Winter über in Florenz; so kann es ja nicht fehlen, dass Sie die Kunst Toskanas in ihren tiefsten Tiefen ergründen. Dann aber bitte sagen Sie dem Publikum des Resultates „wie und warum".

Hoffentlich haben Sie St. Georgen noch kein Loch in seinen festen Schädel geworfen.

Nehmen Sie meine frommen Wünsche nicht übel und seien Sie überzeugt, dass ich von Herzen wünsche, Sie in Ihren Bestrebungen reüssieren zu sehen.

Ich bitte Sie, der nun aufgehobenen Samstagsversammlung Mitglieder auf's Beste zu grüssen von Ihrem ergebenen

Hans v. Marées.

Ludwig grüsst.
Roma, 11. Okt. 75.

## 207

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 16. Okt. 1875.

Ludwig hat mit mir allerdings von den Fresken von Cornelius u. s. w. gesprochen[1], wodurch er keine Indiskretion zu begehen glaubte. Dadurch, dass ich ein paar mal, wenngleich vergeblich, dort war, die Bilder anzusehen, ist der Besitzer in unnöthige Aufregung gerathen.

Mr. Morris Moor[2] hat mich in seine Krallen gefasst; ich weiss nicht, ob ich es bedauern soll. Mir gefällt der kleine Rafael[3] stets besser, und ich ertrage gern die Unannehmlichkeiten, die das Anschauen desselben mit sich bringt. Es würde Unbescheidenheit sein, wenn ich sagen wollte, dass mir etwas dem Verwandtes schon seit geraumer Zeit als Anzustrebendes vorschwebe; aber ich glaube, ich sehe in dieses Bild nicht mehr hinein, als darinnen ist. Es ist tief zu bedauern, dass ein so erfreuliches Werk Gegenstand der Polemik geworden ist. Ich weiss nicht, ob Sie sich einer Photographie desselben Mr. M. erinnern, die er uns in Florenz zeigte: eine Madonna mit Bambino und Johannes, nach einem angeblichen Bilde von Michel Angelo. Auch zu dieser besitzt er das Original, will es aber bis jetzt nur Wenigen gezeigt haben, und hält es in einem schweren Kasten verschlossen. Ich

[1] Die Fresken in der Casa Bartholdy, die damals noch an ihrem ursprünglichen Platz waren.

[2] Der bekannte englische Sammler Morris Moore.

[3] Das heute der Schule Francias oder Perugino zugeschriebene kleine Bild „Apollo und Marsyas", das sich jetzt im Louvre befindet (K 1509, bekannt unter dem Namen Raphael de Morris Moore).

bin sehr neugierig, welchen Eindruck dieses Bild bei einem zweiten Sehen auf mich machen wird; bis dahin werde ich nichts weiter darüber bemerken.

Unter uns gesagt kommt mir die Brauchbarkeit der Ludwig'schen Bestrebungen immer zweifelhafter vor, obgleich ich an seinem Successe in der Welt mehr Glauben gewinne. Schaden wird er indessen sicher nicht anrichten, und insofern als er das Beste, was er weiss und kann, zu Tage fördert, verdient er wohl, dass man ihm beisteht und die Stange hält. — . . .

### 208

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 25. Okt. 1875.

Lieber Fiedler!

Zwei Ursachen veranlassen mich, Ihnen schon wieder mit meinem Geschreibsel zur Last zu fallen. Die erste ist die Photographie von Apollo und Marsias[1], die nicht ich, sondern Mr. Moor Ihnen sendet. Er hat mich ebenfalls mit einem Exemplar beschenkt, und wie er mir sagt, zollt er diesen Tribut allen Denjenigen, die sein Bild nach Würden erkennen u. s. w. Ob Mr. Moor ebenso harmlos wie sein Bild ist, könnte doch einen Gran von einem Zweifel erregen.

Die zweite Ursache ist, dass mein Bruder mir schreibt, von Wesendoncks Schwiegersohn die Mittheilung erhalten zu haben, dass Frau K. die Ehescheidungsklage eingereicht habe, um H. heirathen zu können. Ich bin wie aus den Wolken gefallen; denn ich habe auch nicht die entfernteste Ahnung von einem solchen Schritt gehabt, so wenig, wie ich überhaupt von dem Fortbestehen eines derartigen Verhältnisses etwas wusste.

Wenn Sie überhaupt unterrichtet waren, so werden Sie auch Ihre Gründe gehabt haben, mir das zu verschweigen. Ich kann nur ahnen, wie weit und wie vielseitig sich Ihre Theilnahme und Fürsorge erstreckt haben.

Nur Eines: wenn auch nur die leiseste Vermuthung von etwas Aehnlichem in meiner harmlosen Seele vorgegangen wäre, so hätte ich schon lange lange das Feld geräumt. Ich muss es aussprechen, dass ich weder mit Bewusstsein noch Wissen, oder gar Absicht ein Obstaculum gewesen bin. Vielmehr lebte ich den Sommer hindurch der fast sicheren Ueberzeugung, dass sich das Verhältniss zwischen mir und H. wieder in alter Weise gestalten müsse, da ich entschlossen war, meine Eigenheiten, soweit es in meiner Gewalt war, zu meistern und zu überwinden. Und das mag dann wohl das letzte Wort in dieser Angelegenheit sein.

Ich darf wohl glauben, dass es auch Ihnen zur Beruhigung gereicht, wenn ich Ihnen schreibe, dass ich mich nicht unglücklich hier fühle. Dieser Tage habe ich denn auch ein ganz angenehmes Logis Via Sistina 107 gefunden, in dem ich, der Menschenhasser, meiner Lust an Geselligkeit fröhnen kann. — . . .

[1] Vgl. Fussnote 2 des Briefes vom 16. Oktober.

## 209

*An den Bruder Georg.*

(Ohne Ort und Datum. Wahrscheinlich Rom, gegen 25. Oktober 1875.)

. . . . . Mein Verhältniss zu Hildebrand ist durchaus gebrochen; das geht Niemanden weiter etwas an, auch Dir würde ich das nicht schreiben, wenn nicht des Grabsteins wegen. Ich habe B. geschrieben, der Gr. wäre zerbrochen. Du wirst das freundlichst unterstützen und keinem Menschen etwas weiteres darüber mittheilen. Daran ist mir viel gelegen. Es wäre besser, den neuen in Deutschland machen zu lassen. Ich muss Dir auch diese Sorge an den Hals laden. Was die Bezahlung anbelangt, kannst Du auf mich rechnen.

Du scheinst einigermassen im Klatsch zu stecken. Woher weisst Du Alles? Ueber Bkl. hörst Du auch richtig und falsch sprechen. Du kannst sicher sein, dass es für Böcklin eine grössere Genugthuung ist, wenn *ich* mich für seine Arbeiten interessire, als das missverstandene Lob eines Berliner Publikums. Von diesem Publ. verlangt man nur Geld, aber kein Urtheil.

Es rührt mich, dass Du so besorgt bist um meine Gemüthlichkeit. Um Dich also darüber zu beruhigen; meine Werkstätte ist sehr behaglich, wenigstens für mich. Ungestört arbeiten zu können, ist für mich Drei-Viertel des Daseins. Für meine Person will ich nicht mehr. Wenn ich reich wäre, würde ich wahrscheinlich ebenso leben, wie jetzt, der Ueberschuss würde anderen zu Gute kommen. Für Besitz habe ich keinen Sinn.

Doch genug davon. Ich bin so fleissig, dass mir des Abends die wackeligen Beine gehörig wehe thun und ich zu nichts anderem fähig bin, als mich in die Arme Bacchus's fallen zu lassen, vorausgesetzt, dass Venus nicht am Wege lauert. Denn dieses alte Fell thut das leider öfter, als mir lieb ist. Dann schlaf ich gut und stehe morgens mit klarem Kopf und heitrem Sinn bei der Arbeit, die mich immer mehr anzieht. Geduld und Beharrlichkeit, Unverdrossenheit, Unverzagtheit, Liebe zur und Glaube an eine Sache, so kann man nicht so leicht in's Meer des Spiessbürgerthums versinken.

Neulich wurde es saumässig kalt hier; dann wurde es wieder saumässig warm. Entschuldige mein Geschmiere. Das Schreiben wird mir sauer. Hoffentlich geht es Dir und den Deinigen gut, verliere nur den Muth und die Freude am Dasein nicht; so schlecht auch das letztere sein mag, es ist das beste, was wir haben.

Für heute Addio.

Dein treuer Bruder Hans.

## 210

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 30. Oct. 1875.

Lieber Georg!

Kaum hatte ich meinen Brief abgeschickt, als ich den Deinigen erhielt. Es thut mir sehr leid, dass Du Dich nicht wohl fühlst, so wie auch, dass Du Dich in Deiner Stellung nicht mehr behaglich findest. Und doch möchte ich mir erlauben, Dich zu einem ruhigen Abwarten aufzufordern; wie oft entwickeln sich

nicht Beziehungen und Verhältnisse, die sich auf's Ungünstigste ankündigen, in erfreulicher Weise. Ich denke mir, ist sich Jemand seines Werthes bewusst, so kann er auch um so ruhiger durch ein festes Ausharren, auch in wenig erfreulichen Umständen, die verdiente Anerkennung erzwingen. Man muss bedenken, dass die Menschen Zeit gebrauchen, das Verdienst des andern zu erkennen und zu beurtheilen. Wechselt man zu oft oder zu schnell Stellung, so nimmt man ihnen die Möglichkeit, das zu thun, und sich selbst die Hoffnung auf einen Ricompens für das Ertragene. Nimm mir meine Klugscheisserei nicht übel, lieber Georg; wie Du weisst, entspringt sie aus wahrer Theilnahme. Was Du von H. und K. berichtest, hat mich auf's Höchste überrascht; von einer solchen Wendung hatte ich denn doch keine Ahnung[1]. Doch ist es mir im Ganzen Wurst. Rom wirkt auf mich überhaupt beruhigend; und von der inneren Ruhe hängt auch die gute *Laune* ab, und von der letzteren der gute Erfolg.

Ich habe die feste Ueberzeugung, dass die meisten, die mit mir verkehrt haben, einsehen werden, dass ich in meinem Handeln von uneigennütziger Theilnahme und Liebe zu einer Sache getrieben worden bin, und das ist mir genug.

Meinen besten Dank für die Besorgung der Bücher; auf diese Art scheint mir doch das einfachste, wenn ich die Bücher hier bezahle.

Hoffentlich seid Ihr alle wieder hergestellt und auf dem Damm.

Ludwig und Fratello grüssen Dich bestens. Der fontana Trevi habe ich ihren Zoll noch nicht entrichtet, weil sie durch Strassenbau momentan unzugänglich ist.

Mit den herzlichsten Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

[1] Vgl. Brief 208, zweiter Absatz.

## 211

*An den Bruder Georg.*

Lieber Georg!

Seit einigen Tagen haben wir hier ununterbrochen Nacht. Es ist ein wahres Selbstmordwetter, das meiner Arbeitslust eben nicht zu Statten kommt. Sonst hat letztere die gute Eigenschaft, dass sie mich alles andere vergessen lässt, und mich unabhängig von Menschen und Umständen macht. An der Böcklin'schen Affaire magst Du erkennen, wie heutzutage die Welt jede Bestrebung, die nicht mit dem Gewöhnlichen Hand in Hand geht, statt zu befördern zu hindern sucht. Drum kann man von ihr nicht mehr verlangen, als dass sie einen wenigstens ungestört lässt. Mir Störungen vom Hals zu halten, das ist mein ganzes Bemühen dem Publicum als auch meinen Kunstgenossen gegenüber. Gelingt es mir endlich, das, was in mir lebt und webt, zum allgemein verständlichen Ausdruck zu bringen, so habe ich meine Aufgabe gelöst und kann über das Urtheil der Nachwelt unbesorgt sein. Dazu ist freilich noch viel Arbeit, Ruhe und Geduld nöthig.

Der Artikel in der Gegenwart ist allerdings von Ludwig; er hat schon mehr für dieselbe losgelassen[1]. Ich kann dieselben zwar nicht unterschreiben, aber doch

[1] Vgl. Brief 205.

distinguiren sie sich immerhin von anderem Kunstgewäsche. Von homunculus M.'s Erfolg habe ich in der Allgemeinen gelesen. Ich kann mir nicht viel von seinen Römern vorstellen. Was sich so einer aus seinen dünnen Tatzen saugt, kann nur sehr mager sein. Es wird wohl abgeschwächte französische Brühe sein. So steht es aber mit unserer siegreichen Nation, dass sie sich mit dergleichen begnügen muss. — . . .

Dass Du Dich meinetwegen in Unkosten stürzt, kann ich nicht Recht finden. Wenn Du mir indess die Bücher schickst, bitte ich Dich, sie an meine Wohnungsadresse zu senden via Sistina 107 primo piano.

Neulich habe ich noch zum Abschluss ein Paar schöne Tage in der Campagna zugebracht. Von Frascati aus gelangten wir, Schlösser und ich, allmählich durch die pontinischen Sümpfe bis nach Terracina, welches ich noch nicht kannte, überraschend schön und angenehm; von dort kehrten wir über Gaëta hierher zurück. Terracina wäre ein sehr angemessener Herbstaufenthalt für Dich. Sehr billig, sehr gut, hat man nur 2 Schritte an's Meer. Es ist schon Orangen-Clima, deren unzählige dort sind.

Hoffentlich befinden Du und die Deinen sich wohl. Ich bitte Letztere herzlich von mir zu grüssen. Ludwigs lassen Dich grüssen.

Dein treuer Bruder Hans.

Rom, den 30. Nov. 75.

Mit Böcklin stehe ich in ziemlich lebhaftem briefl. Verkehr.

## 212

### *An Konrad Fiedler.*

(Ohne Ort und Datum. Von Fiedler: 2. Dez. 1875.)

Lieber Fiedler!

Endlich will ich doch meiner Pflicht nachkommen und schreiben. Die Wahrheit zu gestehen, habe ich das schon längst gethan, jedoch den Brief nicht abgeschickt. Zunächst den besten Dank für die freundliche Besorgung meiner Angelegenheiten in Dresden. Auch K. bitte ich bestens zu danken. Ich bitte Sie sich als padrone meines Plunders anzusehen; wenn Sie alles verbrennen wollen, mir ist's Recht[1]. — . . .

Was mich anbelangt, so treibe ich im alten Rad weiter, d. h. ich mühe mich und plage mich, meine Kräfte und Fähigkeiten mit einander in Harmonie zu bringen. Gelingt's mir nur ein Mal, so bin ich für's Ertragen belohnt. Ganz umsonst kann alle diese Mühe kaum sein; freilich ist oft das resumé etwas, woran man selber nicht gedacht hat. Indessen das mag sein wie es will, mir scheint doch eine wenn auch langsame Fortbewegung vor sich zu gehen. Und das ist mehr als ich, wenn ich rechts und links umschaue, wahrnehmen kann. Ich sehe allenthalben, dass die wahren Triebfedern nur persönliche Interessen sind. Ich will mich nun gerade auch nicht für besser wie andere halten, denn ich handle eben nur so wie ich kann; ich glaube, wenn mir von allen Seiten das Schrecklichste droht, ich würde nicht anders können.

[1] Die von Marées im Dresdener Atelier zurückgelassenen Bilder etc.

Ludwig schwimmt oben und wenn er sich auch ein wenig thut, so ist er doch am meisten in seinem Element in Dingen, wo es zu schwatzen und zu schafteln gibt. Er ist wohl gerade keine künstlerisch angelegte Natur, und was seine Kenntnisse anbelangt, so scheint es mir, dass ihm die Hauptsachen, auf die es ankommt gänzlich verborgen sind. Ich lavire so, dass ich indess ganz gut mit ihm auskomme. Mit Schlösser, der mein Ernährungsgefährte ist, war ich neulich in Terracina, das mich durch seine Schönheit höchlich überrascht hat. Wenn Sie es noch nicht kennen, so steht Ihnen noch eines der schönsten Fleckchen Italien bevor. — . . .

. . . . . Das Bild von dem ich Ihnen schrieb, muss wohl von Michelangelo sein; denn man kann nur an ihn oder Donatello denken[1]. Auch besitzt er 2 Bildchen von Giotto, die vortrefflich sind. Dass der Mann solche Sachen zu finden weiss, ist immerhin eine Qualität. — . . .

[1] Vgl. den Brief 207.

## 213

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 20. Dez. 1875.

*(Fragment.)*

Der Grund, dass selbst so künstlerische Menschen wie Böcklin, doch so wenig befriedigend in ihren Leistungen sind, liegt wohl vorzüglich darin, dass fast alle Modernen, oder alle, von der Erscheinung ausgehen, eine Untugend — denn das ist es — die allerdings die Folge des Epigonenthums ist. Das natürliche und naturähnliche Entstehen eines Menschenwerkes wird dadurch unmöglich gemacht, die Nebensachen werden zu Hauptsachen und umgekehrt. Die Erscheinung muss, scheint mir, das letzte Resultat der künstlerischen Arbeit sein und bedingt werden durch die Gegenstände, die dargestellt werden. Ich bin überzeugt, dass alle wahrhaft befriedigenden Kunstwerke wie der Mensch aus dem Foetus entstanden sind; erst mit dem letzten Strich war die Erscheinung da. Ich glaube fast, in allen Kunstsachen ist es jetzt so; man will irgend eine Wirkung auf das Publikum machen, statt wirklich darzustellen.

## 214

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 20. Dez. 1875.

Schönsten Dank für Ihr letztes Schreiben. Das schelmische Blinzeln des Glücks könnte mich fast versuchen, mein Spielglück noch einmal zu erproben, wenn ich nicht fürchtete, Ihnen mit dergleichen zur Last zu fallen.

Es thut mir sehr leid, dass Ihr Hierherkommen noch zweifelhaft ist; hoffentlich wird Berlin Sie nicht zu lange fesseln.

Dass Böcklin[1] trotz seiner wirklich künstlerischen Eigenschaften verhältnissmässig wenig befriedigend in seinen Leistungen wirkt, liegt, glaube ich, vor-

[1] Vgl. das vorhergehende Brief-Fragment.

züglich daran, dass er mit dem, was das letzte sein sollte, der Erscheinung, beginnt. Darum sind seine Sachen in der ersten Anlage eigentlich ebenso gut, als nach vieler Arbeit. Sein Wollen ist dann schon gefesselt und artet in Spielerei aus. Aber unser modernes Leben erschwert ein rein gegenständliches Verfahren überdiemassen. Ohne Objectivität und Unbefangenheit ist kein Kunstwerk möglich und dazu gehören Hingabe, Selbstvergessen und Geduld: Eigenschaften, die aus vielen Gründen heutzutage nicht so leicht zu erringen sind. Eine Eigenschaft jedoch darf man bei Böcklin nicht unterschätzen, das ist seine unzerstörbare Passion und nach dieser Seite wird er weder von Künstlern noch Publikum unterstützt. — . . .

**215**

*An Konrad Fiedler.*

(*Fragment.*)

Rom, den 25. Dez. 75.

Lieber Fiedler!

Den herzlichsten Dank für Ihren freundlichen Glückwunsch. Sicherlich sieht man mit den zunehmenden Jahren immer mehr sein Glück in dem Beruf, zu dem man bestimmt ist oder bestimmt zu sein glaubt; oder vielmehr verzichtet man wohl überhaupt auf das, was man Glück zu nennen pflegt und bemüht sich, wo möglich der Absicht der Natur nachzukommen. So halte ich auch für das Schlimmste, was Einem widerfahren kann, abzudorren, ohne Frucht getragen zu haben. Und doch kann man die Schuld in solchen Fällen nicht immer dem betreffenden Individuum beimessen. Wir sind schliesslich wie die Pflanzen, unser Gedeihen hängt nicht allein von der angeborenen Qualität ab, sondern von tausend anderen Umständen. Der Vorzug von Bewusstsein und Willen wird durch unsere grössere Verletzbarkeit fast aufgehoben.

**216**

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 30. Dez. 75.

Schönsten Dank für Deine Geburtstagswünsche, zugleich das herzlichste Prost-Neujahr.

Weihnachten ist fast unbemerkt an mir vorübergegangen.

Gallinacio und Broccoli[1] gehen ja täglich an mir vorüber oder auch zuweilen in mich hinein.

Auch die Laune wäre an und für sich nicht schlecht, wenn nicht doch auch hie und da in mein Dasein so kleine accidents hineinkämen. Diese Woche war eine schlechte für mich. Wuth, Aerger und Ungeschick stolperten alle zusammen über mich her. Der Hauptgrund wird wohl sein, dass ich in meinem Atelier nicht über 7 Grad Réaumur erzwingen konnte. Jetzt habe ich Vorkehrungen zur Verbesse-

[1] Italienische Gerichte.

rung getroffen. Es ist wahr, ich lache auch hie und da mit Schlössers lebendiger Venus, die mir lieber ist, als es die gemalte war. Im Ganzen wünsche ich jedoch alle Weiber zum Teufel, und namentlich auch die römischen, obgleich gerade die auch ihre guten Seiten haben.

Die Schwägerin hat mir die Photographie unseres armen Bruders geschickt, nebst ein Paar Pantoffeln; aber ich habe sie noch nicht, sondern bis jetzt nur einen Mordsscandal auf der Eisenbahn gehabt. Ich bitte Dich, wenn Du mir die Bücher, die weitgereisten schickst, ausdrücklich dabei zu bemerken, „al domicilio". Das ist hier ein ganz unverschämtes Pack.

Von Hillebrand habe ich lange nichts gehört, er ist augenblicklich nicht in Florenz; ich fürchte er ist krank.

Was des seligen Vaters Schriften anbelangt. Nach meiner Ueberzeugung ist jetzt für die Veröffentlichung der Gedichte ein sehr ungünstiger Zeitpunkt; bei der grossen Freude an Miserabelem werden dieselben jetzt ganz unbeachtet bleiben. Ich sage jetzt, je später, je besser, jetzt würden sie nur das Interesse einer Generation, die am Aussterben ist, erregen. Die Lichttheorie[1] werde ich Ludwig, wenn er mit seinem Buch fertig ist, unterbreiten; sein Bruder in Leipzig ist einer der berühmtesten heutigen Gelehrten. Brücke in Berlin sein und seines Bruders genauer Freund. Ich habe soviel für ihn gethan und er ist nicht unerkenntlich.

Eine ästhetische Abhandlung des Vaters habe ich durchgelesen[2]. Voller geistreicher Einfälle, wie sie ist, muss ich doch sagen, dass sie mir etwas veraltet vorkommt; dann basirt vieles zum Theil auf Kunstzuständen, die nur sehr vorübergehend und nicht bedeutend genug waren. Soviel zunächst hiervon. — . . .

Noch einmal Dir und den Deinigen ein herzliches, freudiges Prost-Neujahr.

Dein treuer Bruder Hans.

[1] Eine mathematische, sehr umfangreiche Arbeit des Vaters, die verloren gegangen ist.

[2] Ebenfalls wahrscheinlich verloren. Nach Ansicht der Familie Georgs waren einige Manuskripte des Vaters bis zum Tode von Hans von Marées in seiner Wohnung in Rom.

### 217

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 30. Dez. 75.

Gratuliert zum neuen Jahre.

### 218

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 3. Januar 1876.

. . . . . Mich sollte es sehr freuen, wenn unsere Zeit sich einer anderen Strömung wie bisher anschlösse. Man könnte dabei selber nur gewinnen. Denn besitzt man vielleicht auch eine feste Ueberzeugung und Geduld genug, die Dinge reifen zu lassen, so ist man doch nie sicher, dass die Epidemie der Hast Einen

nicht auch ansteckte. Was mich anbelangt, so bin ich zufrieden, wenn ich, wie ich hoffe, die Epoche der Leidenschaften überstanden habe, denn diese Letzteren sind es im Grunde, die Einen in Allem hindern und den Blick trüben. Mich wenigstens haben dieselben stets gehindert, die Kunst zu erlernen, sein Licht auf den Scheffel zu stellen.

..... Von Kleinenberg habe ich seit undenklicher Zeit nichts vernommen; er hat meinen letzten Brief nicht beantwortet. Ich beabsichtige dieser Tage auf ein paar Tage nach Neapel zu gehen, um einige Sachen sowohl im Museum wie in der Natur zu sehen; da werde ich denn doch wohl etwas von ihm erfahren. — Uebrigens sind gute Kunstwerke hier auch selten genug. In Bezug auf solche und Spaziergänge steht Rom weiter hinter Florenz zurück. Dafür ist man hier ruhiger. — . . .

## 219

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 28. Januar 1876.

..... Meinem Vorhaben gemäss bin ich neulich auf ein Paar Tage in Neapel gewesen. Meine Vermuthung, Kleinenberg dort anzutreffen, schlug nicht fehl. Jedoch kann ich nicht viel über seine Verhältnisse mittheilen, da dieselben unverändert zu sein scheinen. Er beschäftigt sich vorzugsweise mit Uebersetzen und mir scheint, dass seine Lebensweise seinem Temperament zusagt. Im Uebrigen ist er noch von dem alten, schwer hinwandelnden Leichtsinn besessen, der ihn wohl auch nicht verlassen wird; ebenso fröhnt er auch noch seinen dilettantischen Passionen. Bei Dohrn hatte ich ein verunglücktes Mittagessen eingenommen, da seine Frau unwohl wurde. Uebrigens will er die Saalbilder nun ernstlich photographiren lassen, ja, er hat mir eine kleine, freilich nicht sehr schöne Photographie des Fischerbildes verehrt. Ich würde sie Ihnen geschickt haben, wenn sie nicht zu lumpig wäre. Ludwig ist indessen sehr entzückt davon, was freilich nichts sagen will. Der Saal selbst wird zur Bibliothek eingerichtet, was mir nicht unlieb ist, weil dadurch die Bilder am Abend gesehen werden und doch nicht so ganz brach liegen.

Das Museum in Neapel hat mich sehr erfrischt; es ist freilich schlimm, dass man oder ich der Erfrischung so oft bedürftig bin. Was sagen Sie zu den Ausgrabungen in Olympia? Nun ist doch Hoffnung da, dass man über antike Kunst ganz andere Aufschlüsse erhält, als dies bisher der Fall war. Ein intaktes Gemälde aus der Blüthezeit wird auch dort wohl schwer gefunden werden.

Ich für meine Person kann mich auch jetzt noch nicht mit Resultaten brüsten: doch immer kann ich die Hoffnung noch nicht aufgeben, dass ich zu einem solchen gelangen werde und wenn es auch mein Schwanengesang sein sollte. Es ist still und einsam hier, was mir aber nicht missfällt; es ist die einzige Art, wie nach und nach etwas zur Reife gelangen kann.

220

*An Konrad Fiedler.*

Lieber Fiedler!

Ihr vortrefflicher Opus „Ueber die Beurtheilung von Werken der bildenden Kunst“[1] hat mir die grösste Freude und Ueberraschung bereitet. Ich gratulire Ihnen von Herzen zu dem ersten kühnen Schritt, den Sie in die Oeffentlichkeit gethan haben. Doch vor Allem zu dem *was* und *wie* Sie es gesagt haben. Es ist Ihnen gelungen, in kurzem Raum Vieles, Neues und Unbestreitbares zu sagen und über Dinge, die wahrlich nicht leicht in Worten abzufassen sind. Doch ich will Sie nicht mit Lobhudeleien, an denen es ja so nicht mangeln wird, ermüden.

Die Wirkung, die diese Ihre Betrachtungen machen werden, muss eine grosse unberechenbare sein, eine thatsächliche. Dass dieselben, ohne rechts noch links zu sehen, so bei der Sache bleiben, gibt Ihnen überzeugende Kraft. Ohne jegliche Polemik ist die ganze moderne Kunstlitteraturstümperei auf den Topf gesetzt, weil Sie wirklich etwas Positives gesagt haben. Sie haben ausserdem einen Beleg dafür gegeben, dass Gesinnung und Einsicht unzertrennlich sind, was in unserer Zeit doppelt verdienstlich ist.

Bis jetzt nach einmaligem Lesen kann ich nur sagen, dass mir Ihre Leistung den wohlthuendsten Eindruck gemacht hat, und dass es mir individuell noch zur besondersten Freude gereicht, dass Sie der Verfasser des Gesagten sind. Sie haben sich dadurch zum Wortführer von einer Sache gemacht, die endlich einmal gesagt werden musste, und der Ernst, das Maass und die Ruhe mit der das geschehen, kann für unsere modernen Schwätzer nur beschämend sein. Freilich werden Sie noch viel zu thun haben, ehe Sie richtig verstanden und begriffen werden, um so mehr da es im Sinne der Sache liegt, zu sagen: Gehet hin und thuet desgleichen.

Seien Sie also auf's Schönste bedankt und lassen Sie sich vor der Hand diese meine Zeilen nicht verdriessen, wenn es denselben noch nicht gelungen ist, meine wirklich ungeheuchelte aufrichtige Freude, Anerkennung und Würdigung auszudrücken.

Ihr treuergebener

Hans v. Marées.

Rom, 29. Januar 76.

[1] Vgl. Bd. I.

221

*An Konrad Fiedler.*

(Ohne Datum. Von der Hand Fiedlers: Rom, 9. Februar 76.)

Lieber Fiedler!

Soeben habe ich Ihre Broschüre[1] erhalten und in einem Zuge verschlungen. Eine Besprechung oder gar Beurtheilung von meiner Seite werden Sie keinenfalls erwarten, und wenn ich meiner Freude über diesen Ihren ersten und kühnen Schritt

[1] Es handelt sich um den im Brief 220 besprochenen Aufsatz.

in die Oeffentlichkeit, nicht den rechten Ausdruck zu geben vermag, so werden Sie doch an die Wahrhaftigkeit derselben glauben. Wenn mir namentlich die Gesinnung, die Sie in Ihrer Abhandlung ausdrücken, nicht unbekannt ist, so kann ich Ihnen doch mein Erstaunen nicht verhehlen, dass es Ihnen in diesem Grade gelungen ist, etwas so schwer Auszudrückendes in so klarer Weise zum Ausdruck gebracht zu haben. Vielleicht haben Sie in dieser Schrift viel mehr geleistet, als sich so von vornenherein erkennen lässt, und die Wirkung muss eine grosse und vielseitige sein. So sachlich Sie sich verhalten, so haben Sie doch für jeden Urtheilsfähigen und Einblickenden noch *nebenbei einen Menschen dargestellt*, der, um Ihnen keine Schmeichelei zu sagen, Sie selber sind. Das werden Sie etwas abstruse finden, aber für mich wenigstens ist es so. Diese Uneigennützigkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, die ja auch mit dem Suchen nach Erkenntniss und Wahrheit Hand in Hand gehen muss, würde man in den meisten modernen Schriften vergeblich suchen; und diese, oder das was ich so nenne, gibt Ihrer Schrift die überzeugende Kraft. Es gibt nichts Erfreulicheres in dieser Welt, als menschliche Leistungen, an die man glaubt; wie ja im Glauben allein Glückseligkeit zu finden ist. Mit einem Wort also, ich glaube an das, was Sie in dieser Abhandlung behandelt haben und glaube, dass sie aus Ihnen geworden ist. Wenn ich eben von Wirkung sprach, so meine ich die thatsächliche, die Wirkung auf alle die, in denen noch nicht das letzte Fünkchen von aufrichtigem Streben erstorben ist.

Es lässt sich nicht leugnen, Sie haben der ganzen kunstlitterarischen Welt den Fehdehandschuh hingeworfen, aber mit dem unleugbarsten Vortheil auf Ihrer Seite; mir wenigstens erscheint das was Sie sagen wollten so klar und abgerundet, dass es dem Streite gar kein Objekt mehr bieten kann.

(Den 8. Febr.)

Obiges waren meine ersten Ergüsse. Es wird Ihnen vielleicht Spass machen dieselben zu lesen. Zugleich sollen sie ein Beweis sein wie schwer es mir wird, meine Gedanken zu resümiren, sowie auch, dass der persönliche Verkehr von Zeit zu Zeit Nothwendigkeit ist, da in demselben einem öfter die Gelegenheit freundlich beisteht, das, was in einem vorgeht, zu offenbaren. Sowie mir also Ihre Gedanken vielfach Stoff zum Nachdenken geben um so mehr als darin eine Verwandtschaft — bescheiden wie ich bin[1] — mit den meinigen ist, wäre es wohl am Besten, wenn wir eine eingehende Besprechung auf Ihr Hierherkommen aufsparten.

Obigen unterstrichenen Passus kann ich kaum zurücknehmen; die Aussprüche Ludwigs und Schlössers bestätigen mir dies; so wenig ich glaube, dass beiden der Kern der Sache nahe getreten sei, sind sie doch sehr einverstanden; doch ist ein eingehendes Gespräch mit ihnen über dergleichen wohl kaum möglich.

Dass die Arbeit nun für Sie keine kleine ist, davon bin ich überzeugt, doch wer a gesagt muss auch b sagen, und wenn man auch gerade nicht immer bis zum Omega kommt, so gibt einem ein guter, wenn auch von Andern anzufechtender und angefochtener Anfang doch die Garantie eines weiteren Vordringens. Uebrigens liegt im Anfang das Ende. — . . .

[1] Diese Stelle im Original sehr schwer leserlich.

222

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 20. März 76.

Mein lieber Fiedler!

Endlich komme ich dazu, Ihren freundlichen Brief zu beantworten. Da Sie denn doch einmal wollen, dass ich von mir schreiben soll, so kann ich Ihnen sagen, dass ich seit meinem Abstecher nach Neapel und dem Lesen Ihrer Broschüre mit erneuter Kraft und Lust arbeite, so dass meine Hoffnung, dieses Jahr vom Erfolge begleitet zu sein, sich voraussichtlich bewahrheiten wird. Die Fähigkeit, mich in meinen Beruf zu versenken und mit täglich zunehmender Ruhe von meinem Urtheil leiten zu lassen, werden mir auch die letzten noch zu überwindenden Schwierigkeiten, die nur in mir liegen, übersteigen helfen, so dass ich meinen Worten in einfacher männlicher Weise durch die That entsprechen kann. Mein sonst monotones Dasein wurde auf angenehme Weise durch die Anwesenheit Böcklins unterbrochen, der 3 Tage bei mir campirt hat. Es geht doch nichts über Menschen und menschliche Mittheilung: Dinge, die ich hier freilich für gewöhnlich entbehren muss. B. gehört doch entschieden zu denen, die sich fortbewegen und ist im Grunde ganz von seiner Kunst ausgefüllt, also doch ein seltenes Exemplar. — . . .

Der Schluss des Briefes handelt von Fiedlers Verlobung.

223

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 26. März 76.

Teilt Kleinenbergs Adresse in Ischia mit.

224

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 1. April 1876.

Lieber Georg!

Diesmal ist mein plötzlich erwachter Egoismus an meinem langen Schweigen Schuld. Ich stecke nämlich so in meinen Arbeiten, dass ich das übrige Leben und die Menschen sehr vernachlässige; und es ist noch nicht abzusehen, ob sich das so bald ändern wird. Bei Dir wird der neue Weltbürger hoffentlich in normaler Weise an's Licht befördert worden sein und ohne schlimmen Folgen für Rosalien[1].

Hier ist nichts Neues passirt. Ludwig sehe ich nur selten, was mir sehr angenehm. Böcklin hat in voriger Woche 3 Tage bei mir gewohnt. Als er in Berlin war, hielt er sich nur einen Tag auf, und um Dich besuchen zu können, hätte er einen Tag zugeben müssen, was seine Zeit nicht erlaubte.

Wie froh bin ich jetzt, keinen eigenen Haushalt mehr zu haben, das würde mich sehr stören. Ich denke doch daran, in den heissesten Monaten nach Deutschland zu gehen, da ich vielerlei abzumachen habe. Doch mache ich keine Pläne.

[1] Gattin Georgs.

Wenn Bekannte von Dir hierherkommen, so bemerke ich, dass ich es so eingerichtet habe, dass es geradezu unmöglich ist, mich zu treffen. Mir liegt zuviel daran, ungestört arbeiten zu können.

Hoffentlich bist Du in derselben heiteren Stimmung wie beim letzten Briefe. Mit den herzlichsten Grüssen an die Deinigen

Dein treuer Bruder Hans.

225

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 18. April 76.

Lieber Georg!

Eben habe ich die Bücher erhalten. Ich sage Dir meinen herzlichsten Dank, doch muss ich zugleich gestehen, dass es mein Gewissen drückt, Veranlassung gegeben zu haben, dass Du Dich meinetwegen in so grosse Unkosten gestürzt hast. Nun, ich denke, die Zukunft wird Gelegenheit geben, mich zu revanchiren. Ich finde, dass Du dem neuen Ankömmling eben nicht den glücklichsten Namen gegeben hast; der Name Hans gehört heut zu Tage leider zu den pretentiösen. — . . .

Ich selbst war in den letzten Wochen vom Frühlingsleiden heimgesucht, von Hals- und Ohren-Catarrh, doch ist das nun wieder vorbei. Es thut mir leid, dass ich es mit dem Briefschreiben so unglücklich treffe, denn ich kann Dich versichern, dass ich weder von Weltschmerz noch übler Laune geplagt werde; im Gegentheil mir scheint es, dass ich immer mehr Ruhe und innere Heiterkeit gewinne. Freilich sind die mir auch sehr nöthig; denn ich muss noch viel Kraft, Geduld, Zeit und Fleiss aufwenden, um nur annähernd mit gewissen Dingen zum Abschluss zu kommen.

Ludwig habe ich dieser Tage vor einem Duell bewahrt; sein Buch hat er mir verehrt; genau genommen, brauchte es auch nicht geschrieben zu sein; für Dilettanten ist es eigentlich doch nicht, und wehe dem Maler, der aus Büchern seine Weisheit holen muss. Von Fiedler ist vor einiger Zeit eine Broschüre „Ueber die Beurteilung von Werken bildender Kunst“ erschienen, die eher lesenswerth ist; Du würdest vielleicht einiges von mir verspüren.

Trotz meiner Anstalten bin ich doch von allerhand Fremden geplagt, namentlich solchen, die von meinem Umgang profitiren wollen; wenn man das merkt, ist es sehr unangenehm.

Hoffentlich befinden Du und die Deinigen sich in wünschenswerther Verfassung.

Ich bitte, sie alle auf's Beste zu grüssen und sage Dir noch einmal meinen allerherzlichsten Dank für die schönen Bücher.

Dein treuer Bruder Hans.

226

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 26. Apr. 76.

Gratuliert zur Hochzeit Fiedlers.

## 227

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 24. M. 76.
(Von Fiedler zugesetzt: Mai.)

Bedauert, dass Fiedler nicht nach Italien komme.

## 228

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 12. Juni 76.

Lieber Fiedler!

Herzlichsten Dank für Ihren neulichen Brief. Es freut mich, dass Ihre Hochzeit[1] und Reise so gut von Statten gegangen, obgleich ich es doch sehr bedauern muss, auf ein Wiedersehen verzichten zu müssen. Ich hatte so Mancherlei auf dem Herzen, was nun unausgesprochen bleiben muss. Ob Schweigen immer Gold sei, könnte wohl bezweifelt werden. Doch trotzdem glaube ich wenigstens in der Erringung der Ruhe fortzuschreiten, die zu der Ausübung einer Kunst, die vor allen andern die stille genannt werden kann, nöthig ist. Freilich bin ich überzeugt, dass meine Bestrebungen mich immer weiter aus dem Getümmel des modernen Wirrwarrs entfernen werden, doch ist damit noch nicht viel gewonnen. Wenn man einmal wieder mit Menschen zusammenkommt, überfällt Einen eine gelinde Verzweiflung, wenn man sieht, wie sie das, was eigentlich natürlich, was gesunder Menschenverstand ist, nicht sehen wollen. Ich ärgere mich oft, dass ich mit meinen Ansichten nicht mehr hinter dem Zaun halte, um so mehr da ich weiss, dass das, was nicht von momentanem Erfolge begleitet ist, in der Welt als Verrücktheit erscheint. Aber Geduld und immer wieder Geduld.

An Streben fehlt es heutzutage im Allgemeinen nicht; ich kenne doch Viele, die ihr Sein einsetzen, und doch will es noch nicht vorwärts gehen. Die mannigfaltigen Ursachen davon sind leichter einzusehen, als zu ändern. Doch, da es uicht meine Aufgabe ist, eine Broschüre zu schreiben, so will ich doch gleich mit dergleichen Gedanken inne halten. Basta, dass Sie wissen, was mich beschäftigt, und wie meine schwachen Kräfte sich abmühen, Gesinnung und That zu verbinden. — . . .

Ich habe für den nächsten Winter das früher Dreber'sche[2] Atelier gemiethet am Tiber, welches Sie ja wohl kennen. Mein jetziges ist doch zu klein und diesen Winter gänzlich verbaut. Blendende sonnenbeschienene Mauern haben meine Augen in etwas üblen Zustand versetzt; alle Augenblicke habe ich zu laboriren. — . . .

Ihr Bildhauer[3] hat sich bis jetzt noch nicht gezeigt.

---

[1] Fiedler hatte sich im April mit Fräulein Mary Meyer, Tochter des Berliner Kunsthistorikers und Direktors der Nationalgalerie Julius M. vermählt.

[2] Franz (Karl Heinrich) Dreber war 1875 gestorben.

[3] Artur Volkmann. Fiedler hatte ihm eine Empfehlung an Marées mitgegeben.

## 229

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 2. Juli 1876.

Berichtet, dass er übermorgen zu Bruckmanns Hochzeit in das „Verlorene Paradies" nach Florenz fahre.

Seien Sie froh, dass Sie das Leben von seiner heiteren Seite kennen lernen. In solcher Einrahmung nehmen sich dann auch ernstere Bestrebung und Arbeit noch einmal so gut aus.

Ich vermuthe, lieber Fiedler, Sie haben ein Bisschen Angst vor mir gehabt, als einem Verbitterten. Ich hoffe, mit der Zeit das Gegentheil zu beweisen. Jedenfalls bin ich noch nie so herunter gewesen, um mich nicht mit den Fröhlichen freuen zu können. — . . .

## 230

*An Kleinenberg.*

. . . . . Werden Sie mir es übelnehmen, wenn ich Sie bitte sich eines jungen Ehepaars, das einige Zeit auf Ischia zubringen will, anzunehmen? Ich nehme an, dass Sie selbst noch dort verweilen, adressire der Sicherheit halber an die Zoologische Station.

Sie würden mich verpflichten, wenn Sie mir umgehend Ihre genauere Adresse mittheilen möchten. Die jungen Leute sind Bruckmann und Böcklins Tochter. Ich komme eben von der Hochzeit zurück.

Vor der eingetretenen Hitze werde ich mich wahrscheinlich in die umbrischen Berge zurückziehen und möglicherweise nach und nach bis Gaëta hinschlängeln, wo wir dann den im Winter verabredeten Plan ausführen können.

Hoffentlich geht es Ihnen nach Wunsch.

Mit den besten Grüssen

Ihr tr. Hans v. Marées.

Rom, den 11. Juli (ohne Jahr: 1876). Via Sistina 107.

## 231

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 13. Juli.
(Ohne Jahr. 1876.)

Lieber Georg!

Dass Du Dich endlich wieder einmal zum Schreiben entschlossen, gereicht mir zur Freude. Wenn auch nach der alten Regel ein Nichtschreiben keine Besorgniss erwecken sollte, so macht man sich doch an Sciroccotagen seine Gedanken.

Die holländische Schwägerin jammert mir von Zeit zu Zeit vor und belästigt mich nicht wenig mit gutgemeinter Dankbarkeit. Schickt mir Pantoffel, Sophakissen, Zeug mit dem ich nichts anfangen kann, das mir und ihr Geld und Zeit kostet.

In der vorigen Woche war ich in Florenz, um an der Hochzeit Bruckmanns Theil zu nehmen. — . . .

Ich wohnte bei Böcklin. Hildebrand reiste am Tage meiner Ankunft ab. S. Francesco habe ich nicht oder nur von Weitem gesehen. Das Hochzeitsmahl wurde bei Bonciani Viale dei Colli bei dem Gesange der Cicaden gehalten, und verlief recht fröhlich. Was diesen Sommer geschehen soll, ist mir noch nicht ganz klar. Hierbleiben kann ich nicht, nach Deutschland will ich nicht. Wahrscheinlich werde ich nach Perugia gehen, wo mir mancherlei schöngelegene Wohnungen empfohlen sind. Von dort könnte man sich auf mancherlei noch nicht zu bekannten Pfaden nach Gaëta schlängeln und über Terracina nach Rom zurück. Indem ich dies schreibe, langt ein Brief vom verschollenen Mann, von Kleinenberg an. Den könnte man dann auch nach Gaëta-Formia kommen lassen. Ich schreibe so, als wenn Du von der Parthie wärest. Was Du von meiner Person zu erwarten hast, weisst Du ja zur Genüge; es ist nicht viel, um so mehr würde Dir der noch unbekannte Theil des Landes bieten. Ich muss freilich darauf bedacht sein, mich diese Sommermonate etwas zu stärken. Dir wird es ebenso gehen.

Sobald ich einen festen Entschluss gefasst habe, werde ich Dich auf's Ausführlichste benachrichtigen, so dass Du Deine Pläne darnach einrichten kannst.

Mit dem armen Ludwig geht es gar nicht gut; er wird immer unbehilflicher und von seinen vielen Freunden bin ich fast der einzige, der sich noch für ihn bemüht. Der Fratello[1] geht den Türken und Engländern stärker wie je zu Leibe. Sonst ist alles beim Alten. Also in Kurzem mehr von mir.

Mit den herzlichsten Grüssen an Frau und Kleinen

Dein treuer Bruder Hans.

[1] Ludwigs Bruder.

## 232

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 15. Juli 1876.

. . . . . Böcklins Wunsch, der plötzlichen Heirath beizuwohnen, musste ich aus mir nothwendigen Rücksichten nachkommen und bin auch froh, dass ich es gethan habe. Ich bin 4 Tage in Florenz geblieben und habe ausser der Böcklin'schen Familie nur stumme Freunde in den Galerien besucht, deren Wiedersehen eine um so grössere Freude erregt, wenn man in ihrer Gegenwart erkennt, dass man sich doch erweitert und ihnen dadurch genähert hat. Wenn ich bedenke, wie lange es währt, ehe sich Kunstwerke, Resultate dem Sinn rein erschliessen, um so weniger erschrecke ich vor der Zeit, die in Anspruch genommen wird, ehe sich das Empfundene, Erkannte rein von Seele und Hand ablöst. — . . .

. . . . . Hier ist das Wetter sehr verrückt; ich dachte daran, den schlimmsten Monaten nach Perugia zu entfliehen, denn noch in diesem Jahre muss die Maschine in vollster Kraft arbeiten, wozu die Räder ein wenig geschmiert werden müssen. — . . .

233

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 17. Juli 1876.

. . . . . Die Hochzeit in Florenz war sehr originell. Ausser dem Böcklin'schen Ehepaar und der Fräulein Fries war ich der einzige *Alte.* In der protestantischen Kirche musste ich der versammelten Hochzeitsgesellschaft die Zeichen zum Aufstehen und Niedersitzen geben und das geschah gerade auch nicht immer im richtigen Moment. Von da zog der Hochzeitszug, der vornehmlich aus jungen Herren bestand, nach dem Palazzo vecchio und von da in einer Bärenhitze nach Bonciani auf dem Viale, wo bei dem Gesange der Cicaden das Hochzeitsmahl fröhlich genug verlief. — . . .

Ich kann nicht leugnen, dass ich das Wesen B.'s auf's Höchste verehre: weder seine positiven Leistungen noch seine sogenannten moralischen Eigenschaften sind die Veranlassung dazu; vielmehr die Pflanze wie sie gewachsen ist. Ich möchte ihn nicht aus meinen Erlebnissen gestrichen wissen.

Dass ich mich zusammennehmen musste, um traurigen Empfindungen keinen Eingang zu gestatten, können Sie sich wohl denken; darin habe ich nach und nach etwas gelernt. Uebrigens glaube ich, lieber Fiedler, dass Sie der einzige Mensch sind, der vielleicht hie und da eine Klage von mir vernimmt; das darf Sie ja wohl nicht verdriessen. — . . .

234

*An den Bruder Georg.*

Perugia, 27. Juli 76.

Lieber Georg!

Seit gestern bin ich hier in Perugia, wo es sehr langweilig ist und ich wohl nicht gar zu lange ausdauern werde. Darum bitte ich Dich, mir mitzutheilen, ob Du wieder einen Abstecher nach Italien und wann zu machen gedenkst. Ich würde Dich dann hier, wo es wenigstens billig ist, erwarten und wir könnten dann ja mit aller Gemächlichkeit durch die Abruzzen nach Gaëta ziehen. Gestern war es hier kälter, wie es in Deutschland zu sein pflegt, während heute doch auch ganz anständige Gluth ist. Ich habe 2 grosse kühle Zimmer mit einer Loggia, wofür ich 1½ fr. täglich bezahle.

Vor der Hand sei herzlich gegrüsst mit allen den Deinen von

Deinem treuen Bruder Hans.

Adresse: poste restante ferma in posta.

235

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 26. August 1876.

. . . . . Ich bin gestern von einem vierwöchentlichen Ausflug zurückgekehrt. In Perugia habe ich mich 2 Wochen aufgehalten und glaube, nicht zu meinem

Schaden. Landschaftlich kann man sich nichts Anregenderes vorstellen, als die Umgegend von Perugia. Indessen war die Hitze kolossal. Von dort bin ich über Terni nach dem in den Abruzzen gelegenen Aquila gefahren, eine Tour, die mich sehr an unsere gemeinschaftlichen Fahrten in Spanien erinnert hat. Es war mein Plan, von dort quer herüber an die Eisenbahnlinie Rom-Neapel zu ziehen; dies liess sich nicht bewerkstelligen und so musste ich den grossen Umweg über Foggia und Neapel machen. Uebrigens ist die Fahrt von Aquila bis zum Adriatischen Meer ausserordentlich schön. In Neapel bin ich nur einen Tag geblieben und dann nach Ischia gesegelt, wo ich bei Kleinenberg campirt habe. Ich traf Kl. ganz munter und gesund an. Er hat eine reizende Wohnung in reizender Lage; sein Dasein könnte fast Neid erregen. Nicht sehr weit von dort hat sich auch das junge Bruckmann'sche Ehepaar auf einige Zeit eingerichtet. Am Dienstag Abend bin ich mit Kl. von Ischia nach Gaëta in einer kleinen Fischerbarke gesegelt. Dort haben wir uns getrennt und ich bin über Terracina hierher zurückgekehrt. Sie sehen, ich habe einen ganz anständigen girello gemacht, von dem ich mich allerdings nachträglich ein wenig zerschlagen fühle, da die körperlichen Strapazen in Anbetracht der Hitze nicht gering waren. Hier ist es recht erträglich und in Kurzem werde ich wohl wieder in voller Thätigkeit sein.

Ich vermuthe, dass Sie die Wagner'schen Aufführungen über sich haben ergehen lassen. — . . .

**236**

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 26. August 1876.

Lieber Georg!

Wie Du siehst, bin ich wieder hier in Rom, und zwar gestern angelangt. Bald nach Deinem Schreiben habe ich Perugia verlassen, bin über Terni nach Aquila, in den Abruzzen, von dort gegen meinen Plan nach Neapel, wo ich mich nur einen Tag aufgehalten, hinüber nach Ischia, wo ich bei Kleinenberg, der eine geräumige schöne Wohnung am Strande hat, 10 Tage lang gewohnt habe. Dort traf ich auch den jüngst vermählten Bruckmann mit seiner Frau, die sich dort auf einige Monate eingemiethet haben.

Dienstag Nacht bin ich mit Kleinenberg auf einer Fischerbarke nach Gaëta gesegelt, der Himmel war uns gnädig, indem er uns nach Wochen langer Windstille einen kräftigen Scirocco sandte, so dass wir den 60 Miglien weiten Weg in etwas mehr als 10 Stunden zurücklegten.

In Gaëta verliess ich Klein. und bin über Terracina hierher zurückgefahren. Die Hitze hat sich endlich, wie es scheint, gebrochen und in Kurzem hoffe ich wieder in voller Thätigkeit zu sein.

Kannst Du also noch nach Italien kommen, sollst Du mir hier willkommen sein; auf ein eigentliches Landleben müsstest Du freilich verzichten.

Hoffentlich befinden sich Du und die Deinigen wohlauf.

Die herzlichsten Grüsse und nächstens mehr

Dein treuer Bruder Hans.

## 237

*An Kleinenberg.*

Rom, den 29. August (ohne Jahr: 1876).

Wahrscheinlicher Weise werden Sie jetzt wieder auf einem Ihrer Balkone sitzen und die Welt von Weitem oder in der Nähe beobachten. Ich bin ohne Unfall hier angelangt. In Terracina habe ich wie nie unter dem Druck einer ungeheuren Schwüle geseufzt, während über die Pontinischen Sümpfe ein wüster Wind wehte, der mich bis hierher geleitete. — . . .

Empfangen Sie noch nachträglich meinen herzlichsten Dank für die freundliche Aufnahme und sorgsame Bewirthung. Mir hat der Aufenthalt in Ischia einen höchst befriedigenden Eindruck hinterlassen, auch scheint mir, konnte der Schluss nicht passender sein[1]. Hoffentlich haben die Tiefen des Golfes von Gaëta Ihnen grössere Befriedigung gewährt, als es seine Oberfläche im Stande war.

. . . . . Lassen Sie gelegentlich etwas von sich hören, wenn auch nur zwei Worte. Der Vortheil in einer grösseren Stadt zu leben, besteht ja vorzugsweise darin, dass einem um so mehr imbecilli über den Weg laufen. Zum Schluss bitte ich Sie, die giovani sposi Bruckmanns auf's Herzlichste zu grüssen von

Ihrem treuen

Hans v. Marées.

[1] Vgl. die Briefe 235, 236. Er fuhr mit Kleinenberg in der Nacht von Ischia nach Gaëta in einem kleinen Fischerboot.

## 238

*An Arnold Böcklin.*

Rom, 29. Aug. (ohne Jahr: 1876).

Werthester Böcklin!

Endlich komme ich dazu, etwas von mir hören zu lassen. Mangel an Zeit war allerdings nicht das Hinderniss. Sie werden von Ihrer Tochter vernommen haben, wie ich plötzlich in Ischia erschienen bin. Die beiden Sposi[1] sehen recht gut und zufrieden aus.

In Perugia habe ich noch manchen neuen Spaziergang gefunden, und ich denke, wir wollen unseren verabredeten Plan festhalten[2].

Auf meinen Kreuz- und Querfahrten ist es mir wieder einmal zu Bewusstsein gekommen, wie einem an der Natur nichts so sehr interessirt und ergreift als das Sehen, Verfolgenkönnen, Verstehen der Entwicklung und Zusammengehörigkeit der sich darstellenden Gegenstände. Darin beruht auch gewiss bei einem Bilde die überzeugende Wirkung auf den Beschauer. Es ist gewiss, dass noch tausend andere Dinge einen an der Natur reizen, aber ohne Obiges können sie nicht das dauernde Behagen erzeugen, das einen auch in der Betrachtung im Anschauen nicht ermüden lässt. So muss ich denn Perugia von dem Gesehenen den Preis zuerkennen.

[1] Peter Bruckmann und Frau, Böcklins Tochter.

[2] Marées war einige Tage mit Böcklin in Perugia zusammen gewesen und sie hatten den Plan gefasst, jedes Jahr zusammen ein paar Wochen dorthin zu gehen. Es blieb bei der Absicht.

Ich bin neugierig, wie es Ihnen und Ihrem Bilde ergangen ist. Hoffentlich werden Sie mich bald in zwei Zeilen davon in Kenntniss setzen.

Mit der Bitte, Ihre Frau und Kinder, die Helden von Sesto[1], Lang[2] u. s. w. auf's Herzlichste zu grüssen, für heute wie immer

Ihr treu ergebener

Hans v. Marées.

[1] Anspielung auf eine Prügelei (nach Peter Bruckmann).

[2] Der Maler Albert Lang, lebt in München.

**239**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 30. August 1876.

. . . . . Ich vermuthete wohl, dass die Wagner'schen Aufführungen einen Eindruck auf Sie hinterlassen würden, ohne dass ich sagen könnte, worauf ich diese Vermuthung gründete. Dass eine Erscheinung wie Wagner, auch ohne obige Aufführungen zu kennen, beschäftigen muss, jedenfalls jeden, der über Kunst ernstlich nachdenkt, liegt ausser allem Zweifel. Mir wäre es freilich auch interessant gewesen, zu erfahren, ob durch die letzten Werke das Miss- oder Unbehagen, welches W. bisher in mir erzeugt hat, aufgehoben worden wäre. Wissen möchte ich wohl, ob durch Bestrebungen wie die W.'schen dem Publikum nicht gänzlich die Fähigkeit benommen würde, Kunst, die nur durch sich selbst wirken kann und will, zu erkennen und zu geniessen. Ich verlasse mich schon sehr auf Ihr Urtheil und glaube gern, dass die betr. Leistungen nicht ohne vortreffliche Eigenschaften sein mögen. Was mir in Ihren Andeutungen bedenklich erscheint, ist, dass Sie sich doch auch auf einen *besseren* Genius verlassen, um auf dem von W. betretenen Weg das Richtige zu leisten. Ich glaube nur, dass man einen guten Anfang oder eine gute Strömung daran erkennen kann, dass sie auch anderen minder befähigten Geistern es ermöglicht, ja, sie zwingt, wenn auch nicht Grosses, so doch Vortreffliches, Erfreuliches zu leisten. In der bildenden Kunst ist es sicher so und ich wüsste nicht, warum es in andern Künsten anders sein sollte. Und leider sehen wir, dass häufig hoch begabte Individuen die geebnetste Strasse verbauen und verbarrikadiren, indem sie *sich* selbst freilich ein unvergängliches Monument quer auf dieselbe hinsetzen. So haben es meiner Ansicht nach Raphael und Michel Angelo gewiss ohne diese Absicht gethan. Denn mit ihnen staut sich die Strömung, in der einige ihrer Vorgänger schwammen und ist bis auf den heutigen Tag noch nirgends wieder hervorgesprudelt. Damals begann die moderne Zeit: es wurde den Menschen zu langweilig, immer an den Ufern eines Flusses zu wandeln, und man baute grossartige Portale zu einem Irrgarten, in dem es uns jetzt nachgerade doch auch langweilig wird. Hier nun könnte ich wieder einmal sagen, wohin verirre ich mich selber. Bei gewissen Anlässen jedoch zieht so Vieles schnell und gedrängt vor dem Geiste vorüber, das, um geordnet und klar ausgedrückt zu werden, Jahre erforderte und das muss mich für obigen Unsinn entschuldigen sowie auch die Seltenheit, mit freien unabhängigen Menschen zu verkehren. — . . .

## 240

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 23. Sept. 1876[1].

Lieber Georg!

Meine allerherzlichsten Glückwünsche zu Deinem Geburtstage. Hoffentlich hast Du denselben in bester Gesundheit verbracht und geht Dir auch alles andere, soweit dies in diesem Erdenleben möglich, nach Wunsch. Nach meiner eigenen geringen Schreibelust messe ich auch die anderer ab, doch möchte ich gern wissen, wie Du diesen Herbst verbracht hast.

Hier war das Wetter angenehm und zur Arbeit anregend.

Personalien: Augenblicklich ist der junge Bruckmann bei mir, mit Frau, sie sind auf der Rückreise nach Firenze. Der alte Böcklin ist vor 14 Tagen von der seinigen mit einem gesunden Töchterchen beschenkt worden (ich will Dir Nichts gleiches wünschen). Der arme Ludwig ist diesen Sommer recht heruntergekommen.

Entschuldige meine wenigen Zeilen, ich bin etwas in trouble, da ich ausser dem Besuch Atelier-Umzug[2] habe, was etwas sehr langweiliges ist.

Also noch einmal herzlichst gegrüsst und beglückwünscht von

Deinem treuen Bruder Hans.

[1] Im Original steht 1867.
[2] Umzug in das Drebersche Atelier. Vgl. die Briefe 241, 243, 248, 250.

## 241

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 29. Sept. 1876.

. . . . . Mag man mich immerhin gehörig berupft haben, ich weiss, dass an's Bessere keiner gelangt ist. Jetzt nach so langem, nur *scheinbar* vergeblichem Ringen wäre es thöricht, wenn ich nicht auch noch die letzten Prüfungen mit Freudigkeit durchmachte. Darum acceptire ich auch Ihre Hülfe, wie Sie sie angeboten haben, d. h. für das nächste Jahr, und das soll Sie wahrlich nicht reuen.

Meine Liebe und Hingebung zu meinem Berufe sind, wie meine Theilnahme für meine Mitgeschöpfe — sehr gross. Mit diesem Selbstlob will ich dieses Thema für heute schliessen.

Und doch führt mich ein spezielles Thema immer gleich in's Allgemeine. Wenn die Kunst mit dem grössten Ernst betrieben werden soll, so dürfen doch die abgelösten Resultate dies nicht merken lassen. Die Handlungsweise der Menschen bedarf, um richtig beurtheilt zu werden, wohl immer des Kommentars. Das Kunstwerk ist erst dann ein solches, wenn es dessen nicht bedarf.

Die Wissenschaft deren erster Keim vielleicht in der Neugierde liegt, sucht das Unbekannte auf; die Kunst beschäftigt sich mit dem, was möglichst *Allen* bekannt ist; nicht nur die Bühne soll ein Spiegel des Lebens sein; in ihren Wirkungen stimmen, glaube ich, beide darin überein, dass das Bekannte durch sie eine stets neue oder reichere, ausgebildetere Physiognomie erhält. Die Musik hingegen muss doch ganz was Besonderes sein; vielleicht gehen die Wagner'schen Bestrebungen

aus der unwillkürlichen Ueberzeugung hervor, dass Musik an und für sich als Alleinstehendes etwas Abstruses sei. Chi lo sa?

Sie müssen sich schon nachgerade daran gewöhnt haben, abgerissene Andeutungen meiner Gedanken zu ertragen, und so ist es auch kein Unglück, wenn ich mich nach dieser Seite hin immer mehr prostituire. — Ich habe diese Tage auch kleinen Umzug gehabt, ich bin in's Dreber'sche Atelier gezogen[1]. Was meine Sachen anbelangt, so hoffe ich es noch zu erleben, Gelegenheit zu einem Freudenfeuer zu geben, wozu man sie verwenden kann. — . . .

Addio! Wie immer Ihr

Hans v. Marées.

---

[1] Vgl. die Briefe 240, 243, 248, 250. Marées blieb nur etwa ein halbes Jahr in diesem Atelier.

**242**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 3. Oct. 76.

. . . . . Bei der grossen Verantwortlichkeit, die ich auf meine Schultern geladen habe, müssen meine Freunde schon hie und da ein wenig Geduld mit mir haben; ich meine dies bez. des letzten Briefes. — . . .

**243**

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 6. Oct. 76.

Lieber Georg!

Dein Brief hat mich sehr betrübt, besonders aus zwei Ursachen. Die erste ist, dass ich jetzt nicht im Stande bin, Dir zu helfen, die zweite, dass Du Dich so leicht der Desperation hingibst.

Ich für meine Person bin überzeugt, dass man auch die schwierigsten Lagen mit Muth und Ausdauer überstehen kann. Freilich auch Geduld gehört dazu. Ich kann wohl nach mir zum Theil und noch mehr nach anderen beurtheilen, was man leisten kann. Doch möchte ich Dich eher ermuthigen, als durch die Erzählung fremder Miseren Dir die Deinige fühlbarer machen. Ich glaube, dass man in übeln Zuständen auch bei dem, was einem von anderen Menschen . . . . . zugefügt worden, möglichst wenig verweilen sollte, sondern vielmehr nachforschen, wo man selber anders handeln könnte; denn auch der Klügste und Vorsichtigste muss sich immer sagen, dass er noch nicht klug und vorsichtig genug ist. Leider sind diese beiden Eigenschaften zum Leben nöthig, um so mehr, wenn man für andere zu sorgen hat.

Solltest Du denken, dass ich von Sachen rede, die ich nicht kenne, so wäre dies ein grosser Irrthum. Aber freilich kann ich nicht leugnen, dass die Heiterkeit meines Gemüths immer mehr im Zunehmen begriffen ist. Den Humor der Verzweiflung kenne ich nicht und bin überhaupt der Ansicht, dass das eben kein Humor ist. Doch will ich mich nicht in diese Geschichte hineinphilosophiren.

Nur dies eine, lieber Georg, kannst Du sicher glauben, dass ich, sobald es meine Kräfte gestatten, Dir auch unaufgefordert beistehen werde; ich kann nicht versprechen, wann und in wie weit, genug, es ist sicher, dass dies stets meine ernste Absicht war und bleiben wird. Da ich selbst schon lange auf alles sogenannte bürgerliche Glück verzichtet habe und sicherlich für meine Person keine übermässigen Bedürfnisse habe, so liegt es ja wohl nicht unbedingt ausser dem Bereich der Möglichkeit, dass ich trotz der sehr schlechten Zeiten und mit der Zeit darin etwas leisten kann. Ich harre aus und warte ab; das muss ich freilich auch von andern erwarten.

Nimm mir obige Zeilen nicht übel, lieber Georg, sondern lies vielmehr zwischen denselben meine wahren An- und Absichten heraus.

Ludwigs Buch ist von den bekanntesten Kunstschriftstellern sehr günstig besprochen worden, was ihn sehr gestärkt.

Der Herbst ist hier aussergewöhnlich heiss. Ich habe ein neues grosses am Tiber gelegenes Atelier bezogen, meine Wohnung behalten.

Für heute lebe wohl, Muth gefasst und die Deinen gegrüsst von

Deinem treuen Bruder Hans.

**244**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 12. November 1876.

. . . . . Meine zuversichtliche Stimmung entspringt aus sehr einfachen Gründen. Ich empfinde immer mehr, wie ich wieder zu meinem ursprünglichen Naturell zurückkehre, aus dem ich eigentlich schon seit meiner frühesten Jugend durch alle möglichen Umstände herausgedrängt worden bin. Wunder werde ich auch so schwerlich vollbringen, aber man kann schliesslich an jedem Gewächs, sobald es nicht verkümmert ist, seine Freude haben. Je schimmeliger ich von aussen werde, um so jugendlicher wird es inwendig. Noch eine kleine Weile, und ich werde in einem Fahrwasser sein, aus dem ich mich nicht so leicht wieder verdrängen lasse. Sie wissen vielleicht, dass ich ein sehr vorsichtiger Mann bin; ich zögere und überlege lange, ehe ich den Nachen vom Ufer abstosse, und weiss auch, warum.

Jetzt Wagner's Schriften zu lesen, dürfte mir vielleicht sauer werden; ich will mir das lieber zur heissen Zeit aufsparen, wo sich auch die Beschaulichkeit für einige Zeit ausspannen lässt. Das Lesen wird mir überhaupt immer schwerer; genau genommen lese ich seit einem Jahre einen und denselben Satz, über dessen Schlussperiode ich stets einschlafe. — . . .

Schlösser lässt Sie sowie auch Ludwig bestens grüssen und Sie durch mich bitten, ob Sie vielleicht die Güte haben wollten, einige unaufgespannte Photographien von den in Olympia gefundenen Ant. an mich in einem Brief einzulegen; ich schliesse mich dieser Bitte an . . . . . Heut bin ich Farbenreiber gewesen, darum die ganz besonders schöne Handschrift. — . . .

**245**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 29. Dez. 1876.

Ihr junger Leipziger Bildhauer[1] ist seit einigen Wochen hier, und kommt hie und da mit mir zusammen; er scheint ein verständiger, intelligenter Mensch zu sein und zeichnet sich insofern vor seinen Kollegen aus, dass er vor einem Glase Wein nicht in Ohnmacht fällt. — . . .

[1] Artur Volkmann.

**246**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 2. Jan. 1877.

Empfangsbestätigung.

**247**

*An Kleinenberg.*

Rom, den 6. Januar 1877.

Gratuliert zum Neujahr. Hofft im Frühjahr Kleinenberg zu besuchen.

**248**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 27. Februar 1877.

. . . . . In der vergangenen Woche war ich in Florenz, um bei Böcklin, der mich hier desshalb besuchte, Gevatter zu stehen. Ich wohnte bei den jungen Bruckmanns. Florenz, das sehr geräuschlos geworden ist, hat mir einen guten Eindruck gemacht. Um das Jenseits des Arno und was damit in Beziehung stehen könnte[1], habe ich mich natürlich nicht umgesehen. Mir ist keine andere Empfindung in dieser Angelegenheit geblieben, als die Besorgniss, wie das alles enden soll. Gegenwärtig ist Hillebrand hier, und bin ich gestern mit ihm zusammen gekommen; er war sehr aufgeräumt. — . . .

Ich selbst habe Grund sehr unzufrieden zu sein, indem ich schon seit 3 Monaten auf's Niederträchtigste gestört werde. Es wird unmittelbar neben meinem Atelier gebaut und vom Morgen bis zum Abend werden mir Ohr und Seele durch Hämmern und Lärmen zerrissen. Es bleibt mir nichts anderes übrig als den Miethcontrakt, der glücklicher Weise nicht schriftlich ist, zu brechen und mir einen stilleren Arbeitsort zu suchen. Das Schicksal hat es wirklich darauf abgesehen, meine Geduld auf die äussersten Proben zu stellen. Nichtsdestoweniger bleibe ich heiteren und zuversichtlichen Sinnes und mit dem Schlusse dieses Jahres wird wohl auch die Penelope-Rolle beschlossen sein. — . . .

Uebrigens sieht der arme Ludwig bedenklich aus; er ist sehr mager geworden und seine Züge sehr schlaff. Auch seine Art von Leonardo-Manie ist sehr bedenklich, wohl unheilbar. Sein angeborener Scharfsinn zeigt sich eigentlich dann am meisten, wenn die Giftblasen, die sich bei ihm von Zeit zu Zeit ansetzen, aufplatzen. Das

[1] San Francesco.

Bewusstsein der eigenen Irrthümer lehrt einen indessen, mit denen Anderer Geduld zu haben.

Den jungen Leipziger Bildhauer[1] halte ich mir jetzt etwas ferner, weil ich bemerkt habe, dass er die Neigung hat, Dinge anzunehmen, die ihm schlecht bekommen könnten; ich möchte in solchen Fällen auch nicht den Schein einer Verantwortung auf mich nehmen. Ueberhaupt fällt mir bei der jüngeren Generation auf, wie wenig sie auf Sachliches eingehen kann. Alles Denken und Trachten dreht sich am Ende nur um die eigene kleine Person, und das ist sicher nicht der Weg, um sich der Kunst zu nähern. In dieser Beziehung, das muss ich immer wiederholen, bleibt mir Böcklin einer der achtbarsten Menschen, mögen nun seine Resultate ausfallen, wie sie wollen. Wenn ich mich nicht irre, steht ihm übrigens eine Belohnung in einem seiner Kinder bevor, einem Jungen von 12 Jahren, der wirklich eminentes Talent und noch mehr künstlerischen Sinn zeigt. Und hier thut nun B. wirklich, was ihm nur möglich ist, um ihn von seinen eigenen Wegen fern zu halten. — . . .

[1] Artur Volkmann.

**249**

*An Kleinenberg.*

Rom, den 16. März 77.

Berichtet von dem Ausflug zu Böcklin resp. Bruckmanns nach Florenz etc.

**250**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 3. April 1877.

. . . . . Ich selber habe jetzt freilich sorgenvolle Zeiten durchmachen müssen, und es eröffnet sich auch noch keine Perspective von grösserer Heiterkeit. Je älter man eben wird, um so mehr Ansprüche treten von Aussen an einen heran. Ich fühle wohl, dass nur grosse moralische und geistige Kraft mich aus dieser Hetze herausreissen kann. Nur zu oft tritt Erschöpfung ein, die nur nach irgend einem Abschluss Erholung gewährt. — . . .

Glücklicher Weise haben die meisten Menschen den Trieb und die Gabe, das, wozu die Lebensnothdurft sie zwingt, auch für das allgemein Nothwendige zu halten, und in diesem Falle möchte ich Keinem seine Illusionen nehmen. — . . .

In diesen Tagen hoffe ich auch einen ruhigen Arbeitsraum zu finden.

**251**

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 14. Apr. 1877.

. . . . . Wenn ich eine Leidenschaft hätte, so wäre es die, andere glücklich zu machen, es nicht zu können, macht mich unglücklich. Wie vieles man auch mir vorwerfen kann, ich bin mir bewusst, die Nothdurft anderer unaufgefordert zu sehen und zu empfinden und mit Hintansetzung meiner eigenen Interessen nach Kräften zu lindern. Doch gestehe ich auch ein, dass der Schwerpunkt der Existenz. d. h. meiner, wo anders liegt. Doch wozu alles Geschwefel.

Im Grunde möchte ich nur, dass Du selber, selbst wenn solche Schweinereien an Dich herantreten, doch noch so viel Geduld, wie möglich, erwürbest; es ist Thatsache, dass Leidenschaft, Aufregung u. s. w. einen physisch und geistig schwächen; ist der Anlass dazu noch so gerecht, man muss darüber hinaus kommen. Einer, der im Fette sitzt, wirst Du denken, hat gut rathschlagen. Aber vielleicht könnte ich doch nachweisen, dass eine Reihe von Jahren hindurch so viel hartes, unerwartet Schlimmes über mich ergangen ist, dass ich bis heute mich noch nicht gänzlich davon erholt habe; der Nutzen davon, keinen Illusionen zu trauen, sogar noch auf's Schlimmere gefasst zu sein, ist keine beneidenswerthe Errungenschaft, am wenigsten für einen Künstler.

Noch eines, wenn ich einen Menschen beobachte, dessen Schwächen sehr am Tage liegen, wie z. B. bei X., so werden mir die eignen um so lebhafter zum Bewusstsein, und das modificirt natürlich mein Urtheil sehr. In der Kunst, pflege ich oft zu sagen, seht das Schlechte nicht, sondern versteht oder lernt, das Gute zu sehen. Im Leben sollte es auch so sein. Es ist gewiss schwer, weil wir durch die schlechten Eigenschaften anderer nur zu oft beeinträchtigt werden. Das kurze und lange aller Lebensweisheit ist schliesslich, dass der Mensch sich durchaus bemühen muss, sich über sich selbst zu erheben und sich auch die innere Freiheit und Selbständigkeit andern gegenüber erwerben muss, sonst bleibt man ewig in der Misere stecken.

Ich fühle, dass Dir meine Weisheitsbriefe langweilig werden müssen, und doch entspringen sie nur aus der intensiven Theilnahme, die ich für Dich besitze; ich möchte oft die ganze Welt meiner Launen wegen um Verzeihung bitten.

Zum Schluss will ich noch die Hoffnung aussprechen, dass doch auch einmal ein unerwartetes Gute kommen mag.

Mit den besten Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

## 252

*An Fräulein Melanie Tauber.*

(Wahrscheinlich Rom 1877.)

. . . . . Wenn mich etwas mit Entzücken, mit der innigsten Sehnsucht erfüllt, so ist es das Wiedersehen hier in Rom. Nichts ist schrecklicher als Abwesenheit, obgleich man in derselben sein eigenes Herz am besten erkennt. — . . .

## 253

*An Fräulein Melanie Tauber.*

via Sistina 107 Roma, 25. Mai 1877.

Liebste Freundin und Melanichte, bis ich mein Reiseonkeldiplom als erloschen betrachten kann, was hoffentlich bald sein wird!

Vor allen andern Dingen erweisen Sie mir, bitte, die Gunst mich so bald wie möglich von dem glücklichen Verlauf Ihrer Reise zu unterrichten und mich von dem Wohlbefinden des entmenschten Paares zu überzeugen. Wenn ich Ihnen

auch nicht je länger je lieber, sondern umgekehrt immer mehr Scheusal geworden bin, so dürfen Sie mich das doch nicht zu sehr entgelten lassen, Ihrer selbst wegen nicht. Soll ich Ihnen schildern, wie mir zu Muthe ist, seitdem ich wieder aus Ihrer Nähe verbannt bin? Selbst, wenn Sie darauf neugierig wären, woran ich zweifele, würde ich es doch nicht thun, aus vielerlei Gründen.

Wie werden Sie aufathmen, nun vor schwerfälligen Römern sicher zu sein, die andern Menschen nur das Dasein verleiden, und vor lauter Eitelkeit nicht einmal Hinz und Kuntzen aufkommen lassen möchten.

Doch will ich Ihnen nicht Unrecht thun, ich glaube, Sie werden Manches bald in einem andern Licht betrachten, als dies bisher der Fall zu sein schien. Warum wären Sie sonst die kluge und weise Melanie?

Oh, che dolce cosa è la prospettiva, specialmente, quando se scopre la vista d'un avvenire più bello.

Nachdem wir, Adonis[1] und ich, Sie verlassen hatten, befanden wir uns glücklich in einem Bummelzug, der erst abends um 9 Uhr in Florenz ankam. Dies setzte uns jedoch in die Lage, der heiligen Caecilia[2] in Bologna unsere Bewunderung und Verehrung darbringen zu können, soweit dies ohne Herz (dieses Möbel befand sich schon jenseits des Brenners zu jener Zeit) möglich war.

2 Tage blieb ich noch in Florenz, wo auch Ihre Angelegenheiten erledigt wurden und bin heute morgen wieder in meine mehr traurige als trauliche Einsamkeit eingekehrt. Sie sehen in diesen schlechten Zeilen meine erste Beschäftigung.

Wenn Sie Wünsche, Befehle haben, so wissen Sie und werden sich immer erinnern, dass ich immer bereit bin, denselben nach Kräften nachzukommen. Denn unter allen Umständen verbleibe ich

mit Gut und Blut und heitrem Muth

Ihr getreues Scheusal.

[1] Hugo v. Tschudi. Er und Marées hatten Fräulein Melanie Tauber und ihre verheiratete Schwester nebst deren Gatten nach Verona gebracht, von wo die beiden Damen nach Wien weiterreisten.

[2] Das Gemälde Raffaels in der Akademie von Bologna.

### 254

*An Fräulein Melanie Tauber.*

. . . . . Denn nichts ist trauriger in der Welt als Missverstehen, und man soll vom Apfel nicht verlangen, dass er auch eine Rose sei. — . . .

### 255

*An Fräulein Melanie Tauber.*

(Wahrscheinlich Rom, Ende Mai 1877.)

Unvergessliche, vergesslichste Pallas!

Vielleicht und trotz Deiner Göttlichkeit weisst Du nicht, dass dieser Monat der Monat der „Allegria“ ist. Hier in Rom. Auf seinem Siegeszug von Indien aus gelangte endlich Gott Bacchus auch hierhin, auf dem Janiculus pflanzte er seinen

Tyrsusstab in den Boden und sagte: Auch ich will von hier aus die Welt beherrschen! Und in der That, wenn ein Cult in der ewigen Stadt unvergänglich und unerschüttert blüht, ist es der Seinige. Namentlich ist es in diesem Monat, dass er seine Macht zeigt: dann müssen sich alle andren Gottheiten, selbst Venus und Amor ihm beugen. Gross und Klein, Mann und Weib huldigen ihm in dieser Zeit, und zwar in bacchantischem Jubel.

Darf nun wohl der Priester der Pallas, der hohen, über gewöhnliche Weiberschwächen erhabenen Pallas, der so schon oft zürnenden Pallas, sich in diesen wilden Strudel der Begeisterung mit fortreissen lassen? Er vor allen Dingen sollte den Ruhm und die Ehre seiner Gottheit aufrecht halten. Doch wie kann er das, wenn sie, selbst in undurchdringliche Nebel tiefen Schweigens gehüllt, sich seinem Aug und Ohr verbirgt? Verlassen, ohne Trost, ohne Stärkung, was soll er thun? Dort steht der Knabe, der lächelnde, mit gefüllter Schaale. Komm, winkt er, komm und trinke den Trank freudiger Begeisterung, süssen Vergessens. Komm, was Dein Herz auch beunruhigt, hier bei mir findest Du Trost, Ruhe und Freude. Komm, Deinen Gliedern gebe ich Kraft und Rüstigkeit. Deine Phantasie erfülle ich mit den lieblichsten Bildern. Und, sagt der Schmeichler, ich verlange von Dir Nichts als — Nehmen. Kein Gelübde, keinen Schwur, keine Treue, nimm Du nur, ich will nur geben.

So spricht er. Der Jubel seiner Schaaren, die fliegenden Haare, die leuchtenden Augen, die schwellenden Lippen, Gesang und Tamburingetön, das Alles betäubt mich, ich kann nicht länger widerstehen, ich schwanke — nein, ich schwanke nicht. Denn ich weiss, der Pallasdienst gewährt höhere, bewusstere Freuden.

Darum, Pallas, beschwöre ich Dich, kehre Dich nicht hinweg von Deinem pflichtgetreuen Priester. Du wirst einen solchen nicht wiederfinden.

Warum hat Pallas in vergangenen Zeiten Held Odysseus vor allen andern begünstigt? Weil er ein beständiges Herz im Busen trug und sich nicht blind und voreilig äusserm Schein hingab. Ist Pallas heute anders gesinnt? Sollte sie auch denken, wie es heute Mode ist, dass Treue, Zuverlässigkeit, Edelsinn u. s. w. langweilige Dummheiten sind? Ich kann es nicht glauben. Hiess sie selbst mich nicht, zu glauben, und will nun, dass der Tempel, den ich ihr in meinem Herzen gebaut, zerfalle? Kann sie wünschen, dass dann ihr eigenes Bild unter Trümmern begraben liege?

Ich erwarte ihren Wink und bleibe bis dahin, was ich unter gegebenen Umständen sein kann, ein — doch das ist nicht nöthig zu sagen, das weiss Pallas, sie kennt mich und wird mich nicht ganz gering schätzen. Sie müsste denn aufhören Pallas zu sein.

### 256

*An Fräulein Melanie Tauber.*

Rom, den 2. Juni 1877.

Liebe, theure, böse Melanie Pallas!

Erfreut zwar, und aufs höchste, Zeilen von der geliebtesten aller Hände geschrieben, empfangen zu haben, bin ich doch traurig, dass dieselben mir einen unverdienten Dank sozusagen hingeworfen haben. Unverdientes und nicht Angestrebtes

sind eine harte Speise. So äusserlich von der sinnigen Melanie behandelt zu werden, thut mir wirklich Leid. Ich schmeichelte mir wirklich, dass Sie eine bessere und grössere Meinung von mir besässen. Sollte sie mich wirklich so ganz missverstanden haben? Doch will ich glauben, dass sie mir wirklich Liebes erweisen wollte und danke ihr dafür wie für manches früher erzeigte Liebe. Aber ich kann es auch nicht so leicht verschmerzen, schliesslich wie ein Stück Marmor behandelt worden zu sein, und dass beim Einhämmern Seiten, die durch dasselbe bloss gelegt wurden, auch nicht einmal bemerkt wurden. Der wahre Cavalier, deren gibt es wenige, trotzdem ich ein solcher zu sein glaube, darf sich allerdings auch nicht einmal beklagen. Wer ist die Dame, nach der ich nicht frage? Pallas, streiche die zürnenden Falten weg von Deiner Stirne, und senke die Lanze nicht gegen mich, Deinen Getreuen. Bist Du wirklich Pallas, so weisst Du auch, dass ich keine so verehre, wie Dich. Dass ich Deiner Freundin, der Kunst auch zu dienen strebe und zwar mit allen Kräften, das kann Dich als Pallas nicht verdriessen. Im Gegentheil. Die Welt soll es auch bald erfahren und dann darf Pallas sich nicht mehr von mir wenden und muss mich wohl durch dieses Leben begleiten, wenn sie des Rufes Ihrer Göttlichkeit nicht verlustig werden will.

Ich armer Sterblicher muss mich wieder auf die Erdrinde herabbewegen.

Von meinem versteinerten Dasein wird sich wenigstens das Haupt in der nächsten Woche in einen vergipsten Zustand verwandeln und die Metamorphose einer zweiten Versteinerung wird erst im nächsten Winter vor sich gehen[1]. Sollte dieses Gips-Scheusal in Wien willkommen sein, so würde sich dasselbe, gehörig ausgetrocknet, nach der Adresse der Fräulein Melanie Tauber bewegen. Darüber bittet ganz ergebenst um baldige Aufklärung

di Lei umilissimo Servitore e sciavo

Hans v. Marées.

Beiliegendes ersuche ich in die Hände der misshandelten Göttin zu überantworten.

[1] Die Büste von Karl Begas.

### 257

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Juni 1877.

Lieber Fiedler!

Jetzt können Sie sich nicht über eine zu grosse Schreibseeligkeit von meiner Seite beklagen. Ich habe in dieser Zeit Mancherlei erlebt, über das ich Ihnen, wenn wir uns ein Mal wiedersehen, wie über manches Andere getreu Rechenschaft ablegen werde. Jedenfalls habe ich erfahren, dass auch die grösste Zurückgezogenheit nicht davor schützt, dass einem Menschliches passirt[1]. Jetzt muss ich in Folge mancherlei Störungen der Hitze trotzen und sehen, was ich zu Stande bringe. Ich habe einen ruhigeren, obgleich nur provisorischen Arbeitsraum gefunden. Mein Schicksal will es einmal, dass ich immer wieder auf Bildhauer gewissermassen influiren soll. Der junge Volkmann, der wirklich ein gutes Streben hat, hat sich

[1] Anspielung auf die Beziehungen zu Frl. Melanie Tauber.

mit Gewalt in meine Hände begeben; ich werde mich hüten, Missbrauch davon zu machen[1]. Auch der junge Begas[2] hat mich durch langes Quälen vermocht, mich von ihm modelliren zu lassen; die Büste, obwohl bei Weitem nicht so gut, wie sie Hildebrand gemacht haben würde, ist doch besser, als sie hier gewöhnlich verfertigt werden. Dieselbe soll in Berlin auf die Ausstellung kommen; wenn sie Ihnen nicht ganz missfällt so bitte ich Sie, sie von mir anzunehmen. Dass Ihnen H.'s[3] Arbeit gefällt, freut mich sehr und will ich wünschen, dass ihm dieselbe allenthalben Ehre und Anerkennung eintrage. — . . .

[1] Volkmann wurde noch nicht ins Atelier gelassen. Vgl. den Brief vom 3. Mai 1879 an Fiedler.

[2] Karl Begas. Der Marmor dieser Büste jetzt in der Nationalgalerie in Berlin.

[3] Wahrscheinlich Hildebrands Adam.

### 258

*An Fräulein Melanie Tauber.*

(Rom, Juni 1877.)

Liebe Pallas!

Ein Geständniss, edle Göttin, will ich Dir machen, nämlich, dass ich tagtäglich einen Brief an Deine Göttlichkeit richte und dass ich das nebenbei noch sehr vernünftig finde. Sobald meine Arbeit vorüber, setze ich mich hin, sehe Dich, spreche zu Dir, und vergesse so die Gluthen, mit denen uns Dein Vetter Phöbus zu braten beliebt.

So entsteht eine sehr schöne Sammlung[1], in der die launige, schlechtlaunige, gutlaunige, ernstgelaunte, strenggelaunte Selbstschilderung eines so interessanten Individuums als das meinige enthalten ist. Daneben Sprüche der Weisheit, tiefsinnige Bemerkungen über Kunst und goldene Lebensregeln. Es ist fast schade, dass das Alles doch am Ende ein Raub der Flammen sein wird. So viel ist gewiss, wüsste ich, dass Pallas mich nur den zehnten Theil so liebte, wie ich sie liebe, so wäre ich zufrieden, und würde mein Loos als das Glücklichste ansehen. Und auch so schätze ich mich glücklich, weil Pallas mich schätzt, wenigstens mein Herz. Das letzte Brieflein, edle Pallas, ist mein steter Begleiter, nur traurig, dass es so dem Loos alles Vergänglichen um so schneller anheim fällt. Darum wäre es edel, gerecht und billig, wenn Pallas diesen wunderwirkenden Talisman von Zeit zu Zeit erneuerte, bis zu dem Zeitpunkt, wo das nicht mehr nöthig ist. Auf diese Weise würde sie sich einen heitern, thätigen, gesunden Freund, Ritter und Anbeter erhalten. Es ist doch eine schöne Aufgabe, das Leben eines andern zu verschönern, und da Pallas das kann, wird sie mir hie und da Winke geben, dass ich auch etwas von dieser Kunst lerne; ich glaube, sie wird einen gelehrigen Schüler an mir finden. Nein, liebe Pallas, ich bin wirklich kein solcher terribile und Brummbär, wie Du manchmal anzunehmen beliebst und wie gerade meine Liebe zu Dir mich erscheinen lässt. Mein Misstrauen gilt der wankelmüthigen Fortuna und nicht der weisen Pallas, mein Glaube an die Letztere steht fest und wanket nicht. Und wenn Pallas mich ganz kennte, ich bin gewiss, sie würde nie von mir weichen. Und in gewissem Sinne darf ich auch jetzt schon sagen, dass

[1] Nicht abgesandter Briefe.

Pallas *meine* und keines andern *Pallas* ist. Und da sie mir kein Leides zufügen will, so wird sie nicht schweigen. Und wenn mich hie und da meine Phantasie irre zu leiten scheint, so wird mir Pallas doch gewiss zutrauen, dass meine Liebe und vielleicht auch mein Verstand mich immer im rechten Geleise halten, und die Dinge so erkennen lassen, wie sie sind. Ich bin überzeugt, dass mein Streben nach Klarheit und Wahrheit in Kunst und Leben des Lohnes nicht entbehren wird.

Wo gedenkt denn Pallas diesen Sommer zuzubringen?

Ich gedachte, nach Deutschland zu gehen, doch nach reiflicher Ueberlegung habe ich das aufgegeben, ich darf mich nicht zu sehr zerstreuen, ich werde darum Ischia als Badeort und Villeggiatur benutzen. Und vielleicht finde ich an jenen homerischen Küsten auch eine Bucht, an der wir unsere zukünftige Villa erbauen können. Das Geplätscher der Meereswogen ist unbedingt nöthig zu einem erquickenden Landaufenthalt. Dieser Gedanke erregt in mir doppelt Schmachtenden einen solchen Durst, dass ich hier abbrechen muss. Ich grüsse und — in Gedanken wenigstens Pallas tausendmal.

Der ewiggetr. Ritter Hans.

## 259

*An Kleinenberg.*

. . . . . Ich habe in der verflossenen Zeit so mancherlei erlebt, dass ich allerdings nie so recht zu mir selbst kommen konnte. Auch kann ich über die nächstfolgende Zeit noch nicht mit Sicherheit disponiren. Unwahrscheinlich ist es jedoch nicht, dass ich wieder auf einige Zeit Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen werde. — . . .

Rom, den 6. Giugno 1877.

## 260

*An Fräulein Melanie Tauber.*

(Juni 1877.)

. . . . . Das Schicksal hat mir doch die grosse Gunst erwiesen, dass ich auf weitere und nicht gemeine Ziele lossteuern durfte. Im grossen und ganzen habe ich die Zeit nicht unbenützt vorüberziehen lassen; ich habe manches erworben, was vielleicht nicht zu verachten ist. Ich habe nicht planlos gelebt, und die Zeit nähert sich, in der sich das zeigen wird. Von Natur nicht ohne Muth, beseelt von Glauben und bewährt mit festen selbsterrungenen Ueberzeugungen, hat mich der Blick in die Zukunft nie zittern gemacht. — Von Haus aus hielt ich es unter der Würde meines Berufes, der ein edler ist, denselben zum eigentlichen Erwerb zu missbrauchen, obgleich es mir oft, wenn ich wollte, nicht so schwer wurde. — . . .

. . . . . Und so hätte ich vor der Hand weiter nichts zu sagen, als dass die Büste[1] heute abgegangen ist, mögen die starren, harten Züge derselben, weil sie die Hülle eines weichen, treuen und zarten Gemüthes sind, nicht unwillkommen sein. Der Pallas die gebührende Verehrung und Kniebeugung von ihrem getreuen Ritter Hans. — . . .

[1] Der Abguss der Begasschen Büste. (Der Marmor in der Nationalgalerie.) Wurde bei einem Umzuge zertrümmert.

## 261

*An Fräulein Melanie Tauber.*

(Jedenfalls Juni 1877.)

. . . . . denn klar und ehrlich sein, ist, sich selbst offen zeigen. Der ganze Vorgang meines Lebens ist eigentlich dies Bestreben gewesen und ich weiss auch, dass dadurch sowohl ich als andere mehr gewonnen wie verloren haben. Durch nichts wird die gegenseitige Theilnahme mehr gesteigert. — . . .

. . . . . Sie werden nicht böse sein, wenn ich ein Beispiel anführe: Après nous le déluge, d. h. ich will mitnehmen was ich kann, mag auch die Welt darüber zugrunde gehen. Könnte man sich, wenn solch ein Grundsatz wirklich ins Gemüth gedrungen wäre, noch Liebe zu einer Person oder Sache vorstellen? Beides, Glück und Genuss, werden dann unmöglich sein und auch die Wirkung auf die Umgebung ist vernichtend. Besser, richtiger, glaube ich, wäre es zu sagen, handle, lebe deiner Ueberzeugung treu, sollte auch deine Person darüber zugrunde gehen. So und nicht anders sind alle Menschenwerke entstanden, die das Leben, die Welt auch nach dem Hingange ihrer Schöpfer schliesslich zusammenhalten. — . . .

. . . . . Rom ist auch der Ort, wo ich mich selber doch am meisten fühle, denn hier ist mein Wesen erst zu sich selbst gekommen und lernen kann hier jeder; denn auch die Sitten, richtig gesehen, können nur günstigen Einfluss haben, namentlich die der Frauen. Ich freilich habe einige, nicht ganz mit meinen übrigen harmonirende italienische Eigenschaften angenommen, die man mir wohl wieder abgewöhnen kann. — . . .

. . . . . Hoffentlich wird der Abguss wohlerhalten ankommen, es dauert immer etwas lange. Vom Verfertiger desselben erhalte ich soeben aus Deutschland die Anzeige seiner Verlobung und demnächstigen Heirath. — . . .

## 262

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 17. Juni 1877.

Lieber Fiedler!

Hier muss ich machen, dass ich bald fortkomme, wenn ich nicht meine Gesundheit unnöthiger Weise dransetzen will. Da es sich für mich nun vorzugsweise darum handelt, gehörig zu Kräften zu kommen, so ist es doch das Beste, ich gehe in der heissen Jahreszeit über die Alpen oder respect. in dieselben. Wenn mich nicht Alles täuscht, so wird noch in diesem Jahre die Stunde der Entscheidung schlagen, die äussere und innere Nothwendigkeit werden eben zusammenkommen. Um meiner ganz gewiss zu sein, will ich aber vorher vor allen Dingen Sie sehen und sprechen, aber auch Deutschland sehen und das, was dort geleistet wird. Ich hoffe, meine Erscheinung wird Ihnen nicht ganz unlieb sein, ich habe das Bewusstsein mich in mancher Hinsicht, menschlich und künstlerisch weiter entfaltet, gesammelt und geklärt zu haben. Doch das überlasse ich Ihrem Urtheil. Zunächst bitte ich Sie, mir zu schreiben wie, wo und wann Ihnen meine Gegenwart am wenigsten unbequem und störend sein würde. — . . .

## 263

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 25. Juni 1877.

Lieber Fiedler!

Schon vor der Ankunft Ihres freundlichen Briefes ist mir die Nichtwohlausführbarkeit meines Entschlusses von neulich nahe getreten. Wenn auch ein Wiederzusammensein mit Ihnen ebenso sehr Bedürfniss wie Nothwendigkeit ist, so hat, wie Sie richtig bemerken, dasselbe nur hier und für einen längeren Zeitraum Erspriessliches. So übereilt ich Ihnen in meinen Aussprüchen und Worten erscheinen mag, so ruhig und besonnen bin ich doch in der Hauptsache in meinen Handlungen.

Wenn hie und da auch mein Lebensschiff auf eine Klippe auffährt, um so eher, weil ich ein Ziel unverrückt im Auge habe, so fühle ich mich doch Manns genug, es auch immer wieder los und in's Geleise zurückzuführen.

Es sind allerdings ebenso sehr Dinge rein persönlicher, wie sachlicher Natur, zusammen eine grosse Menge aufgehäuften Materials, was mich mit einiger Ungeduld an eine Zusammenkunft mit Ihnen denken liess; es ist nicht Mangel an Offenheit, was mich jetzt darüber schweigen heisst; es gibt Dinge, die man wohl in einem gewissen Zeitraum nach und nach deutlich aussprechen kann, die sich schriftlich nicht so leicht abfertigen lassen. Im Gegentheil kann ich mir nachsagen, immer das Bestreben gehabt zu haben, mich so zu zeigen wie ich bin, und ich kann es auch, ohne zu erröthen. Es ist gewiss, dass mich die Umstände gewöhnt haben, auf meine menschliche Ausbildung mehr zu verwenden, als meiner Productionskraft günstig war, und doch bin ich überzeugt, dass schliesslich das auch dem künstlerischen Theil in mir zu seinem wahren Recht verhelfen wird. Mein Glauben steht fest wie Berge und das hat allerdings meinem ganzen Wesen einen Ausdruck und Nachdruck gegeben, die mir nicht nur die Achtung, sondern auch die Zuneigung der verschiedenartigsten Menschen erworben haben. Nehmen Sie mir mein Selbstlob nicht übel; gezwungen, so oft Selbstverleugnung und Ueberwindung bis an die Grenze der Kräfte zu treiben, bedarf man manchmal solcher Limonade. Was nun meinen Sommerplan anbelangt, so werde ich doch sehen, ob ich ihn nicht irgendwo in der Alpengegend suchen werde; ich kenne meinen Körper und weiss, dass es ihm absolut nothwendig ist. Es ist nicht die absolute Hitze, die ich scheue, sondern der Scirocco, der meine im höchsten Grade reizbaren Nerven vollständig zerstört. Langweilig genug wird es mir vorkommen, aber was ist da zu thun? — . . .

## 264

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 5. Juli 77.

. . . . . In der Wahl zwischen dem scheinbar Wünschenswerthesten und der Pflicht (und meine Pflichten sind mir deutlich genug) habe ich mich doch für die Letztere entschieden und eigentlich von Anfang an darauf hingearbeitet[1].

[1] Verzicht auf die Ehe. Der Verzicht war, wie die weiteren Briefe an Fräulein Melanie Tauber beweisen, nicht endgültig und wurde erst im November entschieden.

So bin ich auch wieder ich selbst geworden und wenn das auch eben nicht viel sagen will, so ist's doch das Mögliche. Man wird so alt wie eine Kuh und lernt noch immer dazu; und hoffentlich wird die Fähigkeit zu Letzterem andauern. Wenn es auch hart ist, der Verstand muss schliesslich oben bleiben. Das Klügere wird auch das Bessere sein. Kurz, ich glaube nun Alles so eingefädelt zu haben, dass von äusseren Folgen keine Rede mehr sein kann. Nun ich mich freier fühle, bin ich auch wieder gesünder, auch hat der Scirocco nachgelassen. Letzterer war wirklich ungewöhnlich: der Padre Secchi hat gefunden, dass die ganze Atmosphäre mit Sahara-Sand angefüllt war. Ich hatte eine Empfindung wie ein Fisch auf dem Trocknen und konnte es nirgends, auch im Bett nicht, über eine halbe Stunde aushalten. Dies muss ich zur Entschuldigung meiner letzten Briefe schreiben. Jetzt wird es mir schwer, mich von Rom zu trennen, auch nöthigt mich meine Arbeit, noch einige Zeit hier zu verweilen. Es ist jetzt wohl die anregendste Zeit hier und ich fürchte der grüne Zinnober und die Menschen und hohen Berge in den Alpen werden meine Nerven mehr angreifen als die Luft wieder gut machen kann. Und so werde ich mich wohl darauf beschränken, der Fieberzeit aus dem Wege zu gehen. Und so wird es wohl so enden, dass ich schliesslich dem armen Kleinenberg einen Trost bringen werde. Sie werden über mein . . . Wesen lachen. Doch was schadet es, wenn man auch gelegentlich seine Schwächen zeigt. Wenn auch langsam, si cammina avanti. — . . .

## 265

*An Kleinenberg.*

Lieber Kleinenberg!

Demnächstens werde ich dann wohl bei Ihnen einrücken, vorausgesetzt, dass ich Sie nicht genire. Auch denke ich mit voller Heiterkeit ausgerüstet, meinen Einzug zu halten. Denn genau genommen, ist kein Grund vorhanden, den Kopf hängen zu lassen. Der in geistiger Beziehung in Einsamkeit Lebende wird von allen Elementen stärker berührt wie andere Sterbliche, und das hat seine schlimmen aber auch seine guten Seiten. Doch über dergleichen und manches andere können wir uns ja bald mit mehr Bequemlichkeit aussprechen.

Für heute also mit bestem Gruss

Ihr tr. Hans v. Marées.

Rom, den 10. Juli 1877.

## 266

*An den Bruder Georg.*

Ischia, marina della mandra (ohne Datum: Ende Juli 1877).

Lieber Georg!

Du hast richtig vermuthet. Dein Brief hat mich hier in Ischia angetroffen, wo ich bei Kleinenberg wohne. Ich bin auf einige Zeit hierhergekommen, um die

Seebäder regelrecht zu gebrauchen und einige Zeit ein ruhiges contemplatives Schlaraffenleben zu geniessen. Mancherlei Erlebnisse zwingen mich, die nächste Zukunft etwas ernstlicher in Erwägung zu ziehen als dies bisher der Fall war und ein endliches Si o No endgültig entscheiden zu lassen[1].

Dass Dein Brief mich in vieler Beziehung sehr bekümmert, kannst Du Dir denken, um so mehr, als ich vor der Hand noch nicht sehe, wie und ob ich Dein Loos erleichtern kann.

Du wirst mir immer willkommen sein, freilich kann ich Dir das auch nicht in annähernder Weise bieten, was ich bei Deinem ersten Aufenthalt Dir leisten konnte. Du musst Dich eben mit dem, was der Ort im Allgemeinen bietet und mit meinem guten Willen begnügen. Aber vielleicht erringst Du in Italien Beides, Frische und Ruhe.

In Neapel oder vielmehr Portici habe ich einige Tage bei Dr. Dohrn im früheren Palazzo Reale gewohnt. — . . .

Voraussichtlich werde ich bis Mitte des Monats hierbleiben. Ende August bin ich jedenfalls in Rom. Also bitte ich Dich, mir über Deine Entschlüsse baldige Mittheilung zukommen zu lassen.

Hoffentlich geht es jetzt den Deinen wieder gut. Dieses von Herzen wünschend und Deinem baldigen Kommen entgegensehend für heute

Dein treuer Bruder Hans.

Adresse bis zum 12. sicher Ischia-Marina della mandra.

---

[1] Heiratsgedanken.

## 267

*An Konrad Fiedler.*

Ischia, den 30. Juli 1877.
Marina della Mandra.

Lieber Fiedler!

Seit einigen Tagen befinde ich mich hier in Ischia und zwar sehr wohl. Bald, nachdem ich Ihren letzten Brief erhalten hatte, fuhr ich ab nach Neapel. Mehrere Tage habe ich in Portici bei Dohrn gewohnt, wo ich auch Grant vorfand. Wenn ich sagen sollte, dass ich bei letzterem eine grössere Klarheit, denn bisher, vorgefunden hätte, müsste ich lügen. Mir scheint es, dass er sich mit mancherlei Dingen beschäftigt, mehr um sich dieselben in seinem vorhandenen Kram zurecht zu legen, als ihnen wirklich näher zu kommen. Daher mag es wohl auch kommen, dass einem eine jede Unterhaltung mit ihm wie ein abzumachendes Pensum vorkommt und wenig erquicklich und förderlich ist.

Das verhält sich nun bei Kleinenberg wirklich ganz anders, und ich muss sagen, dass man sich immer wieder von Neuem freut, in ihm einen Menschen zu

finden, der in geistiger Beziehung von grosser Beweglichkeit ist. Ueber seine Art, zu leben, getraue ich mir nicht ein Urtheil zu fällen. In der That sehe ich, dass viele Andere, die mehr im Leben drinstehen, sich auch mehr in demselben verlieren. Zu Grunde geht wohl eigentlich nur der, von dessen Persönlichkeit schon bei Lebzeiten nichts mehr übrig bleibt. Das ist bei Kl. gewiss nicht zu befürchten.

Da ich angefangen habe, Seebäder zu nehmen und ich mir von denselben eine gute Wirkung verspreche, so gedenke ich wohl noch 2—3 Wochen hier zu bleiben. Ausserdem ist mir die landschaftliche Umgebung ausserordentlich sympathisch und die Temperatur sehr erträglich. — . . .

## 268

*An Fräulein Melanie Tauber.*

Ischia, Marina della Mandra. (Ende Juli oder Anfang August 1877[1].)

Obwohl es von meiner Seite als zudringlich erscheinen mag und trotzdem ich auf meine Person vielleicht auch etwas halte, folge ich doch meiner Regung, im Wohlbefinden an die zu denken, denen ich wohl will, und mich ihnen bemerklich zu machen. Wenn meiner selbst provocirten Theilnahme auch gerade nicht immer durch ähnliches entsprochen wird, so trifft mich das auch gerade nicht zu tief, da ich wohl fühle, dass ich mehr zu vergeben habe, als viele andre. Wer nach irgend etwas in der Welt strebt, kann von Kleinlichkeiten nur momentan befangen sein und wird sie auch bei niemand andern voraussetzen. So wie man in der Kunst sich bemühen soll, die vorzüglichen Seiten der Kunstwerke zu erkennen, anstatt der mangelhaften, so soll man es im Leben auch machen; im andern Falle würde Letzteres sehr freudlos sein. Darum muss ich immer wiederholen, dass ich selbst auf einen vollen Lebensgenuss stets erpicht bin, und mich darum wohl befähigt fühle, auch andern darin etwas beistehen zu können. Und da muss es einen natürlich auch betrüben, wenn man sieht, wie die meisten dem momentanen Amüsement dauerndes Vergnügen, Wohlbehagen und Glück ohne Weiteres zum Opfer bringen.

Um von allgemeinen Betrachtungen auf mich selbst zurückzukommen, so kann ich sagen, dass ich mich hier durchaus heimathlich fühle. Und wie könnte es anders sein. Lachender Himmel und Meer, lachende Landschaft und fröhliche Menschen; da müsste man allerdings versteinert sein, wenn man nicht auch eine etwas heiterere Physiognomie wie gewöhnlich annähme. Ich führe hier allerdings ein reines Schlaraffenleben. Baden, segeln, reiten, auch auf den Bergen herumklettern und sich dann gelegentlich erfrischen und stärken, ist jetzt meine ganze

[1] Dieser Brief wurde in „Kunst und Künstler" V. S. 406 unter dem Datum von 1878 veröffentlicht. Wie aus den Briefen an den Bruder Georg vom 10. November und 12. Dezember 1877 hervorgeht, war damals schon der Bruch zwischen Marées und Fräulein Melanie Tauber erfolgt. Die Dauer der Anwesenheit Marées' in Ischia wird durch den Brief an Fiedler vom 30. Juli 1877 und den folgenden bestimmt.

Thätigkeit. Und nebenbei fehlt es nicht an der vortrefflichsten Unterhaltung, da ein Freund von mir hier lebt, den man schon zu den ungewöhnlich intelligenten Menschen rechnen darf[1].

So viel steht fest, dass wenn man sich von der Arbeit erholen ev. zu neuer frischerer Thätigkeit vorbereiten will, es kein anderes Land gibt, dass das so möglich machte, als die glücklichen Küsten dieses Meeres.

Hier, von meinem Fenster aus, sehe ich die Stelle, wo die Elite der Römer sich ihre Landhäuser baute, und dass es heute nicht mehr so ist, beweist nur, wie wenig man jetzt zu leben versteht. In diesem verdienstlosen Hinschlendern habe ich doch auch ein kleines Verdienst: dass ich nämlich den Lockungen von Sirenen, Nymphen und Najaden standhaft widerstehe. Doch wozu schreibe ich das, da ich doch weiss, dass dasselbe, weil es nicht berührt, auch nicht anerkannt wird.

Im Uebrigen hoffe ich, dass Pallas sich wohl befindet, und überhaupt noch (als solche nämlich) existirt. Dass die Ueberzeugung hiervon mein Wohlbehagen unendlich steigern würde, versteht sich von selbst und verbleibe bis dahin ein

knurrendes Meerscheusal.

[1] Kleinenberg.

**269**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 29. August 1877.

Lieber Fiedler!

Ihren letzten Brief habe ich richtig noch in Ischia erhalten, wo ich auch noch sein würde, wenn es das Schicksal nicht anders beschlossen hätte.

Kleinenberg ist schon seit Beginn dieses Monats in Deutschland resp. Tyrol, um eine Schwester dort zu treffen. Ich hauste allein weiter, bis ich die Nachricht erhielt, dass mein älterer Bruder nach Rom kommen wollte. Kaum in Rom angekommen erhalte ich ein Telegramm, dass mein Bruder krank in Florenz darnieder liege. Ich eile dorthin und finde den Armen von der Ischias befallen, also sozusagen ohne Bein. Seinem Wunsch gemäss habe ich ihn noch in derselben Nacht hierhergebracht, wo ich ihn nun täglich nach S. Spirito bringe, um ihn elektrisiren zu lassen. Wenn Sie nun bedenken, dass eine noch nicht dagewesene Hitze noch im Zunehmen begriffen ist, so werden Sie gewiss entschuldigen, wenn ich ausser Stande bin, auf anderes einzugehen.

In diesem Jahr sind allerdings Sorgen aller Art von allen Seiten auf mich eingedrungen; kaum ist eine beseitigt, gleich marschirt eine neue schwer gewaffnet heran und wenn mich nicht eine gute Natur, guter Wille und viel Geduld unterstützten, so sähe es nicht besonders mit mir aus. Der Aufenthalt in Ischia, die Ruhe dort, die Seebäder, der fortwährende Aufenthalt in freier, gesunder Luft haben mich auch sehr gestärkt. So erträgt übrigens mein Bruder seine aussergewöhnlich grossen Leiden mit dem grössten Heldenmuth. — . . .

## 270

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 21. Sept. (ohne Jahr. Von Fiedler: *77*).

. . . . . Die Zeiten sind schlecht und die Kunst wird immer mehr brach liegen. Und leider liegt fast die einzige Hoffnung für eine bessere Zukunft derselben darin, dass sie in dem heutigen verrotteten Geschmack und albernen Dilettantismus gänzlich ersticke. Das Unkraut ist zu hoch aufgeschossen, als dass gesunde Keime gesehen und gepflegt werden könnten. Die gänzliche Beziehungslosigkeit zur Aussenwelt wirkt allerdings lähmend genug und untergräbt die Thatkraft. Immer wieder von Neuem bedarf es eines heldenmüthigen Elans, immer wieder entrollt der tückische Marmor. Wenn unter solchen Umständen ähnlich Gesinnte sich nicht gegenseitig fördern und halten wollten, so wäre das Unglück wirklich gross und man müsste Hoffnung und Arme sinken lassen. Und doch sind leider auch von dieser Einsicht nur wenige durchdrungen.

Uebrigens greifen Geschmacklosigkeit und Nonsens in der Kunst hier noch stärker um sich als in Deutschland und hier ist das wohl doppelt schmachvoll. Wohl dem, der an seinem eigenen Herde noch Freuden findet; dem Einsamen ist auch das versagt. — . . .

## 271

*An den Bruder Georg.*

Lieber Georg!

Obwohl oder vielmehr weil ich noch keine Nachricht von Dir erhalten habe, nehme ich an, dass Deine Reise in möglichst guter Weise von Statten gegangen ist. Aber aus Veranlassung Deines Geburtstages schreibe ich zuerst, indem ich Dir alles Glück zu demselben wünsche, mehr als Dir bisher gelächelt hat, vor allem aber eine schnelle und vollständige Herstellung Deines gegenwärtigen Leidens.

Hoffentlich hast Du zu Hause Alles in erwünschtem Wohlsein angetroffen.

Hier ist es unterdessen regnerisch und kühl geworden; rechtes Arbeitswetter.

Sonst geht alles seinen gewohnten Schlendrian fort; das Winterleben hat hier noch nicht begonnen.

Einen Brief von „Schwebel", der hier zweimal angekommen ist, habe ich zum zweiten Mal nicht angenommen, da es mir nicht der Mühe zu verlohnen schien, zweimal „segnatasso" zu bezahlen. Ich habe es jetzt auch mit der italienischen Post zu thun, da mir ein Geldbrief, der unvorsichtiger Weise nur recommandirt war, verloren oder gestohlen ist. Unter keinen Umständen habe ich den Schaden zu tragen.

Noch einmal muss ich Dir ausdrücken, wie leid es mir thut, nicht mehr zu Deiner Bequemlichkeit und Erheiterung beigetragen zu haben; ich hoffe, dass Du eben den guten Willen für gute That genommen hast.

Böcklin und Gebrüder Ludwig lassen Dich vielmals grüssen.

Zum Schlusse bitte ich Dich noch, mich bald von Deinem Befinden zu benachrichtigen.

Mit den besten Wünschen für Dich und die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

Rom, den 26. Sept. (ohne Jahr: 1877).

P. S. Ich bitte Dich, mir ja durchaus nicht etwa die Lumperei von der Florentiner Reise schicken zu wollen. Hältst Du Dich fälschlich dafür verpflichtet, so lass es lieber den Kindern in meinem Namen zu Gute kommen.

## 272

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 3. Okt. 1877.

Lieber Georg!

Glücklicher Weise hat Dein Brief meine unnöthigen Besorgnisse gehoben. Ich antworte umgehend und darum kurz. Nach der genauesten Durchsuchung der ganzen Wohnung hat sich nichts von Papieren vorgefunden, und es ist auch nicht anzunehmen, dass hier etwas verloren gegangen ist, denn die alte Loretta hebt auch das kleinste Papierschnibbelchen mit der grössten Sorgsamkeit auf. Ich will hoffen, dass sich das vermisste doch noch glücklich vorgefunden hat. Meines Briefes thust Du keine Erwähnung. Der verlorene Geldbrief hat sich doch wiedergefunden; die hiesigen Postbeamten sind durch die Bank imbecilli.

Der kurzgeschorne Kopf werde wohl ich sein. Die Beschleunigung meines Hereinfalls scheint Dir sehr am Herzen zu liegen[1]. Eile mit Weile, sage ich. Wir haben jetzt die herrlichsten Oktobertage und eine himmlische Temperatur.

Für heute also meine Wünsche für Deine baldige und gründliche Herstellung und die herzlichsten Grüsse an die Deinen.

Dein treuer Bruder Hans.

[1] Anspielung auf seine Heiratsgedanken.

## 273

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 10. Okt. (ohne Jahr. Von Fiedler: 77).

. . . . . Sonst ist hier Alles beim Alten, und ich will zufrieden sein, wenn ich vorläufig nur die kurze Frist dieses Jahres einigermassen ungestört con amore bei der Arbeit bleiben kann; Arbeit ist nicht das richtige Wort, bei der Kunst.

Wenn mich auch allerhand Umstände etwas vor der Zeit zum Greisen gemacht haben, so fühle ich doch, dass der Kern noch gesund ist. — . . .

## 274

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 10. Nov. (ohne Jahr: 1877).

Lieber Georg!

Es thut mir leid, dass Dein Bein[1] immer noch nicht in Ordnung ist. Hoffentlich wird die vollständige Heilung nicht mehr lange auf sich warten lassen. Ich fürchte nur, dass Du Dich zu sehr anstrengst, und über Pflichterfüllung zu penibel denkst. Ueber das Maass seiner Kräfte hinauszugehen, hätte ja doch eigentlich wenig Sinn.

Der Auszug aus dem Conv.-Lexicon hat mich amüsirt. Man könnte dasselbe eher einen Reclame-Adress-Kalender nennen. Was meine Person anbelangt, so bin ich zufrieden, wenn ich nur den Umständen entsprechend meinen Platz in der Welt ausfülle. Bei dieser Gelegenheit theile ich Dir mit, dass ich meinen Plan, mich zu vervielfältigen, geändert habe, da unberufene Mitarbeiter unausbleiblich sein würden[2]. So ist denn die eigne Erfahrung doch hie und da zu etwas nütze.

Mich hat diese Angelegenheit, wie Du wohl bemerkt haben wirst, über die Gebühr beschäftigt; jedoch bei meinem Mangel an Sentimentalität komme ich auch schnell über dergleichen weg.

Koppel und Kriegern waren auf ihrer Rückreise von Constantinopel[3] auf einige Tage hier. Ersterer blühend und munter, wie früher, doch nagt innerlich der Wurm an ihm, glaube ich. Die Gebrüder Ludwig sehe ich jetzt natürlich nicht so häufig, als während Deiner Anwesenheit; es würde auch etwas deprimirend auf die Phantasie wirken. Sie lassen Dich beide herzlichst grüssen.

Für Ludwig wirst Du schwerlich in Berlin etwas thun können, vielleicht wird sich hier im Laufe des Winters eine Gelegenheit geben, ihm beizustehen. Bei Böcklin ist es meiner Ansicht nach eine Hauptsache, ihn aus dem Zustand zu reissen, der ihn quasi zu einem Gegenstand des Bedauerns macht. Es ist schmachvoll, wie man sich das von allen Seiten zu Nutzen macht. Ich bin überzeugt, dass er von den jetzt lebenden deutschen Malern der hervorragendste ist. Und gerade ihm wollen Alle Vorschriften machen. Es ist eine Misere, dass man auf dieser Welt ohne Geld eben *nichts* ausrichten kann.

In meinem verlorenen Brief hatte ich zu Deinem Geburtstag gratulirt und erwähnt, dass Du die paar Franken, die Du mir zu schulden glaubst, den Kindern zu Gute kommen lassen möchtest. Sonst bin ich so ziemlich auf dem Damm, und heiter, denn immer mehr werden mir solche Anerkennungen zu Theil wie ich sie mir wünsche und zu verdienen strebe.

Der junge Begas hat meine Büste jetzt in Marmor begonnen; da sich vieles verbessern lässt, wäre es gescheidter, Du wartest einen Abguss von Marmor ab. Abgesehen von allem anderen sieht auch ein solcher Abguss immer fertiger aus. Philippsborn habe ich nicht wiedergesehen.

---

[1] Georg konnte infolge von Ischias mit dem Stumpf des verlorenen Beines das künstliche nicht mehr tragen.

[2] M. hatte irrtümlicherweise einen Bekannten, den „Adonis“, in Verdacht, Mitbewerber bei Frl. Melanie Tauber zu sein.

[3] Wohin sie im Auftrage der Königin Diakonissinnen geleitet hatten.

Oberst Kessler[1] bitte ich bestens zu grüssen und ihm zu sagen, dass ich gern bereit bin, seine Aufträge zu besorgen. Für heute schliesse ich. Meine innigsten Wünsche für Deine baldige vollständige Herstellung und die herzlichsten Grüsse an die Deinen von

Deinem treuen Bruder Hans.

[1] Hatte mit Georg zusammen an den Manövern in Italien teilgenommen.

### 275

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 10. Nov. (ohne Jahr. Von Fiedler: 77).

. . . . . Das ist herrlich, dass Sie nun Ihren Plan hierherzukommen, wirklich ausführen. Für Ihren Brief meinen herzlichsten Dank; ich glaube, ich erkenne Ihre liebenswürdige Absicht.

Was Sie über Begas sagen, ist schon richtig. Er ist allerdings ein sehr gut angelegter, doch schwacher, und durch schlechte Einflüsse sehr mitgenommener Mensch. Ueberhaupt bin ich oft erstaunt über das selbstische kleinliche Wesen der meisten jungen Künstler. Es widerspricht so sehr allem wahren Künstlerthum. Ich sollte freilich nicht über Andere urtheilen und doch ist eins, was mich dazu berechtigt: es ist die Gabe, dass ich heiter und neidlos andere vor meinen eigenen Irrgängen warnen kann und es thue, wo es möglich ist. Es kommt mir mitunter vor, als finge man das hie und da an, zu merken. Jedoch ist es in Wahrheit nicht Anerkennung, worauf ich ziele, sondern Thätigkeit. Auch da sehe ich, dass es nicht ganz hoffnungslos aussieht; ich habe eigenthümliche Bedingungen zu einer solchen nöthig, und das ist wohl nicht zu verwundern, wenn man meinen Weg kennt. Freilich habe ich unendlich viel Zeit und Kraft vergeudet, aber wie sieht es aus, wenn wir die andern Revue passiren lassen? — . . .

### 276

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 12. Dez. 1877.

Lieber Georg!

Eben habe ich die Generalstabshefte[1] richtig erhalten und sage Dir meinen schönsten Dank dafür. Wie Du Dir denken kannst, möchte ich sehr gerne über Dein Befinden unterrichtet sein; hoffentlich ist Dein Schweigen ein gutes Zeichen.

Mir selbst geht es leidlich, wenn mir auch die dumme Weibergeschichte noch mehr als billig im Kopfe herumgeht. — . . .

Auch habe ich mich mehr als nöthig in allgemeine Künstlerangelegenheiten hineinziehen lassen, und habe schon Grund, es zu bedauern. Mein Instinct hat ganz recht, wenn er mir sagt, dass ein Künstler nur im engern Kreise weittragend wirken kann. Am meisten kann er durch die Ausbildung der eignen Person fördern. Das

[1] Aus der Feder Georgs ist der Text des Generalstabswerkes über den Krieg 1870/71, ausgenommen die letzten Hefte.

klingt sehr egoistisch, und doch kommt man so vielleicht mehr andern Individuen zu Gute, als in jeder andern Weise.

Dohrn war auf einige Tage hier auf der Durchreise nach Neapel, sein Institut scheint allerdings immer mehr aufzublühen und das freut mich, weil ich doch auch nicht ganz unbetheiligt bin.

Philippsborn traf ich neulich auf einen Moment; er hat mich sehr freundlich eingeladen.

Ludwig übersetzt jetzt den Leonardo auf eigne Faust und hat grossen Genuss davon. — . . .

Ich selbst bin generaliter guter Laune, da Laune und Künstlerthum doch einmal unzertrennlich zu sein scheinen.

Die Sonne versagt uns schon seit längerer Zeit den Schein. Eigentlich kalt, auch für hiesige Verhältnisse, haben wir es noch nicht gehabt. Und sonst ist Alles beim Alten. Also noch einmal meinen herzlichsten Dank, lieber Georg, und hoffentlich bald erfreuliche Nachrichten.

Mit den besten Grüssen an die Deinigen

Dein treuer Bruder Hans.

## 277

*An Kleinenberg.*

Rom, den 13. Dezember 1877.

. . . . . Die Vorstellung, die Sie sich von meinem momentanen Zustand machen, trifft vielleicht nicht ganz zu. Darum mögen Sie auf den Gaumenkitzel durch Hochzeitskonfetti vor der Hand Verzicht leisten. — . . .

Sonst leide ich etwas an Geburtsschmerzen: es ist vielleicht das Beste, wenn ich selbst den Kaiserschnitt vornehme; doch zögert man wohl nicht ohne Grund bei einer so gefährlichen Operation. — . . .

Nach Weihnachten wird Fiedler hierher kommen, worauf ich mich sehr freue. Der Kreis der Menschen, mit denen man con amore verkehren kann, schrumpft leider immer mehr zusammen, anstatt, wie es normal wäre, sich immer mehr auszudehnen.

Eben erhalte ich die Nachricht, dass Böcklin von einem grossen Familienunglück betroffen sei. Da dieselbe jedoch von Weibern kommt, so hoffe ich, es ist nur erlogen.

Die Finsterniss, die seit einiger Zeit das Erdreich bedeckt, trägt nicht dazu bei, die Aussichten zu erheitern und zu erweitern. Dass ich bei alledem den Kopf nicht hängen lasse, werden Sie mir wohl zutrauen.

Beim Briefschreiben, in dem man sich die Person, an die man schreibt, möglichst lebhaft vorstellt, geräth man immer in die Neigung, von sich selbst zu sprechen; genau genommen, ist es auch nicht unrichtig. Der Trieb, sich selbst darzustellen, ist jeden Falls sehr weit von Eitelkeit entfernt. Doch ehe ich mich in moralphilosophische Betrachtungen ergiesse, will ich schnell schliessen. Vergessen Sie nicht, Dr. Eisig[1] schönstens von mir zu grüssen.

Wie immer Hans v. Marées.

[1] Beamter der Zoologischen Station in Neapel.

## 278

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 23. Dezember 1877.

Lieber Fiedler!

Wie leid es mir thut, diesen Winter nun doch auf Sie verzichten zu müssen, kann ich gar nicht ausdrücken. Gewöhnt, mich mit der Hoffnung zu speisen, werde ich mich nicht umsonst auf den Frühling vertrösten.

. Sich brieflich au courant zu halten, ist allerdings schwer, doch auch in dieser Beziehung hoffe ich auch einiges für die Zukunft, namentlich wenn wir, woran ich nicht zweifle, neue Anknüpfungspunkte gefunden haben werden. Ich für meine Person bin sehr conservativer Natur und überzeugt, dass man, wenn man sein Dasein nicht verzetteln will, auf die Erhaltung bestehender Verhältnisse, ja, auf deren Befestigung bedacht sein *muss*. Und in unserer Zeit mehr wie je, wenn man nicht in die, durch die Ausbreitung der Emporkömmlinge beförderte, *decadenza* hineingerissen werden will. Meinem Lebensprogramm werde ich treu bleiben und wenn ich auch, wie die Leute es nennen, darüber zu Grunde gehen sollte, so geschieht es mit der Fahne im Arm. Doch denke ich an letzteres nicht; vielmehr denke ich, dass mein Verhalten sich selbst rechtfertigen wird, und denjenigen, welche darunter gelitten, wenn nicht zum Nutzen, so doch auch nicht zum Schaden gereichen soll. Meine Kräfte sind noch in keiner Weise vernutzt, im Gegentheil drängen sie nach dem natürlichen Ausgangspunkt. Und wenn auch von allen Seiten Hindernisse wie Pilze aus dem Boden wachsen, schliesslich komme ich darüber hinaus. Und wenn ich mich nicht täusche, so hat mir doch ein unablässiger Kampf auch einige praktische Einsicht erworben. Meine Ziele sind keine gemeinen und erstrecken sich vielleicht über meine eigene unzulängliche Person heraus. Es wird mir gelingen auch andere in meine Bestrebungen hineinzuziehen, denn das ist nothwendig, und ich habe den Muth, es auf mich zu nehmen, um so mehr, als ich mir, soweit es Menschennatur zulässt, einer gewissen Selbstlosigkeit bewusst bin.

Vielfach, auch in näheren Kreisen, missverstanden, wohl durch eigene Veranlassung, soll und wird sich doch Alles auf- und abklären, dazu lebt man ja. Wenn es auch nicht zu vermeiden ist, dass man öfters ermattet zusammenklappt, es thut nichts, es ist nur Gelegenheit, sich zu grösserer Energie und Kraftentfaltung zu sammeln. Und was begangene Irrthümer anbelangt, wer wäre ohne solche in Kunst u. Leben vorgegangen. Das Resumée bleibt, es geht hinauf und vorwärts, wenn auch langsam. So viel hiervon.

Dieser Tage begehe ich in diesem Jahre den dritten Atelierwechsel[1] und werde damit wohl diejenige Ruhe und Stille, die mir absolut nothwendig ist, gefunden haben. Ich habe in Ermangelung derselben einige Jahre wie in der Hölle gelebt, eine Folge der modernen Verbesserungen. — . . .

---

[1] Er zog nach Passeggiata di Ripetta. Dort blieb er bis zur Uebersiedlung nach Via di S. Basilio.

## 279

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 25. Dec. (ohne Jahr: 1877).

Lieber Georg!

Herzlichsten Dank für den freundlichen Glückwunsch. Du hast Recht, es wird so schon besser sein, als angekoppelt. An Gegenständen, für die man sorgen kann und auch an solchen, die einem Sorge verursachen, wird es in diesem Leben ja so wie so nicht fehlen. Und sicherlich darf man sich nicht unglücklich nennen, wenn man sich frei von Hypochondrie und voll von Lust und Kraft zu erspriesslicher Thätigkeit weiss und vor allen Dingen, wenn einem vielfache Erfahrungen doch nicht die Lust am Leben und Liebe zu den Menschen entrissen haben.

Die Generalstabshefte sind mir eine sehr erfrischende Lectüre; weniger durch den Gegenstand, als vielmehr durch die Klarheit, mit der auch ein klares Wollen geschildert ist.

Dahin geht ja auch mein ganzes Streben in meinem Wollen und Thun, mich möglichst von jeder Phrase zu befreien. Am Tagesruhm ist mir gar nichts gelegen; denn heut zu Tage berühmt zu sein, heisst nichts andres, als seinen Namen in dem Munde einer Anzahl frecher Juden zu wissen, ein ziemlich stinkiger Aufenthalt.

Ich freue mich, dass Dein Zustand der vollständigen Besserung entgegengeht und wünsche von Herzen, dass dies so bald wie möglich eintreten möge; eben so wünsche und hoffe ich, doch noch einmal im Leben zur Erleichterung Deiner übrigen Lasten beitragen zu können.

. . . . . Die Marmorbüste ist noch nicht fertig, drum kann ich auch den Abguss noch nicht senden; hoffentlich wirst Du es auch noch ohne den täglichen Anblick meiner herben Visage aushalten, um so mehr, als ich überzeugt bin, dass Du weisst, wie es dahinter freundlicher aussieht, als das Gesicht verheisst. Hier ist sonst Alles beim Alten; ich selbst bin vergnügt, nun endlich ein Arbeits-Local gefunden zu haben, das mir die lang gewünschte nöthige Stille gewährt.

Gestern Abend brachte ich bei Ludwigs zu, die mit dem „Kinde"[1] und Demetrio[1] Weihnachten feierten; ich steuerte diesem Vergnügen mit einem grossen „Platz"[2] bei. Dies Völkchen lässt Dich vielmals grüssen und Hinkedey[3] wird Dich wohl nächstens mit einem Sendschreiben beglücken. Letzterer hat auch ganz gute Aussichten für die nächste Zukunft.

Von Böcklin habe ich lange nichts mehr vernommen. Die Bruckmann und Tochter sind hier, wohnen ganz in meiner Nähe. Was die Weiber anbelangt, bin ich wieder ganz auf meine Römerinnen zurückgekommen, die bei wenig Ansprüchen viel Vergnügen gewähren.

Wir hatten hier eine bitterkalte Woche, doch seit gestern Abend ist Scirocco-Schmurgel.

Zum Schluss also vergnügte Feiertage für Dich und die Deinigen.

Dass Dir das kommende Jahr Glück und Gesundheit bringen möge, ist mein innigster Wunsch.

Dein treuer Bruder Hans.

---

[1] Ein junges Mädchen und ein junger Mann aus der Häuslichkeit der Brüder Ludwig.

[2] Niederrheinischer Ausdruck für eine Art Brot.

[3] Ludwig.

### 280

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Jan. (ohne Jahr. Von Fiedler: 78).

Belanglose Mitteilung.

### 281

*An Konrad Fiedler.*

*(Nicht abgesandtes Fragment.)*

(Ohne Ort, Datum und Unterschrift. Mitte Januar 1878[1].)

Lieber Fiedler!

Ein sich stetes Häufen des Mitzutheilenden macht mir eigentlich das Schreiben schwer. Im Grunde ist es der concrete Ausdruck in Wort und That, worum es sich handelt. Nur das vollständigste Aufgehen in die Sache vermag, das sehe ich ein, die Last, die auf mir liegt zu heben. Der Wille ist gut, die wachsende Einsicht jedoch nicht immer förderlich. Sich selbst zum Objekt zu werden, hat auch seine Gefahren. Indessen der stete Kampf ist auch das, was die Kräfte erhält und stählt und zu der Aussicht berechtigt, das Wünschenswerthe bis zu einem gewissen Grade zu verdienen. Das Wünschenswertheste bleibt immer am Ende seiner Laufbahn das Bewusstsein haben zu können, seiner Aufgabe als Mann nachgekommen zu sein. Eine Erschwerung bleibt es immer, wenn man durch innere und äussere Umstände in die Lage gesetzt wird, ohne Beispiel zu handeln. Nur die grösste Unerschrockenheit und das aufrichtigste Selbstläuterungsbestreben können einen in solcher Lage emportragen und geben einem wenigstens die innere Selbständigkeit. Es ist sicher, wenn ich mehr Collegen, mehr Gesinnungsgenossen hätte, so würde auch meine Wirksamkeit eine ungleich grössere und fruchtbarere sein. Freilich ist es ausserordentlich viel leichter, anderen zu helfen, als sich selber. Doch wird es mir schwer, dem Drange auch ersteres zu thun, zu widerstehen. Selbst das Gefühl hie und da als ausgepresste Orange weggeworfen zu werden, hält mich nicht davon ab; denn die Ausübung befriedigt mehr wie Anerkennung.

Ein Hauptunglück unserer modernen Kunst sehe ich darin, dass jeder, sobald er nur ein wenig Geschicklichkeit seiner Pfoten wahrnimmt, ein selbständiger Künstler sein will, während er in der That doch nur zum Werkzeug fähig ist. Ein selbständiger Künstler (in anderen Fächern wird es eben so sein) kann nur ein Mann sein, der über alle hergebrachten Vorurtheile Herr geworden ist. Solches Kraut wächst wohl nur selten, aber nothwendig ist es, um den Weg zum Selbstverständlichen zu eröffnen.

Doch genug davon. Sie kennen mich ja gut genug, um eine Vorstellung meiner Gedankengänge haben zu können, von denen ich mir übrigens schmeichle, dass sie mit den Ihrigen nicht zu sehr divergiren.

Es ist doch besser, Sie lassen den Abguss von Begas fahren und vertrösten sich auf einen solchen von der Marmorbüste, die ungleich besser wird, als das erste Modell; wenn B. im Stande ist, das Gelernte festzuhalten, so kann er in diesem,

[1] Das Fragment wurde nach Marées' Tode unter seinen Papieren gefunden. Das Datum geht unter anderem aus dem letzten Absatz, in dem von der Beisetzung des Königs Viktor Emanuel (gest. 9. Januar 1878) die Rede ist, hervor.

freilich engen Fach sehr Gutes leisten. Aber ich fürchte, dass er die eigene Kraft nicht von der günstigen Gelegenheit zu trennen weiss.

Als ich Feuerbach hier traf, machte er einen ziemlich gedrückten Eindruck, der vorzugsweise vom körperlichen Zustande herzurühren schien; er hatte eine Brustkrankheit überstanden.

Dass Sie mit Lenbach verkehren hat mich interessirt; dieser Kunst-Tanzbär war seiner Zeit nicht ohne Einfluss auf mein Dasein. Mich freut es, dass Sie mit Marbach noch in Beziehung stehen; wenn das Lämpchen wohl nicht mit zu viel Oel begossen ist, so glaube ich doch, dass er nichts anderes vorstellen will, als was er ist; da kann man wissen, was man hat.

Die Keller'schen Novellen habe ich mir bestellt und bin sehr begierig auf dieselben.

Die hiesigen grossen Ereignisse haben mich, wie Sie sich denken können, au fond wenig genug berührt. Ich habe mich zwar täglich über die niederträchtige Verunzierung des Pantheons zur Feier des Funerales zu ärgern gehabt. — . . .

**282**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 21. Januar 1878.

. . . . . Volkmann ist sicherlich noch auf sehr kindlichem Standpunkte; ich getraue mich nicht zu sagen, ob er befähigt ist, seinen engen Gesichtskreis zu erweitern; vor der Hand ist er nur mein Schatten. (Freilich wäre mir ein Lichtspendender Gegenstand in meiner Nähe lieber!) Im Allgemeinen darf man, glaube ich, gerade bei sehr unfertigen Menschen die Hoffnung nicht aufgeben.

Der arme Ludwig ist neben seinen übrigen Leiden jetzt auch noch mit einem Gelenkrheumatismus behaftet, so dass er den rechten Arm nicht rühren kann. Uebrigens ist er mit grossem Eifer bei der Bearbeitung des Leonardo'schen Opus, in Folge dessen sehr heiter. Und es mag wohl sein, dass er jetzt wirklich in einem ihm angemessenen Fahrwasser schwimmt. Ein solches zu finden, ist gewiss in einer Zeit, wo die Strömung ganz wo anders hingeht, für einen Künstler nicht das Leichteste.

Kunst ohne von Aussen gesetzte Schranken, kommt mir vor, wie eine Frau, die der leitenden Hand des Mannes entbehrt. Das ist sicher der Hauptgrund der heutigen Directionslosigkeit. Da, wo man gemeinschaftliche Bestrebungen wirklich entdeckt, geht es auf ein erbärmliches Ziel los, der Bereich des Darstellbaren wird immer verlassener. Die Meisten ziehen es vor, sich selber möglichst schnell zu überleben, anstatt das Entwickelungsfähige anzustreben.

Dass mich der Zufall übrigens in so vielfache Beziehungen zur Skulptur gebracht hat, wird mir nicht von Nachtheil sein.

Wenn mein jetziger Arbeitsraum sonst auch mancherlei zu wünschen übrig lässt, so geniesse ich doch in demselben einer klösterlichen Stille; in derselben wird es mir gelingen, mich so zu concentriren, wie es zur Erfüllung meiner Aufgabe nöthig ist. — . . .

. . . . . Lebt denn Hans Marbach noch? Ich als ein Verschollener habe fast kaum noch das Recht, mich nach der Existenz Anderer zu erkundigen. — . . .

### 283

*An Kleinenberg.*

Rom, 25. Februar 1878.

Benachrichtigt Kl. von der Vakanz der Professur in Messina, ermuntert ihn, sich darum zu bemühen und erwartet Nachricht, um Kl. in dieser Angelegenheit zu helfen.

### 284

*An Kleinenberg.*

Vorläufig kann ich Ihnen nur mittheilen, dass der Koncurs[1] noch nicht bekannt ist, also vor der Hand eine Versäumniss nicht zu befürchten. — . . . Thatsächlich scheint der Mangel an Haifischkennern[2] gross zu sein und da ich doch einmal ausgeschlossen bin, ist kaum auf eine beachtenswerthe Concurrenz zu rechnen. Kurz, Sie sind nun avertirt, und ich will wünschen, dass die Angelegenheit den wünschenswerthen Verlauf nimmt.

Trotz dieser vor der Hand mangelhaften Andeutungen werden Sie mich doch nicht in den Verdacht nehmen, ein Bisschen „Schicksal spielen" zu wollen. — . . . Fiedler ist nicht gekommen, und ob er im Frühjahr hierherkommen wird, ist noch zweifelhaft.

Ich selbst bin nicht sehr zufrieden. Der absolute Mangel an sympathischer Gesellschaft und die Schwierigkeiten einer erspriesslichen, männlichen Thätigkeit verstimmen einen trotz aller Philosophie. Beharrlichkeit, Ruhe und Heiterkeit, ohne die geht es nicht; wenn man auch die Nothwendigkeit dieser Eigenschaften einsieht, so ist damit noch nicht gesagt, dass man sie auch besitzt. Es ist vielleicht ein thörichter Ehrgeiz, nicht ganz wirkungslos leben zu wollen. Am glücklichsten sind gewiss die, die sozusagen besinnungslos von den Umständen in eine ihren Kräften entsprechende Thätigkeit gedrängt werden.

Glaubt man in einer Sache eine Einsicht gewonnen zu haben, so entdeckt man plötzlich, wie eine Menge anderer Dinge den Augen verbarricadirt sind. Wollen und Können aus eigener Kraft in Harmonie zu bringen, ist vielleicht ein vergebliches Bemühen, und doch kann man dem einmal in Bewegung gesetzten Räderwerk nicht Einhalt gebieten. Jedoch liegt auch wieder ein Trost in der Wahrnehmung, dass der Kampf den Menschen nicht so schnell aufreibt, sondern im Gegentheil eher erhält. Und nun genug hiervon. So können Sie wenigstens über mich lachen.

. . . . . Von den hiesigen *grossen* Ereignissen werden Sie genügend unterrichtet sein. Mich haben dieselben wenig berührt.

Für heute seien Sie bestens gegrüsst, hoffentlich in Bälde mehr.

Ihr treuer

Hans v. Marées.

Rom, den 3. März (ohne Jahr: 1878).

[1] Er meint die Konkurrenz um die Professur in Messina, von der im vorigen Brief an Kleinenberg die Rede ist.

[2] Tiefsee-Forschern.

285

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 12. März 1878.

. . . . . Die Marmorbüste ist ziemlich fertig und nach meinem Dafürhalten über Erwarten gut ausgefallen; nur hat Begas Furcht sie abformen zu lassen. In solchem Falle möchte man nun doch die eigene Armuth verwünschen. Trotzdem ich momentan nicht ganz wohl bin, so fühle ich nun doch, dass ich immer mehr, zwar pian piano mich dem Archimeden-Zustande nähere, ohne den keine erfolgreiche Production möglich ist, und dass ich hoffen darf, mir selbst das zu werden, was ich einigen andern vielleicht gewesen bin. Bewahren Sie nur noch eine kleine Weile den Glauben an mich; das haben Sie freilich schon oft gehört. Ich weiss es. Bei Alledem muss ich mit Heiterkeit und Ruhe so fortgehen und insofern kann ich es, als ich wenigstens nie mich von dem immer mehr in Mode kommenden „après nous le déluge", habe leiten lassen.

Im Laufe dieses Winters hat man vielfach versucht, mich in die Interessen der hiesigen deutschen Künstlerschaft hinein zu ziehen; dergleichen Ansinnen können nur demüthigend auf Einen wirken, denn ich weiss wohl, was Noth thut. — Die Keller'schen Novellen habe ich mir bestellt. — Ludwig und Leonardo sind nun kaum noch voneinander zu trennen[1]; immerhin besser als wenn er auf der Leinwand herumzaubert. — . . .

[1] Ludwig arbeitete an der Herausgabe des Libro di pittura. Das Werk erschien 1882.

286

*An den Bruder Georg.*

. . . . . Wenn mich auch nicht gegebene Pflichten, wie Dich in meiner Zeit beschränken, so arbeite ich doch so an mir herum, dass ich wenig Schreibelust behalte. Und das ist eigentlich der normale Zustand. Um das, was um mich herum geschieht, bekümmere ich mich wenig, und erspare mir so manchen Aerger. So habe ich auch mit den Künstlerangelegenheiten gar nichts zu thun. Wenn es nach mir ginge, so müsste der grösste Theil der Künstler zusammengepackt werden und irgend wohin spedirt werden, wo man von ihrem Treiben nichts merkte.

Von Rom im Allgemeinen kann ich auch nicht viel sagen; wir hatten einen idealen Winter, zu schön, und so kommt denn jetzt auch das dicke Ende nach. Gestern hat es die ganze Nacht und den halben Tag geschneit. Für das körperliche Wohlsein ist dieser starke Witterungsumschlag gerade nicht günstig. Ich leide seit langer Zeit einmal wieder an Schlaflosigkeit.

Die grossen Ereignisse habe ich auch ziemlich theilnahmslos an mir vorübergehen lassen; kurz ich bin ein fürchterlicher Egoist; doch bin ich's, um womöglich andern etwas sein zu können.

Die Büste ist fertig und wirklich ungewöhnlich gut und ähnlich geworden; nur wird es schwer sein, Begas zu bewegen, sie formen zu lassen, da er befürchtet, sein Werk, auf das er sher stolz ist, zu beschädigen. Doch wir werden sehen.

Vor einiger Zeit war Böcklin mit seinem Schwiegersohn auf einige Tage hier und wir waren sehr vergnügt. Offengestanden, fehlt es mir hier durchaus an sympathischem Umgang. Wenn man selbst immer die Rolle des Anregenden spielt, so möchte man doch auch einmal angeregt werden. — . . .

Rom, den 17. März (ohne Jahr: 1878).

**287**

*An Konrad Fiedler.*

*(Nicht abgesandtes Fragment.)*

(Ohne Ort, Datum und Unterschrift. Wahrscheinlich Ende März 1878[1].)

Lieber Fiedler!

Trotzdem ich nicht an der Reihe bin und trotzdem ich in gewissen Dingen prinzipiell schweige, so will ich Ihnen gegenüber doch einmal reden. Ich kann Ihnen jetzt mit Bestimmtheit mittheilen, dass nun die saure unerquickliche Arbeit vorüber und überstanden ist und jetzt das wirklich freie Produziren beginnt, oder das Vergnügen. Endlich bin ich über die Darstellungsmittel im Reinen und werde mehr halten, als ich versprochen habe.

Manches Jahr bin ich selbst erbarmungslos mit mir umgegangen, habe keine Mühe gescheut, Alles versucht, tausende von Zeichnungen u. s. w. gemacht und wurde bei diesem Beginnen wohl von Allen aufgegeben, nur von mir selbst nicht und wie sich zeigen wird, auch nicht von meinem guten Genius. Statt ermattet zu sein, fühle ich eine grössere geistige und körperliche Regsamkeit wie je. Wenn nicht Krankheit und Mangel mich am produziren hindern werden, so wird nun die Sache, denke ich, unaufhaltsam bis an's Ende meiner Tage fortgehen. Die Schlacken sind bei Seite geschafft und das reine Metall übergeblieben. Jetzt wird nicht länger mehr gezögert.

Aber geheim gehalten wird mein Zustand gegen Alle; Ihnen theile ich ihn mit, weil ich glaube, dass es Ihnen Freude macht und weil Sie gewissermassen mein Compagnon sind. Ich bitte Sie, also auch fernerhin auszuharren, bis ich mehrere Bilder vom Stapel laufen lassen kann.

Gelingt es mir wirklich, und ich zweifle kaum, das Richtige und Natürliche zu thun, so scheint mir das wohl der Mühe werth, so ungeheure Opfer gebracht zu haben, und auch Sie werden zufrieden sein, wenn Ihr Verstand das gut heissen wird, wozu Sie Ihr Herz veranlasst hat. — . . .

[1] Das Fragment wurde nach Marées' Tode unter seinen Papieren gefunden. Das Datum ergibt sich aus dem folgenden Brief.

**288**

*An Konrad Fiedler.*

(Ohne Ort und Datum. Von Fiedler: Rom, 31. März 1878.)

Lieber Fiedler!

Etwas, was vor der Hand noch unter uns bleiben mag, muss ich Ihnen mittheilen. Mein Genius, den ich mit geduldiger Seele erwartet habe, ist wieder über mich gekommen. Da das nicht rein zufällig, sondern nach ungeheurem Ringen

geschieht, so denke ich auch, dass er mich nicht wieder verlassen wird. Wenn nicht Krankheit und Mangel hinderlich dazwischen kommen, so werden nun wohl meine Bemühungen schöne, wenn auch späte Früchte tragen[1].

Nach 20 langen Jahren fortwährender Bitternisse, denn „ben duro è mangiar il pan d'altrui", bin ich gegen die Beständigkeit des Glückes sehr misstrauisch geworden; ich bitte Sie also, mir mit freudiger Zuversicht noch so lange Geduld zu gewähren, als nöthig ist, 2 oder 3 Bilder zu malen, was bei der vollständigen Freiheit, die ich nun erlangt habe, nicht lange über den Sommer hinaus währen soll. Nehmen Sie mir diese Zeilen nicht übel, lieber Fiedler.

Ihr tr. Hans v. Marées.

---

[1] Wahrscheinlich entstand damals die erste Idee der „Hesperiden".

### 289

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. April (ohne Jahr. Von Fiedler: 78 .

. . . . Es freut mich sehr, dass Sie ein Bild von Böcklin erworben haben; wenn sich auch viel gegen seine Bestrebungen sagen lässt, so ist er doch ein Vollkünstler. Hier ist eine deutsche Ausstellung, wo mein Portrait auch ausgestellt ist, ich gebe mir allerdings nicht die Mühe hinzugehen. Das Portrait ist übrigens wirklich gut, trotzdem der Bildhauer nicht viel taugt. — . . . Ich habe viel Unannehmlichkeiten dadurch gehabt. Wenn — (der Bildhauer) nur einsehen wollte, dass zu leidlich geschickten Händen doch auch noch ein Kopf nöthig ist, um etwas zu leisten. Doch das ist zu viel verlangt.

Sie werden über mein verrücktes Schreiben von neulich gelacht haben; ich kann's aber nicht widerrufen. Am Abschluss dieses Jahres wird man Das beurtheilen können. — . . .

### 290

*An Konrad Fiedler.*

(Ohne Ort und Datum. Von Fiedler: Rom, 25. April 78).

Erwartet Fiedler. (Dieser kam Ende Mai oder im Juni.)

### 291

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 19. Mai (ohne Jahr. Von Fiedler: 78).

Handelt von Fiedlers bevorstehender Romreise.

### 292

*An Kleinenberg.*

Rom, den 23. Mai (ohne Jahr: 78).

. . . . . Allerdings habe ich mir eine grosse Nachlässigkeit gegen Sie zu Schulden kommen lassen. Das Malfieber nimmt bei mir so überhand, dass am Abend gewöhnlich alle guten Vorsätze des Morgens verraucht sind. — . . .

### 293

*An den Bruder Georg.*

. . . . . Mein Dasein ist immer gleichförmig dahingegangen; nur dass ich vor einem Monat in Florenz war, um die silberne Hochzeit Böcklins mitzufeiern. Ausserdem war Fiedler einige Zeit hier.

Wahrscheinlich nähert sich jetzt die Zeit Deines Urlaubs. Hat Italien noch Anziehungskraft für Dich? Was ich bieten kann, weisst Du; es ist nicht viel, doch kommt es von Herzen.

In dem Falle, dass Du hierherkommst, hätte ich diesmal die Absicht, mit Dir auf's Land oder an die See zu gehen. Ich würde dann solange hier aushalten, wünschte aber dann jedenfalls vorher Nachricht zu haben, um mich einrichten zu können. — . . .

Rom, den 27. Juli (ohne Jahr: 1878).
Via Sistina 107.

### 294

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 27. Juli (ohne Jahr. Von Fiedler: 78).

Lieber Fiedler!

Entschuldigen Sie mein langes Schweigen. Die denn doch nie ausbleibende Hitze hier zu Lande hat mich auch dieses Mal träger gemacht, als mir eigentlich recht ist. Es hat auch seine guten Seiten, denn in der zu sehr fortstürmenden Arbeit lässt man doch hie und da das Nothwendigste, die Ueberlegung, etwas ausser Acht. Das Schwerste in der Kunst oder in jeglicher Production bleibt immer, das Sachliche rein vom Individuum loszulösen. Was mich im Vorwärtsstreben immer wieder aufrecht erhielt, ist die Scheu, mich zu prostituiren.

Das Orangebild Nr. 2[1] ist angefangen, aber ich gehe vorsichtig zu Werk. Für die Leidenschaft habe ich immer noch ein paar Tafeln um mich herumstehen. Das was für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, muss mit voller Ruhe gemacht werden. Eine sehr grosse Tafel steht jetzt auch vor mir; sie ist dazu bestimmt, eine äusserste Anstrengung aufzunehmen[2].

Dass meine unfertigen Versuche Ihre Theilnahme erregt haben, freut mich ungemein, um so mehr, als ich überzeugt bin, dass Sie ohne Parteilichkeit urtheilen[3].

In der Mitte nächsten Monats denke ich auf ein paar Wochen auf's Land zu gehen, vielleicht nach Terracina, wo ich durch Seebäder die nojose Milliatura[4] loszuwerden hoffe. — . . .

Pidoll, der ein äusserst strebsamer Mensch ist, ist ausserordentlich erbaut von Ihrem Aufsatz. — . . . Volkmann ist sehr fleissig, bedarf aber doch oft des Schüttelns und Rüttelns, woran ich es denn auch nicht fehlen lasse. — . . .

[1] Vermutlich „Drei Jünglinge in einem Orangenhain", K 358.
[2] Mittelbild der „Hesperiden", K 375.
[3] Fiedler war im Juni in Marées' Atelier gewesen.
[4] Ein bei Hitze vorkommender Hautausschlag; nojoso = lästig, langweilig.

### 295

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 15. August 78.

Lieber Fiedler!

Gestern habe ich Ihren freundlichen Brief erhalten; heute Abend will ich in Gesellschaft Pidoll's nach Terracina abfahren. — . . .

. . . . . Was mich anbelangt und meine Arbeiten, so ist in den letzten Wochen freilich nichts geschehen; man muss der Jahreszeit doch schliesslich seinen Zoll zahlen. Bis auf die verwünschte Milliatura befinde ich mich sonst wohl. — Es ist freilich schade, dass Ischia ein verlorenes Paradies ist; auch ohne die bekannten Gefahren wäre das Jungfräuliche seiner Reize für mich dahin, da schon zu viele Bekannte hinkommen. Wenn namentlich X. einmal lernen wollte, andere Fährten als die meine aufzuspüren, wäre es recht schön. Bei seinen vortrefflichen Herzenseigenschaften und aufrichtigem Streben kann sein kindisches, linkisches Wesen einen doch zur Ungeduld bringen, namentlich in der Hitze. Ich muss ihn geradezu zwingen, mit anderen Leuten zu verkehren, wenn es auch nur wäre um seine Persönlichkeit zu behaupten und mich aus dem verdammten Präzeptorthum herauszureissen.

Was man vom lieben Vaterland hört, erfreut wenig; doch bei alledem wird Bismarck zeigen, dass er nicht der Mann ist, ein zweites Canossa zuzulassen. Im Uebrigen glaube ich, dass es schwer halten wird, die Verbreitung sozialistischer Ideen zu verhindern; eine Regeneration oder Reform scheint mir fast in allen Dingen nöthig zu sein; dass durch die Durchführung des Nationalitäten-Prinzipes wenig genug für das Fortkommen des Menschengeschlechtes geschieht, stellt sich eigentlich schon jetzt heraus. Schliesslich gehen die Dinge wie sie gehen. Man selbst kann wohl schwerlich mehr thun als nach Klarheit zu ringen und gegen den Strom der Zeit nach Kräften zu stemmen. — . . .

### 296

*An Konrad Fiedler.*

Terracina, 29. August 1878.

Lieber Fiedler!

Seit einiger Zeit befinde ich mich hier und zwar in Gesellschaft von Pidoll und Skene[1] und schliesslich ist auch noch Volkmann dazu gekommen. Seebäder und viel Aufenthalt auf dem Wasser haben die gewünschte Wirkung gethan. Lange wird nun meines Bleibens hier nicht mehr sein und gedenke ich mich von hier über Formia wieder langsam nach Rom zurückzuschlängeln. Lange hält man eine solche Faulenzerei eben doch nicht aus.

Neulich waren wir auf Capo Circelli, das bei kühlerer Jahreszeit ausserordentliche Reize bieten muss. Auch haben wir einige Expeditionen auf dem

[1] Louis von Skene war kurze Zeit Schüler von Marées, ohne ins Atelier zugelassen zu werden.

Lago di Fondi gemacht, der einzig in seiner Art ist und paradiesisch wäre, wenn die dort herrschende Fieberluft nicht einen längeren Aufenthalt unmöglich machte. — . . .

Was Sie über Zöllner[1] geschrieben haben, hat mich sehr interessirt; es ist sicherlich nichts leichter, als jemanden, der sich gegen die herrschende Tagesrichtung sträubt, lächerlich zu machen; dieser Ruhm ist allerdings nicht gross.

Es ist und bleibt eben ein grosses Uebel, dass wohl viele Menschen sich für sogenannte Resultate erwärmen können, aber nur Wenige die Wege, die zu solchen führen, zu erkennen vermögen. Darunter hat man eigentlich täglich zu leiden. — . . .

---

[1] Johann Karl Friedrich Zöllner, der Physiker, Astronom und Philosoph, der damals seine ersten Studien über Spiritismus und Hypnose veröffentlichte.

## 297

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 22. Sept. 1878.

. . . . . Mein Sommervergnügen war kurz und heiss. Ich war in Terracina, Gaëta und Montecassino. Hier traf ich auch grosse Hitze und Schwüle an, so dass es mit der Arbeit noch nicht recht gehen wollte. Das Hirn trocknet und dörrt schliesslich aus wie die umgebende Campagna. Endlich haben wir etwas Regen und Kühle. Eine etwas ausgiebigere Zerstreuung wäre mir fast von Nöthen gewesen, doch muss es nun auch so gehen und es wird's auch.

Wie gern hätte ich Dir einen Abguss von der Büste geschickt, aber Begas hat keinen machen lassen, sondern sich mit einigem Aerger, den er mir verursacht, befriedigt. Bei alledem ist das Original sehr gut, und es ist in Paris der Aufmerksamkeit und Beachtung nicht entgangen.

Ludwig ist längst wieder ganz hergestellt, doch sehe ich ihn nur selten, Deiner gedenkt er jedoch stets mit Theilnahme.

In dem Zustand absoluter Phantasielosigkeit, in dem ich mich momentan befinde, fällt mir auch nichts schreibenswerthes ein.

Hoffentlich ist in Deiner Familie und auch Menagerie[1] alles wohlauf.

Grüsse Alle herzlichst von

Deinem treuen Bruder Hans.

---

[1] Georg hatte ausser Hunden, einen Falken und ein Reh im Hause.

## 298

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 24. Sept. 1878.

Meldet, dass er seit mehreren Wochen wieder in Rom sei und auf Fiedlers Ankunft hofft.

## 299

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 19. Okt. (ohne Jahr: 1878).

Lieber Georg!

Wie Du Dir denken kannst, versetzt mich Dein langes Schweigen in nicht geringe Besorgniss. Hoffentlich ist dieselbe grundlos und befindest Du Dich in möglichst gutem Wohlsein. Es würde mich interessiren, zu erfahren, in welcher Weise und mit welchem Erfolge Du die Cur fortgesetzt hast.

Wie sich von selbst versteht, habe ich das für die Aerzte bestimmte Geld[1] richtig besorgt, habe aber den Professor seit jener Zeit nicht wieder gesehen. Wäre er unzufrieden, hätte er gewiss etwas von sich vernehmen lassen. — . . .

[1] Für Behandlung bei Georgs Erkrankung.

## 300

*An den Bruder Georg.*

Lieber Georg!

Herzlichsten Dank für Deinen und der Deinen Glückwunsch. Mir konnte zu meinem Geburtstage nichts erfreulicheres geschehen, als endlich einmal wieder Nachricht von Dir erhalten und insofern hätte Dein langes Schweigen auch seine gute Seite. Ich glaube, für Deine Gesundheit wäre es sehr vortheilhaft, wenn Du im nächsten Sommer eine Zeit lang in hoher reiner Gebirgsluft ohne Beschäftigung verweilen könntest, z. B. in S. Moritz. Doch das kann man später bereden. Dass Dein Käthchen sich bemüht, den deutschen Parnass zu erklimmen, finde ich ausgezeichnet; hoffentlich wird das nicht hindern, dass sich zur rechten Zeit ein junger, ordentlicher, wohlgestellter Mann findet, der mit ihr durch die tiefern Regionen des Daseins pilgern will. — . . .

Von mir, lieber Georg, kann ich eigentlich wenig sagen. Meine Erlebnisse sind meist innerer Natur. Im Grossen Ganzen verliere ich wohl mein Ziel nicht aus den Augen; freilich — es irrt der Mensch, so lang er strebt. Und doch muss ich sagen, besser so, als wenn ich sagen könnte: son'arrivato. Dass sich dabei meine physische Verfassung eher verbessert, erkenne ich dankbar an. Allerdings würde die zunehmende Versilberung meines Hauptes schon alle Heirathspläne aus demselben verscheuchen, aber die sind so wie so nicht da, ich werde in diesem Punkt wohl stets ein Jünger St. Pauls bleiben. Hoffentlich wird die Würde meines Aeussern dergleichen Gedanken auch aus den Köpfen des andern Geschlechts vertreiben. Mein Leben war in den letzten Monaten sehr häuslich; mein Freund und Gesinnungsgenosse Dr. Fiedler war mit seiner Frau hier, und ich habe täglich bei ihnen dinirt; in Folge dessen bin ich mit meinen übrigen Bekannten fast gar nicht zusammengekommen. Bei Ersterem wurde auch mein Geburtstag mit Champagner begangen.

Ludwig hat mit „Fratello und Kind“ Quartier gewechselt; durch einen Glücksfall war er im Stand, seine Bude mit einer anständigeren Wohnung zu vertauschen.

Böcklin habe ich nur einmal und nur kurz gesehen; er hat gute Geschäfte gemacht; auch Fiedler hat ein Bild von ihm erstanden.

Kleinenberg hat eine ausserordentliche Professur in Messina erhalten!

Hildebrand scheint sich mir auch wieder nähern zu wollen. — . . .

Mir soll es lieb sein, wenn sich nach aussen hin alles glätten möchte.

Die Lust, gelegentlich selber einmal einen Marmorblock unter die Finger zu bekommen, nimmt immer mehr zu; daraus würde auch die beste Lösung für das Grab der Eltern hervorgehen, doch vor der Hand soll Dich das nicht in Deinen Absichten beirren.

Uebrigens haben wir bisher einen niederträchtigen Winter gehabt, wie nie, einmal ziemlich bedeutende Ueberschwemmung. In drei Monaten vielleicht sechs sonnige Tage, rein zum Verzweifeln!

Ich freue mich sehr auf die Generalstabshefte; bis jetzt habe ich 12 erhalten. — . . .

Rom, den 26. Dez. 1878.

### 301

*An Kleinenberg.*

Rom, den 5. Januar 1879.

Lieber Kleinenberg!

Sie werden mich für einen theilnahmslosen Kunden halten, da ich so lange mit einer Antwort auf Ihren letzten Brief gezögert. Jedoch denke ich, dass Sie mich andrerseits wieder genügend kennen, um auch auf mein langes Schweigen Ihre Gesinnungen gegen mich nicht zu ändern.

. . . . . Sie werden gehört haben, dass Fiedler mit seiner Frau in Neapel war. — . . . Er (Fiedler) ist bis Ende Dezember hier gewesen und wir haben die Zeit bis dahin in wahrhaft behaglicher Weise verbracht. F.'s Frau hat mir sehr gut gefallen; meiner Ansicht nach spricht das schon genügend für eine Frau, wenn alte freundschaftliche Beziehungen durch dieselbe eher aufgefrischt als gestört werden.

Was soll ich von mir sagen? Je älter man wird, je mehr verliert man das Bedürfniss, von seiner eigenen Person zu sprechen. Die Hauptsache, die Gesundheit, gibt mir im Allgemeinen keinen Grund zur Klage; wenn auch sonst noch viel übrig bleibt, so ist auch noch vieles zu erstreben. So lange Letzteres der Fall ist, so lange darf man sich wohl noch zu den Jungen rechnen. Hoffentlich bleibt es so. Im Uebrigen lebe ich hier vielleicht ebenso einsam wie Sie in Ischia mit dem Unterschied, dass die Einsamkeit nach Fiedlers Abreise fast nur auf unangenehme Weise unterbrochen werden kann. — . . .

Wenn es irgendwie in meinen Kräften stehen sollte, Ihnen von Nutzen sein zu können, so werden Sie mir die Gelegenheit dazu nicht vorenthalten.

Also noch einmal, im neuen Jahr grüsst Sie in alter Gesinnung

Ihr tr. Hans v. Marées.

302

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 10. I. 1879.

Lieber Fiedler!

Ihr Brief hat mir in jeder Beziehung viel Freude gemacht. Ich bin jetzt wieder in der alten Einsamkeit; um so mehr erfreue ich mich in der Erinnerung an unser wirklich behagliches Zusammensein und schmeichle mir mit der Hoffnung, dass sich dasselbe von Zeit zu Zeit erneuern wird. — . . .

Neugierig bin ich nun doch, ob sich die wenigen Eigenschaften meines Schinkens[1] in Ihren Augen als stichhaltig bewähren werden; sollte dies der Fall sein, so würde es mich nicht wenig zur Beharrlichkeit in meinen Absichten anfeuern. — . . .

Volkmann wird in diesen Tagen mit der Herme beginnen[2].

[1] Im Original undeutlich.

[2] Für Fiedler, Volkmanns erste Arbeit in Italien.

303

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 28. Januar 1879.

Lieber Fiedler!

Einerseits vermuthete ich Sie allerdings in Mailand, andrerseits will ich Ihnen aber gestehen, dass das Mass der Freude, die mir Ihr vorletzter Brief verursacht hatte, so gross war, dass ich einige Abkühlung abwarten musste, um Ihnen antworten zu können[1]. Nun wäre die Pflanze wieder einmal begossen, und ich hoffe, die Zukunft wird zeigen, wie gut das zum ferneren Wachsthum und Gedeihen derselben war. Sie wissen, dass mir die Theilnahme, das Einverständniss und schliesslich das Wohlgefallen der wenigen Menschen, die ich schätze, mehr werth sind als Alles, was die Welt sonst zu bieten vermag.

Was Sie in Betreff Böcklins schreiben, finde ich sehr recht: thun Sie, was Ihnen gut scheint. Meine Theilnahme für B. und meine Verehrung für ihn in gewissem Sinne sind wirklich aufrichtig und doch ist es keine blosse Marotte, wenn ich ihm meine Arbeitsstätte wie schliesslich allen andern verschliesse. Wenn auch immer ich gegen meine Ueberzeugung gehandelt habe, so oft habe ich es schwer büssen müssen.

Mögen meine Freunde Geduld mit mir haben, auch ich bemühe mich diese Tugend täglich auszuüben. — . . .

Ich bin sehr neugierig auf Ihre neue Arbeit. Bitte, sagen Sie Hildebrand, dass mich das Interesse an meinem Bild sehr erfreut. Vielleicht ist es nicht unbescheiden, wenn ich auf eine Photographie des Portrait-Reliefs[2] rechne.

[1] Fiedler hatte ihm begeistert über die „Lebensalter" geschrieben, die er aus dem Atelier Marées, nach Florenz mitgenommen hatte, und ihm Hildebrands Bewunderung mitgeteilt. Siehe Band II unter K 256.

[2] Reliefbildnis Fiedlers von Hildebrand, im Besitz der Frau Mary Balling, Partenkirchen.

Den *Grafen* Schack habe ich neulich gesprochen; er wollte natürlich auch zu mir; ich habe es mir nicht versagen können, ihm zu sagen, dass Sie etwas von mir hätten. — . . .

NB. Ihr Bildniss ist projectirt 60 cent. hoch und 43 c. breit[1]. Da ich dasselbe erst im Lauf des kommenden Monats in Angriff nehmen kann, so würde ich mich auch, wenn Sie einen besonders hübschen Rahmen finden, nach den entsprechenden Maassen richten. Nur wünschte ich nicht, viel mehr Raum zu haben. — . . .

[1] K 368.

## 304

*An Konrad Fiedler.*

(Ohne Ort und Datum. Von Fiedler: Rom, 16. Febr. 1879.)

. . . . . Von mir kann ich jetzt sagen, dass ich die wesentlichsten Schwierigkeiten überwunden habe; ich bin mir meiner geistigen Selbständigkeit und Unabhängigkeit vollständig bewusst. Meine Arbeitskraft, Ruhe und Selbstbeherrschung sind in einem stetigen Zunehmen begriffen. Mit ihnen wächst natürlich auch das Produktionsbedürfniss. Die ganzen Nächte hindurch sinne ich darauf, wie ich mir die Mittel verschaffe, um das Eisen, da es glüht, zu schmieden. Aber freilich vergeblich. Ich finde keines, was mit Rechtschaffenheit Hand in Hand ginge. Der einzige Ausweg, der sich mir zeigt, würde sein, wenn Sie mir das nächste Mal statt einer vierteljährigen eine halbjährige Rate senden könnten. Dann würde ich mich bis zum Sommer hindurch einigermassen rühren können, wenigstens mich mit dem nöthigen Material versehen können. Ich versichere Sie, dass ich in Bezug auf mein Leben und Treiben fast das Unmögliche leiste. Wenn ich nicht ganz von der Güte meiner Sache überzeugt und mir nicht der vollkommensten Hingebung an dieselbe bewusst wäre, so hätte ich es mir ja schon längst bequemer gemacht. Doch genug davon und nehmen Sie mir's in keinem Falle übel.

Die grosse Tafel[1] wird wohl Ende nächsten Monates vollendet sein. — . . .

[1] Mittelbild der „Hesperiden", K 375.

## 305

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 23. Febr. 1879.

. . . . . Noch 5—6 tägige aufmerksame Arbeit und ich werde mit dem grossen Bilde[1] fertig sein. Ich habe schon längst die Unmöglichkeit eingesehen, sich in einem Werke nach allen Seiten hin genug zu thun; man muss daher den Grund warum man es angefangen, gelten lassen und in diesem Sinne es so weit wie möglich bringen. Die nicht zu redressirenden Mängel kann man bei der nächsten Arbeit vermeiden und so fort; auf diesem Wege wird man wenigstens etwas von dem, was einem vorschwebt, erhaschen. Und von diesem Standpunkt aus bin ich des

[1] K 375.

Gelingens eines jeden Unternehmens jetzt sicher; vermag man sich selbst zu beherrschen, so ist alles andere leicht. Soviel von mir. — . . .

Sagen Sie bitte Ihrer Gattin, dass ihr Wohlgefallen an meinen Sachen nicht wenig dazu beigetragen hat, dass ich nun mit so viel Muth und Kraft arbeite. Die Wirkung auf frische und unbefangene Naturen wird Einem immer der sicherste Massstab sein, wie weit man in einem angemessenen Fahrwasser schwimmt. — . . .

. . . . . Mit meiner eigenen Bildhauerei wird's doch vor der Hand nichts werden, da ich keine Musse dazu voraussehe; jedoch gedenke ich, wenn der Sommer herannaht, mich wieder auf einem anderen Kunstgebiet zu bewegen, wo auch ein sicherer Erfolg voraussichtlich ist, nämlich im Radiren und Stechen.

. . . . . NB. Ich bitte Sie, Böcklin nichts über mein jetziges Arbeiten zu sagen; von dieser Seite kann ich eben nur Störungen erwarten. — . . .

### 306

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 4. März 1879.

. . . . . Es war hier auch über alle Maassen niederträchtig. Das Schlimmste für mich dabei war die Dunkelheit. So bin ich zwar immer vorwärts gekommen, aber mehr pianino, so dass ich diese Woche noch dem Bilde opfern muss. Ich glaube, es wird Ihnen gefallen. Doch ist es besser, dass Sie es erst später sehen, wenn die beiden Flügelbilder[1], zu denen die Tafeln bestellt sind, auch fertig sind. So mögen die drei zusammen sich gegenseitig entschuldigen und erklären. Ich habe noch einmal das Hesperidenäpfel-Thema gewählt, um dann aber für immer damit abzuschliessen. Im Uebrigen kann ich wohl sagen, dass meine Arbeitsstimmung der Anfang zu dem lange präparirten Resultat ist. Ich fühle, dass ich meine Arbeitskraft, die wirklich nicht gering ist, und meine Lernfähigkeit immer noch steigern kann und zwar ohne Dusel und Nervosität. — . . .

[1] K 402 (403), 413.

### 307

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 10. März 1879.

Lieber Fiedler!

Wenn ich der Stimme meines Herzens folgen soll, so muss ich doch sagen — kommen Sie! Sie können ja zum Vorwand nehmen, dass ich durchaus noch eine Zeichnung von Ihrem Portrait nöthig habe. (Nebenbei es ist noch nicht angefangen.)

Das Bild drei, allerdings ganz nackte Frauengestalten in beinahe Lebensgrösse und in goldigem Abenddämmerschein[1], ist in seiner Weise wohl fertig zu nennen. Zwei Monate hindurch habe ich täglich 9—10 Stunden mit allen Kräften

[1] Mittelbild der Hesperiden, K 375.

gearbeitet und freilich hat es etwas Beschämendes, nur ein so simples Resultat dastehen zu sehen. Wenn meine Bemühung, die Kunst zu verbergen [1] mit Erfolg gekrönt sein sollte, würde ich sehr zufrieden sein. Doch ich weiss, dass bei der besten Begabung und dem besten Willen, die Gefahr des Irrthums nur um so grösser ist. Vedremo. Gleich nach Ihrem Brief kam einer von Böcklin, der mich in der That so sehr erfreut hat, dass ich mich beinahe schämen muss [2]. Ueberhaupt muss ich Ihnen gestehen, dass dieser Zustand höchsten Glückes, denn das ist für mich die Anerkennung derjenigen, die ich für die besten halten muss, mir etwas so Neues und Ungewohntes ist, dass es mir schwer wird, mich zu fassen. Hoffentlich aber werde ich mich desselben auf die Dauer würdig erweisen. — . . .

. . . . . Eigentlich möchte ich wohl Böcklins Brief Schack, der noch hier ist, unter die Nase reiben; genau genommen, habe ich mich so bis zum Aeussersten gentil gegen ihn benommen und hat er das so wenig begriffen, dass man ihn diesen kleinen Bissen wohl verschlucken lassen darf. Doch ist es wohl besser, man lässt es bleiben, der wird doch nicht anders.

Was Rahmen anbelangt, so hoffe ich, hier einen Vergolder zu finden, der sich meinen Anordnungen fügen wird. Wenn ich erst merke, dass meine Kinder wohl gerathen, so will ich auch dafür sorgen, dass sie anständig gekleidet werden.

Zum Schluss meinen Dank für Ihre grosse Theilnahme und Ihre Herzstärkenden Briefe und die herzlichsten Grüsse an Frau, Hildebrand, Böcklin

von Ihrem

treuen Hans v. Marées.

[1] Im Original undeutlich.

[2] Böcklin schrieb ihm begeistert über die „Lebensalter", die Fiedler gegen Neujahr 1879 von Rom nach Florenz gebracht hatte.

## 308

*An Konrad Fiedler.*

(Postkarte.)

(Ohne Ort und Datum. Von Fiedler: Rom, 27. März 79.)

Wetterbericht [1].

[1] Die Postkarte ist an Fiedler nach Florenz adressiert und von dort, wie die Aufschrift zeigt, an Fiedler nach Rom, Hotel Costanzi, nachgeschickt worden. Also hatte Fiedler den im vorigen Briefe geäusserten Wunsch erfüllt und war nochmals nach Rom gekommen.

## 309

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 21. April 1879.

. . . . . Für mich ist unser Zusammensein in jeder Beziehung so frucht- und segensreich gewesen, dass es noch lange nachwirken wird. Die Gewissheit Ihrer Zustimmung ist mir doch eine unendliche Beruhigung; ja, ich fange an,

von meiner alten Resignation, das gelobte Land nur von ferne sehen zu dürfen, mich mehr und mehr zu befreien.

Ich muss Sie avertiren, dass das ritratto[1] in sehr kleinem Massstab gehalten ist, höchstens halbe Lebensgrösse; in noch 2 Tagen kann es bequem fix und fertig sein, so dass, wenn der Rahmen kommt, ich nur noch auszuputzen habe und es dann gleich absenden werde.

Das grosse Bild hat indessen auch nicht unerheblich gewonnen und das Männerbild sich bedeutend zu seinem Vortheil verändert, so dass ich in der nächsten Woche mit einiger Beruhigung die Flügelbilder beginnen kann. — . . .

. . . . . Sagen Sie der „Signora bionda", dass mich ihre Zeilen sehr erfreut haben, und dass die Nymphen der Sehnsuchtslandschaft sich jetzt schon darauf freuen, sich auf längere Zeit ihrer Gegenwart erfreuen zu dürfen.

Sie schreiben mir nichts von Hildebrand's und Böcklin's Bildnissen[2]. Ich hoffe, dass Sie Ihren Wünschen möglichst entsprechen werden. — . . .

---

[1] Bildnis Fiedlers, K 368.

[2] Das Relief Hildebrands und das Bildnis der Gattin Fiedlers von Böcklin, das jetzt in der Nationalgalerie hängt, K 834.

## 310

*An den Bruder Georg.*

Lieber Georg!

Schönsten Dank für Deinen Brief. Es freut mich, dass es mit der Hauptsache, der Gesundheit, einigermassen nach Wunsch geht. Es sind jetzt schon Wochen, dass ich Tag für Tag an Dich schreiben wollte; aber auch mich hat die Arbeit abgehalten.

Was meine Person anbelangt, so fangen nun nachgerade die 20 Jahre unausgesetzter Anstrengung, Beharrlichkeit und geduldigen und schweigenden Ertragens an, ihre Früchte zu bringen. Ich darf behaupten, dass ich mich nun zu einem hohen Grade von Selbständigkeit und Freiheit emporgearbeitet habe. Mühseligkeit und Anstrengung gibt es kaum noch für mich oder vielmehr sind sie so zur zweiten Natur in mir geworden, dass ich nicht mehr weiss, was Ermüdung ist. Mit einem Wort, Geist und Körper sind gestählt und der Schaffensdämon tobt gewaltig in mir.

Diesen Winter habe ich eins meiner Bilder Fiedlern überlassen[1], vorzugsweise um zu sehen, wie sich wohl andere Menschen dazu verhalten werden. Und das ging weit über Erwarten gut.

F. nahm das Bild mit nach Florenz. Hildebrand war ganz hingerissen, lief alle Tage hin, um es zu sehen, versuchte zuletzt, es zu copiren. Böcklin setzte sich gleich hin, mir schriftlich zu gratuliren und vor allen Dingen zuzugeben, dass ich Recht habe, indem ich alles, was nicht zum Zwecke führe, bei Seite schöbe. Mein Bild habe ihn ergriffen, wie das ihm nur bei den besten Kunstwerken, die er überhaupt gesehen, geschehen sei u. s. w. Die grösste Genugthuung für mich aber ist es, dass meine Freunde, die wohl auch hie und da den Kopf über mich geschüttelt

---

[1] Vgl. den Brief vom 10. März 1879 an Fiedler.

haben mögen, immer mehr einsehen, wie ich mit Plan und Ernst hohe Ziele verfolge, auch finden sie es durchaus gerechtfertigt, wenn ich mich nicht zum Beschicken von Ausstellungen herbeilasse. Doch will ich Dich nicht mit diesem Zeug ermüden, lieber Georg! ich hielt es nur für Pflicht, Dir einiges anzudeuten, sintemal Du mein einziger lebender Verwandter bist (die andern existiren für mich nicht) und es wäre mir wohl daran gelegen, dass Deine Vorstellungen von mir möglichst gute und richtige wären.

Was Du von Adolfs Talent schreibst, macht mich neugierig. Aber keinen Falls würde ich an Deiner Stelle kultiviren, damit kann man nur verderben; ich spreche aus eigener Erfahrung; denn mir ist die frühzeitige wohlgemeinte Cultivation theuer zu stehen gekommen; was mir dadurch entrissen wurde, habe ich erst heute wieder errungen. Was nützt überhaupt Talent, wenn es nicht mit einem tüchtigen Charakter und Gesinnungen, die einer Läuterung fähig sind, verbunden ist. Auf die letzteren von gutem Einfluss zu sein, darauf sollte man sich bei einem talentvollen Kinde zunächst beschränken.

Nimm mir diese wohlgemeinte Bemerkung nicht übel.

Dass man den Zuccarischen Rumpelkasten [1] nicht gekauft hat, finde ich sehr in der Ordnung; ein Staat ist überhaupt nicht capable, etwas Erspriessliches für Kunst zu thun. Das einzige, was er thun könnte, wäre 99/100 der lebenden Künstler zu pensioniren, unter der Bedingung, dass dieselben nichts mehr machen dürften. So wie die Sachen jetzt stehen, ziehen mit wenig Ausnahmen nur Kunst- und Künstlerpöbel Nutzen vom Staat.

Von meinem übrigen Leben ist wenig zu melden. Da die Arbeit für mich Fest ist, so mache ich mir so viel Festtage wie möglich. Ausser mit einem bildhauernden Famulus [2] gehe ich fast mit Niemanden um. — . . .

Fiedler und Frau haben mich noch einmal auf mehrere Wochen erfreut und die einzigen schönen Tage in den letzten 6 Monaten haben wir zu sehr schönen Ausflügen benutzt.

Für heute lebe wohl und grüsse Frau und Kinder herzlich von

Deinem treuen Bruder Hans.

Rom, den 1. Mai 1879.

[1] Die Casa Zuccari der Via Sistina in Rom, in deren oberen Stockwerk Cornelius, Veit, Overbeck und W. Schadow die bekannten Fresken für J. S. Bartholdy gemalt haben, die 1886 abgelöst und der Nationalgalerie in Berlin überwiesen wurden.

[2] Artur Volkmann.

### 311

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Mai 1879.

Lieber Fiedler!

Heute Abend wird Ihr Bild [1] nach Deutschland abgehen. Ob es einigermassen Ihren Erwartungen entsprechen wird? Chi lo sa! Eine ununterbrochene

[1] K 368.

Dunkelheit seit Wochen machte es mir unmöglich, diejenige Delicatesse auszuüben, wie ich wohl gewünscht hätte und deren ich mich auch fähig fühlte. Ich muss Sie bitten, das Bild so viel wie möglich nach vorne übergeneigt aufzustellen, weil dadurch das Störende einiger Unebenheiten aufgehoben wird.

Volkmann hat die Kiste zugenagelt; ich habe ihn nun doch einlassen müssen [1], schon um zu erproben, wie es mit der Aehnlichkeit Ihres Bildes aussähe. Er wurde übrigens nach und nach ganz warm, welchen Zustand ich noch durch Wein erhöhte und ihn so auch noch zu Papier brachte [2].

Das grosse Bild gewinnt indessen auch von Tag zu Tag. Die letzte Hand werde ich doch erst anlegen können, wenn es im Rahmen dasteht. Ich habe mich indessen überzeugt, dass meine Sachen durch eine reiche Einfassung eher gewinnen, als verlieren; eine solche kommt mir jetzt fast nothwendig vor. Morgen werde ich eines der Flügelbilder beginnen. — . . .

[1] Volkmann war bis dahin Marées' Schüler, ohne in das Maréessche Atelier zugelassen zu werden. Marées korrigierte ihn in Volkmanns Atelier. Von jetzt an kam Volkmann zu ihm.

[2] K 369.

### 312

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 11. Juni 1879.

Lieber Fiedler!

Gerade als ich die Zeilen an Ihre Frau abgesandt hatte, erhielt ich Ihren Brief. Wie Sie sich denken können, freut es mich sehr, dass mein Bild auch die Theilnahme Ihres Schwiegervaters für sich gewonnen hat. Was ich darin versprochen, gedenke ich im vollsten Sinn des Wortes zu erfüllen. Es scheint, als ob die Muse mich nicht wieder verlassen wollte. Ende dieses Monats werden die drei Bilder [1] in der Erscheinung einigermassen bei einander stehen; jedoch denke ich, bis Mitte August daran zu arbeiten und dann abzuschliessen. Auf etwas habe ich mich ertappt, dass ich jedes Mal, wenn ich von einer Sache sage, sie ist fertig, ich mich eigentlich erst im Anfang befinde. Eigentlich fertig wird ein Kunstwerk nie; so ist es mir auch mit Ihrem Bildniss gegangen; kaum war es beim Spediteur, als ich wusste, was ich daran zu thun hatte. Nur in Rücksicht darauf, Ihnen und Ihrer Frau eine momentane Freude zu machen, liess ich es doch abgehen. Aber ich hoffe, Sie werden es bei Ihrer nächsten Hierherkunft mitbringen, dass ich es wirklich vollenden kann.

In den beiden Flügelbildern habe ich meinen Plan etwas modifizirt. Auf dem Männerbild sind nur 2 Figuren und das Andere stellt einen Greis und Kinder vor. Dadurch wird das Ensemble viel mannigfaltiger. Uebrigens bin ich fleissiger wie je mit Lust und Liebe zur Sache. Erst nach der Arbeit merke ich, dass es kannibalisch heiss ist.

Mit Volkmann habe ich mir nicht wenig Mühe gegeben; es hat auch geholfen und ich glaube, Sie werden Freude an ihm haben. Er hat freilich ein sehr kleines Repertoire und auch in diesem ist seine letzte Note bald abgespielt. — . . .

[1] Die erste Fassung der „Hesperiden".

## 313

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 2. Juli 1879.

. . . . . Fleissig bin ich nach wie vor; noch 3—4 Wochen Arbeit und auch Schwitzen, dann will ich mit dem Trio abschliessen; und damit mich nicht etwa ein böser Dämon treibt nach der Unterbrechung wieder von Neuem daran zu gehen, so habe ich mir bereits eine Anzahl Tafeln machen lassen, die flugs nach meiner Rückkehr von irgend einer, auch noch im Dunkel liegenden, Erholungsfahrt in Angriff genommen werden sollen, wenn das Schicksal nichts dazwischen legt.

Böcklin hat mir geschrieben, dass er das Portrait Ihrer Frau abgesendet hat; er scheint sich grosse Mühe damit gegeben zu haben[1]. Er wollte hierher kommen, kam aber nicht. Vielleicht werden wir uns an irgend einem neutralen Ort gegenseitig aufsuchen. In einer Art ist es mir lieb so; fast scheint es mir, dass die Werke eines Menschen besser und deutlicher sprechen, wenn ihr Verfasser nicht dabei ist. — . . .

[1] Jetzt in der Nationalgalerie, Berlin (K 834).

## 314

*An den Bruder Georg.*

Lieber Georg!

Obwohl unbegreiflicher Weise vom Buch noch nichts hier erschienen ist, will ich doch nicht länger zögern, Dir meinen freudigsten Dank für Deinen Brief abzustatten. Ich zweifle nicht, dass ich mich auch ferner Deiner Theilnahme werth erzeigen werde. Fast hatte ich Angst, Du würdest mich für hochmüthig und eitel halten, doch Du wirst selber erfahren haben, wie mit wachsender Einsicht auch Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sich immer mehr geltend machen. Die Hauptarbeit meines Lebens bisher ist gewesen, die Vorzüge anderer und die Schwächen meiner selbst zu erspähen, überzeugt, so den Pfad zu finden, den ich gehen muss und kann. Wenn ich hie und da der Canaille den Kopf gründlich und gehörig wasche, so ist das mehr Temperamentssache. Letzteres will auch sein Recht haben.

Um nun auf Deinen mich ehrenden Antrag zu kommen, so wünschte ich wohl, dass Du mich nicht missdeuten möchtest, wenn ich Bedenken trage, denselben anzunehmen. Schon aus meinen Briefen, meine ich, müsstest Du erkennen, wie es mir durchaus an Schreibgewandtheit fehlt; ausserdem fehlt es mir vor der Hand wirklich an Zeit, denn ich möchte mancherlei Pläne nicht lange aufschieben, sondern das Eisen schmieden, solange es glüht. Meine übrigen Anschauungen über dergleichen möchte ich Dir lieber mündlich als schriftlich mittheilen, überzeugt, Deine Zustimmung zu erlangen. Wenn mir Arbeiten mit Stift und Pinsel von Tag zu Tag leichter von der Hand gehen, so wird die Hantirung mit der Feder mir immer schwieriger, darum musst Du auch die Kürze und Unordnung meiner Briefe entschuldigen.

Was meine Person im Uebrigen anbelangt, so bin ich jetzt beschäftigt, die letzte Hand an 4 Bilder zu legen, die ich im Januar begonnen habe[1]. Dies wird noch 14 Tage in Anspruch nehmen. Gelingt es mir, dieselben in wünschenswerther Weise zu placiren, so wird sich manches daraus ergeben. Da ich noch gar keine Sommerpläne gemacht habe, so kann ich auch nicht darüber schreiben.

Da ich in kurzer Zeit mehr mittheilen will, so kann ich wohl für heute schliessen. Hoffentlich geht es Dir wieder ganz gut und ebenso den Deinen. Mit den herzlichsten Grüssen an Alle

Dein treuer Bruder Hans.

Rom, den 14. Juli 79.

[1] Die „Hesperiden" I. Fassung und vermutlich K 358.

**315**

*An Konrad Fiedler.*

Ischia, den 8. Aug. (ohne Jahr. Von Fiedler: 79).

Lieber Fiedler!

Schon wieder hat das Schicksal mich auf dieses Eiland verschlagen. Ein an und für sich unbedeutendes Uebel wurde durch das andauernde Stehen erheblich gesteigert, so dass ich nolens volens eine Pause eintreten lassen musste; in demselben Moment erscheint Böcklin mit der Bitte, ihn hierher zu begleiten, und ich entschloss mich denn auch ohne Weiteres. B. hat durch die hiesigen Bäder die letzte Hand an die Heilung seines Arms gelegt und ist gestern wieder nach Florenz abgereist. Ich will hoffen, dass er sich nicht übereilt hat. Ihre Briefe haben uns hier erreicht und die grösste Freude erregt. B. hat mir in seiner Freude Ihren Brief gezeigt und ich finde es abermals sehr richtig, dass Sie das Hauptgewicht auf die persönliche Beziehung zu ihm legen. Er ist wirklich ein vortrefflicher Mensch und mir scheint es, als wenn es mir auch immer leichter würde, mit und neben ihm zu leben. Es zeigt sich eben hier auch, dass die persönlichen Beziehungen, in denen aber das Persönliche immer mehr in den Hintergrund tritt, auch die dauerndsten sind. — . . .

Ich selbst gedenke noch 8—10 Tage hier zu bleiben und dann vielleicht auf Umwegen wieder nach Rom zu stapeln, so dass ich im Beginn des nächsten Monats wieder bei der Arbeit bin und Anfang Oktober an neue Dinge gehen kann. — . . .

**316**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 1. Sept. 79.

. . . . . Im ganzen bin ich mit den letzten Wochen wenig zufrieden; diese Art von Landaufenthalt entspricht immer weniger meinem Bedürfniss. Hoffentlich lässt sich das mit der Zeit besser und nützlicher gestalten. Ein Losreissen von einer Arbeit auf einige Wochen bleibt indess immer ein Gewinn; nur zu leicht versenkt und verliert man sich noch in Dinge, die nicht zur Hauptsache gehören.

Ihr Brief langte wirklich am letzten Tage meines Aufenthalts in Ischia an. Darauf brachte ich noch einige Tage in Neapel in Gesellschaft Kleinenbergs zu (der nun doch endlich einen erträglichen Frieden mit Dohrn geschlossen hat). Wir gingen zusammen nach Sorrent, wo sich auch Schlösser vorfand, der mit seiner Familie dort schon eine Weile in grämlich gedankenloser Spiessbürgerlichkeit herumhaust, Studien malt u. s. w.

Böcklin schreibt mir, dass er nun wirklich ganz geheilt sei. Er war in meinem Atelier, hat auch die Fresken gesehen. Wenn ich einerseits seine Theilnahme anerkenne und schätze, so konnte ich doch andererseits nicht umhin, zu bemerken, dass unsere Absichten doch himmelweit auseinandergehen. Ich sehe wohl ein, dass noch ein gewaltiges Stück Arbeit vor mir liegt, ehe ich die meinigen annähernd klar ausdrücken kann. Und ich bin auch eigentlich froh, dass es so ist; was würde einem sonst in so entsetzlicher Isolirtheit Lebenslust und Kraft verleihen? — . . . Wenn ich wieder ganz im Zuge bin, werde ich Ihnen mehr schreiben, auch über meine Sachen und demnächstigen Pläne. — . . .

### 317

*An den Bruder Georg.*

(Ohne Ort und Datum. Von der Hand Georgs: October[1] 1879. — Rom.)

. . . . . Vor allen Dingen empfange meinen herzlichsten Dank für die Bücher, die ich bei meiner eben erfolgten Rückkehr von *Ischia* hier vorfand; ich weiss gar nicht, wie ich Deine vielfache Liebe und Güte vergelten soll. Vor der Hand muss ich es bei dem guten Willen bewenden lassen, an dem Du sicher nicht zweifeln wirst. Aus obigem ersiehst Du, dass ich doch in meiner Arbeit unterbrochen wurde.

Die Hauptursache war Böcklin, dessen rechter Arm durch eine Ueberanstrengung schon seit Monaten gelähmt war und der von den Bädern in Ischia sein Heil sucht, wobei er bestimmt auf mich rechnete. Ich habe ihn natürlich nicht im Stich lassen können und es zeigte sich, dass mein Mitkommen fast nothwendig war. Die Bäder waren von der besten Wirkung und Böcklin ist vollständig geheilt. Auch Kleinenberg erschien in Neapel; ich weiss nicht ob ich Dir schon mitgetheilt habe, dass derselbe schon seit geraumer Zeit wohlbestallter Professor an der Universität von Messina ist. Durch seinen in der That hervorragenden Verstand bleibt er doch einer der sympathischsten Gesellschafter. Mit ihm war ich in Sorrent, wo ich auch meinen langweiligen Gevatter Schlösser mit Familie antraf. Es war und ist noch verteufelt heiss und ich wundre mich, dass ich bei dem monatlichen beständigen Schwitzen noch nicht gänzlich auseinandergeflossen bin.

Nun will ich noch einmal auf Deinen neulichen Vorschlag zurückkommen.

Ich bin überzeugt, dass Du Dich über meine schriftstellerische Befähigung mit vielen anderen allerdings im Irrthum befindest, auch über die Art meiner Kenntnisse. Wenn ich mich zeitweise nicht ohne Hingebung und Intensivität mit den Werken vergangener Kunstepochen beschäftigt habe, so geschah dies ursprüng-

[1] Es muss heissen September. Der Brief ist offenbar gleichzeitig mit dem vom 1. September an Fiedler oder kurz darauf geschrieben worden.

lich wohl aus einem instinctiven Drang, der sich nach und nach zum Bewusstsein klärte, dass dies der Weg sei, das Gute vom Pafel zu unterscheiden, zu erkennen, was existenzfähig und existenzberechtigt sei, schliesslich ein würdiges Ziel und den dahin führenden Pfad finden (eine Arbeit, die noch lange nicht beendigt ist). So ist mir nach und nach das Interesse für die Persönlichkeiten immer mehr abhanden gekommen. Wenn man erkennt oder ahnt, worin das Vortreffliche besteht, welches alle die, deren Werke unvergänglich sind, gemein haben, so erscheint einem alles, was dran und drum hängt, als Plunder. Was soll ich also den mit vieler Mühe weggeworfenen Plunder wieder zusammensuchen?

Die Alten, die uns in vielen Dingen mit gutem Beispiel vorangegangen sind, waren auch darin taktvoll, dass sie nur die Biographien von solchen Männern schrieben, die mit ihrer vollen Persönlichkeit in der Gesellschaft standen, also von Soldaten, Staatsmännern u. s. w.

Gelehrte und Künstler, vor allem aber letztere, wenn sie wirklich Beruf haben, müssen ihre Persönlichkeit, so sehr wie möglich, den Augen der Welt entziehen, wenn sie wirklich ihr Bestes im abgeschlossenen Werk von sich ablösen wollen. Mir sind im Grunde von jeher alle Schreibereien über Dichter und Künstler zuwider gewesen, sie bezeichnen stets ein impotentes Epigonenthum.

Angenommen, dass die Verpflichtung vorläge, auch im Allgemeinen etwas für seine Kunst zu thun. Das einzige und richtige, was man hierin erreichen könnte, wäre den Menschen die Augen zu öffnen. Nach dieser Seite hin, glaube ich, habe ich mich stets mit allen Kräften bemüht, wenn auch mit sehr ungleichem Erfolg. Die Hauptsache aber bleibt, dass ich nur selber immer bei der Stange bleibe, unbekümmert um Lob und Tadel anstrebe, selber ein Beispiel zu werden, anstatt von solchen zu reden. Hierbei bemerke ich noch, dass, wo ich mich von persönlichen Beweggründen leiten liess, ich es noch stets zu bereuen hatte, denn unbemerkt bog ich dann von der Strasse ab und musste nach gewonnener Einsicht um so mehr den Schein von Härte und Kälte auf mich laden.

Was es einem übrigens ausserordentlich erschwert, sich andern verständlich zu machen, ist, dass die Menschen auch in unserem vorgeschrittenen Zeitalter sich nicht der Ansicht entschlagen können, dass Künstler in Empfindungen und im Genuss der Anschauung schwelgende Schwärmer sein müssten. Daran denkt keiner, dass einer, der geben will und soll, sein Kapital und die Bewirthschaftung desselben kennen und beherrschen muss.

Unter den mancherlei Menschen, die mir im persönlichen Verkehr nähergetreten sind, bleibt doch Fiedler der einzige, der wirklich auf meine Absichten eingegangen ist. Was in Beziehung des Verhältnisses des Publicums zur bildenden Kunst mit der Feder zu thun ist, hat er auf sich genommen und zwar mit dem grössten Ernst; zudem macht seine persönl. Stellung und Beziehung zu unseren besten Kreisen eine endliche Wirkung fast unausbleiblich. In seinen letzten Briefen kommt er immer wieder auf mein Bild zurück und ich lege den letzten bei, weil es Dich vielleicht doch auch interessiren mag, zu sehen, in welcher Weise meine Sachen auf Verständige wirken.

Ueberhaupt mag es Dir zur Beruhigung dienen, dass der Kreis der Menschen und nicht der schlechtesten, die von mir Notiz nehmen, doch in einem, wenn auch langsamen, doch stetigen Zunehmen begriffen ist, und dass das Bild, welches Dir

Monsieur Ludwig (nach seinem eigenen Geständniss) unberufener Weise von meinem Thun und Treiben entworfen hat, durchaus der Wahrheit nicht entspricht.

Und nun nimm mir mein Geschwätz nicht übel.

Hoffentlich sind Du und die Deinigen wohlauf.

Mit den herzlichsten Grüssen an Alle

Dein treuer Bruder Hans.

Beilage zu dem vorhergehenden Brief.

Lieber Marées!

Ob Sie wohl meinen Brief noch in Ischia erhalten haben; Böcklin hat seitdem auch geschrieben, sehr entzückt von seinem Aufenthalt auf dieser paradiesischen Insel. Nun vermuthe ich Sie in Rom zurück und schreibe dahin, im Falle Sie mein Brief nicht mehr in Ischia getroffen haben sollte. Wir wollen in 2—3 Tagen nach München auf etwa 8—10 Tage, theils der Ausstellung wegen, theils auch, um uns nun wirklich nach Wohnungen umzusehen; denn die Wohnung in Berlin ist für nächstes Frühjahr definitiv gekündigt; freilich wenn wir uns München vergegenwärtigen, so kommen wir immer darauf zurück, dass der Hauptvortheil die grössere Nähe von Italien ist und das ist allerdings ein Vorzug, für den München nichts kann. Aber alles ist besser wie Berlin und die Wahl ist in Deutschland nun eben nicht gross. Hildebrands Relief meiner Frau ist erst gar nicht und nun, wie ich höre, so schlecht und so versteckt aufgestellt worden, dass es nur von wenigen gesehen werden wird; wenn nun auch an und für sich wenig darauf ankommt, so sieht man doch wieder, wie es bei diesen Ausstellungen zugeht; es ist eine gemeine Gesellschaft. Ich bin sehr froh, dass Böcklins Bild nicht auch in München prostituirt ist; es ist mir schon immer unangenehm, wenn ich es Leuten zeigen muss, von denen ich weiss, dass sie weder Verständniss, noch auch nur Bescheidenheit mitbringen. Ihr Orangenbild gibt mir noch immer viel zu denken, die modernen Künstler kennen doch entweder die Natur gar nicht oder sie kommen nicht über die Einzelanschauung hinaus, und doch ist die Einzelanschauung nur die allerunterste Stufe, der erste Anfang; wenn nicht das, was der Künstler gibt, das Resultat einer langen, durch feinste Naturbeobachtung erworbenen Erfahrung ist, so wird er doch immer nur Dürftiges geben, auch wenn er die Natur noch so treu wiederzugeben sucht; das heutige Geschrei nach Naturalismus, Realismus ist ganz thöricht, weil die, die es erheben, von der Natur nur soviel wissen, als sie gerade im Augenblick sehen und das ist meist nicht viel. Nur wer viel von der Natur weiss, kann gleichsam sinnliche Abstractionen geben, er wird sich dann auf das Nothwendigste beschränken können, weil jedes einzelne dem Verstehenden den Blick in eine ganze Welt der Vorstellungen eröffnet: hinter anscheinender Einfachheit wird sich ein unendlicher Reichthum verbergen, während so oft hinter anscheinendem Reichthum eine grenzenlose Armseligkeit steckt. Mir erscheint auf Ihrem Bilde jede Gestalt, jeder Baum, jeder Berg typisch, das Ende und der Ausgangspunkt einer ganzen Reihe von Vorstellungen.

Meine Frau grüsst herzlich und ebenso ich.

Ihr tr. Fiedler.

Anm. Das Hervorheben durch Unterstreichen rührt von Marées her.

**318**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 17. September 1879.

. . . . . Ich bin sehr neugierig, welches Resultat Ihre Münchner Excursion haben wird. Sicher ist München noch kein Eldorado, aber wo findet man ein solches? Mir scheint es eine Hauptsache, dass irgendwo, wo es auch sei, fester Boden gefasst wird; es ist die einzige Art, wie der Saamen wurzeln und keimen kann. Aus jedem Boden lässt sich endlich etwas machen.

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, welche Freude mir abermals Ihr letzter Brief gemacht hat und welche Beruhigung es mir gibt, zu *wissen*, wie sehr Sie auf den Grund meiner Bemühungen und Absichten gedrungen sind. Es bestärkt mich ungemein in dem Entschluss, immer reiner und grösser in der Gesinnung zu werden. Davon hängt denn doch eben alles ab, denn die Gesinnung ist es, die das Thun der Menschen lenkt, und in dieser *kann* man sich wirklich vervollkommnen. Ich für mein bescheidenes Theil weiss wenigstens, dass sich meine Kräfte immer nach dieser Seite hin zu concentriren bestrebt sind, wie mich denn freilich meine eigene äussere Lage immer wieder in diesen Weg drängt. Um zu annäherndem Künstlerthum zu gelangen, wie mühsam muss man sich zwischen impotentem Epigonenthum und unüberlegtem Virtuosenthum durchdrängen! Auch sehe ich fast alle, von denen es sich überhaupt verlohnt zu reden, bald nach der einen, bald nach der andern Seite schwanken. In dem mehrwöchentlichen Zusammenleben mit Böcklin habe ich mich auch vollständig überzeugt, dass ihm meine Absichten durchaus fern liegen; in Folge dessen er denn auch die schwachen wie auch die guten Seiten meiner Sachen sehr seltsam begründete. Ich liess es natürlich dabei bewenden; aber doch, leise und für ihn unmerklich, habe ich ihn doch auf einiges geführt, und bin ich neugierig, wie und ob er das verarbeitet. Natürlich unter uns. — . . .

Was V. während meiner Abwesenheit gemacht hat, ist rein für die Katz. Da braucht es noch viel Geduld, um ihn in eine selbständige Beziehung zur Kunst zu bringen. Mitunter stuppt er wie eine Brummfliege auf das Richtige hin, um gleich nachher wieder in spiessbürgerliche Lethargie zu verfallen.

Dass man Hildebrand so schlecht in München behandelt, wundert mich nicht; ich kenne die Gesellschaft dort noch ziemlich gut. Die Nothwendigkeit, einen anderen Weg zu finden, um sich mit einem gewählten Publikum in Rapport zu setzen, scheint mir immer einleuchtender zu werden. Hoffentlich wird der Zeitpunkt, wo wir uns über dieses, wie manches Andere, mündlich besprechen können, nicht gar zu fern liegen.

Was nun endlich meine Person anlangt, so ist es mir in letzter Zeit wenig nach Wunsch gegangen, indem ich fortwährend unwohl war und am arbeiten gehindert war. Doch bin ich nun schon wieder leidlich auf dem Damm; die Luft hat sich in Folge des Regens etwas abgekühlt. Wenn es wieder schön wird, will ich noch ein paar Tage in Frascati frische Luft schöpfen und denke dann mit Kraft und Heiterkeit mich dem Vorliegenden hingeben zu können. — . . .

### 319

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 22. Sept. 79.

. . . . . Schönsten Dank für Ihren Aufsatz[1]; wie Sie sich denken können, habe ich ihn mit dem grössten Vergnügen gelesen. Sie haben das Unmögliche geleistet, so drängt sich der Inhalt in so beschränktem Raum. Jeder verständige und aufmerksame Leser wird sofort merken, dass es sich hier in der That um etwas handelt und vielleicht um so mehr das Bedürfniss weitläufigerer Erklärungen und Erläuterungen empfinden. Natürlich, wie Sie auch wissen, spreche ich nicht von mir. Ich, der ich im Grunde ein gläubiges Gemüth besitze, zweifle nicht, dass dieser, Ihr Aufsatz, wenn er auch kaum, namentlich der zweite positive Theil, genügendes Verständniss finden wird, ein heilsamer Anstoss für manchen ernstlich Denkenden und redlich Wollenden sein wird. Doch als das Allerbeste erscheint mir dabei, dass sich daraus für Sie eine grosse und nicht so leicht zu erschöpfende Aufgabe ergibt. Wenn ich mich nicht täusche, so ist auch dieses Mal keine Gefahr da, dass Sie von Dilettanten und Schwärmern missverstanden werden: ich meine in dem Sinne, wie dies bei Ihrer Broschüre öfter der Fall war. Eigentlich haben wir das Alles schon bei Ihrem Hiersein besprochen. Jetzt nach der ersten Lesung erscheint es mir, als ob hie und da die Länge und Formation der Sätze, manchmal die Wortstellung das Lesen etwas erschwerte. Jedoch werde ich mich irren; wenn so wichtige Dinge in so gedrängter Form ausgesprochen werden, muss eben auch der Leser sich auf's Möglichste concentriren.

Ihr Urtheil über die Ausstellung habe ich nicht anders erwartet. Lenbach ist ein kluger Charlatan und in Folge dessen nicht entwickelungsfähig. Dass bei meiner Büste die Hauptsache fehlt, erkannte ich wohl auch; doch hätte sie B. auf andere Pfade bringen können, wenn sich nicht Unbildung und Eitelkeit als unübersteigliche Hindernisse gezeigt hätten. — . . .

Die 3 Bilder[2] kann ich nun mit verhältnissmässig Wenigem um Vieles verbessern und das freut mich. Auch hoffe ich über Anderes klar zu werden, so dass ich mich vielleicht zu Ende des Jahres deutlicher ausgedrückt haben werde, als das bisher der Fall war. Je weniger ich eile, um so besser wird es sein. — . . .

[1] „Ueber Kunstinteressen und deren Förderung."

[2] Erste Fassung der „Hesperiden".

### 320

*An den Bruder Georg.*

Lieber Georg!

Meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem Geburtstage. Hoffentlich wird der Grund Deines langen Stillschweigens nicht Mangel an Gesundheit oder dergleichen sein.

Oder solltest Du es übelgenommen haben, dass ich Deinen Vorschlag nicht acceptirt habe? Stäkest Du in meiner Haut, würdest Du die Unmöglichkeit einsehen. Treitschke[1] habe ich mit viel Interesse gelesen, und um so gelegener kam

[1] „Zehn Jahre deutscher Kämpfe."

mir diese Lectüre, als ich diesmal der Hitze doch meinen Tribut zahlen und zehn Tage lang das Zimmer hüten musste. Es ist immer noch verdammt heiss, doch bin ich wieder in voller Thätigkeit. Ich weiss jetzt, dass Faulenzen für mich eine grössere Anstrengung ist, als Arbeit. Die Vollendung von drei Bildern, die zusammengehören[1], zieht sich immer noch in die Länge. Ueberhaupt sehe ich ein, dass ehe es mir gelingt, so darzustellen, wie es mir vorschwebt, noch Jahre verstreichen werden. Darüber könnte einen unversehens der Teufel holen, möchte man hie und da denken; andererseits hält einen aber auch dies rastlose Verfolgen eines Zieles auch wieder jung.

Hast Du denn in diesem Jahr gar keine Erholungsreise gemacht?

In nächstem Jahr, so Gott will, werden wir uns in Deutschland sehen; eigentlich wollte ich schon in diesem Jahr gen Norden stapeln, aber mancherlei Umstände haben es unmöglich gemacht.

Heute muss ich mich kurz fassen und darum noch einmal alles Gute zu Deinem Geburtstage und die herzlichsten Grüsse an die Deinigen von

Deinem treuen Bruder Hans.

Rom, den 25. Sept. 1879.

[1] Hesperiden I. Fassung.

### 321

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Okt. 1879.

Lieber Fiedler!

Für Ihre beiden Briefe, den gestrigen wie heutigen nebst Inhalt meinen herzlichsten Dank. Es wird mich sehr erfreuen, wenn Sie mir eine Photographie nach Hildebrand's Relief schicken. Wenn ich es reiflich überlege, so ist H. doch der einzige von allen Künstlern, die mir auf meinem Lebensweg begegnet sind, der seine Aufgabe in einem allgemeinen Sinne zu erfassen fähig wäre. Die Anderen hängen alle mehr oder weniger an Geschicklichkeits-Erlebnissen und deren sich darauf basirenden Speculationen. Die Verleitung dazu umschwärmt freilich den Ausübenden fortwährend und ihr zu widerstehen und sie zu überwinden, erscheint mir als der schwerste Kampf im Künstlerleben, um so mehr, als man da auf keinen Beistand rechnen kann.

Dies ist auch wohl der Grund, der die Vollendung meiner drei Bilder verzögert hat. Ich fühle, dass ich jetzt endlich in ein dem Ihrigen Bilde[1] ähnliches Stadium gelange und so werden wohl noch immer ein bis zwei Monate hingehen, ehe ich sagen kann, ich habe mein Möglichstes gethan. Indessen wenn es mir gelingen sollte, die Tafeln mit Leben zu erfüllen, so kann die Zeit, die dazu verwendet wird, wohl nicht in Anschlag kommen. Auch haben wenig Menschen eine Ahnung davon, welches Fleisses, welcher Geduld und Hingebung es bedarf, um diesen letzten Endzweck zu erreichen.

Jetzt lebe ich zurückgezogener wie je, und halte dabei auf die strengste Klausur; für mich bleibt es eben die einzige Art, einigermassen etwas zu Stande zu bringen. — . . .

[1] „Lebensalter", K 280.

### 322

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 15. Nov. 1879.

Lieber Fiedler!

Was meine Bilder anbelangt, so kommt es mir vor, als ob sie nun einen Anflug von Dasein bekämen. Wenn ich noch 3—4 Wochen an dieselben verwende, so denke ich den Ansprüchen, die die Kunst bei gegebenem Vorwurf an mich stellt, so einigermassen Genüge geleistet zu haben. Wenn ich auch sehe, dass noch ein langer Weg bis zum Ziele vor mir liegt, so wird mir doch die Aussicht dahin immer klarer und ich mag mich stellen wie ich will, ein Gefühl von Siegesgewissheit kann ich nicht loswerden.

Hier ist es glücklicher Weise kalt geworden, für mich glücklicher Weise; denn die Kälte hat mir wieder Gesundheit und Beweglichkeit gebracht. Der infame Scirocco, der ein volles Jahr lang vorherrschend war, hatte mich schliesslich ganz untergekriegt. Wenn das auch auf die Arbeit keinen Einfluss hatte, so musste ich doch Wochenlang mit fast unerträglichen Schmerzen kämpfen; auf die Dauer wäre das doch nicht gegangen. Feuchte Luft, die mir in früheren Jahren wohlthätig war, ist jetzt mein grösster Feind geworden. — . . .

### 323

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 11. Dezember 1879.

. . . . . Mit meinen Arbeiten will ich nun nächstens abschliessen. Nicht dass ich dieselben für etwas Vollendetes hielte, sondern nur weil es mir scheint, dass dieselben einen weiteren Aufwand von Fleiss und Anstrengung nicht verdienen. Jedenfalls gedenke ich Mancherlei gelernt zu haben, das wäre doch immer die Hauptsache. Dass sich mein Sinn immer mehr auf eine möglichst vollkommene Darstellungsweise richtet, ist, glaube ich, kein übles Zeichen. Wenn ich in produktiver Hinsicht Wünsche habe, so wäre es, dass ich nun ein Staffelei-Bild mit noch viel grösserer Ruhe und unbemessenem Zeitaufwand malen möchte. Ich kann keinen anderen Weg erkennen, um der Malerei eine Existenzberechtigung zu erlangen, als dass wieder einmal ein nach vielen Seiten hin befriedigendes und in Folge dessen ein nahezu allgemeine Theilnahme erregendes Werk geschaffen werde. Leichter und natürlicher freilich würde sich diese Aufgabe gestalten, wenn es sich um die Ausschmückung eines bestimmten Raumes handelte. Doch zweifle ich, dass sich mir je eine Gelegenheit dazu bieten wird.

Was meinen Aufenthalt anbelangt, so wäre es eigentlich thöricht, wenn ich Rom aufgeben wollte; es wird sich schwerlich ein anderer Ort in der Welt finden, wo ich meine Lebensweise so meinen Absichten entsprechend einrichten könnte. Nur mit den Monaten August und September müsste ich mich in Zukunft anders einrichten; sie setzen mir eigentlich doch stark zu; vor allen Dingen verliert man viel Zeit. — . . .

Der Dichter Wilbrandt war einige Zeit hier und ich habe mich sehr gut mit ihm unterhalten; er ist doch ein feiner, liebenswürdiger und intelligenter Mensch, von dem man wünschen möchte, dass er in eine richtige Bahn gelangte. — . . .

324

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 29. Dez. 1879.

Lieber Georg!

Buon capo d'anno und herzlichsten Dank für Deine und der Deinen Glückwünsche.

Dein langes Schweigen hatte mich allerdings in einen unruhigen Zustand versetzt. Dein Brief entspricht nur zu sehr den Vorstellungen, die ich mir von Deinen Umständen machte. Und doch erscheinen mir die Uebel nicht so schlimm, da ihnen wohl mit etwas Zeit und Geduld abzuhelfen ist, während das Gute nicht zu unterschätzen ist, d. i. das Bewusstsein der eignen Fähigkeit und des eignen Werthes. Mir erscheint solches als eins der höchsten Güter, um so mehr, als es einem von Menschen nicht entrissen werden kann. Das Verhältniss zur Aussenwelt gestaltet sich ja dann auch sehr einfach; es handelt sich nur noch um die Zustimmung derer, die man selber schätzt, nothwendigerweise muss die Folge dieser die Mitwirkung sein. Von der Menschheit im Allgemeinen, diesem Conglomerat von erbärmlichen Schuften, kann man nichts anderes verlangen, als was sie von einem in Anspruch nimmt, d. i. Geld. Ich glaube, wenn man diesen Punkt mit der gehörigen Kälte behandelt, man auch nach dieser Seite reüssiren kann.

Es würde mir nicht gelingen, Dir in sentimentaler Weise meine Theilnahme auszudrücken, darum versuche ich's auch nicht; ich weiss und auch Du wirst nicht zweifeln, dass ich den Moment der Möglichkeit praktischen Eingreifens nicht versäumen werde.

Solltest Du auch wirklich Deiner Stellung im Generalstabe verlustig gehen, ich glaube, es würde sich in der Folge als ein Glück herausstellen.

In den ersten Jahren meines italien. Aufenthalts war ich in einer Stellung, um die ich von vielen beneidet wurde; ich selbst wusste aber besser, wie es damit bestellt war und wurde schliesslich *physisch* krank davon. Ein Brief von mir, der einen rapiden brüsken Bruch veranlasste, heilte mich vollständig. Derselbe Mann[1] hat mich später zuerst aufgesucht, und ich behandle ihn nur noch scherzando. Ich meine nur, wenn man den Dingen eine olympische Ruhe entgegenzusetzen versucht, so verlieren sie an Wichtigkeit und Bedeutung.

Was meine Gegenwart anbelangt: Wäre ich jünger so würde ich mich wohl erkühnen, den Gipfel menschlicher Leistungsfähigkeit zu ersteigen, auch so darf ich behaupten, dass ich unablässig bergan schreite. Noch dieses kommende Jahr will und muss ich an meine einsamen Bemühungen wenden, dann glaube ich aber auf dem Standpunkt zu sein, mich unter allen Umständen concentriren und zusammenraffen zu können, meine Welt unzerstörbar mit mir herum zu tragen. So viel von mir.

Der arme Fratello des armen Ludwig ruht nun auch unter den Cypressen bei der Pyramide des Cestius. Ich habe ihn auch den letzten Tag seines Daseins mit pflegen helfen; er dachte nicht daran, dass es ans Abschieben ginge. Für Ludwig ist das nun sehr traurig, um so mehr, als ihm der Fratello von nicht geringer Hülfe war. Auch in meinem Hause ist der alte Doctor gestorben. Trotzdem das

[1] Schack.

hart neben meinem Zimmer vorging, merkte ich's erst 2 Tage nachher. Ueberhaupt rafft der ungewöhnlich kalte, mir höchst angenehme Winter unbarmherzig Alles weg, was schon ein wenig wacklig ist.

Böcklin hatte mich zu Weihnachten nach Florenz, Dohrn nach Neapel eingeladen, doch zog ich's vor, hier zu bleiben.

Nun zum Schluss wünsche ich Dir Alles gute; namentlich, dass Dir Deine anderen Kinder mehr Freude machen, als der Taugenichts von Adolph.

Dunkelheit zwingt mich zu schliessen.

Mit den herzlichsten Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

## 325

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 30. Dez. 1879.

. . . . . Wenn die Resultate dieses Jahres immerhin sehr bescheiden sind, so muss ich doch sagen, dass ich es an Fleiss und Thätigkeit nicht habe fehlen lassen. Wenn ich noch einen Theil dieses Jahres an *nur ein Werk*[1] wende, so darf ich wohl hoffen, dass das Reinigungsgeschäft bis zu einem gewissen Grade vollendet sein wird und ich darnach auch nicht mehr die Beeinflussung äusserer Umstände zu fürchten habe. Wenn anscheinend die Resultate mit meinen grossen Bemühungen in keinem Verhältnisse stehen, so muss einen das trösten, dass doch ein leises Vorwärtsschreiten zu erkennen ist, und dieses wird noch mehr der Fall sein, wenn ein aus Erkenntniss hervorgehender Humor den Schweiss der Mühewaltung abwischen wird. Dahin ist jetzt mein ganzes Bestreben gerichtet. — . . .

Ludwig ist jetzt bald mit seinem Leonardo fertig[2]. Ich muss gestehen, dass ich mich nicht dafür interessiren kann; Leonardo schrieb seinen Trattato, weil er die Gicht in der rechten Hand hatte und nicht malen konnte; er schrieb eben das, was er nicht malen konnte. Bei Ludwig aber muss man sagen, „aber selber nie Gekonntes". Der Dünkel, dadurch der Kunst auf die Strümpfe zu helfen, ist geradezu kindisch. Ihre Beweggründe zu verstehen, ist er absolut nicht im Stande . . .

[1] Die „Hesperiden".
[2] Vgl. den Brief an Fiedler vom 12. März 1878.

## 326

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 8. Januar 1880.

. . . . . Gestern wurde ich auf nicht geringe Weise erschreckt und betrübt durch die Nachricht von Feuerbachs Tod.[1] Mag man gegen seine Leistungen einwenden, was man will, aus der Masse erhebt er sich doch immerhin in starkem Relief. Bei ihm konnte doch der Blick verweilen, als einem, der von Natur mit

[1] Feuerbach war am 4. Januar in Venedig gestorben.

der Kunst sicherlich in Beziehung stand. Ich wünsche und gönne seinen Manen von Herzen, dass die Goethe'schen Verse auf ihn angewandt werden:

Drum ehrt ihn, denn was nur halb das Leben
Ihm hat gewährt, soll ganz die Nachwelt geben[1].

Zur Erläuterung meiner letzten Briefe möchte ich noch einige Zeilen über mich und meine Werke an Sie richten. Wenn es auch unmöglich ist, dass ich selbst von meinen Leistungen befriedigt sein könnte, so weiss ich doch, dass sie einige Eigenschaften haben, die man vergeblich bei anderen suchen dürfte. Vor Allem dass dieselben ein zusammengehörendes Ganze repräsentiren und eine Basis bilden, auf der sich weiter bauen lässt. Was sie zu wünschen übrig lassen, ist nicht wenig und vielleicht sieht es Niemand klarer wie ich selbst. Darum möchte ich mich noch einmal unter den gegenwärtigen Umständen zusammenraffen, einiges Verfehlte zu vermeiden suchen u. s. w. Das neue Bild[2] soll dann in der bescheidensten Weise den unwiderruflichen Abschluss gegenwärtiger Epoche bilden. Ich werde es in den nächsten Wochen beginnen und zwar wieder mit Tempera-Farben. Ich werde mich bemühen es vor Beginn der Hitze zum Abschluss zu bringen. Dann will ich sehen was zu thun ist, um es mir möglich zu machen, den Ansprüchen, die das Leben an mich macht, gerecht zu werden. Eher kann ich nicht daran denken.

Da ich mir wohl bewusst bin, was ich ein- und zugesetzt habe, so rechne ich nicht darauf, dass mir noch ein sehr langer Zeitraum gewährt sein wird; um so grösser werden meine Anstrengungen sein. — . . .

[1] Ungenaues Zitat aus Goethes „Epilog zu Schillers Glocke". Die Zeilen lauten: So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

[2] Vielleicht „Goldenes Zeitalter I", K 457.

## 327

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 6. Februar 1880.

Lieber Fiedler!

Fast möchte ich Ihnen den Vorschlag machen, bez. Ihres Leidens es einmal mit der linken Hand zu versuchen. Ich selbst habe versucht, auf diese Weise zu zeichnen und zu schreiben, und gesehen, dass ich mit wenig Uebung mit der linken Hand ganz dasselbe leisten könnte, wie mit der rechten. Wenn Sie hierher kämen, würden Sie mich keinenfalls stören; eine kleine Unterbrechung würde mir bei meinen andauernden nicht geringen Anstrengungen eben nicht schaden. Doch sollten in einem solchen Falle vor allen Dingen nicht meine Werke eine Mitveranlassung Ihres Hierherkommens sein, da mein Gefühl mich nöthigt, denselben bis ich das Letzte daran gethan, so wenig Wichtigkeit, wie möglich, beizulegen. — . . .

Jetzt habe ich auch noch einen malenden Famulus[1]; ich will einmal versuchen, was da herauszudrücken ist. — . . .

Ab und zu erscheint Dohrn hier und bemüht sich wirklich, liebenswürdig gegen mich zu sein. — . . .

[1] Karl v. Pidoll.

### 328

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 8. Februar 1880.

Lieber Georg!

Zunächst nur eine vorläufige Antwort auf Deinen gestern Abend erhaltenen Brief. Es ist voraussichtlich das Beste, dass Du zu Deiner vollständigen Genesung [1] hierher kommst. Hoffentlich wird Dir ein italienischer Frühling Lebenskraft und Lebenslust in Kurzem wiedergeben. Was in meinen schwachen Kräften steht, daran werde ich es nicht mangeln lassen.

Leider ist in meinem Hause kein Winkel frei; die Kaserne in via Sistina ist auch besetzt, auch sind die Wohnungspreise in derselben über alle Massen hoch geschraubt. Ludwig wohnt schon seit Jahr und Tag in einer Gegend hinter der Eisenbahn, wo ich höchstens alle 2 Monate hinkomme, eigentlich nur, um zu sehen, ob meine Hülfe vonnöthen ist; mir ist es lieb, denn er hat, solange ich ihn kenne, höchstens zur Verekelung meiner Existenz beitragen können. Also den musst Du Dir in Deinen Gedanken an Rom so ziemlich aus dem Kopf schlagen.

Mir schwebt eine Wohnung am Tiber vor, die neben gesunder Lage mancherlei Vortheile hätte. Dort wohnt in der Nähe mein Gevatter Schlösser mit Familie, dann auch ein Baron Pidoll, dessen Du Dich vielleicht aus Florenz erinnerst und der eine Nichte des Obersten von Scherff geheirathet hat. Monte Pincio und Villa Borghese sind ziemlich nah, auch andere Spaziergänge. Da Du doch nicht in meinem Hause wohnen kannst, ist es ziemlich gleichgültig, ob Deine Wohnung ein paar Schritte weiter liegt, zumal ich gewohnt bin, im Laufe des Tages mindestens eine Meile Wegs zurückzulegen.

Böcklins Wohnungsadresse ist mir nicht gegenwärtig: sein Atelier, wohin ich immer schreibe, ist in — Lungo — Mugnone No. 7. Ich bitte Dich, ihn mit 2 Worten von der Stunde Deiner Ankunft in Florenz zu benachrichtigen; ich werde ihn im Uebrigen avertiren. Er würde mir die Unterlassung dieses übelnehmen; er, so wie seine ganze Familie sind mir aufrichtig ergeben.

Ob ich Deine vielfachen Leiden mitempfinde, darüber brauche ich mich wohl nicht auszulassen. Nimm es mir dagegen nicht übel, wenn ich, meiner schlechten Gewohnheit gemäss, die Stimme der Weisheit ertönen lasse. Es gehört wohl wenig Scharfblick dazu, um zu sehen, dass bei der bei weitem grösseren Mehrzahl der Menschen die Zahl der Leiden die der Freuden in diesem Dasein um ein nicht geringes überbietet. So lange man mit und unter seines Gleichen zu leben genöthigt ist, ist es unmöglich, ein ungetrübtes Glück zu erreichen. Es handelt sich also darum, dass man zu verhüten suche, wirklich unglücklich zu werden, und dazu ist, glaube ich, dem Menschen der Verstand gegeben. Je mehr man einsieht, dass es unumgänglich nothwendig ist, trotz aller Leiden und Widerwärtigkeiten den Kopf oben zu behalten, je mehr sollte man eine solche Einsicht mit dem freudigen Willen zum Kampfe unterstützen. Du kannst überzeugt sein, dass kein wohlorganisirter Mensch, wenn nicht die Ueberzeugung von Pflicht und Nothwendigkeit vorlägen, nach zurückgelegten 30 Jahren das Dasein aus freien Stücken fortführen würde. Man muss, das halte ich für das Klügste, fortwährend daran denken,

[1] Nach schwerer Lungenentzündung.

den Sieg über sich selbst zu erringen; das bleibt das schwerste und darum erleichtert es jeden anderen Kampf. Nun ist es sicher, dass körperliches Leiden momentan die Kraft und den Willen zum Leben schwächt. Und doch ist es gerade in solchen Fällen, dass der letztere sich als das kräftigste aller Heilmittel erweist, darin wird mir jeder erfahrene Arzt beistimmen.

Darum Muth, lieber Georg, und daneben die Ruhe und Vorsicht, die zur Selbsterhaltung nöthig sind; dann werden auch günstigere Winde Dein Segel schwellen. Zwischen den Zeilen wirst Du meine gute Meinung herauslesen, die nicht aus Reflexion sondern aus der Erfahrung entspringt. Denn, wenn es auch nicht so scheinen sollte, so habe ich doch auch vieles erlitten; es hat Momente gegeben, wo man für mein Leben keinen Pfifferling gegeben hätte. Und auch jetzt nach ungeheuern Anstrengungen, was habe ich errungen? Die Ueberzeugung, dass ich mich noch mehr anstrengen muss, als bisher, ohne dabei von irgend einer Illusion begleitet zu sein, ohne die Beruhigung einer Selbstbefriedigung zu finden. Und bei alle Dem so arm wie eine Kirchenmaus.

Die Wahrheit zu gestehen, ich möchte nicht, dass es anders wäre; denn den Menschen, den ich beneiden könnte, muss ich noch kennen lernen. Es wäre undankbar gegen das Schicksal, wenn ich nicht zugeben würde, auch manches zu besitzen, was mir von Menschen nicht genommen werden kann. Und wo es mir thunlich erscheint, theile ich davon mit vollen Händen mit, und manchesmal mit schönem Erfolg.

Wozu ich jetzt Dir solches schreibe, ich weiss selber nicht recht; keines Falls kann es Dir schaden.

In einigen Tagen genauere Beantwortung Deiner Fragen u. s. w.

Die herzlichsten Grüsse an Rosalien und Kinder von

Deinem treuen Bruder Hans.

## 329

*An den Bruder Georg.*

Lieber Georg!

Nun kann ich fast mit Bestimmtheit auf die Wohnung, von der ich sprach, rechnen; ich halte sie für die günstigste in jeder Beziehung. Gesunde, verhältnissmässig bequeme Lage, die unmittelbare Nachbarschaft von 2 bekannten Familien und sehr ordentliche zuverlässige Leute, die ich schon lange kenne. Auf den hiesigen Eisenbahnen wird für Kinder bis 7 Jahre die Hälfte bezahlt, jedoch in der Regel nehmen die Leute hier das nicht so genau, und ich glaube wohl, dass Du den Jungen[1] für die Hälfte durchbringen kannst.

Sei nur recht vorsichtig, damit Deine Genesung sicher fortschreiten kann und versehe Dich mit warmen Kleidern. Die Gebirge sind mit ungewöhnlich viel Schnee bedeckt, und solange das der Fall ist, kann es auch im März bei eintretender Tramontana schneidend kalt werden.

---

[1] Georg, zweiter Sohn Georgs, der die Reise mitmachte.

Im Uebrigen nimm mir meine Art, mich zu expectoriren, nicht übel; ist man genöthigt, sich seinen Pfad für sich zu suchen, so vergisst man zu sehr, sich mit den andern Menschen in gleicher Art zu halten.

Zur Vorbereitung will ich Dich mit meiner Lebensweise, von der ich nicht gut abgehen kann, bekannt machen.

Meinen Caffee nehme ich auswärts, im Corso, nahe bei Deiner zukünftigen Wohnung; dann mache ich noch ein Paar Schritte und wenn ich dann der Natur meinen unausbleiblichen Tribut bezahlt habe, nehme ich noch ein solides Frühstück ein und arbeite dann ununterbrochen bis zur Dunkelheit. Dann nehme ich erst meine Hauptmahlzeit ein.

Mein Atelier liegt zu entfernt von allen wenigstens mir convenirenden Ernährungsanstalten, als dass ich es anders machen könnte.

Für heute Addio und lasse bald etwas hören Deinen

treuen Bruder Hans.

Rom, den 10. Febr. 1880

330

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 17. März 1880.

Lieber Fiedler!

Nun will es mir doch scheinen, als ob mein Hesperidenland im Wesentlichen als Thatsache da läge. Zwar habe ich einige Dummheiten nicht gänzlich cachiren können (Rom ist eben nicht in einem Tage erbaut worden!); trotzdem glaube ich, dass eine Existenzberechtigung vorliegt. Dass ich nun auch bei einer Sache so unermüdlich bei der Stange geblieben bin, wird mir erst in der Folge von grösstem Vortheil sein. Ich habe mich selbst bis in die geheimsten Schlupfwinkel verfolgen können und habe in Folge dessen ein ziemlich klares Bild von meinen Kräften. Ich fühle, dass ich mich nun bald dem Culm derselben nähern werde. Das Hauptresümee wäre: Bescheidenheit in der Absicht, in den Mitteln und in der Ausführung. Dieses festgehalten, könnte man seine Kräfte bis zum Unglaublichen steigern und ist der einzige Weg, etwas von dauerhaftem Werth zu leisten. Noch ein anderes glaube ich errungen zu haben: dass ich nämlich äusseren Störungen immer weniger zugänglich werde, und das schreibe ich dem zu, dass die innerliche Arbeit doch zu einem ziemlichen Grade gediehen ist. Nach dieser Seite mache ich keine leichten Proben durch.

Mir würde allerdings von der grössten Wichtigkeit sein, wenn ich mich einmal wieder persönlich mit Ihnen besprechen könnte; vor allen Dingen auch, um endlich einen Plan festzustellen, um die zum weiteren Produziren absolut nöthigen Mittel erreichen zu können. Uebrigens bin ich für Sie froh, dass Sie aus dem Sau-Berlin heraus sind. — . . .

331

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 28. M. (März) 1880.

. . . . . Ich selbst werde nun schwerlich von Rom loskommen können. Mein Berliner Bruder, der nach überstandener Diphtheritis und Lungenentzündung zur Erholung nach Italien geschickt wurde, ist hier abermals von einer Nervenlähmung in den Extremitäten befallen worden; dass ich unter solchen Umständen mich nicht wohl von Rom entfernen kann, werden Sie gewiss zugestehen. Vielleicht entschliessen Sie sich doch noch, von dem nahen Florenz herüberzukommen. — . . .

332

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 15. April (ohne Jahr 1880).

. . . . . Die Besserung meines Bruders schreitet sehr langsam vorwärts und ist keine Aussicht vorhanden, dass ich während Ihres Florentiner Aufenthalts Rom verlassen kann. Auch sehe ich ein, dass für Ihr Hiersein die Umstände wenig günstig sind. Wir müssen also eine Zusammenkunft auf spätere Zeit verschieben. Wenn mich hie und da bei dergleichen Widerwärtigkeiten die Geduld verlassen möchte, so merke ich doch noch bald genug, dass dieselben auch ihre guten Seiten haben. Man bekommt über den eigenen Zustand ein freieres und schärferes Urtheil. Ehe ich meine Sachen nicht zu einem hohen Grade von Vollendung bringe, haben sie in der That für andere nur wenig Bedeutung. Vor Abschluss dieses Jahres werde ich kaum reif sein, ein Werk in diesem Sinne zu beginnen. Dass Wenige meine Ansicht darin theilen werden, kann mich nicht beirren, um so weniger, als Wenige wissen, welche Bedingungen ein wirkliches Kunstwerk erfüllen soll. An Beharrlichkeit wird's auch nicht fehlen; das Einzige, was ich beklage, ist, dass ich Ihnen so sehr zur Last fallen muss. Es ist die alte canzona, und immer habe ich noch den Ausweg nicht gefunden. Er muss aber in diesem Jahre gefunden werden, trotzdem voraussichtlich aus meiner deutschen Reise nichts werden wird.

. . . . . Ausserdem plage ich mich jetzt noch mit drei Malern[1]; dieselben haben sich so benommen, dass ich sie schliesslich nicht länger abweisen konnte. So fehlt es an Beschäftigung jeglicher Art nicht. — . . .

[1] Pidoll, zur Helle, Prell (vgl. den Brief vom 28. April).

333

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 28. April 88 (von Fiedler korrigiert: 80).

. . . . . Gestern Abend erhielt ich einen Brief von Dohrn, in welchem er mir mittheilt, dass Hermann Grimm bei ihm angefragt habe, ob ich eventuell geneigt sein würde, die Fresken für das Treppenhaus des landwirthschaftlichen

Museums[1] zu übernehmen. In diesem Fall würde Grimm mich in Vorschlag bringen. Ich habe ihm telegraphisch geantwortet, dass ich nicht abgeneigt sein würde, einen derartigen Auftrag zu übernehmen, vorausgesetzt, dass die Bedingungen acceptable wären und sich mit denen, die ich in einem solchen Falle nothwendig stellen müsste, vereinbaren liessen.

Darüber lässt sich nun weiter vor der Hand nichts sagen, ehe man nicht eines Näheren unterrichtet ist; wenn ich selbst Bedingungen stelle, ist dies nur in einem solchen Sinn, dass dieselben ein künstlerisches Resultat sicherten. Auf eine Skizzen-Concurrenz würde ich mich allerdings nicht einlassen können; weil ich eine solche überhaupt für einen Blödsinn halte. Aber das ist sicher, dass ich, wenn sich auch eine nur halbwegs günstige Gelegenheit bieten sollte, das Dreifache leisten würde, als es unter jetzigen Umständen der Fall ist. Es mag bis jetzt schon so die beste Art gewesen sein, meine Kräfte im Stillen zu üben und meine Erfahrungen nach manchen Seiten hin zu bereichern. Bleibt's jedoch so, so muss es zur Verzettelung und endlich zur Erlahmung führen. Der Hauptfeind der Kunstausübung bleibt doch immer die Speculation und auf die bleibt man doch immer angewiesen, wenn keine äussere Veranlassung zur Herstellung eines Werkes vorliegt. Den bestimmten Anforderungen von Ort und Gelegenheit lässt sich bis zu einem gewissen Grade Genüge leisten; in der alleinigen Concurrenz mit den Werken der Schöpfung muss man sich ewig als Stümper fühlen und seine eigenen Thaten verwerfen. Sie werden darin gewiss auch meiner Meinung sein, dass nur ähnliche Gelegenheiten wie obige mir es ermöglichen können, öffentlich in die Schranken zu treten.

. . . . . Meinen Malern gebe ich alle Gelegenheit, verhärtete Uebel zu verschwitzen; zwei sind Böcklin's Schüler (drum möchte ich nicht, dass B. etwas davon wüsste), Pidoll und sein Vetter[2], der dritte ein Quasi-Leipziger, ein gewisser Prell, der in Berlin einen Saal mit Fresken auszumalen hat[3]. Der gilt nun in Berlin für eine Hoffnung für „monumentale Kunst", hat aber in der That keine Ahnung gehabt. Es ist schon viel, dass er sich unter solchen Umständen zu einer Schwenkung entschlossen hat.

Da die Krankheit meines Bruders doch sehr störend in mein Leben eingegriffen hat, so möchte ich doch die nächsten Monate noch zur Arbeit benutzen. Wenn ich von Mitte August bis zur Mitte September Rom vermeiden könnte, wäre es mir lieb. In der Zwischenzeit möchte ich freilich auch noch in Ischia eine Kur für meine rheumatischen Beschwerden brauchen. — . . .

Meinen Bruder muss ich zwar noch alle Morgen elektrisiren, doch ist er auf der Besserung und kann in 14 Tagen ziemlich hergestellt sein. Es freut mich, dass Sie in Florenz gutes Wetter hatten; hier war es mittelmässig. — . . .

---

[1] Das Museum an der Invalidenstrasse in Berlin, das Baurat Tiede soeben vollendet hatte. Grimm hatte den Kultusminister Gossler veranlasst, aus seinem Dispositionsfonds die Mittel zum Freskenschmuck des Vestibüls und der gegenüberliegenden Haupttreppe zu bewilligen. Es handelte sich im wesentlichen um vier Lünetten im Vestibül und vier grosse Wandflächen an der Treppe; dazu Pfeiler, Decken usw. Es kam zunächst zu keiner Unterhandlung mit Marées (vgl. den Brief an Fiedler vom 10. Mai 1880), da dieser nicht konkurrieren wollte. Im Jahre 1882 kam er anscheinend auf die Angelegenheit zurück. Vgl. den Brief an Fiedler vom 24. September 1882 u. ff., namentlich den vom 23. Oktober 1882. Siehe Fussnote.

[2] Zur Helle.

[3] Im Architektenhaus. Vgl. den Brief an Fiedler vom 28. Juli 1882.

### 334

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 10. Mai (ohne Jahr. Von Fiedler: 80).

Vorgestern ist Dohrn hier durchgekommen; mit der betr. Angelegenheit ist es nichts[1]. Es sind schon sechs Personen zu einer Concurrenz eingeladen. Da ist nun weiter nichts zu wollen. Bei dieser Gelegenheit muss ich denn wieder das alte Lied hören: ja, wenn der Marées nur einmal etwas ausstellen wollte. Darüber muss ich lachen. Thatsächlich handelt es sich um weiter nichts, als mich in die Lage zu setzen, etwas für die Oeffentlichkeit darstellen zu können. Das soll nicht der *Beginn* meiner Laufbahn, sondern das *Ziel* derselben sein. Es handelt sich durchaus nicht darum, dass ich eine Carriere mache, sondern dass das Resultat meiner Lebensarbeit nicht gänzlich verloren gehe. Wenn es sich um mein persönliches Wohlergehen handelte, so wäre das schnell und leicht mit einem Mal hergestellt. Wenn ich mich im Ertragen geübt habe, so habe ich vielleicht errungen, noch viel Schwereres ertragen zu können. Wenn ich darüber nachsinne, wie ich mir schliesslich selber Gelegenheit verschaffen könne, so haben die Beweggründe dazu sicher nichts mit Eitelkeit oder Ehrgeiz oder materiellem Behagen zu thun.

Praktisch zu reden: ich muss mich mit meiner ganzen Persönlichkeit in's Zeug legen; ich müsste blind sein, wenn ich derselben nicht einige Wirksamkeit zutrauen sollte. Ueberzeugung, Glauben und Zuversicht reissen am Ende unfehlbar alle Menschen mit. So war es, ist es, und wird auch stets so bleiben. Zunächst wäre also dafür zu sorgen, dass unsere Zusammenkunft in Ischl wirklich zu Stande käme. Dort würde ich Sie auch mit einem jungen Mann[2] bekannt machen können, der, durch Ihre Schriften enthusiasmirt, den besten Willen hat, die empfangene Anregung im Leben zu bethätigen. Es wäre auch schon Gelegenheit da, diesem eine kleine Vorübung im Mäcenenthum zu verschaffen. Denn Volkmann sowohl wie einen von den jungen Malern muss ich für den nächsten Winter sicher stellen, damit auch in dieser Hinsicht meine Arbeit nicht vergeblich angewandt sei.

Dass Dinge in einem grossen und weittragenden Sinne betrieben werden, kann nur durch persönliches Beispiel ermöglicht werden. Wer einen prachtvollen Park auf ödem Land anlegen will, muss wohl selbst auf den Genuss undurchdringlicher Schatten in demselben verzichten. Was ist der Grund der Eile im modernen Thun und Treiben anders als eine erbärmliche Selbstsucht?

Bei unserer Zusammenkunft müsste zunächst festgestellt werden (und das ist nicht so schwer), was Noth thut. Dann kann man das, was möglich ist, versuchen, beherzigend was Shakespeare einmal sagt:

> „Denn dieses lernt' ich, bängliches Erwägen
> Sei schläfrigen Verzugs blei'rner Diener![3]

---

[1] Vgl. den Brief an Fiedler vom 28. April und den an Georg vom 18. Mai.

[2] Vielleicht ist Louis von Skene gemeint, ein vermögender Maler, Freund Pidolls. Er stand damals in einer Art Schülerverhältnis zu Marées.

[3] Aus Richard III. Akt 10, Sc. III. Im Original: „Come; I have learn'd, that fearful commenting Is leaden servitor to dull delay." In Schlegels Uebersetzung: „Komm, denn ich lernte, bängliches Erwägen sei schläfrigen Verzuges blei'rner Diener."

. . . . . Trotzdem war ich, um mich einmal wieder zu erfrischen, gestern mit meinen jungen Leuten in Veji; wenn es auch ein Paarmal gehörig heruntergoss, war es doch schön; die Vegetation von einer unglaublichen Ueppigkeit. — . . .

## 335

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 15. Mai (ohne Jahr: 1880).

Lieber Georg!

Entschuldige, dass ich erst heute Deine Postkarte beantworte. Hoffentlich wird sich Dein Zustand von Tag zu Tag gebessert haben. Allerdings kann ich mir den Aufenthalt am Meer unter jetzigen Witterungsverhältnissen nicht allzu unterhaltend vorstellen, indessen ist zu vermuthen, dass die Seeluft[1] wenigstens nicht so unheilvoll auf die Nerven wirke, als dies hier der Fall ist.

Ganz ohne Regen ist seit Deiner Abfahrt hier kein Tag vergangen. Sonst ist hier alles beim Alten. Von Berlin habe ich noch keine Nachrichten, indessen erwarte ich Dohrn in diesen Tagen.

Bruckmann habe ich ein Atelier verschafft, so habe ich noch eine neue Last zu den alten. — . . .

[1] Georg war mit seinem Sohn nach Sestri in die Nähe Genuas ans Meer gegangen.

## 336

*An den Bruder Georg.*

Lieber Georg!

Du kannst Dir denken, wie sehr es mich freuen würde, wenn sich Deine neuen Aussichten realisiren würden; denn das scheint auf der Hand zu liegen, dass eine derartige Stellung[1] die passendste und auch angenehmste für Dich sein würde. Gestern war Dohrn auch hier; mit der betr. Angelegenheit[2] ist es nichts wie ich voraussah und auch offen gestanden innerlich wünschte. Es hätte meine Pläne durchschnitten, und es mag nun sein, wie es will, bis heute war mein Instinct immer noch mein bester und zuverlässigster Leiter. So oft ich diesem nicht folgte, habe ich es bitter bereuen müssen, wenn ich mich überhaupt mit dergleichen aufhielt.

Dass indessen nichts versäumt werde, werde ich jeden Falls nach Deutschland reisen und möglicher Weise auch nach Berlin.

Im Grunde bin ich selbst doch der Einzige, der meine Angelegenheiten zu einem erträglichen Ziel führen kann; andere haben, wenn auch in bester Meinung, meinen Kohl immer nur verdorben.

[1] Georg war die Stellung als Vorstand der Bibliothek des Grossen Generalstabes in Aussicht gestellt worden.

[2] Es handelt sich um den Freskenauftrag für das landwirtschaftliche Museum. Siehe den Brief an Fiedler vom 28. April.

Ich habe Checco[1] veranlasst, Georgs Mappe nach Sestri zu spediren, hoffentlich wird sie noch rechtzeitig ankommen. Der Mai ist hier verhältnissmässig höchst erbärmlich. Gewitterregen und Scirocco wechseln fortwährend ab. Heute wollte ich zur Erfrischung eine kleine Parthie machen, musste es aber des Wetters wegen aufgeben.

Nun wünsche ich Dir, dass der Norden Deine gänzliche Herstellung befördern möge, dass die Reise gut von Statten gehe u. s. w.

Mit den herzlichsten Grüssen an Dich und den kleinen Georg

Dein treuer Bruder Hans.

Rom, den 18. Mai 1880.

[1] Georgs Wirt während des Aufenthalts in Rom. War Kellner im Café di Roma und hat Marées dort immer bedient; jetzt Besitzer eines Restaurants.

## 337

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 2. Juni 1880.

Lieber Fiedler!

Eigentlich ist es mir nicht unlieb, dass jetzt aus der Geschichte nichts geworden ist: so kann ich möglicher Weise in diesem Jahre noch mit meiner Arbeit zu Stande kommen, die genau genommen, in nichts Anderem besteht, als Das, was auch in Ihrem Bilde[1] *verfehlt* ist, ein für alle Mal zu beseitigen. Leicht ist es nicht, zumal mich Keiner, von dem ich es allenfalls hätte erwarten können, darauf aufmerksam gemacht hätte; und was die Zeit anbelangt, die ich dazu verwende, so müsste sie genau genommen, in Anbetracht der Umstände, kurz genannt werden. Am Ende werde ich dann aber so dastehen, dass ich wohl sagen kann, alles, und vielleicht mehr als meine Kräfte gestatteten, errungen zu haben; kommt dann doch nichts Ordentliches zu Stande, so ist's nicht meine Schuld.

Es freut mich sehr, dass Ihnen Volkmanns Werk[2] gefallen hat; die Broncefigur[3] wird in vieler Beziehung besser. Er theilte mir mit, dass Sie ihm geschrieben, dass Sie dieselbe vielleicht verkaufen könnten. Allerdings wäre das ein grosses Glück, denn baldige Hülfe thut ihm sehr Noth. Er benimmt sich in seinen üblen Umständen, die, glaube ich, durch seine Gutmüthigkeit und Unerfahrenheit sehr verschlimmert sind, sehr männlich.

. . . . . Mit meiner übrigen Heerde, habe ich doch meine liebe Noth; doch will ich die Hoffnung nicht aufgeben, sie wenigstens so weit zu bringen, dass sie mir auch einmal gegebenen Falles an die Hand gehen können; dies habe ich mir übrigens von vorneherein zur Bedingung gemacht; ich glaube, dass, wenn Jemand fortwährend sein Bestes hergibt, er auch eine Gegenleistung verlangen kann, um so mehr wenn sie dem Anderen gewinnbringend ist. — . . .

[1] Die „Lebensalter" (K 280).
[2] Die Herme.
[3] Der Knabe mit dem Bogen; wurde von Richard von Volkmann erworben.

338

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 12. Juni 1880.

Lieber Fiedler!

Unmöglich wird es mir noch länger, zu zögern mit dem was folgt. Einmal muss es doch gesagt sein.

Das, was ich so viele Jahre angestrebt habe, habe ich nun moraliter erreicht. Dieser Theil meiner Lebensaufgabe ist abgeschlossen.

Die letzte Tafel, die ich zum Gedächtniss dieses Abschlusses Ihnen geweiht habe, ist in wenigen Tagen vollendet. Es fehlt fast nur der Firniss und Rahmen. (Aber ziemt es sich überhaupt, dass das Kind im Prachtgewand einhergehe, während der Vater darbt?)

Das Bild ist noch einmal goldenes Zeitalter[1], 3 Männer, ein Weib und vier Putten, ziemlich lebensgross. Ich hoffe, dass Sie Vergnügen daran haben werden. Doch viel wichtiger ist, dass ich von mir behaupten darf, mich nun vollständig in der Gewalt zu haben, oder richtiger, der Sache ganz unterthan zu sein. Leichtigkeit, Kühnheit, Andacht stehen mir im gegebenen Falle zur Verfügung. Meinen von Hause aus elenden Kadaver habe ich so dressirt, dass er zu ungeheuren Leistungen fähig ist, dass weder Kälte noch Hitze ihn anfechten.

Kurz, ich bin überzeugt, dass sich der Geist eines Apelles auf mich niedergesenkt hat. Aber es ist durchaus nothwendig, dass ich nun nicht länger in der Lage bleibe, nebenbei die Philosophie eines Diogenes anzustreben. Ich glaube, ich darf, ohne zu erröthen, die Namen grosser Menschen aussprechen, denn, wenn ich auch in den Leistungen hinter ihnen zurück bleibe, so doch in den Gesinnungen u. dem guten Willen sicher nicht.

Doch um praktisch zu reden, so weiss ich ziemlich haarscharf was Noth thut. Das, was ich eben nicht habe.

Mein Plan ist der, in Deutschland mir die zunächst nothwendige Summe in Form eines Anlehens zu verschaffen, so dass ich mich einmal ein Jahr lang mit aller Breite und Fülle bewegen kann. Ich weiss, dass ich dieselbe zum Ruhm und zur Ehre meines Vaterlandes verwenden werde. Zu diesem Zwecke werde ich Alles, was mir meine Persönlichkeit gestattet, einsetzen. Erreiche ich das, so werden Sie sehen, dass es *nicht unmöglich* ist, dass auch Ihre grossen Opfer sich belohnen werden.

Erreiche ich es nicht, so bin ich auch gewappnet. Ich kann auch heute mit Stolz diesen Schauplatz verlassen. Denn wer sich täglich beim Erwachen auf die Brust schlagen muss und zu sich sagen: ertrage; wenn diesen täglich mehr Menschen umgeben, die Trost, Rath und Hülfe jeder Art von ihm erwarten und auch erhalten, der kann sich eines stolzen Gefühles nicht entheben.

Das einzige, was ich bedauern müsste, wäre, dass ich Ihnen meine Dankbarkeit nicht in der Weise ausdrücken könnte, wie ich wohl möchte. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie ganz ich Ihr grosses Verdienst um meine Existenz erkenne; aber das kann ich Ihnen sagen, dass ich es im Voraus gewusst habe, dass Sie schliesslich bei mir und mit mir ausharren würden.

---

[1] K 523.

Zum Schlusse noch, es ist mir wohl bewusst, wie seltsam dergleichen Sendschreiben im alltäglichen Leben sich ausnehmen, aber ich kann es nicht ändern.

Nehmen Sie mir's nicht übel und grüssen Ihre Frau auf's Herzlichste von

Ihrem treuen

Hans v. Marées.

339

*An den Bruder Georg.*

Lieber Georg!

Entschuldige, dass ich Deinen Brief erst heute beantworte. Ich habe in der letzten Zeit tagtäglich über 10 Stunden gearbeitet und in Folge dessen war ich sehr schreibefaul. Dafür habe ich aber ein ziemlich grosses Bild[1] in kurzer Zeit zusammengebracht und bin mir überhaupt in der Folge so klar geworden, dass, wenn ich mir die dazu nöthigen Mittel, die freilich nicht gering sind, verschaffen kann, ich jeden Falls Ungewöhnliches, quantitativ, wie qualitativ leisten kann.

Zu diesem und keinem andern Zweck will ich denn auch, sobald, wie möglich (2 kleine Bilder[2] will ich noch vorher malen) nach Deutschland reisen, ob und wann ich Berlin berühren werde, kann ich jetzt noch nicht wissen; aber es wird doch so kommen.

Es thut mir überhaupt einmal etwas Zerstreuung Noth.

Deine Nachrichten sind allerdings nicht sehr erfreulich, doch Geduld und es wird sich alles zum besten wenden.

Hier ist sonst alles beim Alten, d. h. Pidoll und Schlösser sind in Deutschland. Letzterer ist ohne etwas davon mitzutheilen, so abgeschoben; ich vermisse ihn nicht. Mit meinen übrigen Jünglingen habe ich nach allen Richtungen hin zu helfen; da bringt man denn immer noch mehr zu Wege, als für die eigene Person.

Lala[3] bekam kurz nach Deiner Abreise das Scharlachfieber und war in Lebensgefahr.

Bei Bruckmanns scheint die Angelegenheit auch vor der Hand in's Geleise zu kommen, und er gibt sich nun wirklich Mühe, ein ordentlicher Bildhauer zu werden, wozu er schon das Zeug hätte.

Das Wetter war bisher kühl und feucht, dabei aber doch erdrückender Scirocco. Ich wundre mich, wie ich das bei meiner grossen Thätigkeit aushalte.

Ein Beweis dafür, was für ein Gewohnheitsthier der Mensch ist, dass ich mich oft, wenn ich müde und hungrig zum Falcone wankte, plötzlich im Vicolo del vantaggio[4] befand, was für meine Beine keine erfreuliche Wahrnehmung war.

Hoffentlich geht es mit Deiner Gesundheit fortdauernd besser; im Uebrigen „coraggio!" wie Checco zu sagen pflegte.


---

[1] K 523.

[2] Eins von ihnen wird der kleine Hl. Georg K 506 (F) gewesen sein. Siehe den Brief vom 3. Juli an Fiedler.

[3] Die Schwester Checcos. Vgl. Fussnote 1 auf Seite 208 des Briefes 336.

[4] Auf dem Wege zur damaligen Wohnung Georgs, wo M. jeden Abend den kleinen Georg regelmässig zum Abendessen abholte, während dessen Vater gelähmt darniederlag.


STAMM-TAFEL
des in Deutschland lebenden Geschlechtes derer
von Marées
in seinem Mannesstamme.
neue katholische Linie derer von Marées.
ältere evangelische Linie derer von Marées.
jüngere preussische Linie derer von Marées.
Zweig aus der anhaltinischen Linie.
XXVII. Georg Adolf, geb. 18. 1. 1890 zu Brendemühl-Pom., katholisch.
Fritz Adolf, geb. 11. 5. 1901, zu Neustettin, evangelisch.
XXVI. Adolf Friedrich, geb. 28. 3. 1864 zu Cöln, Gutsbesitzer auf Senseln, O.Pr. Begründer der neuen katholischen Linie.
26. Georg Balduin, geb. 1. 3. 1870 zu Cöln, Volkswirth u. Kaufmann zu Halle, evangelisch.
Johannes Joseph, geb. 24. 3. 1876 zu Berlin, Kaufmann in Valparaiso, evangelisch.
26. Conrad (gen. Cuno) Adolf Balduin, geb. 6. 4. 1885, Kgl. preuss. Leutnant, Hannover.
Friedrich Wilhelm, geb. 22. 8. 1886, Bergbaubeflissener, Berlin.
Adolf Georg, geb. 16. 12. 1887, Kunstschüler, Karlsruhe.
25. Georg David, geb. 27. 9. 1834 zu Düsseldorf, Kgl. preuss. Oberstlt., bekannt als Militair- u. Volksschriftsteller, gest. 1. 11. 1888 zu Berlin.
Friedrich Carl, geb. 5. 4. 1836 zu Elberfeld, Seefahrer, gest. 1875 auf dem mittelländischen Meer.
Johann Hans Reinhard, geb. 24. 12. 1837 zu Elberfeld, Maler, gest. 5. 7. 1887 zu Rom.
Balduin Ludwig, geb. 3. 3. 1847 zu Elberfeld, Kaufmann, gest. 21. 2. 1888 zu Düsseldorf.
24. Friedrich Ludwig Adolf von Marées, geb. 17. 2. 1801, Kgl. preuss. Kammerpräsident, bekannt als Politiker u. Dichter, gest. zu Koblenz 14. 3. 1874.
27. Karl Friedrich Diedrich Walther, geb. 26. 10. 1899 zu Gumbinnen.
Hans Joachim Heinrich, geb. 27. 8. 1901 zu Berlin.
26. Karl Friedrich Adalbert Walther, geb. 27. 9. 1869 zu Adlich Skirbs, O.Pr., Kgl. preuss. Hauptmann, Berlin, Hervorragender Topograph, gest. 26. 3. 1908.
26. Friedrich, geb. 14. 11. 1863 zu Deutz, Kgl. preuss. Landrat, Namslau.
Felix, geb. 12. 2. 1867 zu Deutz, Landwirt in den Vereinigten Staaten.
25. Karl Friedrich Wilhelm Emil, geb. 4. 8. 1833 zu Kutkehmen, O.Pr., Kgl. preuss. Oberfischmeister, gest. 21. 11. 1887 zu Genslack.
Ferdinand, gest. als Kind.
Friedrich Erdmann, geb. 14. 6. 1839 zu Kutkehmen, O.Pr. Kgl. preuss. Rittmeister, gest. an Verwundung vor dem Feinde 24. 1. 1871.
Georg, geb. 25. 5. 1841 zu Genslack, gest. 19. 12. 1889.
Reinhold, geb. 17. 6. 1847 zu Genslack, gest. 5. 6. 1871.
24. Karl Friedrich Heinrich von Marées, geb. 17. 6. 1802 zu Dessau, herzogl. dessauisch. Amtsrat, Rittergutsbesitzer auf Genslack-Ostpreussen, gest. 30. 3. 1881 zu Genslack.
Karl Friedrich Wilhelm Ferdinand von Marées, geb. 7. 6. 1804, gest. 1860 zu Berlin.
erloschen.
26. Alexander, geb. 26. 2. 1869, gest. 16. 8. 1892.
Gustav, gest. als Kind.
26. Hans, geb. 2. 8. 1874 zu Zerbst. Kaufmann in Philadelphia.
Karl Adolf (Ado) Fritz, geb. 25. 11. 1877 zu Coblenz Kgl. preuss. Oberleutnant, Zerbst.
Johann Conrad, geb. 20. 2. 1878 zu Coblenz, Oberleutnant in der Kais. Schutztruppe für Ost-Afrika.
25. Gustav Karl Alexander, geb. 20. 1. 1834, Kgl. preuss. Oberstleutnant, gest. 9. 10. 1890.
24. Karl Gustav Alexander von Marées, geb. 18. 2. 1806, Kammerherr und herzogl. dessauisch. Forstmeister, gest. 4. 2. 1871.
deutsche Linie derer de Marées.
Wilhelm de M., geb. 12. 12. 1746, Gelehrter in Göttingen
Otto Ludwig de M., geb. 30. 10. 1748, Herzgl. dessauisch. Cabinetsrat, gest. 6. 4. 1833.
Leopold de M., geb. 4. 1. 1756, gest. als Kind.
Leopold Lebrecht de M., geb. 28. 6. 1759, gest. als Kind.
Johann Friedrich de M., geb. 26. 8. 1761, Prediger in Dessau, gest. 10. 1. 1832.
23. Karl Wilhelm de Marées (von Marées), geb. 16. 9. 1765, herzogl. dessauisch. Kammerpräsident, wird 1826 in den erbl. Adelsstand des Herzogtums Anhalt-Dessau erhoben, gest. 23. 9. 1845 zu Dessau.
Jakob Ludwig de M., geb. 11. 10. 1766, gest. als Kind.
Franz Wilhelm de M., geb. 6. 3. 1770, gest. als Kind.
Wilhelm Ludwig de M., geb. 14. 2. 1820, Pastor in Bernburg, gest. 9. 6. 1897.
Heinrich Ludwig de M., geb. 20. 11. 1773, Seminarinspektor zu Dessau, gest. 12. 2. 1825.
22. Simon Ludwig Eberhard de M., geb. 1. 12. 1717 zu Dessau, daselbst Hofprediger und Superintendent, bekannt als Dichter u. orthodoxer Schriftsteller; war zweimal vermählt, besaß 23 Kinder, gest. 17. 10. 1802 zu Dessau; ein älterer Bruder ohne Nachkommen gest.
schwedische Linie derer de M. (Maré).
Simon de M.
Samuel de M., gest. 25. 6. 1774.
21. Abraham de Marées, geb. 2. 6. 1685 zu Girmö in Schweden, Consistorialrat u. Hofprediger zu Dessau, 1734 Begründer des anhaltinischen Zweiges der Familie, gest. 4. 8. 1760 zu Dessau.
XXI. Georg de M., geb. 1697 zu Stockholm, Maler in München, Kurfürstl. bayrisch. Rat. Begründer der älteren katholischen bayrischen Linie, die in der nächsten Generation wieder erloschen.
jüngere holländische Linien derer de M.
Samuel de M., geb. um 1643 zu Amsterdam.
Ludwig de M., geb. um 1645 zu Amsterdam Prediger in Stooten, gest. 1710 zu Amsterdam.
Simon de M., Kaufherr zu Bremen.
20. Johann de M., Intendant der Eisenbergwerke zu Osterby und Girmö in Schweden, Begründer des schwedischen Zweiges der Familie, gest. zu Osterby um 1700.
Eberhard de M., Oberhoffiscal zu Berlin.
19. Simon de M., geb. um 1605 zu Wesel, Begründer der grönländischen Compagnie in Bremen, gest. schiffbrüchig auf der Weser.
18. Samuel de M., geb. 1575 zu Wesel, gest. 16. 9. 1623 zu Amsterdam.
17. Simon de Marées, wohnte 1575 zu Wesel, floh vor Alba aus den Niederlanden, Begründer des deutschen Zweiges der Familie; ein älterer Bruder ohne Nachkommen gest.
16. Hans de M.
15. Jean de M. geb. 1518, gest. 1603 zu Amsterdam.
14. Jacques de M.
13. Jean de M., Schöff von Cambray, viermal vermählt, dessen 13 Kinder sich in Cambray, Valenciennes, Douay u. anderen Städten der Niederlande niederlassen, u. deren Nachkommen heute in verschiedenen Linien (älteren) in Holland leben.
12. Jean de M.
alte katholische Linie.
XIII. Bauduin de M., Graf von Eire, gest. 1548.
XII. Bauduin de M., Herr von Beugnes.
XI. Bauduin de M., Herr von Montigny und Eire, 1458 und ein jüngerer Bruder →
Reinauld de Marees (Marez), Schöff von Cambray, wahrscheinlich als erster der Familie aus der katholischen Kirche ausgetreten.
X. Hugues de M., Herr von Montigny, Eire, Bodival und Farbus, gest. 1429, ein älterer Bruder Bauduin ohne männliche Nachkommen gest.
IX. Bauduin de M., Herr von Ech und Remes, gest. 1395; ein älterer Bruder ohne männliche Nachkommen 1367 gest.
VIII. Bauduin de M., Herr von Ech im Hennegau, gest. 1335.
VII. Bauduin de M., Herr von Hurlebise, gest. 1331.
VI. Guillaume de M., Herr von Loyës, Villers etc. ein älterer Bruder Bauduin ohne männliche Nachkommen 1287 gest.
V. Bauduin de M., Herr von Gorrik, Villers, Loyës, Cherraux, Hurlebise und Coutelaine bei Cambray, Testament von 1268.
IV. Bauduin de M., gefallen 1239 in einem Gefecht in Palästina.
III. Bauduin de M., von den Sarazenen aus Palästina vertrieben, kehrt nach Marees und Mauvois bei Cambray zurück, Testament von 1190, zwei ältere Brüder ohne Nachkommen in Palästina gefallen.
II. Bauduin de M., Graf von Prosas, gefallen in einem Gefecht bei Edessa in Palästina 1145.
I. Bauduin de Marees, (Maretz, Marez, Marais) sogenannt nach einem Gut bei Cambray, gest. 1096 auf einem Turnier zu Auchin.
die Familie de Bousies.
Jean Baron de Bousies.
Jean de Bousies, Erbbaron in der Grafschaft Cambray.
Anmerkung:
Die Angaben über die lebenden Familienmitglieder beziehen sich auf den zeitlichen Stand vom 1. März 1909.
Gezeichnet von Richard Tuchtenhagen, Kartograph Waidmannslust bei Berlin.



Pausinger, Volkmann, Dr. Widmer[1] (dessen Vater gestorben ist), Checco, Augusto[2] u. s. w. lassen Dich nebst Georg grüssen, die meinigen schliessen sich an, an alle die Deinigen.

Dein treuer Bruder Hans.

Rom, den 16. Juni 1880.

[1] Georgs Arzt in Rom.
[2] Der Kellner im Falcone, der Marées dort seit Jahren bediente.

**339a**

*Antwort von Konrad Fiedler auf den Brief vom 12. Juni.*

Crostewitz, den 16. Juni 1880.

Lieber Marées!

Es ist schwer, auf Ihren Brief zu antworten, namentlich für mich, der ich schon immer der Ansicht gewesen bin, dass sich Ihnen eine Gelegenheit bieten müsse, das, was Sie sich in mühevoller Laufbahn errungen haben, auf die höchste Probe zu stellen, und der ich doch immer wieder an der Möglichkeit einer solchen Gelegenheit habe verzweifeln müssen. Ich verstehe Ihre gehobene Stimmung im Bewusstsein eines vollendeten Werkes und im Gefühl einer errungenen Kraft. Ich verstehe das gebieterische Bedürfniss, den Bann zu sprengen, in dem allerlei Hemmungen die Production gefesselt hatten; aber ich würde mir sehr unaufrichtig vorkommen, wenn ich mit Ihnen an die Möglichkeit glaubte, dass diess auf einmal geschehen könne. Es ist nicht nur die innere Befreiung, die nur das Resultat eines langen Prozesses sein kann; auch die äussere Befreiung ist nur langsam, nur allmählig möglich. Wie ich meinen Antheil an Ihrer Existenz immer verstanden habe, wissen Sie; ich habe niemals unternehmen können, den Ansprüchen einer produktiven Natur an das Leben für mich allein Genüge thun zu wollen; was ich thun konnte, war nur, die Zeit der inneren und äusseren Kämpfe zu erleichtern; dass mir der Gedanke ganz fern liegt, darauf Ansprüche irgend welcher Art zu gründen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Wie Ihre Pläne für die nächste Zukunft sind, kann ich nicht beurtheilen, da Sie dieselben nur andeuten. Wie dieselben aber auch sein mögen, so lassen Sie vom Gelingen oder Misslingen nicht Alles abhängen. Haben Sie den Kampf gegen sich selbst glücklich durchgefochten, so verlangen Sie auch im Kampfe gegen die Welt nicht einen unbedingten, raschen Sieg.

Genug für heute. Ihr Brief hat mich aufgeregt; er gibt mir viel zu denken, da er manches enthält, wozu mir der Schlüssel fehlt.

Ihr treuer C. F.

**340**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 21. Juni 1880.

Lieber Fiedler!

Da, wie Sie sich denken können, betr. Angelegenheit mich Tag und Nacht beschäftigt, so antworte ich Ihnen umgehend. Wenn es mir in einem Brief nicht

gelingt, Alles klar zu legen, so wird diess vielleicht in mehreren möglich sein; auf alle Fälle würde für eine eventuelle Zusammenkunft das Terrain einigermassen gelichtet sein.

Wenn man an einer von aussen sich bietenden Gelegenheit verzweifeln muss, so ist es gewiss nicht unrichtig, und jeden Falls Zeitersparniss, wenn man zunächst überhaupt auf eine solche verzichtet. Den Staat also bei Seite.

Selbst unserem Herrgott sagt man nach, dass um den Menschen zu schaffen, er sich eines Erdenkloses bediente. Dass *ein* Privatmann Letzteren beschaffe, ist nicht möglich, unter keinen Umständen zu verlangen. Sollte es aber thatsächlich unmöglich sein, dass sich mehrere Gleichgesinnte fänden, die sich zu einem gemeinschaftlichen, nicht übergrossen Opfer, um nicht zu sagen Risico, entschliessen könnten? Fast mit Sicherheit, da ich Sie immer als den Ersten betrachten muss, könnte ich sagen, dass der Zweite gefunden wäre; dann handelte es sich um den Dritten.

Bei einer unausgesetzten Uebung und Thätigkeit habe ich nicht nur meinen inneren Menschen in Betracht genommen, sondern auch die mechanischen Hülfsmittel u. s. w. einer genauen Erwägung unterzogen. Ferner habe ich oft und vielmals überdacht, in welcher Weise man einem weiteren Kreise einen Begriff und Anschauung von dem, was man thut und anstrebt, verschaffen könne. Ich gestehe, es handelt sich abermals um ein Experiment. Von der höchsten und reinsten Leistung musste man abstehen und zufrieden sein, wenn man den Weg zu einer solchen erkennen würde.

Also praktisch: diese drei Männer müssten sich zu einem jährlichen Beitrag von ungefähr 1500 Thalern entschliessen; ich müsste also auf ein Jahr lang über den Credit der Gesammtsumme disponiren können. Ich würde der gewissenhafte Verwalter dieses Kapitales sein. Vier andere Hände, die nichts eifriger wünschen und wollen, würden zu meiner Disposition stehen, so dass dem Einfluss momentaner immerhin möglicher Hinderungen einigermassen vorgebeugt wäre. Das Resultat dieses Jahres, und ohne ein solches würde es nicht sein, würde der Oeffentlichkeit und dem Markte überantwortet werden. Ueber das Weitere und die Folgen lässt sich freilich jetzt noch nichts sagen.

Zu einem solchen Unternehmen — der Plan ist schon alt — habe ich mich Jahrelang vorbereitet, nicht nur mich, auch andere. Angenommen, dass die Möglichkeit vorläge, angenommen, dass die Sache nicht ganz hoffnungslos wäre, so wäre die Frage aufzuwerfen, ob ich überhaupt ein solches Vertrauen verdiene. Dass ich mir selbst Ausserordentliches zutraue, dazu liegen manche Gründe vor, die ich Ihnen gegenüber kaum zu erwähnen brauche. Wer zur That schreiten will, darf auch das Wort Zweifel in seinen Gedanken nicht aufkommen lassen.

Liegt der Antrieb in einem persönlichen Vortheil? Nein; sondern vielmehr in dem Gefühl, schliesslich nichts versäumt zu haben, um die eigenen Anlagen, Gesinnungen, Ueberzeugungen und Erfahrungen in einem allgemeinen Sinne zu verwenden. Ich habe mir immer eingebildet und bin überzeugt davon, dass unsere Bestrebungen und Bemühungen darin Hand in Hand gehen. Darum kann und werde ich auch nichts ohne Sie unternehmen.

Was nun meine gehobene Stimmung anbelangt, so ist dieselbe keine zufällige, keine momentane; den grösseren Theil meines Lebens befinde ich mich in einer

solchen; und wenn ich dieselbe ab und zu verlauten lasse, mich quasi blosstelle, so bereue ich es doch nicht. Dadurch lege ich mir einen moralischen Zwang auf, in meinen Anstrengungen nicht nachzulassen, mir selbst gegenüber ein strenger Richter zu bleiben. Das ausgesprochene Wort muss auf die Handlungsweise eines Mannes bestimmend wirken.

Allerdings sintemalen ich nichts Anderes besitze, setze ich mein Leben ein; ich habe das stets gethan; nur dadurch habe ich manchen Streich des Schicksals parirt; nur dadurch kann ich mich schliesslich zum kühnsten Wagen emporschwingen. Nach dem was ich durchgemacht, darf ich nicht dulden, dass dasselbe versumpfe. Darüber mögen die Ansichten verschieden sein, doch versichere ich, dass ich bei der meinigen beharren werde. Wenn ich nun, zum Schlusse für heute, bedenke, wie oft ich Sie in Ihrem Behagen beeinträchtigte, so denke ich doch, dass Sie Das eigentlich nicht kränken darf; ich suche mich dadurch zu revanchiren, dass ich die Nachsicht, die Sie an mir üben, anderen angedeihen lasse. Davon haben Sie freilich nichts. — . . .

Hierbei noch: Volkmanns Statuette wird meiner Ansicht nach reizend und wird in kurzem fertig sein.

Mit den herzlichsten Grüssen an Sie und Frau

Ihr tr.

Hans v. Marées.

**341**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Juli 1880.

Lieber Fiedler!

Es mag wohl sein, dass ich etwas hart gegen Sie vorgegangen bin. Um einiges Licht in das Dunkel zu werfen, dazu mag vielleicht Folgendes dienen.

Ich muss etwas ausholen.

Als ich Florenz verliess, als Mensch tief gekränkt, als Künstler schwer beleidigt, ging vieles in mir vor. Nach langem Kampf war das Bild, welches Sie besitzen[1], das Resultat meiner Selbstüberwindung. Als ich damals, meiner Kraft gewahr werdend, in der Freude meines Herzens, in dem Bewusstsein eines doppelten Sieges, *Ihnen* dieses Bild zum Hochzeitsangebinde bestimmte, und Sie dann nicht nach dem nahen Rom kamen, mögen Sie sich denken, wie mir zu Muthe war. Das ist der wahrhaftige Grund, warum ich es nie vollenden konnte. Dass dasselbe Bild über die Schwelle von San Francesco wandern sollte, hat mir sehr seltsame Gedanken erregt. Dass ein Künstler das Werk eines andern Lebenden zu seinem Vergnügen benutzt, ohne nur ein Wort gegen denselben verlauten zu lassen, steht wohl einzig da[2].

Ein Wort von Ihnen jedoch machte mich froher Hoffnung voll: Sie schrieben mir, dass aus betr. Bilde man die Hoffnung schöpfen dürfe, dass auch heut zu Tage das Beste geleistet werden könne. Denn, dachte ich mir, wenn ein Mann, der die

[1] Die „Lebensalter".

[2] Hildebrand hatte, ohne zu vermuten, dass dies Marées fatal sein könnte, die „Lebensalter" versuchsweise kopiert. Ueber diese Auffassung von Marées s. Bd. I.

weittragende Bedeutung der bildenden Kunst anerkennt und dieselbe lehrt, diese Ueberzeugung ausspricht, so wird sein Interesse über das Persönliche hinaus sich zum Sachlichen erheben. In der That erwartete ich, dass irgend etwas zu der Verbesserung meiner Lage geschehen würde.

Und ich bin nicht müssig gewesen in der Zeit. Wenige Minuten der letzten Jahre sind verloren gegangen, und trotz den Umständen meine Kräfte in stetem Wachsen begriffen.

Als Sie, zum Unglück meines Hesperidenlandes, dieses Mal wieder nicht nach Rom kamen, verlor ich fast alle Hoffnung. Abermals raffte ich mich zusammen und überzeugte mich, dass meine Kraft nicht von anderen Menschen abhängt. Um das Resultat zu *retten*, habe ich es Ihnen zugedacht. Nebenbei ist mein Bestreben, meinen höchsten Ruhm in der Erkenntlichkeit zu suchen, nicht aus Marotte, sondern aus innerlichstem Bedürfniss. Weil ich Sie aber für meinen Freund halte, so möchte ich wohl, dass Sie mich auch als den Ihrigen behandeln. Trotzdem ich arm bin, kann ich doch besorgt für Sie sein, das dürfen Sie mir nicht übel nehmen. Sie haben sich durch Ihre ausgesprochenen Gesinnungen einen so rühmlichen Namen bei den Besten erworben, dass Sie denselben als Muster dienen. Bedenken Sie das wohl.

Die Antwort auf Ihren letzten Brief habe ich in einer Erlegung des Drachen niedergelegt: ein Miniaturbild, aber ich glaube, kein schlechtes[1]. Kurz: Eines steht fest, Menschen können mich nicht mehr aus meinem Standpunkt herausdrängen. Klar und unerschrocken sehe ich der Zukunft entgegen. Wenn ich auch selber darüber zu Grunde gehe, ohne einige wohlthätige Spuren wird meine Existenz nicht bleiben.

In Ihren Unglauben an die Menschen kann ich durchaus nicht einstimmen; der Versuch ist noch nicht gemacht worden; ich sage Ihnen ein ganz anderes Resultat voraus. Freilich muss ich nun betteln gehen, um zu einem solchen Versuch zu gelangen; das, hoffte ich, würden Sie mir ersparen. Aus wahrhafter Liebe zu meiner Kunst unterwerfe ich mich dieser Erniedrigung, voll Vertrauen darauf, auch aus dieser Prüfung siegreich hervorzugehen.

Feige, das glauben Sie mir, werde ich mich nicht aus dem Kampf zurückziehen. Und weil die Zeit drängt, denn die meinige wird sehr bald abgelaufen sein, will ich noch schnell an's Werk gehen.

Lachen muss ich doch, wenn ich denke, welche tragische Rolle man mir im Leben zugedacht hat, der ich dabei von Lebenslust, innerer Kraft und Heiterkeit übersprudle. Ich wünschte Ihnen, der Sie es doch haben könnten, dass Sie einmal von der Freudigkeit und dem Kehrmichnichtdran, die eine feste Ueberzeugung gewähren, so ganz erfüllt würden. Ich glaube, Sie irren, wenn Sie mir jegliche Welt- und Menschenkenntniss absprechen; sicher kenne ich mich bis zu einem gewissen Grade selbst, und Selbstkenntniss ist die Grundlage aller anderen Kenntnisse.

Sollte mir im Zornesmuth auch ein Wort entschlüpfen, das beleidigt, so sollen Sie es doch nicht zu genau nehmen. Thun Sie jedoch, was Sie wollen; ich werde thun was ich kann und sicher nicht aufhören, Ihr erkenntlicher Freund zu bleiben. Leben Sie wohl und grüssen Ihre Frau von

Ihrem treuen Hans v. Marées.

[1] Der kleine St. Georg K 506.

### 341a

*Antwort von Konrad Fiedler.*

Crostewitz, den 9. Juli 1880.

Abgedruckt in Band I.

### 341b

*Konrad Fiedler an Hans v. Marées.*

Crostewitz, 11. Juli 1880.

Lieber Marées!

Meinem vorgestrigen Briefe lasse ich heute einige Zeilen folgen; auf das, was ich Ihnen geschrieben habe, will ich nicht zurückkommen; es ist ganz unnütz über das noch weitere Worte zu verlieren, was nun einmal nicht mehr zu ändern ist. Ich beschränke mich daher auf einige Bemerkungen, die den Theil unserer Beziehungen betreffen, der bestehen bleibt; hier muss völlige Klarheit herrschen. Ich kann die regelmässige Summe von jährlich 4800 Mark nicht erhöhen und muss es Ihnen überlassen, auf Grund dieser sicheren Einnahme, Ihre Existenz allmälig so zu gestalten, dass dieselbe Ihren Ansprüchen auf Unbeschränktheit und Selbstständigkeit genügt. Etwas anderes ist es, wenn es sich um ein bestimmtes, genau in's Auge genommenes Unternehmen handelt, zu dem Sie einer aussergewöhnlichen grösseren Beihülfe bedürfen. Die allgemeinen Andeutungen, die Sie in Ihrem Briefe vom 21. Juni über ein solches machten, liessen mich von Ihrer Seite genauere Mittheilungen erwarten und regten auf meiner Seite das Nachdenken darüber an, ob und wie es mir möglich sein könnte, Ihnen die Mittel zu verschaffen. Da ich es immer vermeide, Zusagen zu machen, von denen ich nicht ganz genau weiss, dass ich dieselben halten kann, so verhindert mich auch gerade jetzt ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen, eine bestimmte Verpflichtung zu übernehmen. Doch werde ich mit der Zeit Bestimmteres sagen können und ich erwarte auch von Ihnen genauere Angaben über Ihre Absichten. Ich bitte Sie aber dringend, die ganze Angelegenheit rein sachlich zu behandeln, da dies die einzige Form des Verkehrs ist, auf die ich eingehen kann. Ihr C. F.

### 342

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 15. Juli 1880.

Lieber Fiedler!

Die Klarheit in unserem jetzigen Verhältniss ist leicht hergestellt. Die Hauptsache, worum es sich handelte, darf als erreicht betrachtet werden: ein sicherer Grund und Boden. Und so sind Ihre Pflichten in dieser gemeinschaftlichen Arbeit als erfüllt zu betrachten. Den meinigen gegen Sie und mich unterziehe ich mich mit Freudigkeit; wenn auch spät, so werde ich dieselben doch erfüllen.

Und so, als freier Mann, spreche ich doch noch mit Zuversicht es aus, dass der Tag kommen wird, an dem Sie die Hand eines wohlmeinenden Mannes drücken werden, der sich nennt

Hans von Marées.

### 342a

*Antwort von Konrad Fiedler.*

Crostewitz, den 22. Juli 1880.

Lieber Marées!

So abschliessend Ihr letzter Brief lautet, so ist es mir doch, nun ich ruhiger geworden bin, ganz unmöglich, es einfach dabei bewenden zu lassen. Was Sie hat veranlassen können mir jenen früheren Brief zu schreiben, weiss ich nicht; was Sie mir damit angethan haben, darauf will ich nicht zurückkommen. Nun aber lassen Sie uns wie Männer handeln, die neue Sachlage in's Auge fassen und überlegen, was zu thun ist. Wenn Sie sagen, dass meine Pflichten in der gemeinschaftlichen Arbeit als erfüllt zu betrachten seien, so kann ich darauf nur erwidern, dass ich die Pflicht, die ich mir selbst gegenüber übernommen habe, erst in dem Momente als erfüllt betrachten werde, in dem ich die Gewissheit habe, dass Sie der äusseren Sorgen des Lebens überhoben sind, dass die Resultate eines inneren Strebens Ihnen auch eine äusserliche Unabhängigkeit gesichert haben. Das nun verlange ich von Ihnen, dass Sie mich diese Pflicht ruhig weiter erfüllen lassen und dass Sie dabei nicht ausser Acht lassen, dass ich für die dauernde Erfüllung dieser Pflicht nur dann einstehen kann, wenn ich sie einigermassen in Uebereinstimmung mit dem Maasse der Ansprüche halte, dem ich überhaupt genügen kann. Wenn ich mir nun auf der anderen Seite selbst gesagt habe, dass Sie gerade jetzt an einem entscheidenden Punkte Ihrer Thätigkeit und Ihres Lebens stehen, so habe ich auch begriffen, dass es Ihnen jetzt besonders wünschenswerth sein müsste, eine etwas freiere Bewegung zu haben, und es hat mich dies um so mehr beschäftigen müssen, als es mir jetzt allerdings nicht wohl möglich ist, grössere Verpflichtungen zu übernehmen: doch wiederhole ich, was ich in meinem letzten Briefe schrieb, dass ich die Sache keineswegs ausser Augen lasse. Ihr C. F.

### 343

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 28. Juli 1880.

Lieber Fiedler!

Es freut mich, dass Sie trotz des Vorhergegangenen beharren wollen; es kann den Glauben an die Güte der Sache nur stärken.

Die nun einmal erfolgte Eruption, durch keinerlei äussere Umstände veranlasst, hätte nur vermieden werden können, wenn ich ein anderer wäre, als ich bin, oder aber ich wäre nutzlos darauf gegangen. Die Folgen werden den momentan angerichteten Schaden vergessen machen.

Der Entschluss, das Licht auf den Scheffel stellen zu wollen, vor aller Welt die eigene Ueberzeugung enthüllen, erklären und verfechten zu wollen, ist in Anbetracht der Zeitumstände, kein so ganz leichter. Die Ausführung desselben fordert einen Mann, der einen unbedingten Glauben an seine Sache hat und sich derselben vollständig unterzuordnen versteht. Ob ich derselbe bin, kann nur die Zukunft sagen. Genug, dass ich dem Triebe folge, der nicht ganz grundlos sein kann.

Ich habe einleitende Schritte gethan, um auch Andere in das Interesse zu ziehen, d. h. ich habe mir ganz ergebene Personen zunächst damit beauftragt. Mit klarstem Bewusstsein nahm ich grosse Verantwortungen auf mich, nicht leicht-

sinniger Weise. Ohne dieses ist nie etwas auf der Welt erreicht worden. Sobald ich selbst Näheres weiss, werde ich Ihnen Bericht abstatten; eine moralische Unterstützung von Ihrer Seite in dieser Angelegenheit würde mir vor allen Dingen als wünschenswerth erscheinen.

Lassen Sie es sich für heute mit diesen Andeutungen genügen. Habe ich auch ohne Sie begonnen, so soll doch ohne Sie nichts vollführt werden.

Und nun noch Eines, unsern persönlichen Verkehr betreffend: ich muss mich frei und unverkümmert geben können; wenn ich etwas von Kraft in mir fühle, so beruht sie darauf; im andern Falle bin ich gelähmt und mein Inneres verschlackt und dann bin ich nicht mehr Herr über gewaltsame Ausbrüche.

Ihr tr. Hans v. Marées.

**344**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 19. September 1880.

Lieber Fiedler!

Da dieser Tage Ihr Geburtstag sein muss, da ich mich für einen wahrhaftigen Freund erachte und solcher zweifellos bis zum Ende verbleibe, so übersende ich Ihnen hiermit meine Glückwünsche.

Ihr treuer H. R. v. Marées.

**345**

*An den Bruder Georg.*

Lieber Georg!

So hat mich doch ganz gegen meine Absicht Dein Geburtstag überschlichen, ehe ich zum Schreiben gekommen bin. Vor allen Dingen also die besten Glückwünsche, und dass sich Deine Angelegenheiten in der von Dir gewünschten Weise abwickeln mögen, so wie dies denn auch hoffentlich nicht wenig dazu beitragen wird, Deine Gesundheit vollständig herzustellen.

Auch ich habe in dieser Zeit manchen harten Kampf durchgemacht, wobei ich allerdings, meiner alten Gewohnheit getreu, der agressive Theil gewesen bin; oder wenigstens den Angriffen auf mich zuvorgekommen bin. Und so bin ich überzeugt, dass ich meine Sache siegreich zu Ende führen werde[1].

Wie ich mir das vorgenommen hatte, habe ich auch in meiner künstlerischen Laufbahn mit der Probirepoche abgeschlossen und nun fange ich erst an, das unerschöpfliche Material, was ich gesammelt habe, zu übersehen und zu ordnen. Im Laufe des Sommers habe ich zu vielen Werken, die alle grundverschieden sind und zugleich allgemein bekannte Gegenstände behandeln, die Entwürfe verfertigt und alle anderen Vorbereitungen getroffen. Freilich habe ich, seit Du Rom verlassen hast, auch nicht einen Tag der Erholung gehabt, befinde mich jedoch im Grunde nicht übler, als nach dem vorigen Sommer. Von den jungen Leuten waren nur Volk. und Bruckmann in Rom. Pidolls haben indessen ein gesundes Töchterchen

[1]) Es handelt sich um die Beziehung zu Fiedler. Daraus geht hervor, dass Marées (infolge des Einmengens dritter) einen „Angriff" erwartete. Vgl. das Postskriptum des Briefes an Fiedler vom 24. Dezember 1881 und Fiedlers Antwort vom 30. desselben Monats.

bekommen. Pidoll und Pausinger werden von nun an ganz für mich und in meinem Atelier arbeiten, wovon sie wohl mehr Vortheil haben werden, wie ich; doch werden sie mir auch vieles erleichtern. Auf diese beiden so wie auch auf Volkmann kann man sich unbedingt verlassen.

So müssen also Alle, die mir wohlwollen, noch ein halbes Jahr Geduld mit mir haben, während dessen muss ich tagtäglich mit der höchsten Anspannung arbeiten. Aber dann werde ich einmal ruhen dürfen, werde vielleicht auch anderen zu etwas nütze sein. Also noch einmal meine besten Wünsche für Dein Wohlergehen und die herzlichsten Grüsse an die Deinen von

Deinem treuen Bruder Hans

Rom, den 27. September 1880.

**346**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 26. Dez. 1880.

Lieber Fiedler!

Das Jahr geht seinem Abschluss entgegen und ich kann Ihnen gegen eigenes Vermuthen auch mittheilen, dass einer der Bildercomplexe, die ich im Sommer behufs der Erfüllung meiner Pflichten entworfen hatte, auch in wenigen Tagen abgeschlossen sein wird. Es war mir dies nur mit der höchsten Anspannung aller Kräfte möglich, zugleich musste ich jeden Nebengedanken fernhalten, um die Heiterkeit des Geistes, die ein solches Werk verlangt, zu erhalten. Es sind drei Bilder, die ich nenne, Paris und Merkur, die drei Frauen, die Entführung der Helena[1]. Diese Bilder sind von einem von mir verfertigten Rahmen eingefasst, auf dessen Basis sich sechs lebensgrosse Putten[2] befinden. Das Ganze nimmt einen Raum von 3½ Meter Höhe und 5½ Meter Länge ein, doch kann Alles auseinander genommen werden. Es ist auf Tafeln mit Tempera-Farben gemalt. Sobald es mir möglich ist, werde ich die nöthigen Schritte thun, um es auf den Markt zu bringen. Es lag in meinem Projekt, es mit anderen Bildern, die entworfen, vorbereitet und zum Theil aufgezeichnet sind, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Diese kann ich, wenn meine physischen Kräfte mich nicht verlassen, in 4—5 Monaten fertig haben und sind folgende Gegenstände:

Drei Reiterbilder als Complex, St. Georg, St. Martin, St. Hubertus[3].

Eine Amazonenschlacht[4] in mässiger Grösse mit einem Raub der Sabinerinnen[5] als Predella und endlich die keusche Susanna[6] und Loth und seine Töchter[7].

Von dem, was allenfalls aus diesen Bildern erlöst wird, kommt nach meiner Bestimmung ein Drittheil auf Sie; dieses scheint mir Recht und Billigkeit zu sein und ich werde dafür sorgen, dass das auch aufrecht erhalten werde, wenn mich ein accidente treffen sollte.

Zum Schluss wünsche ich Ihnen Glück zum Neuen Jahre.

Ihr treuer H. R. von Marées.

---

[1] Das Dreiflügelbild „Paris-Urteil", im Besitz der Nationalgalerie, gegenwärtig nicht ausgestellt, K 567—569.

[2] Die Putten befinden sich im Besitz Volkmanns, K 570. Der Rahmen wurde von Volkmann zerstört.

[3] K 587, 588, 589. [4] K 580. [5] K 581. [6] K 583. [7] K 582.

### 347

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 29. Dezember 1880.

Lieber Georg!

Herzlichsten Dank für Brief und Glückwunsch. Hoffentlich wird das neue Jahr die Erfüllung Deiner Wünsche und Bedürfnisse mit sich bringen. Niemand wünscht das mehr wie ich.

Wenn Du mir denn durchaus ein Buch schicken willst, lieber Georg, so scheint mir doch das Nächstliegende zu sein, dass Du mir das Buch schicken möchtest, welches unter Deinem Namen herausgekommen ist[1]. So habe ich wenigstens von Frau von Pidoll erfahren.

Ich muss mich schämen, so lange kein Weihnachtsangebinde gesandt zu haben, aber es ging wahrhaftig nicht. Seit Deiner Abreise von hier bin ich in unausgesetzter, ja ich kann sagen, sich steigernder Thätigkeit geblieben und ich hoffe, die vorgenommene grosse Arbeit in 4—5 Monaten glücklich und vollständig zu Ende zu führen. Freilich bin ich dann des Abends sehr caput und muss während dieser Zeit um Nachsicht mit meiner wenigen und schlechten Briefstellerei bitten.

Von unseren gemeinschaftlichen jungen Bekannten kann ich nur mit der grössten Anerkennung sprechen. Sie überbieten sich in Eifer und Aufmerksamkeit und Dienstwilligkeit gegen mich. P. ist freilich ausgeschlossen; doch zeigt er auch in seiner Art den besten Willen und fängt auch langsam an, zu erkennen, dass es sich um etwas handelt.

Bei Pidolls habe ich den Weihnachtsabend zugebracht.

Bruckmanns sind wieder in Florenz; von ihnen und von Ritter Böcklin wurde ich auf herzlichste Weise eingeladen, die Feste in Florenz zu verbringen; doch leider konnte ich nicht.

Alle Bekannten erkundigen sich fleissig nach Dir und nach Giorgio[2]; nach letzterem aber vor allem der alte Orsini[3]. Hoffentlich hast Du die Festtage vergnügt zugebracht und wahrscheinlich auch die Deinen.

Verzeihe meine wenigen schlechten Zeilen, lieber Georg.

Zum Schluss noch ein herzliches kräftiges Prosit-Neujahr für Dich und Deine Familie von

Deinem treuen Bruder Hans.

[1] Militärklassiker.
[2] Georgs Sohn Georg.
[3] Italienischer Oberst, ständiger Gast im Falcone.

### 348

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 19. März 1881.

Lieber Fiedler!

Herzlichsten Dank für Ihren Brief, sowie für Ihre Bemühungen, betreffs meiner Angelegenheiten. Ihrethalben würde ich wünschen, dass Letztere in gar keiner Weise nöthig gewesen wären.

Ich für meine Person kann den Sachen, wie sie einmal stehen, keinen Einhalt mehr thun, es mag nun daraus erfolgen, was will. Reichen meine Kräfte aus, ist es gut; ist das nicht der Fall, so ist nichts verschlimmert, sondern irgendwie ein Nutzen wird doch daraus entspringen. Weil es sich in der That um etwas mehr, als die Wohlfahrt meiner Person handelt, glaube ich auch mehr leisten zu können, als ich mir selber zugetraut habe. Ich habe 20 Jahre lang einem Ziel unverdrossen entgegengestrebt und ziemlich genau gewusst, was ich dabei einsetzte, drum will ich auch jetzt, wo der Anfang zu einer Erfüllung herannaht, die Geduld nicht verlieren.

Uebrigens will es mich mitunter bedünken, dass eine Existenz wie die meinige in denen, die ihr einigermassen nahe stehen, nur Beruhigung und schliesslich Freude erregen könnte.

Bei 5 anderen Bildern ist der anstrengendere Theil der Arbeit nun auch gethan[1]; die ersten Drei[2] habe ich um kein kleines weiter gebracht und so liegt es nicht ausser dem Bereich der Möglichkeit, dass Ende Juli Alles vollendet ist. Dann werde ich freilich auch ziemlich fertig sein. Bei solchen in jeder Weise grossen Anstrengungen, muss ich um Nachsicht mit dem, was ich schreibe, bitten; denn schon seit Jahren komme ich nur in einem Zustand grösster Müdigkeit dazu, Briefe schreiben zu können.

Ich überlasse mich der Ueberzeugung, dass Sie am Ende die Motive aller meiner Handlungen richtig erkennen werden, sowie ich mich des Glaubens nicht entschlagen kann, dass aus meinem Thun auch einiges zur Erhöhung Ihres Behagens hervorgehen werde.

Ihr treuer H. R. v. Marées.

[1] Wahrscheinlich die im Brief vom 26. Dezember 1880 erwähnten drei Reiterbilder, Amazonenschlacht und Predella (Raub der Sabinerinnen).

[2] Wahrscheinlich das in demselben Brief erwähnte Dreiflügelbild „Paris-Urteil".

**349**

*An Konrad Fiedler.*

*(Nicht abgesandtes Fragment.)*

Rom, den 17. August. (Ohne Jahr. Wahrscheinlich 1881.[1])

Herzlichsten Dank für Ihren letzten Brief. Sie werden den meinigen erhalten haben und daraus ersehen, dass mich der Sommer doch etwas in einer vielleicht zu stürmischen Thätigkeit gezügelt hat. Und das hat auch sein Gutes. Wenn es schwer ist bei der sich immer mehr verbreitenden Begriffsverwirrung einen klaren Aussichtspunkt zu erringen, so ist es nicht leichter, sich denselben zu erhalten. Die Gefahr, in Virtuosen- oder gar Dilettantenthum zu verfallen, lauert tagtäglich auf den ausübenden Künstler. Wenn ich mich nicht täusche, so liegt die Ursache von einem *bleibenden* Eindruck von Menschenprodukten in der Abwesenheit von jeglicher Zufälligkeit. Wenn man auch der zufälligen Anregung, sowie dem momen-

[1] Das Fragment fand sich nach Marées' Tode unter seinen Papieren. Die Zahl 17 ist nicht ganz leserlich; es könnte auch 12. August heissen, auch das Jahr steht nicht mit vollkommener Sicherheit fest.

tanen Einfall ihre Berechtigung nicht versagen kann, so kann man dieselben doch nicht den Menschen als eine Sache darbieten. Jedenfalls dürfen dieselben nicht den Grund bilden, auf dem das Gebäude erbaut werden soll, sondern man muss lernen, sie als Hülfsmittel beim Bau zu verwenden.

Dieses und ähnliche Betrachtungen sind meine eigentliche *Arbeit.* Blosses Herumfingeriren wenn auch mit auf Reminiscenzen basirter Speculation verbunden, kommt mir wie ein überflüssiges Handwerk oder unschädlicher unter Umständen ergötzlicher Müssiggang vor. Wenn mich persönlich übrigens etwas freut und stärkt, so ist es, dass Sie, wie ich freilich von vorneherein vorausgesehen habe, das Gute meiner Bemühungen herausgesehen haben.

Auch darf ich nicht undankbar sein gegen das Land, in dem ich lebe. Ich glaube doch, dass es fast an jedem anderen Ort schwerer fallen dürfte, sich einen so freien, weiten Horizont zu erringen und zu erhalten.

**350**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 17. Sept. 1881.

Lieber Fiedler!

Wer sich bewusst ist, tagtäglich das Rechte, Gute, Wahre, so weit er es erkennt vor Augen zu haben und darnach zu handeln, kann sich wohl darüber wegsetzen, wie Menschen sein Thun und Lassen deuteln.

Diesen Präambel schicke ich voraus, um Ihnen auch in diesem Jahre wie immer aufrichtig Glück zu wünschen zu Ihrem Geburtstag.

Ihr treuer Marées.

**351**

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 25. September 1881.

Lieber Georg!

Freilich kann ich nicht wissen, ob Du noch zu den Lebenden gehörst, oder nicht, doch hoffe ich Ersteres wird der Fall sein. Dass Du nun dieses Dasein möglichst heiter, gesund in sich immer verbessernden Umständen und auf's Erspriesslichste fortführen mögst, wünscht bei der Gelegenheit Deines herannahenden Geburtstages von ganzem Herzen

Dein treuer Bruder Hans.

**352**

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 18. Nov. (ohne Jahr: 1881).

Lieber Georg!

Entschuldige vielmals, dass ich bis jetzt meine Antwort auf Deinen letzten Brief aufgeschoben habe. Dieser Brief war übrigens der erste, den ich seit vorigem

Weihnachten von Dir erhalten. Damals vermuthete ich Deine Versetzung und erst dürch die Köln. Zeitung wurde ich vom Gegentheil unterrichtet.

Ich lebe und webe so in meiner Arbeit, dass ich allerdings zu allem andern unfähig bin. Trotzdem Fleiss, Eifer, Thätigkeit und Klarheit in stetem Zunehmen begriffen sind, so kann ich die allerdings grosse Aufgabe bis vor den Anfang nächsten Frühjahrs unmöglich bewältigen. Werde ich aber von den Umständen nicht zu sehr gehindert, so hinterlasse ich dann immerhin ein Vermächtniss, das mir nicht zur Schande gereichen wird, und aus dem Allen, die auf mich zu rechnen haben, sicherlich einiger Nutzen entspringen wird. Trotzdem ich mit allen möglichen und nicht geringen und gewöhnlichen Hindernissen zu kämpfen habe, so bin ich doch frohen Muthes und freien, heitern Geistes. Und so bemühe ich mich denn auch jeden Tag, das grosse Glück, welches mir die Schickung zugetheilt hat, zu verdienen und davon nach Kräften andern mitzutheilen. — . . .

Die alten Falcone-Ritter erkundigen sich stets nach Dir und Giorgio.

Volkmann ist gegenwärtig in Leipzig. Pidoll ist ohne Frau hier und Pausinger wird in diesem Monat in das Joch der heiligen Ehe treten und zwar mit einer Italienerin, einem armen Mädchen vom Lande, die hübsch, ordentlich, aber sehr klein ist.

P. wird wohl noch in Berlin sein; er ist wirklich ein sehr guter Mensch (aber trotz seiner Dicke ein sehr sehr schwankendes Rohr). Uebrigens wünschte ich, dass er meinen Ruhm weniger ausposaunt hätte; so was kann nur schaden.

Scherffs lassen mir gar keine Ruhe, ich soll mich durchaus im nächsten Sommer bei ihnen erholen; wenn die guten Leute nur wüssten, dass meine Arbeit zugleich meine grösste Erholung ist. Im letzten Sommer habe ich mich 3 Tage erholt und die sind mir sehr schlecht bekommen. Ich war mit Böcklin in Orvieto. So, das ist das längste Schriftstück, das ich seit Jahr und Tag losgelassen habe und so will ich auch schliessen.

Zum Schluss wünsche ich Dir noch, dass sich Deine Gesundheit immer mehr verbessern möge und Du in Folge dessen dann ungebeugten Geistes durch dieses kurze Dasein schreiten mögest.

Mit den herzlichsten Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

### 353

*An Artur Volkmann.*

7. Dez. (ohne Jahr: 1881).

Lieber Volkmann!

Im Ganzen hat mich der Inhalt Ihres Briefes nicht überrascht. Warum sollte es gerade in Leipzig anders sein als anderer Orten? Es handelt sich ja doch wohl vorzugsweise darum, das Glück zu versuchen, und wenn der Versuch auch nicht nach Wunsch ausfällt, so ist damit doch auch eine Pflicht erfüllt. Mir ist es immer als eine Unmöglichkeit erschienen, dass andere das Ziel, das einem selber vorschwebt, erkennen könnten, selbst kaum dann, wenn es wirklich erreicht ist.

Die Hauptaufgabe und allerdings auch die grösste Schwierigkeit bleibt immerhin, sein Ziel unter allen Umständen im Auge zu behalten, und die Bemühung, sich demselben zu nähern, bleibt sicher die belohnendste aller Anstrengungen, denn man darf dann hoffen, dass der letzte Tag des Daseins auch der schönste sei. Und weiss man das, so kann man nicht anders, als freudig und getrost seines Weges weiterschreiten.

Mir scheint, dass die meisten Menschen ihre Wünsche mit ihrem Ziel verwechseln und da sie natürlich dieselben sehr früh aufgeben müssen, so glauben sie auch nicht, dass andere klüger sein könnten.

Ich meine, unsere sicherste Stütze müssen wir in uns selbst und unserem unveränderlich guten Willen suchen. Alles, was uns von aussen dazu kommt, bleibt immer nur ein ungewisses, zufälliges Gut. U. s. w.

Nebenbei will ich nur noch bemerken, dass ich ein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen habe, und dass ich überzeugt bin, dass Sie Ihre Sache zu einem guten Ende führen. Lassen Sie sich nur von den Plagen der Gegenwart den Humor nicht verscheuchen.

Hier ist alles beim Alten. Mit den Jünglingen habe ich es so eingerichtet, dass sie mich möglichst wenig stören, und das war nothwendig.

Dass Pausinger in das Joch der heiligen Ehe getreten, werden Sie schon wissen.

In der Hoffnung, Sie möglichst bald und gesund wieder hier zu sehen, für heute

Ihr tr. Hans v. Marées.

**353a**

*Konrad Fiedler an Marées.*

München, 20. Dez. 1881.

Lieber Mareés!

Zuweilen denke ich mich in frühere Zeiten zurück und dann regt sich in mir das Bedürfniss, Ihnen zu schreiben; dann aber tritt mir wieder die Erinnerung an Ihre Briefe in den Weg, aus denen ich nichts anderes ersehe, als ein entsetzliches Missverständniss meiner ganzen Natur; noch Ihr letzter Brief[1] verschärfte diesen Eindruck, und ich habe leider das Gefühl, dass ich Ihnen nichts schreiben könnte, wovon ich sicher wäre, dass es auf Sie wirkte, wie es gemeint ist. Oft genug habe ich darüber nachgedacht, wie ich unser gegenseitiges Verhältniss von dieser drückenden Last befreien könnte; aber ich bekenne, dass ich rathlos bin, so lange ich mich nicht von dem Bewusstsein losmachen kann, dass meine Aeusserungen und Handlungen einer falschen Auffassung und Deutung bei Ihnen unterliegen. Ich kann nichts Anderes thun, als Ihnen versichern, dass ich dies als ein wahres Verhängniss betrachte.

Meine Wünsche für Sie, für Ihr Wohl und für Ihre Thätigkeit bleiben immer dieselben und was soll ich Ihnen mehr zu Ihrem Geburtstage sagen.

Ihr C. F.

[1] Anscheinend ist dies der Brief vom 17. September.

354

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 24. Dez. 1881.

Lieber Fiedler!

Wie gerne möchte ich das Wort finden, welches den Druck, der auf unserem Verhältniss zu einander lastet, lösen sollte. Ich erkenne wohl, dass es nicht räthlich ist, so etwas der Zeit allein zu überlassen; auch bin ich nicht gewohnt, den Schwierigkeiten auszuweichen, sondern, stellen sie sich dar, so sehe ich auch die Nothwendigkeit und Verpflichtung ein, dieselben zu überwinden.

Ich bin weitentfernt davon, meine Handlungsweise immer für die richtige zu halten, im Gegentheil erkenne ich sehr deutlich, wie es in der Menschennatur tief eingewurzelt ist, von einem Irrthum zum andern zu schreiten, und wenn mein Dasein nicht ganz werth- und nutzlos vorübergeht, so beruht das allein auf dieser Einsicht. Dieselbe leitet mich auch bei der Beurtheilung des ausser mir Liegenden, seien es Menschen oder Sachen. Wenn es Ihnen zur Beruhigung dienen kann, so stehe ich nicht an, Ihnen zu erklären, dass Sie stets bis auf den heutigen Tag in meinen Augen in beträchtlichem Abstand von den Andern gestanden haben. Ich spreche das wohl aus, will damit aber kein Gewicht auf mein Urtheil legen; wohl aber mögen Sie daraus ersehen, welche Bedeutung die Beurtheilung meiner eigenen Person von Ihrer Seite für mich haben muss. Das Urtheil über mein künstlerisches Gebahren wird sich mit der Zeit jedenfalls abklären; dessen bedarf ich zu einem gedeihlichen Dasein ganz und gar nicht; fehlt mir aber jegliche Zustimmung zu meinem moralischen Verhalten, so höre ich zum Mindesten auf, ein Individuum zu sein. Wenn mir in vergangenen Zeiten ein freudiges Aufopfern dessen, was den Meisten die Hauptsache im Leben ist, zu einer inneren Genugthuung gereichte, so muss ich mich jetzt bemühen, um nicht in elende Misanthropie zu verfallen. Doch dazu wird es wohl unter keinen Umständen kommen, denn es ist etwas in mir, was mich immer und immer wieder über jeden traurigen Zustand erhebt. Und dieses Etwas ist nichts anderes, als meine unmittelbare Beziehung zum Reiche der Erscheinung, wenn auch nicht ein Verstehen, so doch ein fortwährendes Fühlen und Ahnen des Göttlichen, oder wie man es nennen will, in der Schöpfung. Darum kann ich auch, und wenn die ganze Welt den Kopf dazu schüttelt, still und geduldig meinen Weg gehen und es dünkt mir wohl der Mühe werth zu sein, dass auch einmal Einer sein ganzes, volles Dasein diesem Nachgehen hingebe. Die Gunst oder Ungunst der Zeiten kommt dann gar nicht mehr in Betracht; die endliche Errungenschaft wird von nicht abzusehender Wirkung sein, nicht von geräuschvoller, sondern positiver. Mit einem Wort, ich sehe ein endliches Ziel, mag es nun nahe oder fern sein, das gilt ganz gleich; es handelt sich zunächst nicht darum, es zu erreichen, sondern sich ihm zu nähern; ja es genügt schon, den ernstlichen Willen zu haben, sich demselben zuzuwenden.

Da wo die Natur am nachdrücklichsten wirkt, tritt sie bei näherer Untersuchung äusserst bescheiden auf (die Natur ist immer bescheiden: Hamlet) und doch geht sie auch beim kleinsten Dinge mit voller ganzer Kraft zu Werke.

Wer den Sinn dieser beiden Dinge erkennt, der wird mich auch richtig beurtheilen und wohl einsehen, wie aufrichtig ich mich bemühe, in jeder Weise den Andeutungen, die mir die Natur gibt, zu folgen.

Ich bin kein Schriftsteller, ich kann nur eben im Moment kleine Bruchstücke meiner Gedanken erwischen und die nicht so ohne Weiteres formuliren, und was hätte das Alles mit unserem gegenseitigen Missverstehen zu thun? Ich kann schliesslich auch nichts anderes sagen, als was mir von Herzen kommt und kann meine Worte nicht vorsichtig auf die Wagschale legen. Wenn ich auch hie und da wirklich einmal dem scharfen Contrast des äusseren Daseins mit meinem inneren Streben erliege, so muss man doch sehen, wie mein guter Wille unzerstörbar bleibt. Ist es auch durchaus nothwendig, dass ich mich mit einer harten Kruste umhülle, so bin ich desshalb doch von wahrer, kräftiger Theilnahme erfüllt.

Ich sehe es wohl ein, dass ich gerade denjenigen, die ich werthschätze, nicht immer zum bequemsten bin. Ich gelte für einen aggressiven Menschen; wenn man jedoch meine inneren Narben sähe, so würde man zugestehen müssen, dass ich mich auch zu enthalten weiss.

Um zum Schluss zu kommen, so ist es keine Frage, dass ein gegenseitiges Vertrauen unsererseits für uns selber, wie für die Sache nur heilvoll und erspriesslich sein kann; und darum schicke ich dieses Geschreibsel, wie es da ist, an Sie ab, indem ich für Ihre Zeilen danke und bitte, Ihre Frau von mir zu grüssen.

Ihr tr. Hans v. Marées.

Postscriptum: Ich sehe auch ein, dass Obiges zu nichts Weiterem führen kann; das einzige Mittel, um auf einen erspriesslichen, förderlichen Standpunkt zu gelangen, ist, wenn Sie mir Gelegenheit geben, meine Gedanken nach und nach in geordneter Weise zu entwickeln. Ich habe vielfach nach vielfachen Seiten hin nachgedacht, überlegt u. s. w.; ich müsste es selbst bedauern, wenn es verschlossen in mir mit mir zur Grube getragen werden sollte; nur der ausgesprochene Gedanken kann sich vollständig klären, reifen und schliesslich wirken. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich vorhersage, dass es sich nicht etwa bloss um eine Fach- und Liebhaberangelegenheit handle, sondern um eine wahrhaft menschliche. Ich habe in Wahrheit kein Bestreben mich hervorzuthun, aber das vorhandene Kapital zu erhalten und wo möglich mit Wucher zu hinterlassen, halte ich für Pflicht. Es ist das freilich nicht so leicht, um so mehr als mit dem jetzt Geltenden und Herrschenden in keiner Weise zu rechnen ist, ja das blosse Darandenken schon als absolut verlorene Zeit zu betrachten ist. Der tieferen Einsicht werde ich mich unbedingt beugen, denn ich kann mir nichts erfreuenderes und beruhigenderes denken, als einer solchen zu begegnen. Leider stösst man fast allenthalben nur auf Trivialitäten, worauf nur zu antworten man sich schämen muss.

Der kleine Kreis von jungen Leuten, der mich umgibt, ist mir zwar gänzlich ergeben und voll guten Willens, doch habe ich nichts anderes davon, als einen unverhältnissmässigen Aufwand von Mühe und Geduld von meiner Seite, und ich will zufrieden sein, wenn nach immer wiederholten Erklären, Antreiben, Reiben und Wetzen endlich ein Fünklein heraussprüht.

Wenn ich noch einen letzten schnellen Blick auf die Vergangenheit werfe, so stellt sich heraus, dass sich Unberufene eingemengt haben; das kommt nicht wieder vor; dafür habe ich schon längst gesorgt.

Entschuldigen Sie die Schmiererei, ich kann mich nicht entschliessen, es noch einmal zu schreiben, und aufschieben will ich dieses Mal auch nicht. Ihr tr. M.

### 354a

*Antwort von Konrad Fiedler.*

München, 30. Dez. 1881.

Lieber Marées!

Ich wüsste nichts Besseres in das neue Jahr mit hinüber zu nehmen, als das Bewusstsein, dass die Trübungen, die zwischen uns liegen, dem Lichte gegenseitiger Offenheit und gegenseitigen Vertrauens endlich weichen mussten; ich will daher die Antwort auf Ihren Brief nicht bis nach dem Jahreswechsel verschieben; ist er ja doch der Beginn einfacher sachlicher Aussprache, und insofern hat er befreiend auf mich gewirkt. Um zur nöthigen Klarheit zu gelangen, müsste freilich noch Vieles ausgesprochen werden und den eigentlich wichtigen Inhalt Ihres Briefes werde ich heute wohl noch kaum berühren können. Zunächst also nur etwas Persönliches; so oft ich mich gequält habe, eine Erklärung für den mir so überraschend schmerzlichen Ausbruch einer Verstimmung gegen mich zu finden, habe ich mich nicht von dem Gedanken losmachen können, dass etwas fremdes mir unbekanntes zwischen uns getreten sein müsse; nun sprechen Sie am Ende Ihres Briefes bei einem Rückblick auf die Vergangenheit von der Einmengung Unberufener. Am Anfang Ihres Briefes aber, wo Sie dem eigentlich Ausdruck geben, was Ihnen verletzend und kränkend gewesen ist, deuten Sie an, dass Ihre künstlerische Thätigkeit eine falsche Beurtheilung, Ihr moralisches Verhalten eine Verurtheilung durch mich erfahren habe. Ich kann mir nicht anders denken, als dass eben hier irgend eine Einmengung Unberufener eine Rolle gespielt hat und wenn dies der Fall ist, so bitte ich Sie um Alles in der Welt, mir auch dies offen zu sagen, denn es ist nichts peinlicher, als das dunkle Gefühl einer Macht gegenüber zu stehen, die man nicht kennt. Auch fristen solche Mächte ihr Dasein nur, so lange sie im Dunkeln sind; sobald sie an's Tageslicht gezogen werden, zerrinnen sie von selbst. Und wir vor Allem wollen nichts Fremdes zwischen uns dulden und das wir uns sein oder nicht sein können, nur dem verdanken, was wir sind, nicht dem trüben Spiegelbilde, welches trübe Seelen vielleicht von unserem Thun und Reden erhalten.

Was meine Beurtheilung Ihres künstlerischen Thuns anlangt, so hat sich dieselbe niemals geändert; ich habe stets so hohen Werth nicht nur auf das gelegt, was Sie erstreben, sondern auf das, was Sie leisten, dass ich weder mir noch irgend Jemand das Recht eingeräumt habe, andere Anforderungen an Ihre künstlerische Thätigkeit um unsertwillen zu stellen; für diejenigen, die Ihnen nahe zu kommen vermögen, ist Ihre künstlerische Persönlichkeit, so wie sie ist, epochemachend, und dieser höchste Werth einer Leistung, der sich im empfangenden Individuum realisirt, ist gänzlich unabhängig von der allgemeinen Bedeutung, die eine Leistung durch Eigenschaften und äussere Umstände erlangt, welche der Leistung zwar eine breitere Wirkung sichern, ihrem inneren Werthe aber wenig oder nichts beifügen. Wenn ich gehofft und gewünscht habe, dass Ihre Leistungen sich nach und nach zu enier Gestalt entwickeln möchten, in der sie in einer so vielfach verwirrten und künstlerisch verkommenen Oeffentlichkeit diejenigen Elemente an sich zu ziehen und auf sich zu vereinigen vermöchten, die zur Klarheit und Gesundung fähig sind, so konnte das nur aus der Einsicht entspringen, dass Sie selbst zu der Wirkung, zu dem Erfolge Ihrer entsagenden Thätigkeit anders stehen mussten als wir anderen; wir empfangen von dem Einzelnen etwas, was uns keine Allgemeinheit geben kann.

Ihnen kann nur die Allgemeinheit geben, was jeder wirkende Mensch bedarf und was ein Einzelner zu geben ausser Stande ist. Mit Bekümmerniss sehe ich Sie unter dem Missverhältniss leiden, welches zwischen der Bedeutung und der Energie Ihres Thuns und der Wirkung besteht, die Ihr Thun auf Ihre Zeit ausübt; dieses Missverhältniss würde ja niemals ohne *Rest* aufgehen, aber ein allmäliger Ausgleich wäre doch möglich und damit wäre die Aussicht vorhanden, dass Sie selbst äusserlich und innerlich glücklicher und zufriedener würden. Ich kann nicht leugnen, dass während der langen Zeit unserer Beziehungen meine Erwartungen und Hoffnungen oft erregt und oft getäuscht worden sind, aber so wenig ich die Zuversicht aufgebe, so wenig kann der Umstand, ob Sie dem Ringen mit sich selbst den Kampf mit der Oeffentlichkeit, mit der Welt folgen lassen oder nicht, von irgend welchem Einfluss auf den Werth, die Bedeutung sein, die Ihre künstlerische Thätigkeit für mich hat.

Grösseren Werth aber legen Sie auf mein Verhältniss zu Ihrer moralischen Persönlichkeit: aber auch dieses Verhältniss hat keinerlei Aenderung erfahren; würden wir uns jemals so nahe gekommen sein, wenn wir uns nicht gegenseitige Achtung abgenöthigt hätten; ich mag darüber keine Worte verlieren, denn solche Beziehungen hängen zu eng mit der Empfindung zusammen, als dass sie nicht durch Worte nur eine Trübung erfahren könnten; eins muss ich zur Aufklärung aber doch berühren; niemals werden zwei Menschen, die sich nahe stehen, nicht Elemente in der Complication ihrer Individualitäten haben, die sich gegenseitig abstossen oder von denen das eine auf das andere einen Druck ausübt, es beschränkt; das liegt in der menschlichen Natur; in mir werden für Sie so gut solche Elemente liegen, wie in Ihnen für mich; ich bin mir schon in einer sehr frühen Zeit unserer Beziehungen darüber klar gewesen, dass mir gewisse Seiten Ihrer Natur fremd, ja zuweilen unverständlich würden bleiben müssen; ich kann nicht leugnen, dass ich unter diesen Seiten oft gelitten habe, dass sie mich ungeduldig, vielleicht manchmal unleidlich gemacht haben; aber was konnte das im Grunde sagen gegen die grosse Uebereinstimmung, auf der unsere Beziehung beruhte; auch wäre ich ja nicht immer wieder darüber hinweggekommen, wenn nicht diese unvermeidlichen Unvereinbarkeiten doch nur eine geringfügige Rolle in meinem Verhältniss zu Ihnen gespielt hätten. Und jetzt wo aus diesen unvereinbaren Elementen unserer Naturen Missverständniss, Zerwürfniss, Kränkung hervorgegangen ist, warum anders erscheint mir der Gedanke an eine wirkliche dauernde Trennung unerträglich, als weil alle jene Dinge im Grunde doch nicht in's Gewicht fallen und mit meiner Meinung von Ihrer moralischen Persönlichkeit nicht zusammenhängen. Soviel für heute, da ich den Brief nicht verzögern und nicht mit in's neue Jahr hinübernehmen will; es sind gewiss immer nur Bruchstücke, die wir uns schreiben können, aber wenn wir nur fortfahren mit solchen Bruchstücken, so wird am Ende doch ein Ganzes daraus; wenigstens ist noch nichts, was uns als Ganzes erscheint, für den Urheber anders als aus Bruchstücken entstanden. — . . .

**355**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 31. Dec. 1881.

Empfangsbestätigung.

### 356

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 1. Januar 1882.

Lieber Fiedler!

Die Besorgniss, durch meine Feder immer und immer wieder statt der gewünschten Beruhigung nur neue Missverständnisse hervorzurufen, sowie zu gleicher Zeit das innerste Bedürfniss das zwischen uns nothwendige Vertrauen wieder herzustellen und womöglich zu befestigen, lässt mich doch wieder zu dem für mich bisher so unglücklichen, aber leider einzigem Hülfsmittel, die Feder, schreiten und hoffe ich auch hier, durch Beharrlichkeit die ostacoli zu überwinden.

Ich kann wohl behaupten, dass ich, ausser in jüngeren Jahren mit meinem verstorbenen Vater, mich mit keinem Menschen so eingehend in Erörterungen über Kunst und was damit zusammenhängt, eingelassen habe, als mit Ihnen, und weiss auch, dass mich darin mein Instinkt nicht irre geleitet hat. Denn nur der leidenschaftslosen und unparteiischen Erwägung der Dinge, deren ich Sie für fähig halte, kann es gelingen, Ansichten, Anschauungen, Erfahrungen u. s. w. in eine solche Form zu zwingen, dass das Gesagte nicht missverstanden werden kann und somit eine Wirkung auf's Allgemeine möglich wird.

Die Aufgabe ist sicher nicht leicht und auch nicht zu geringe; ich halte die Lösung derselben wenigstens für die Deutschen durchaus nothwendig. Nun könnten Sie freilich sagen, dass ich dazu gar nicht nöthig bin und das will ich auch gerne zugeben. Hingegen wird man zugestehen müssen, dass der Arbeiter, und einen solchen darf ich mich wohl nennen, zur Herbeischaffung des Materials immerhin zu verwenden ist. Der Grabende wirft mit seiner Schaufel doch manchmal Dinge an's Tageslicht, die dem Beurtheilenden und Ordnenden ein willkommener Anstoss sein können.

Wenn ich den Drang habe gerade Ihnen mancherlei zu sagen, so liegt darin durchaus keine Prätention, als höchstens die, das Aufgeschaufelte zu beseitigen, um weiter graben zu können. Da zu Allem ein Entschluss und dann ein gewisser Zwang nöthig ist, so werde ich versuchen, jeden Sonntag Nachmittag Einiges zu Papier zu bringen und Ihnen zu übersenden, sei es was es sei.

Ehe ich bei meinen Arbeiten mein letztes Wort gesprochen haben werde, werden mindestens noch 6 Monate vergehen; auch dann bleibt es als Arbeit eine nicht geringe Leistung. Ihr tr. Hans v. Marées.

### 357

*An Artur Volkmann.*

Rom, 4. Januar 1882.

Lieber Volkmann!

Entschuldigen Sie, dass ich erst heute auf Ihre freundl. Glückwünsche, für die ich schönstens danke, antworte.

Darin bin ich mit Ihnen ganz einverstanden, dass da, wo wir sind, auch Rom sein soll; da, wo von Innen nichts herauskommt, da kommt auch von aussen nichts hinein. Einer der Hauptvorzüge hier bleibt es nur, dass man sich die störenden Elemente so schön vom Leibe halten kann, und dann, dass einem das Treiben des Tages nicht so nahe geht.

Wenn mir die Feiertage etwas Gutes gebracht haben, so ist es das, dass mein Verhältniss zu Fiedler wieder ins normale Geleis zu kommen verspricht; für das Allgemeine kann das auch nur von Vortheil sein.

Wenn Prell noch in Leipzig sein sollte, so bitte ich, ihn bestens von mir zu grüssen und ihm zu sagen, dass sein Brief mich herzlich erfreut hätte, so wie ich mich darüber freue, dass er so bei der Stange bleibt; ich würde ihm nächstens selber schreiben. Ebenso bitte ich Sie, die Grüsse Ihres Herrn Vaters zu erwidern. Wenn ich einmal nach Deutschland kommen sollte, so hoffe ich auch jedenfalls, seine Bekanntschaft zu machen.

Und zum Schluss ein buon capo d'anno mit dem Wunsch, Sie bald wieder hier zu sehen. — . . .

**358**

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 4. Januar 1882.

Lieber Georg!

Entschuldige, dass ich mich erst heute für Deinen freundlichen Geburtstagsbrief bedanke. Ich wünsche Dir von Herzen, dass das neue Jahr Dir alles Wünschenswerthe bringen möge, und dass uns beiden einmal die Zukunft gestatten möge, in einem behaglichen Zustand nebeneinanderzuleben.

Während der Feiertage war es recht einsam hier, da ausser Gevatter Schlösser und Pausinger Alles nach Deutschland entflogen war.

Das Neueste ist, dass Böcklin ganz ernstlich daran denkt, sein altes Flugmaschinenproject[1] zu realisiren; er arbeitet mit dem grössten Eifer am Apparat. Schon diesen Sommer bin ich ihm zu Gefallen von der Bastion von Orvieto aus über Thäler und Berge geflogen, doch ob sich zu des Geistes Flügeln auch körperliche gesellen werden, will mir noch immer sehr zweifelhaft erscheinen. Doch, denke ich, wird er den Hals nicht brechen, da er dem Schwindel sehr zugänglich ist und sich also hüten wird. Es wäre freilich nicht übel, wenn wir auf einmal wie ein Paar Störche über Berlin herangezogen kämen.

Wenn Titta[2] so fortfährt, so wird sie nächstens ihrem Onkel Concurrenz machen, wenn nur Dein Hans nicht auch auf's Malen verfällt.

Volkmann und Prell haben mir sehr nett und erfreulich geschrieben; ich muss überhaupt sagen, dass die jungen Leute ohne Ausnahme vortreffliche Menschen sind.

Hoffentlich werden die Veränderungen im Generalstab nicht zu Deinen Ungunsten ausfallen.

Indem ich Dir noch einmal Alles Gute wünsche, für heute

Dein treuer Bruder Hans.

Mit den besten Grüssen an die Deinigen.

---

[1] Bekanntlich arbeitete Böcklin lange an einer Flugmaschine, deren Konstruktion die Nachahmung des Baues des Vogels zum Prinzip hatte und etwa das Wrightsche System anstrebte. Näheres darüber „Neben meiner Kunst" (s. Bibliographie), wo auch über einen drastischen Besuch Marées' bei Böcklins berichtet wird (S. 86).

[2] Georgs zweite Tochter.

### 359

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. Januar 1882.

Heute will ich doch zunächst nur eine kurze Antwort auf Ihren Brief[1] geben. Derselbe hat mir die Hoffnung, ja die Gewissheit zurückgegeben, dass, wenn ich auch selber unterliegen sollte, es mit der Sache doch nicht aus ist. Der Werth, den man aus Ueberzeugung einer Sache beilegt, und die Bemühungen, die man ihr widmet, haben zur Folge, dass man dieselben mit derselben Zärtlichkeit liebt wie ein eigenes Kind und man möchte nicht scheiden, ohne sie wohl versorgt zu wissen. So viel im Allgemeinen.

Was nun das Einmischen anbelangt, so wird es mir schwerer, darüber zu schreiben; eines Theils weil so etwas mündlich viel leichter abzumachen ist, anderen Theils weil ich selber über die ganze Geschichte hinaus bin. Um Sie jedoch nicht ganz in Unkenntniss zu erhalten, will ich Ihnen (und auch das kann für Sie nur eine Erleichterung sein) sagen, dass der Imbroglione Niemand anders war, als Monsieur Dohrn[2]. Schliesslich muss man immer wieder auf das: Herr vergieb' Ihnen, denn sie *wissen* nicht, was Sie thun, zurückkommen. Dass bei D. das der Fall ist, beweist, dass er nachdem mich wieder (zwar mit sauve-garde) aufgesucht hat. Eine bleibende Folge hat es dann doch für mich gehabt, die, dass ich ganz still, ohne Jemand direkt zu nahe zu treten, allen Ballast über Bord habe gleiten lassen. Denn um mein Schifflein im rechten Kurs zu halten, muss ich allerdings Alles, was ich nur vermag, aufbieten; wenn sich Furcht oder Ermattung meiner bemeistern, dann ist's vorbei. Geht's ein Bisschen schwer, so stelle ich mir das Schlimmere vor; *so* habe ich mich gehalten und hoffe auch bis zum Aeussersten, was Menschenkraft nur zu leisten vermag, zu gelangen. Wer A gesagt hat, muss auch B sagen; aus freiem Entschluss, nicht aus *Noth* habe ich in jungen Jahren diesen Weg gewählt, mit vollem Bewusstsein, dass es sich darum handelte, unendliche mit den Jahren sich häufende Schwierigkeiten zu überwinden. Beim Vorsatz habe ich es nicht bewenden lassen, und es ist mein Wunsch, dass diese Thatsache auch bei Anderen eine Art von Zufriedenheit erweckte. Genug davon.

Ich freue mich, dass sich unsere letzten Briefe gekreuzt haben; ich betrachte das als ein gutes Omen; nehmen Sie das, was der meinige enthält, mit Nachsicht auf; ich will den Versuch wagen. — . . .

[1] Der Brief vom 30. Dezember 1881.

[2] Dohrn hatte, sicher ohne böse Absicht, als er im Mai 1880 in Rom mit Mareés über das neue Freskenprojekt sprach, eine Andeutung über Fiedlers skeptisches Verhalten zur Zeit der Neapeler Fresken fallen lassen und Fiedlers Brief in dieser Angelegenheit, der im ersten Band am Schluss des Kapitels „Drei Jahre in Deutschland" abgedruckt ist, erwähnt.

### 360

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 18. Januar 1882.

Ihr Aufsatz[1] war eine wirkliche und freudige Ueberraschung für mich. Ich werde es versuchen ihn als Anlass zu den Sonntags-Mittheilungen zu benutzen,

[1] „Moderner Naturalismus und künstlerische Wahrheit." War gegen Ende 1881 erschienen.

so ist der Anfang erleichtert. Ich danke Ihnen vielmals. Dass die Zwischenzeit auch für Sie in so vieler Beziehung trübe war, ahnte ich wohl und machte mir das Dasein nicht leichter. Ich hoffe, dass Ihre Frau jetzt gänzlich hergestellt ist. Ich selbst fühle mich durch langen Kampf und Arbeit etwas abgespannt und schreibe dies nur, damit Sie meine wenigen und schlechten Zeilen nicht übel aufnehmen. So was dauert bei mir nicht lange; dieses eine wenigstens habe ich gelernt, mich immer wieder von Neuem zusammen zu raffen. — . . .

**361**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 22. Januar 1882.

Lieber Fiedler!

Ganz gegen meine Absicht bin ich heute in's Arbeiten hineingekommen, so dass mir die Sonne darüber untergegangen ist. Daher nur einige Zeilen.

Beim Lesen und Wiederlesen Ihres Aufsatzes, zeigt es sich immer deutlicher, dass Sie das Wesen der Kunst durchaus erfasst und begriffen haben und wenn mir hie und da ein Einwurf beikommen wollte, so wurde er durch das Folgende von selbst beseitigt. Auch erscheint mir die Fassung fliessender und leichter verständlich, als die Ihrer früheren Arbeiten, so dass ich es mir eigentlich kaum anders denken kann, als dass die Wirkung eine ausserordentliche sein müsste. Freilich glaube ich, dass der grösste Theil der Leser heutzutage weniger dem Sachlichen nachgeht, sondern beim Lesen im guten Fall mit der Erwägung der eigenen Fähigkeit beschäftigt ist, ohne über den Zustand der eigenen Einsicht nachzudenken. Ich schliesse das aus den Urtheilen Vieler, als intelligent geltender Menschen in ähnlichen Gelegenheiten. Nur Wenige, glaube ich, sehen ein, dass es sich viel mehr um ein gegenseitiges Verstehen, als um eine Konkurrenz handelt.

Wenn ich, durch die Nothwendigkeit gezwungen, oft darüber nachdenke, welche Eigenschaften zu einem wirklichen Künstler erforderlich sind, so fällt mir natürlich die erste Bedingung ein, dass er dazu geboren sein muss, dass er von dem Trieb des Hervorbringens durchaus erfüllt sein muss.

Genau genommen geht daher das ganze Streben des Künstlers dahin, nicht wie der Philosoph die Wahrheit um der Wahrheit willen zu suchen, sondern um seinem Naturtriebe gerecht werden zu können.

Hierüber nun werde ich mich zunächst, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, etwas verbreiten. Sie werden ja von mir keine Abhandlung erwarten, sondern Sie wissen, dass ich nur mein Thun und Denken möglich in ein klares Licht stellen möchte. Heute bin ich zu müde.

Mit den besten Grüssen an Ihre Frau

Ihr treuer

H. v. M.

**362**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 29. Januar 1883 (von Fiedler korrigiert: 1882).

Gleich im Anfang meines heutigen Schreibens muss ich bemerken, dass ich mich im Letzten ganz falsch ausgedrückt habe, und das wird mir wohl noch

öfter passiren. Ich hätte das Wort Wahrheit bei Seite lassen sollen; wenn ich das vielleicht noch unbescheidenere Wort *Weisheit* gebraucht hätte, wäre es vielleicht richtiger gewesen. Und allerdings ist Letztere etwas relativ Erreichbares.

Um das Wesen der Kunst zu verstehen, halte ich es für unablässlich nothwendig, dass man vor allen Dingen den Künstler verstehe, denn ohne diesen gibt es keine Kunst; wenn man das Wesen der Menschen im Allgemeinen erkennt, so wird es um so leichter werden, die verschiedenen Modificationen zu unterscheiden und zu beurtheilen.

Einen geborenen Künstler würde ich denjenigen nennen, dem die Natur von vorneherein ein Ideal in die Seele gesenkt hat und dieses Ideal ist es, was ihm die Stelle der Wahrheit vertritt, an das er unbedingt glaubt und welches zur Anschauung der anderen sich selbst zum reinsten Bewusstsein zu bringen, seine Lebensaufgabe wird. Dieses Wort Ideal ist auch eins von denen, die vielfach missverstanden werden können; ich meine für den bildenden Künstler besteht es zunächst darin, dass sich ihm alles in die Augen Fallende in seiner ganzen Fülle, in seinem *Werth* und als ein unerschöpfliches zeige. Dadurch wird seine Geistesrichtung schon früh bestimmt; demgemäss entwickeln sich die dazu nöthigen Eigenschaften: Beschaulichkeit, Nachahmungstrieb, Fertigkeiten u. s. w. auch bald.

Ich erinnere mich noch ziemlich genau, wie mir in meinem fünften Jahre die Welt erschien, und wie ich auch gleich diesen Eindruck bildlich zu resümiren versucht war. Von diesem Zeitpunkt begannen auch die Störungen. Denn kaum erweckt man Aufmerksamkeit, so stellt sich auch der Einfluss ein, der sich, wenn auch wohl gemeint, doch in den meisten Fällen als eine Mauer zwischen Individuum und Offenbarung stellt. (Offenbarung: allerdings ist derjenige nur ein Künstler, dem sich das *Wesentliche* der Erscheinung offenbart. Alle Versuche dieses in Worte, Regeln zu fassen, sind bis jetzt vergeblich gewesen; immer musste die Natur selbst hülfreich eingreifen, wenn eine solche Offenbarung von Neuem stattfinden sollte. Ich kann in den äusserlich scheinbar sehr verschiedenen Werken der Kunst von Phidias bis zu Velasquez immer nur dieses eine erkennen als dasjenige, was mich ergreift und aufklärt. Erkennt man dieses, so stellt sich heraus, dass Zeit und Richtung in der Zeit einen nur sehr geringen Einfluss auf den Künstler haben können; so wie die modischste Hülle doch einen Mann von altem Schrot und Korn bergen kann.) (In diese Einschaltung möchte ich noch eine andere einschalten: nämlich die, dass die Kunst eigentlich nicht alt ist; sie ist so alt und neu, als es die bisher unveränderten Leidenschaften der Menschen sind; nur ist sie keine Leidenschaft, und darum nannten die Alten sie göttlich.) Wenn ich vorher von meiner eigenen Kindheit sprach, so geschah es desshalb, weil ich damit sagen wollte, dass ich von vorneherein einen Massstab in mir fühlte, an dem ich mein eigenes Urtheil bilden konnte. Und letzteres zu bilden, ist, genau genommen, die Hauptarbeit meines Lebens gewesen; denn auch der Begabteste kann ohne reifes Urtheil nichts. „Und er sahe, dass es gut war.“ Das muss der Künstler am Ende allerdings sagen können, wenn auch, da er nur ein Mensch ist, bedingungsweise. Dass er ein Mensch ist, das macht es ihm so schwer, ein Künstler zu sein; und doch ist das eine ohne das andere nicht möglich. So kann er sich auch unmöglich der Aufgabe entziehen, ein ganzer womöglich durchläuterter Mensch zu werden. Ich kann keinen anderen Weg erkennen, auf dem man sich das unmittelbare, unbefangene Verhältniss zur Natur,

welches dieselbe einem in der Kindheit als das schönste Geschenk zeigt, erwerben könnte, auch keinen anderen, auf dem es zu lernen wäre, den allen verständlichen Ausdruck zu finden. (Die leichte Zugänglichkeit bleibt immer eine der schönsten Eigenschaften eines Kunstwerkes.) Sobald man anfängt, aufmerksam zu leben, so merkt man bald, dass einen dies auch in der Kunst nur fördern kann. Ohne die eigenen Schwächen zu kennen, kann man sich auch nicht modifiziren.

Der Ausgleich zwischen der warmen Empfänglichkeit und dem kühlen Urtheil, zwischen denen der Künstler unablässig auf- und abschwankt, kann nur in der Selbstüberwindung und der daraus folgenden Selbstbeherrschung gefunden werden. Der glücklichste und edelste Künstler wird derjenige sein, der am leichtesten zu entsagen vermag. Ich meine ein Entsagen im höheren Sinne des Wortes, das in dem enthalten ist, sein Talent und seine Kenntnisse nicht zu zeigen, sondern dieselben möglichst sachgemäss zu verwenden. Denn es wird sich herausstellen, dass zur Lösung auch der einfachsten künstlerischen Aufgabe nicht so leicht einer mit einem Ueberschuss von Kräften dasteht; zur vollkommenen Lösung werden auch die ausserordentlichsten Kräfte kaum genügen. Wenn es auch dem Menschen nicht gegeben ist, Vollkommenes zu leisten, so muss er doch dahin streben. Indem er dadurch bescheiden wird, so lernt er auch seinem Wollen Maass und Ziel zu setzen. Wer etwas *will*, was er durchaus nicht *kann*, legt dadurch kein glänzendes Zeugniss seiner Intelligenz ab. Wenn der Künstler wirklich Alles leistet, was er kann, so ist er zu dem höchst Erreichbaren gelangt. Ich halte dies für eine der grössten Seltenheiten und finde, dass die Hauptursache immer in rein menschlichen, moralischen Veranlassungen liegt. Es ist keine Frage, dass auch äussere Umstände sehr viel ausmachen. Aber darum sage ich, muss vor allen Dingen der Künstler bemüht sein, sich über äussere Umstände, ja über sich selbst zu erheben. Denn auch in seinen Werken muss er zu guter Letzt zum kühnen, freien Entschluss gelangen, der alle Mühe und Qual vernichtet, oder doch den Augen der Welt entrückt.

Heute will ich nur bis hierher gehen, Sie nicht mehr langweilen mit Dingen, die freilich nicht neu sind; das sollen sie auch nicht sein. Aber vielleicht gelingt es mir im weiteren Verlauf auf das Naheliegendste zu kommen und die Untersuchung möglich zu machen, ob und wie weit mein Thun und Wirken mit dem Ganzen und dem wirklichen Leben in Verbindung zu bringen ist. Im Uebrigen bin ich bemüht, mich immer von Neuem mit Muth und Kraft zu rüsten, und bitte die Vorsehung, mir Eitelkeit und Dünkel vom Leibe zu halten, denn das sind die Feinde, die am gefährlichsten sind, da man sie erst merkt, wenn man den Schaden hat; die schuftigsten sind sie, weil sie sich meistens mit den ungünstigen Umständen verbinden.

Wenn gleich ich mir selber etwas mehr Erquickung und Erbauung von aussen her wünschte, so hält sich mein Physisches doch zum Verwundern gut.

Die Unfähigkeit um mich herum macht mich hie und da gehörig unwirsch; da ist Volkmann noch ein wahrer Apoll. Derselbe ist immer noch in Leipzig; es war gewiss nothwendig, dass er sich dort zeigte, wenn er auch keinen momentanen Nutzen davon hat.

Haben Sie also ferner Geduld mit mir und grüssen Ihre Frau auf's Herzlichste von Ihrem treuen Hans v. Marées.

NB. Auch muss ich meine Finger wieder ein wenig an's Schreiben gewöhnen; im vergangenen Jahre habe ich höchstens 4 Briefe geschrieben.

## 363

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 5. Febr. 1882.

Lieber Fiedler!

Der Sinn von dem, was ich neulich sagte, wäre eigentlich der, dass wer sich der Ausübung der Künste widmet, darauf bedacht sein muss, ein unbefangenes Verhältniss zur Natur anzustreben und zu erhalten, was eben nur dann möglich ist, wenn er von den zufällig bestehenden sozialen Zuständen, vom Spiessbürgerthum möglichst wenig tangirt wird; das äusserliche Erkennungszeichen eines solchen Zustandes wäre eine unzerstörbare Jugendfrische.

Würde es Einem gelingen, in das Wesen der Erscheinung einzudringen und das Hauptsächliche festzuhalten, so würde es ihm auch verhältnissmässig leicht fallen, das Wesen seiner Kunst zu begreifen, in der Ausübung derselben immer natürlich und sachgemäss zu verfahren. Beides, d. h. das Begreifen der Natur sowie der Kunst, ist durchaus nothwendig, um das Urtheil über das, was man leisten soll und was man leisten kann, zu erhalten. (Zu unserer nicht geringen Ermuthigung und Anspornung, können wir uns hier erinnern, einen wie ausserordentlichen wohlthätigen Einfluss Lessing's Laokoon auf unsere deutsche Litteratur ausgeübt hat; von der bildenden Kunst ist hier eigentlich nicht die Rede; ihrer bedient sich L. nur als eines Kontrastes.) An Obiges anschliessend drängt sich zunächst die Frage auf, ob es sich darum handelt durch Talent und Geschicklichkeit seine Natur-Empfindung zum Ausdruck zu bringen. Ich für meine Person, würde das entschieden mit Nein beantworten und sagen, dass auch die erhöhte und verfeinerte Natur-Empfindung weiter nichts sein soll, als auch eines der nothwendigen Mittel, um auf den Beschauer einen bestimmten, zwingenden Eindruck zu machen. (Der bildende Künstler soll nicht von sich, sondern von dem, wass ausser ihm ist, reden[1].)

Zunächst muss ich nun, sehr unsachlich, bemerken, dass es mir freilich ausserordentlich viel leichter fallen würde, meine Gedanken im Gespräch zu entwickeln und zwar im Gespräch nicht zwischen vier Wänden, sondern beispielsweise zwischen dem Monte Cavallo und dem Capitol, zwischen dem Pantheon und irgend einem Fleck im Freien, kurz, zwischen Natur und Kunst auf- und abwandelnd. Für mich allein mache ich es freilich so, wenn ich fühle, dass ich durch unausgesetzte Arbeit in Befangenheit und Abhängigkeit verfalle. So gelingt es mir denn mitunter, zu controlliren, wo und wie Natur und Kunst mich fesseln und auf mich wirken, und kann folgegemäss mich auch wohl dem Warum nähern. Vor allen Dingen kann ich mich auf solche Weise von dem Endzweck aller bildenden Kunst, dem, dass sie Leben haben solle, nicht wohl entfernen, und natürlicher Weise muss sich der Gedankengang darauf richten, zu erkennen, wie dieses Leben hervorzurufen sei, was gut zu thun, was besser sei, zu meiden. Daher kommt es auch, dass mir die Bildhauerkunst, obwohl ich mich nicht eigentlich damit beschäftigen kann, ebenso nahe am Herzen liegt wie die Malerei, und ich darf glauben, dass ich einige von den Hauptbedingungen, die sie zu einer lebensvollen Kunst machen, begriffen habe. (Die grosse Einfachheit der Mittel und die verhältnissmässige Beschränktheit

[1] Statt „reden" hat Marées zuerst geschrieben „zeugen" und dieses Wort ausgestrichen.

ihrer Aufgaben machen es viel leichter, von der Bildhauerei zu reden, als wie von der Malerei. Schaden kann es heutzutage auch dem Maler nicht, wenn er über erstere klar ist; gerade weil seine Kunst eine spätere Frucht ist, bedarf es einer noch grösseren Pflege, sie immer wieder von Neuem zur Reife zu bringen.)

Auch verdanke ich es dieser Art, sowie meiner Lebensweise im Allgemeinen, dass die Zeit gar keine Rolle mehr spielt; und wahrlich die Menschen laufen heute noch ebenso wie vor zwei Tausend Jahren auf ihren Füssen daher, so wie man auch damals wahrscheinlich ebenso gut nah von fern, Schatten von Licht u. s. w. unterscheiden konnte, wie heutzutage. Wenn ich an dies anschliessend z. B. sagen würde, es ist für einen Bildhauer keine Nebensache, dafür zu sorgen, dass man seine Menschen immerdar als zweibeinige Wesen erkenne, so würde das nicht so ganz ohne tiefere Bedeutung sein, und wenn er den Sinn davon erkennen kann, so wird ihn das in seinen Absichten und seinem Verfahren vor vielen und groben Irrthümern bewahren.

Hohe Vortrefflichkeit ist nicht zu erreichen, wenn die Grundbedingungen nicht erfüllt sind. Das ganze Streben der Griechen ging auf Vortrefflichkeit; darum mussten sie eine klare, natürliche Basis haben, um jene zu ermöglichen. Mannigfache Kenntnisse, grosses Talent und eminente Geschicklichkeit dienen schliesslich zu nichts, wenn sie nicht von gesundem, reinen, natürlichen Sinn geleitet werden. Darum muss ich immer wieder von Neuem es hinein verflechten, dass der Künstler auf seine menschlichen Eigenschaften die grösste Aufmerksamkeit verwenden soll; ebenso auf seine Beziehungen zu den Menschen. Sie sehen, lieber Fiedler, dass ich mir weiter keine grosse Mühe gebe, zusammenhängend zu schreiben; das ist, wie Sie wissen, bei der geringen Zeit, die ich darauf verwenden kann, nicht möglich; wenn ich nicht selbst zu schreiben brauchte, ging es besser; doch werde ich nach und nach durch Gewöhnung dahin gelangen, die Hauptsachen festzuhalten und zum Ausdruck zu bringen. Einstweilen nehmen Sie mit diesen italienischen Salaten vorlieb; nach und nach wird dann auch ein besserer piatto gar werden.

Da es hier ungewöhnlich kalt ist und die Finger mir steif werden, so beschliesse ich für heute mit den besten Grüssen an Ihre Frau.

Ihr tr. Hans v. Marées.

## 364

*An Artur Volkmann.*

Rom, den 21. Februar 1882.

Lieber Volkmann!

Eben habe ich Ihren Brief erhalten und antworte umgehend. Es ist mir eine wahre Beruhigung, dass Ihre Abreise festgesetzt ist, da ich mir den Grund der Verzögerung derselben sehr wohl vorstellen konnte.

Ich denke, wir werden über die Schlamassen am Ende doch triumphiren; die Ueberzeugung, dass ich, wenn es mir nur gelingt, meine eigenen Arbeiten zum Abschluss zu bringen, thatkräftiger in die Umstände eingreifen kann, lasse ich mir nicht nehmen.

Ich hätte es wohl für gut gehalten, wenn Sie in einen pers. Rapport zu Begas[1] getreten wären, aber eine besondere Wichtigkeit kann ich demselben doch nicht beilegen. Mit Fiedler habe ich eine sachliche Korrespondenz begonnen, muss dieselbe aber etwas unterbrechen, weil das, was ich ausdrücken möchte, viel Ruhe und Ueberlegung bedarf, und es ist jetzt ein Stadium in meinen Arbeiten eingetreten, das mir jede andere Bethätigung unmöglich macht. Das können Sie Fiedler mittheilen, wenn er sich darüber aussprechen sollte. Sie werden ihm wohl früher schon über unsere Thätigkeit manches mitgetheilt haben; wenn Sie dieses Bild etwas auffrischen wollen, so kann es gewiss nicht schaden.

Also auf baldiges und fröhliches Wiedersehen!

Ihr tr. Hans v. Mareés

[1] Reinhold Begas.

### 365

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 17. März 1882.

Lieber Fiedler!

Sie werden sich wundern, dass ich so lange geschwiegen habe. Es sind vielerlei Gründe, die mich dazu veranlasst haben; vor allen Dingen aber ist es eine zu gedrängte und vielseitige Beschäftigung. Auch sagt mir eine innere Stimme, dass es doch noch besser ist, mit gewissen Dingen zurück zu halten, denn der Nutzen ist fraglich, der Schaden für meine Person gewiss. Das bleibt eben immer das Schwierigste, zwischen dem Drang, sich mitzutheilen, und schamhafter Zurückhaltung die richtige Mitte zu finden; da kann nur ein immer reges, geübtes Urtheil helfend eintreten. Auch wenn man das Ziel immer deutlicher sieht, reizt es einen mitunter, vorzugreifen, aber bald kommt die Erfahrung und sagt einem, dass damit nichts gewonnen wird. Das Erspriesslichste bleibt es immer, indem man seinen Weg unbeirrt weiter schreitet, dasjenige, was der Augenblick erfordert, ganz voll und mit Nachdruck zu thun. Auf diese Weise können Wort und That denjenigen Werth erhalten, der in einer Person vorhanden ist.

In der Selbstbeherrschung glaube ich, einige Fortschritte gemacht zu haben, wenn auch immerhin noch viel darin zu thun ist; es ist das einzige Feld, auf dem man sich wahrhaft fortschreitend bewegen kann, wenn man will. Dem Leben mit seinen Armseligkeiten halte ich Stand, da ich stets auf's Aeusserste und Schlimmste gefasst bin. Wünsche habe ich keine, als den, meine Arbeit, wenn auch nicht zu vollenden, doch so weit zu fördern, dass ich ein Vermächtniss zurücklassen kann, welches in Einigem meinen allerdings nicht gewöhnlichen Anstrengungen entspricht.

Im grossen Ganzen habe ich mich vielleicht doch zu einer wirklich humoristischen Lebensanschauung durchgefressen, die einen lehrt, Ironie und Sarkasmus zu verschmähen, sich das Gemeine mit leidlicher Art vom Halse zu halten und der Dummheit gegenüber, wo man sie erkennt, in Gottes Namen das Hasenpanier zu ergreifen. In der Hauptsache kann ich mich daher nicht für einen unglücklichen Menschen halten und möchte auch nicht dafür gehalten werden.

Entschuldigen Sie, dass ich so viel von mir geredet habe. — . . .

### 366

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Mai 1882.

Schnell will ich ein paar Zeilen schreiben, vor allen Dingen um die besten Glückwünsche zum 5. Mai zu übersenden. Ich wollte etwas Kleines von meiner Hand mitschicken, aber die Umstände haben es mir unmöglich gemacht.

In 3 Wochen nämlich wird mir das Haus über dem Kopf zusammen gerissen und ich bin dann mit allen meinen Sachen bis zum Oktober an die Luft gesetzt.

Mit 7 Bildern gelange ich wohl zum Abschluss, ob das aber auch mit dem achten, das der Punkt vom I sein sollte, gelingen wird, bezweifle ich[1].

Da die Arbeit gross ist, mir das Schreiben sauer wird, so schliesse ich mit den besten Grüssen.

Ihr tr. H. v. M.

[1] Vermutlich sind die Bilder gemeint, von denen in dem Brief vom 19. März 1881 die Rede ist: die drei Flügel des Paris-Urteils, die drei Reiterbilder, Amazonenschlacht und Predella (Raub der Sabinerinnen). Möglicherweise sollte die „Unschuld" K 806 der Punkt auf dem I sein.

### 367

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 21. Mai 1882.

Lieber Georg!

Endlich will ich doch einmal meine unverantwortliche Schreibefaulheit überwinden und zum wenigsten ein Lebenszeichen von mir geben. Du kannst Dir denken, wie sehr es mich erfreut, zu vernehmen, dass Dein Befinden wenigstens leidlich ist. Deine Poesie[1] habe ich im Falcone vor allerdings durchweg nicht verstehenden Ohren vorgelesen, in Folge eines Gesprächs über den Mangel an Wohlklang der deutschen Sprache, und die Folge davon war, dass jeder der Anwesenden mir versicherte, mit nächstem nach Deutschland zu gehen, um eine Weile im Lande der Poesie und Romantik zu leben u. s. w.

Im Verlaufe dieses Winters bin ich immer wohlauf gewesen, habe viel gearbeitet und einiges gefördert und gedenke nach ungefähr 2 Monaten mich bei dem vor der Hand Geleisteten zu bescheiden. Uebrigens fühle ich auch nicht die geringste Ermüdung, ich glaube im Gegentheil, dass die Arbeit mich gesund und rüstig erhält. Nur das ewige Krankenwesen um mich herum wird mir von Zeit zu Zeit etwas langweilig. Es ist überhaupt ein undankbares Geschäft, andere zurecht zu stutzen, und namentlich, wenn sie neben ihrer Talentlosigkeit auch noch Schlappschwänze sind. Unter allen, die mir seit 20 Jahren unter die Finger gerutscht sind, habe ich schliesslich doch an Volkmann die meiste Freude, und bin auch gewiss, dass ich mich immer auf ihn verlassen kann; er gehört zu den Menschen, in denen mehr steckt, als sie äusserlich vermuthen lassen.

Was ich im Sommer thun werde, wissen die Götter, ich nicht, denke auch nicht daran, so wie ich überhaupt das Pläne-machen längst aufgegeben habe. Dass

[1] Georg dichtete hier und da. Hier handelt es sich um ein Gedicht „Dem Kaiser", das wiederholt gedruckt wurde.

ich Dich im Kreise der Deinen am liebsten aufsuchen möchte, versteht sich von selbst.

Passegiata[1], Ludwig, Caffee di Roma habe ich seit Jahr und Tag nicht mehr gesehen; meine materielle Existenz spielt sich jetzt zwischen dem „oberen“ und „unteren“ Falcone ab; oder zwischen Bahnhof und Pantheon. Prell wird wohl wieder in das bürgerliche Leben zurückgekehrt sein[2]; er hatte mir zu Neujahr einen wirklich sehr netten Brief geschrieben, den ich schändlicher Weise bis auf den heutigen Tag noch nicht beantwortet habe; aber ich will es doch nächstens thun. Es steht übrigens ausser Frage, dass, je mehr sich meine Hände den Ansprüchen der bildenden Künste anschmiegen, sie zum Schreiben immer untauglicher werden. Und so will ich es auch heute hiebei bewenden lassen und mit den herzlichsten Grüssen an Dich und die Deinen schliessen.

Dein treuer Bruder Hans.

[1] Wo Pidoll und Schlösser wohnten.
[2] Nach einer militärischen Uebung.

### 368

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. Juni 1882.

Lieber Fiedler!

Schönsten Dank für Ihren Brief. Mit dem Ausräumen bin ich so ziemlich fertig; bei der unvermeidlichen Musterung, die ich bei dieser Gelegenheit über Alles anstellen musste, hat sich noch Manches gefunden, was mit verhältnissmässig Wenigem in einen erhaltungswerthen Zustand gebracht werden kann[1]. Die Grösse Ihres Bildes ist: 1 M. 90 cent. hoch[2]; 1 M. 50 cent. breit; jedoch dürfte der Rahmen an den Seiten nur ein Minimum überschneiden; auch glaube ich, dass derselbe zum Mindesten die Breite von 35 cent. haben müsste.

Sollte es gelingen, dass ich im Herbst für einige Zeit in den Zustand eigentlicher Sammlung träte und werden die Umstände nicht gar zu conträr sein, so darf ich wohl mit Zuversicht die Hoffnung aussprechen, das, was ich kann, vollständig zu leisten. — . . .

[1] Vielleicht gehörten dazu die Bilder: Sechs nackte Männer K 302, „Zwei Jünglinge“ K 337 und „Drei Jünglinge“ K 339.
[2] „Goldenes Zeitalter II“ K 523.

### 369

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 1. Juli 1882.

Lieber Fiedler!

Besten Dank für Uebersandtes und Brief.

Es ist denn doch nach vielem Hängen und Würgen noch zum Bildhauern gekommen und da die Figur für Marmor gedacht ist, so kann ich wohl schon Ende nächster Woche mit der Tonkneterei abschliessen[1].

[1] Der erste „Nestor“ (siehe Band II S. 458), den Marées selbständig modelliert hat.

Dies geschehen, werde ich Sie dann von dem zunächst Zuthuenden unterrichten.

Für heute mit den besten Grüssen an Ihre Frau

Ihr tr. Hans v. Marées.

**370**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 17. Juli 1882.

Lieber Fiedler!

Ihren Brief, sowie die Geldsendung habe ich richtig erhalten, und vor der Hand meinen aufrichtigsten Dank. Ich richte mich nun so ein, dass ich Ende dieser Woche resp. Sonntag Abend von hier abreisen kann. Ich werde in Florenz ganz kurze Station machen (1 Tag) und gedenke von dort durch den St. Gotthard direkt nach *Koblenz* zu fahren, wo ich meinen älteren Bruder, der in Bad Ems ist, hinbestellt habe. Es wäre also anzunehmen, dass Nachrichten mich bis Ende des Monats in Koblenz am Besten treffen würden (poste restante). Bis dahin werden Sie ja auch in der Lage sein, unsere Zusammenkunft feststellen zu können (denn selbstverständlich richte ich mich ganz nach Ihren Wünschen und vielleicht wäre Crostewitz doch der beste Ort).

Dadurch, dass ich mich nun thatsächlich überzeugt habe, dass ich mich in der Bildhauerei nach einiger Uebung eben so verhalten kann, als dies in der Malerei der Fall ist, hat sich das Vertrauen in meine Grundsätze nur noch gesteigert. Ich will es als eine Fügung des Schicksals betrachten, dass ich jetzt einige Monate nicht arbeiten kann. So kann ich meine Gedanken und Aufmerksamkeit auf die Dinge richten, die doch eben auch noth sind; doch darüber jetzt weiter nichts.

Auch meine alte Wohnung habe ich verlassen müssen und bin von meinen Alten in die via della Purificazione 57/III einlogirt worden. Ausserdem habe ich 5 Tage und Nächte auf einem nackten und unbewohnten Berg zugebracht, unter freiem Himmel; worüber ich Ihnen noch zu erzählen gedenke.

Jetzt schliesse ich mit den schönsten Grüssen an Ihre Frau und den Wünschen auf ein baldiges Wiedersehen.

Ihr

tr. Hans v. Marées.

**371**

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 28. Juli 1882.

Lieber Fiedler!

Ihren Brief habe ich hier erhalten, worüber Sie sich wundern werden. Als ich nämlich nach Koblenz kam, war mein Bruder plötzlich hierher zurückberufen, das Wetter am Rhein wahrhaft fürchterlich, so dass ich mich auch gleich aufgemacht habe und mich seit gestern hier befinde.

Zunächst will ich mir hier einen klaren Ueberblick über das, was in Kunst gemacht und gedacht wird, verschaffen und dann weiter sehen. Einen meiner

jungen Anhänger, Prell, habe ich schon getroffen und werde da freilich viel zu thun haben; derselbe malt Fresken im Architektenhaus[1].

Wenn Sie es wünschen und wenn Sie glauben, dass es ihm angenehm ist, werde ich Ihren Schwiegervater hier aufsuchen. Voraussichtlich werden Sie gegenwärtig ganz von „Parsifal" ausgefüllt sein. Hoffentlich werden Sie mir etwas darüber schreiben. Ich hoffe, dass es Ihnen und Ihrer Frau ganz nach Wunsch gehe, und bitte, letztere auf's Herzlichste von mir zu grüssen. Das Wetter ist auch hier niederträchtig.

Meine Adresse ist: Maassenstr. 13, p. adr. Oberstleutnant v. M.

Für heute addio

Ihr tr. Hans v. Marées.

[1] Auf die beabsichtigte Korrektur der Fresken Prells hat Marées verzichtet.

### 372

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 31. Juli 1882.

Lieber Fiedler!

Ihre beiden Briefe habe ich richtig hier erhalten. So gerne ich Sie gleich in Leipzig begrüssen möchte, muss ich das doch noch aufschieben, da ich momentan an Berlin gefesselt bin. Erspriesslicher wird auch eine Zusammenkunft jedenfalls sein, wenn ich mir hier ein klares Bild und ein möglichst ruhiges Urtheil über Alles, was hier in Betracht gezogen werden könnte, verschafft haben werde. Auch ist zu hoffen, dass Spätsommer und Herbst sich bez. der Witterung etwas günstiger gestalten werden, als die Gegenwart.

Vorläufig macht es mir den Eindruck, als ob hier ausserordentlich viel Kinderei getrieben würde.

Für heute mit den besten Grüssen an Ihre Frau

Ihr tr. Hans v. Marées.

### 373

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, den 25. Aug. 82.

Lieber Fiedler!

Da mein Atelier in Rom vor Okt. in keinem Fall vollendet sein kann, so halte ich es für das Beste auch den ganzen kommenden Monat noch in Deutschland zu bleiben. Die nächsten 10 Tage muss ich noch hier in Berlin zubringen, muss auch später noch einmal hierher zurückkehren. So bitte ich Sie also, bez. unseres Zusammenseins, auf welches ich mich sehr freue, ganz nach Ihrer Bequemlichkeit zu disponiren; hoffentlich wird sich auch das bisher elende Wetter einigermassen bessern.

Ueber Eindrücke, Absichten, Pläne u. s. w. mündlich. Die wenige Beschäftigung, die ich mir hier mache, ist sehr langweiliger Natur. Für heute diese paar Zeilen.

Mit den herzlichsten Grüssen an Ihre Frau

Ihr tr. Hans v. Marées.

374

*An Artur Volkmann.*

Berlin, den 9. Sept. (ohne Jahr: 1882).

Lieber Volkmann!

Sie werden sich wundern, dass ich bis jetzt so gar nichts von mir habe hören lassen. Im Grunde genommen, ist aber auch nichts mitzutheilen, so wie sich überhaupt erst am Schluss meines Aufenthalts in Deutschland beurtheilen lässt, ob derselbe zu etwas nütze gewesen.

Von Prell werden Sie Nachrichten erhalten haben. Die Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit desselben rühren mich sehr, aber . . . . .

Was nun meine Reise nach Leipzig anbelangt, so warte ich nur noch einen Brief von Fiedler ab; ich denke wohl, dass die nächste Woche dieselbe vor sich gehen wird (oder Ende dieser Woche). Sie werden mich verpflichten, wenn Sie mir gelegentlich über den Gang der Bauerei eine Notiz zukommen lassen möchten; ich vermuthe, dass vor Mitte Oktober kaum an einen Einzug in die neue Arbeitsstätte zu denken ist[1].

Hoffentlich geht es Ihnen und Ihren Arbeiten gut; Sie werden sicherlich die Erfahrung machen, dass auch eine fast absolute Einsamkeit von Zeit zu Zeit nicht so ganz ohne ist. Begas hat sich mir gegenüber sehr anerkennend und eingehend über Ihre Arbeiten ausgesprochen.

Auch von zur Helle vermuthe ich, dass ihm meine zeitweilige Abwesenheit recht gut bekommen wird. Ich bitte Sie, ihn herzlichst von mir zu grüssen.

Seitdem ich in Deutschland bin, habe ich vielleicht 3, 4 leidliche Tage erlebt, sonst immer Regen; am Rhein war das Wetter so unerträglich, dass ich gleich wieder abmarschirte.

Es wird am besten sein, wenn Sie Briefe an mich „Leipzig poste restante“ adressiren.

Mein Bruder ist versetzt worden (so dass um mich auch eitel Unruhe ist). Derselbe wie seine Familie lassen Sie schönstens grüssen. Wenn Sie gelegentlich bei meinen Alten vorbeigehen[2], und von mir grüssen, so erweisen Sie mir damit einen Gefallen.

Zum Schluss wünsche ich Ihnen, dass Sie mit Muth und Heiterkeit bei Ihren Arbeiten verharren.

Ihr treuer

Hans v. Marées.

[1] Das neue Atelier Via San Basilio.

[2] Seine Wirtsleute in der Via Sistina.

375

*An Konrad Fiedler.*

Berlin, 24. Sept. 1882.

Lieber Fiedler!

Fast hätte ich vergessen, dass heute Ihr Geburtstag ist; wo und wann diese Zeilen Sie auch finden, sollen sie zeigen, dass ich Ihrer stets gedenke.

Heute habe ich denn auch den Schritt über den Rubikon gethan, d. h. ich bin, da H. Grimm immer noch nicht hier ist, bei Jordan gewesen und ich kann nicht leugnen, dass er sich durchaus entgegenkommend gezeigt hat und sich offenbar durch mein Entgegenkommen sehr geschmeichelt fühlte. Einen genaueren Bericht werde ich Ihnen von Rom aus erstatten, sowie ich Ihnen mittheilen werde, in welcher Weise ich die so begonnene Relation zum Staate weiter fort zu führen gedenke. Ich hoffe, dass es meinem ernstlichen Willen gelingen wird, die vorliegenden Probleme zu lösen[1].

Da am 27. der Geburtstag meines Bruders ist, so werde ich erst dann von hier abreisen und am Abend desselben Tages in Dresden, wo ich bereits avertirt bin, anlangen. Hoffentlich wird Ihre Reise einen guten Verlauf nehmen und auf Ihre Frau, der ich meine besten Grüsse übersende, den gewünschten Einfluss ausüben.

Mit den herzlichsten Glückwünschen Ihr

tr. H. v. M.

[1] Siehe den Brief an Fiedler vom 29. Oktober 1882 und Fussnote

## 376

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 9. Okt. 1882
via S. Basilio 13.

Lieber Georg!

Endlich seit vorgestern Nachmittag bin ich wieder hier angelangt. In Dresden, München und Florenz habe ich Station gemacht. Der Weg über den Brenner war mir verschlossen, und so habe ich den armen Pausinger nicht sehen können. Während ich überall vorzugsweise Regenwetter antraf, so bin ich hier von Sciroccogluth empfangen worden.

Böcklin traf ich mit dem Arm in der Binde an, er war gefallen, hatte den Arm verletzt und musste 14 Tage das Bett hüten. Er bedauerte sehr, uns nicht in Berlin aufgefunden zu haben, er hätte sich dann jedenfalls noch einige Zeit dort aufgehalten.

Vor Ende dieses Monats kann ich mein neues Atelier nicht beziehen, hier geht es alles ein wenig più piano, wie bei uns, dafür wird es aber auch sehr schön. Volkmann habe ich wohl und munter angetroffen und sein Thun gereicht mir in der That zur grössten Freude; wenn ich vergleichen wollte, so würde ich ihn künstlerisch entschieden über Hildebrand stellen. Dass unsere gemeinschaftlichen Bekannten sich auf's Theilnehmendste nach Dir erkundigt haben und Dich vielmals grüssen lassen, versteht sich von selbst. Hoffentlich geht es Dir und den Deinen nach Wunsch und seid Ihr jetzt in Eurem Häuschen installirt. Die Wahrheit zu gestehen, macht mir Jüterbog[1] in der Erinnerung einen ganz behaglichen Eindruck.

Ich für meine Person werde Alles daran setzen, um meinen Besuch möglichst bald wiederholen zu können, und vorläufig danke ich noch vielmals für Alles Gute und Freundliche, das mir von Euch zu Theil geworden ist.

[1] Wohin Georg vor kurzem als Bezirkskommandeur versetzt war und wo Marées mehrere Wochen zu Besuch gewesen war.

Wenn Du nach Berlin kommst, bitte ich die Herren Deines Clubs, so weit dieselben sich meiner erinnern, von mir zu grüssen, Prell selbstverständlich, ich denke, er wird Euch schon ein Mal in Jüterbog aufgesucht haben. Erst in Florenz habe ich durch Bruckmann erfahren, dass bei der Hinreise nach Deutschland mein Leben und das vieler Anderer nur an einem Haar gehangen habe; nur durch die Aufopferung eines Bahnwärters, der dabei sein Leben verlor, wurde unser Zug vom unvermeidlichen Verderben gerettet.

Uebrigens fühle ich mich durch diese letzte Reise wieder viel mehr mit der Heimath verbunden, und soll es jetzt meine Sorge sein, meine Beziehungen zu derselben zu befestigen u. s. w.

Lasse mich nun bald wissen, wie es Dir und den Deinigen geht und sei mit denselben für heute auf's Herzlichste gegrüsst von

Deinem treuen Bruder Hans.

### 377

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 9. Oktober 82.
Via S. Basilio 15.

.... Ich habe ausser einigen in bescheidener Dunkelheit lebenden alten Freunden[1] Niemanden in München aufgesucht. — ... Der Pinakothek roch ich es gleich an, dass sie ein Tummelplatz für die Dürftigkeit eines X. und Cons. geworden sei. Die Kunstzustände in München scheinen mir mehr wie traurig; es wird dort auf's Unverkappteste und Plumpeste geschwindelt.

Der erste Mensch, oder vielmehr die erste Person, die ich in München antraf war Jordan. Dieses Kapitel werde ich in meinem nächsten Brief ausführlich behandeln[2]: denn freilich muss ich nun dafür sorgen, dass dieser Jordan sich nicht in's todte Meer ergiesse. (Dies ist nicht von mir.)

In Florenz traf ich Böcklin mit dem linken Arm in der Binde an. Er war gefallen, hatte den Arm verletzt und musste 14 Tage zu Bett liegen, war aber sonst ganz munter. Hier endlich bin ich vorgestern angekommen; vor Ende des Monats werde ich das Atelier nicht beziehen können[3]; dafür wird es aber sehr schön und brauchbar. Darum müssen Sie auch noch etwas Geduld bez. der Bilder haben[4]; vor dem 10. nächsten Monats werde ich sie unter diesen Umständen nicht absenden können.

Volkmann's Fleiss und wahrhaft künstlerischer Sinn verdienen die grösste Sympathie; da ist jedes Korn auf fruchtbaren Boden gefallen und ich bin unbesorgt, dass da auch Alles zu seiner Zeit zur vollen Reife gelangt. — ...

[1] Darunter war Ernst Kunde.
[2] Siehe den Brief an Fiedler vom 29. Oktober.
[3] Via San Basilio 13.
[4] Es handelt sich um die zwei Bilder, die Marées Fiedler geschenkt hatte. Das eine war das „Goldene Zeitalter II" K 523, das andere das kleine „Orangenbild" K 358.

378

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 29. Okt. 82.
Via San Basilio 15.

. . . . . Um auf die Jordan'sche Affaire zurück zu kommen, kurz Folgendes: Ich wurde sehr wohl empfangen, erfüllte J.'s heissesten Wunsch u. s. w., worauf ich es dann versuchte, ihm meine Wünsche, Absichten u. s. w. in der Ihnen bekannten Weise auseinander zu setzen. Es fehlte hierbei nicht an verständnissvollen Händedrücken u. s. w., doch kann ich nicht leugnen, im Ganzen benahm sich J. doch klug und sachlich. Das, was ich vorbrachte, erschien ihm Alles sehr einleuchtend, wenn er auch die grossen Schwierigkeiten nicht verkannte. Dabei bot er mir jedoch unbenutzte Räume des Nationalmuseums [1] zum eventuellen Gebrauch an, was ich auch eventualiter anzunehmen gesonnen bin, trotzdem und weil das quasi seine Eier in das Nest der Gegner legen heisst. Nach einer eine Stunde währenden Unterredung, forderte er mich endlich zu einem Bunde auf und ich habe am Ende nichts dagegen einzuwenden, wenn J. seinen guten Willen bewährt, sich bestimmen lässt und wo es darauf ankommt auch Andere bestimmen kann.

Ich habe J. gesagt, dass ich zunächst, d. h. im Laufe dieses Winters versuchen würde, ihm dasjenige, was ich ihm doch nur andeuten konnte, schriftlich etwas weitläufiger, bestimmter und klarer auseinanderzusetzen. Ich habe noch nicht damit begonnen, da ich immer noch nicht in den normalen Zustand zurückgekehrt bin, was auch vor 8 Tagen nicht der Fall sein wird; aber dann will ich mit aller Ruhe auch dieses Geschäft beginnen und Sie von Allem ganz genau au courant halten; es wird sich dann in kurzer Zeit zeigen, was und ob man auf diesem Wege zu hoffen hat. Meine Beweggründe kennen Sie; was Sie dabei zu bedenken und zu erinnern haben, das werden Sie mir nicht vorenthalten. — . . .

[1] Nationalgalerie, Berlin. Es könnte sich immer noch um den Freskenschmuck des Treppenhauses des landwirtschaftlichen Museums handeln, den Grimm angeregt hatte (siehe den Brief an Fiedler vom 28. April 1880 und Fussnote) und möglicherweise hatte Jordan Marées Räume in der Nationalgalerie für die etwaigen Vorarbeiten zur Verfügung gestellt. Meines Wissens war aber bereits 1882 der Dresdener Landschafter Heinrich Gärtner mit den in Frage stehenden Fresken betraut; wenigstens schon mit dem Hauptteil. Er vollendete die vier grossen Darstellungen im Treppenhaus (Ackerbau, Viehzucht, Fischfang und Jagd) im Frühjahr 1884; die Lünetten Januar 1886. Möglicherweise waren noch die Lünetten und im Anschluss daran andere Flächen der Vorhalle disponibel. Oder Jordan hatte Marées den Abschluss mit Gärtner verheimlicht. Damit würde dann der Grund der Erbitterung auf Jordan gegeben sein, von der die Briefe an Fiedler vom 10. Mai, 14. Mai, 14. Juli 1883, an Georg vom 9. Dezember 1883 und an Fiedler vom 20. Mai 1887 Zeugnis ablegen.

379

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 25. Nov. 1882.
Via del Tritone 13 3. p.

Lieber Fiedler!

Erst in der nächsten Woche kann ich daran denken, meine Arbeiten äusserlich zu regeln; meine erste Sorge wird sein, die für Sie bestimmten Sachen ein-

packen zu lassen. Es ist entsetzlich, welche Masse edler Zeit ich daransetzen musste, und noch immer will es einige Tage, bis ich das Handwerkerpack ganz los bin. Ich habe es so einrichten lassen, dass ich in denselben Räumen auch wohnen kann; jedoch diesen Winter kann ich es noch nicht riskiren, dort zu schlafen. Hoffentlich werden die grossen Opfer, die ich dieser Angelegenheit gebracht, nicht ohne Früchte bleiben.

Was Sie mir über Jordan schreiben, ist sicherlich zutreffend; jedoch will ich den begonnenen Versuch mit aller Ruhe, Vorsicht und womöglich Umsicht, weiter führen. Zu gleicher Zeit will ich mich aber bemühen, die Hauptsache nicht aus dem Auge zu lassen, und die besteht wohl darin, dass es mir gelinge, ein Werk in vollständiger Reinheit bis zum Ende von mir abzulösen. Darin werden Sie mit mir übereinstimmen, dass es doch immer das schwerste bleibt, in unserer dem schnellen Wechsel hingegebenen Zeit, von keiner zufälligen Störung ergriffen zu werden, trotz der daraus folgernden Isolirung, Wärme und Frische zu bewahren. Einer meiner Freunde in München, dem ich einiges malte[1], meinte, das sei eigentlich noch ganz dasselbe, was ich in jungen Jahren gethan hätte. Das ist auch allerdings so, denn aus und über sich heraus wird wohl kein Mensch kommen. Gelingt es aber, den innersten Kern rein und unverdorben herauszuschälen und anderen zur Anschauung zu bringen, so ist meiner Ansicht nach auch etwas gethan. Ich habe es nicht vermeiden und hindern können, dass der junge Bruckmann sich auch unter meine Fittige begibt. Da er manuell geschickt ist, fleissig sein kann und mir durchaus ergeben ist, so will ich es versuchen, ob ich mit ihm meinen Nestor zu Wege bringen kann. Er wird das Atelier unter mir beziehen, so verliere ich wenig Zeit.

Mit den Malern habe ich wenig Glück; es liegt wohl daran, dass die Malerei viel complizirter ist und so sind auch die Uebel, von denen die jungen Maler inficirt sind, viel mannigfaltigerer Natur, als bei den Bildhauern.

So habe ich auch für X. wenig Hoffnung. Im tiefsten Grunde ist es doch allen derartigen Menschen nur um den Success zu thun. Nur wenige wollen und können begreifen, dass man sich ein hohes und fernes Ziel darum steckt, um das Nächstliegende, die eigenen Mängel und Gebrechen schnell und genau kennen zu lernen. Diesen etwas bittern, jedoch nothwendigen Anfang möchten alle umgehen, und so gehen denn fast alle modern-künstlerischen Bestrebungen aus, wie das Hornberger Schiessen. Genug davon. — . . .

(Als Postscriptum): Den Abmarsch der Bilder werde ich Ihnen gleichzeitig mittheilen.

[1] Vielleicht Ernst Kunde. Von der Malerei ist nichts erhalten.

**380**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 16. Dez. 1882.

Lieber Fiedler!

Mit grösstem Fleiss und bei der Sache sein habe ich Ihre beiden Bilder angehaucht, so dass ich, wenn ich die Wahrheit sagen soll, jeden Morgen beim Herein-

treten nicht unbehaglich berührt werde. Aber nun treten abermals mehrere Hindernisse dem sofortigen Versand entgegen.

1. ist meine Treppe noch nicht fertig.

2. muss ich die Bilder nun doch ganz austrocknen lassen.

3. möchte ich gerade nun noch einige Kleinigkeiten daran machen, die sie ganz fertig machen würden und das kann ich nur in den glücklichsten Momenten.

4. Da Jordan im Laufe nächsten Monats hierherkommt, wäre es wünschenswerth (in unser beiderseitigem Interesse), etwas Fertiges im Atelier zu haben.

Wenn Sie obige Gründe anerkennen und mir zustimmen, würde mich das sehr zufrieden machen. Sie würden dann auch statt zwei[1], drei Bilder erhalten können. Entweder ein kleines Orangebild[2], oder aber den Pferdeführer mit der Nymphe[3], je nach dem Platz in Ihrer Wohnung. Beide letzteren Bilder werden gegen Mitte nächsten Monats abgeschlossen sein und mit den ersteren concurriren können. Wenn ich diese Ruhe und Klarheit beim Arbeiten zu erhalten weiss, so werde ich in nicht zu langer Zeit Vieles von vorausgegangener Arbeit zur Evidenz bringen. Ich werde nun zwei neue Bilder beginnen mit aller nur möglichen Ueberlegung und Besonnenheit. Um meinen bei alle dem unmässigen Schaffensdrang befriedigen zu können, ohne mich in zu grosse Unternehmungen zu stürzen, werde ich wahrscheinlich einige Cartons zeichnen[4]; so würde auch für andere Eventualitäten vorgesorgt sein.

Seien Sie mir nicht böse, dass ich nach einer Seite hin, so schlecht meinen Versprechungen nachkomme; der Grund ist eben mein guter Wille.

Mit meinem Atelier bin ich sehr zufrieden, nur ist es noch sehr feucht. — . . .

Der Nestor[5] wird auch dieser Tage angefangen. — . . .

---

[1] Das „Goldene Zeitalter II" K 523 und „Drei Jünglinge in einem Orangenhain" K 358.

[2] Möglicherweise K 302 oder K 337.

[3] K 611.

[4] Siehe Bd. II S. 488 und 500.

[5] Siehe Bd. II S. 485.

## 381

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 23. Dez. 1882.

. . . . . Es betrübt mich sehr, dass Sie auf's Neue durch die Ansprüche der Menschen in Sorgen u. s. w. versetzt werden und vor Allem, dass der Zeitpunkt noch nicht ganz erreicht ist, wo von meiner Seite aus Erleichterung für Sie erwachsen kann. Ohne mich in Illusionen zu wiegen, sagt mir doch eine innere Stimme, dass diese Zeit kommen wird und vielleicht schon nahe ist. Wir haben ja doch schon manches erreicht, und wie mir scheinen will, eigentlich die Hauptsache. Fast so unzweifelhaft als Wasser nässt, als Feuer trocknet, werden wenigstens einige meiner Werke auf das Allgemeine einen gleichartigen Eindruck machen: diejenigen, in denen Kriterium und Sentimento in gleicher Stärke vorhanden sind.

Die Reise ist mir in vieler Hinsicht sehr nützlich gewesen, vor allen Dingen hat sie mein Selbstvertrauen erhöht, und mir die Ruhe gegeben, die mich vor

Uebereilung und Hast auf der Hut sein lässt. Aus Letzteren geht nur unheilbares Unheil hervor.

Gestern hat mich Mr. Grant hier überrascht; die auf der Staffelei befindlichen Sachen machten übrigens einen ersichtlich grossen Eindruck auf ihn, namentlich Ihre beiden Bilder (sie sollen unter allen Umständen die Ihrigen bleiben[1]). Grant hat bei mir etwas angeregt, woran ich schon oft im Stillen gedacht habe: nämlich einige Sachen nach London zu schicken; jedenfalls will ich es mir überlegen.

Der Nestor ist auch begonnen, und bei dem wirklich durchaus meinen Wünschen entsprechendem Verhalten Bruckmanns wird er endlich auch gelingen. — . . .

[1] Vgl. den Brief an Fiedler vom 16. Dezember.

### 382

*An den Bruder Georg.*

Rom, via S. Basilio 13 (ohne Datum von Georg: 29. XII. 82).

Herzlichsten Dank für Dein mir werthvolles Geschenk, so wie für Deine Glückwünsche. Alle Deine Leiden habe ich im Geiste mit durchgemacht, ich ahnte, dass Alles so kommen würde, wie es gekommen ist. Bei allem Hin- und Herüberlegen, wie ich wenigstens nach einer Seite hin hülfreich eingreifen könnte, bin ich zu keinem anderen resumé gelangt, als dass nur in meiner Hände Werk Heil zu finden ist. Nach dieser Seite hin lasse ich es denn an Nichts fehlen, und suche mir soweit es möglich ist giudizio und sentimento, gute Laune und Unverdrossenheit zu erhalten. — . . .

. . . . . Ich habe eigentlich zwei elende Monate durchlebt, da ich ohne Arbeitsraum war; nur durch unaufhörliches Treiben und selbst Handanlegen habe ich es erreicht, dass ich Anfang Dezember wieder in Fluss war, und bin nach dieser Seite nun um so mehr zufrieden, da sich meine Arbeitsräume um vieles gebessert haben, in der schönsten Lage, geräumig, heiter und still sind. Es ist jedoch noch zu neu und feucht, um schon hier schlafen zu können; ich wohne einstweilen bei einer alten Contessa.

Jetzt sind auch Bruckmanns hier, natürlich nur meinetwegen; er hat ein Atelier in meinem Hause, und wird wahrscheinlich eine Arbeit von mir in Marmor aushauen; dabei gibt er, wie Volkmann, sich die grösste Mühe, meinen Andeutungen Folge zu leisten. Y. ist ein nicht zu rettender Schafskopp.

Neulich erschien plötzlich Mr. Grant in meinem Atelier; er erkundigte sich sehr theilnehmend nach Dir, und lässt Dich vielmals grüssen. Uebrigens schienen die Sachen, die ich gerade auf der Staffelei hatte, einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen.

Wenn mit Schwechten etwas zu machen wäre[1], so wäre das freilich ganz angenehm, als ich mich dann doch im Sommer in Deiner und zugleich Fiedlers Nähe beschäftigen könnte. Natürlich müsste diese Angelegenheit ganz breit und humoristisch genommen werden.

[1] Vielleicht dachte Georg v. Marées daran, den Baumeister Schwechten zu einem Freskenauftrag für Hans zu bewegen.

Je mehr ich male und modellire, um so saurer wird mir das Schreiben. Darum entschuldige mein Gekritzele und die Kürze meiner Briefe.

Jetzt wünsche ich vor allen Dingen, dass Deine Angelegenheiten einen glücklichen Ausgang haben mögen und Du so bald wie möglich dieser leidigen Sorge enthoben sein mögest.

Und so ein herzliches und kräftiges Prosit-Neujahr! Dir und allen den Deinen von

Deinem treuen und stets theilnehmenden Bruder Hans.

**383**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 28. Dec. 1882.

Empfangsbestätigung und Neujahrsgratulation.

**384**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 25. Januar 1883.

. . . . . Eine ganz infame Kälte hat mich dieser Tage in die am Sonntag eröffnete Kunstausstellung (mostra) getrieben. Das ist allerdings ein trauriger Spektakel! Es ist unglaublich, wie rapid Roheit und Brutalität, Frechheit und Schamlosigkeit von Jahr zu Jahr zunehmen. Nur in der Architektur ist ein Rest von dem glücklichen Sinn der früheren Italiener zu finden. Aber im Ganzen kann man sagen, dass die Italiener von heute ein sehr verkommenes Geschlecht sind.

Es ist überhaupt, als ob der Geist der wahren Erfindung ganz aus der Welt verschwunden wäre; es ist freilich ebenso unbequem, auf dieselbe auszugehen als auch einzugehen. Vor einer dauernd ruhig innerlichen Beschäftigung schrecken die meisten Menschen heutzutage zurück und sehen nicht ein, dass sie dadurch das kurze Dasein noch mehr verkürzen. Sei dem, wie ihm wolle, ich für meine Person werde mich noch viel mehr wie früher zu bemühen suchen, zu einem reinen Endresultat zu gelangen.

Momentan bin ich sehr mit Modelliren beschäftigt und werde noch viel zu thun haben, bis die Figur meinen Anforderungen entspricht. — . . .

**385**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 21. März 1883.

. . . . . Bis Ende Juni werde ich wohl die Werke, die ich zur Ausstellung[1] bestimmt habe, abgeschlossen haben; es wird nur wenig sein, aber wie ich hoffe, ein klares Bild meiner Kunstanschauung geben. Mir will's scheinen, als wäre mir die Muse holder wie je, und unter ihren Auspizien wage ich es, den Grazien zu opfern. — . . .

[1] Zu der Ausstellung hatte der Bruder Georg Fritz Gurlitt angeregt.

### 386

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 6. April 1883.

Lieber Fiedler!

Verzeihen Sie, dass ich erst heute den Dank für das Erhaltene abstatte. Aussergewöhnliche Thätigkeit und aussergewöhnlicher Rheumatismus vereint haben mich abgehalten.

Nun sind aber auch 2 neue Werke ihrem Abschluss nahe[1]. Ueberhaupt will ich Ihnen nicht vorenthalten, dass es mir im Laufe des Winters gelingen wird, mich in den Vollbesitz dessen zu setzen, was mir die Natur gütig verliehen hat. Stets eingedenk der Worte Herders:

Die höchste Liebe wie die höchste Kunst
Ist Andacht: dem zerstreuten Gemüth
Erscheint die Wahrheit wie die Schönheit nie[2].

fühle ich auch die Kraft derselben an mir selbst.

Ich freue mich, dass mir die Hauptsache in unserer gemeinschaftlichen Unternehmung doch gelungen ist, ehe ein Dritter hinzugekommen, sowie ich überhaupt nichts sehnlicher wünsche, als dass auch Ihnen segensreiche Früchte aus Ihrem Thun entspriessen mögen.

Entschuldigen Sie mein Geschmier, grüssen Sie Ihre Frau vielmals und sagen Sie ihr, dass sie sich darauf gefasst machen soll, dass ich das nächste Mal, dass uns das Geschick zusammenführen wird, ihr Conterfei zu machen gesonnen bin[3]. — . . .

[1] Es ist unsicher, um welche Bilder es sich handelt. Vielleicht gehörte die „Unschuld" K 806 dazu. Wahrscheinlicher dürfte sein, dass er die im Briefe vom 16. Dezember erwähnten Bilder, das „kleine Orangenbild" und den „Pferdeführer mit der Nymphe" meinte.

[2] Aus den „Legenden": „Das Bild der Andacht". Genau zitiert, nur heisst es im Original in der letzten Strophe „und" statt „wie".

[3] Gelangte nicht zur Ausführung.

### 387

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 14. April 1883.

Lieber Fiedler!

Heute muss ich Sie mit einer Anfrage belästigen. Haben Sie für das grosse Bild einen Rahmen bestellt?[1]. Wenn nicht, wie ich wünsche, so haben Sie die Güte es mich bald wissen zu lassen, weil ich dann hier einen solchen machen lasse. Für die beiden neuen Bilder[2] habe ich schon Rahmen bestellt; für Ihr kleines[3] lasse ich einen vorräthigen verschneiden. Da sich diese vier Bilder, die ich als meine echten Kinder anerkennen und auch behandeln muss, von Tag zu Tag dem Abschluss mehr nähern, so werden die Rahmen unumgänglich nöthig, um die allerletzte Hand anzulegen. — . . .

[1] „Goldenes Zeitalter II".

[2] Vgl. den Brief vom 6. April.

[3] Das im Brief vom 16. Dezember 1882 als kleines Orangenbild bezeichnete Bild K 358.

### 388

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 28. April 1883.

Lieber Fiedler!

Schönsten Dank! Die Rahmen sind bestellt. Sie werden zu seiner Zeit die etwas unliebsame Rechnung erhalten.

Sicherlich wäre mir die Gegenwart eines besonnenen Freundes unschätzbar gewesen, doch an Unmöglichkeiten nur zu denken, ist Zeitverschwendung. Selbstbetrug ist die Gefahr, die den Einsamen fortwährend umschwebt. Nach menschlichem Vermögen, bin ich stets auf der Hut. Wie ein Falke nach der Beute, so spähe ich nach den Mängeln in meinen eigenen Werken, um dieselben, einmal wahrgenommen, unverdrossen mit Ruhe und Besonnenheit abzustellen.

Um die Bilder als Geschöpfe unserer Zeit gewissermassen zu beglaubigen, habe ich mein eigenes, lebensgrosses Bildniss[1], halbe Figur, hinzugefügt. Sechs Bilder[2] sind so der Vollendung nahe und da ich mir vorgenommen habe, bis Ende Juni dieser Abschlussarbeit zu widmen, so wird hoffentlich die heilige Sieben voll werden.

Auf eines muss ich Sie doch vorbereiten, lieber Fiedler; es ist nicht zu vermeiden, dass unser gegenseitiges Verhältniss an die Oeffentlichkeit trete. Sentimentalitäten kommen dabei nicht in's Spiel; aber es ist mein fester Wille, kräftig und nachdrücklich zu wirken. Und ich zweifle nicht, das Feuer, das mich durchglüht, wird auch Andere erwärmen. Da sich bez. Berlins in mir ein bescheidener, mit verhältnissmässig geringen Mitteln auszuführender, Plan bei mir festgestellt hat, so geht mit diesem auch ein Brief an Jordan ab, in dem ich ihm nicht den Plan mittheile, sondern in wenigen schlichten aber sicher bestimmenden Worten aufgefordert habe, hier in Rom von demselben Kenntniss zu nehmen.

Ueber Böcklin werde ich ein anderes Mal mit Ihnen sprechen. — . . .

---

[1] K 699.

[2] Ausser den vier im vorigen Brief genannten und dem Selbstbildnis vermutlich das „Goldene Zeitalter I".

### 389

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 9. Mai 1883.

. . . . . Was meine Angelegenheiten anbelangt, so verlange und erwarte ich allerdings von keinem Anderen die Eigenschaften eines Bismarck, von mir selbst aber wohl, so weit es allgemein menschliche Eigenschaften sind. Im Vollbesitz meiner Kräfte, ohne Furcht, der Hülfe der Götter unbedingt vertrauend, wäre es eine Feigheit und vielleicht Pflichtverletzung (wir Deutsche wollen vor allen anderen Dingen unsere Pflichten erfüllen), wenn ich noch länger von einem Kampf, der doch einmal stattfinden muss, zögernd zurückstände. Wenn ich mich 20 Jahre unverdrossener Arbeit rühme, so kann ich das nie thun, ohne Ihrer zu erwähnen; denn ohne Sie wäre es nicht möglich gewesen, und es kann dabei durchaus nicht in Betracht kommen, ob das nützlich oder schädlich sei; und hoffentlich werden Sie

sich meiner nicht schämen. Ich weiss sehr wohl, dass die grössere Mehrheit der Menschen aus verlogenen Schelmen besteht, um so mehr bemühe ich mich, wahr zu sein; denn am Ende siegt die Wahrheit *immer*.

Quousque tandem o Catilina! vorrei tante, tante cose e poi mi contento con quasi niente. — . . .

### 390

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 10. Mai 1883.

. . . . . Es freut mich sehr, dass Sie sich ruhig Ihren Arbeiten hingeben können: es ist doch das einzigste und grösste Glück.

Ich glaube wahrzunehmen, dass, je mehr die Heftigkeit des Wollens nachlässt, die Liebe und unbedingte Hingebung um so mehr Raum gewinnen. Und nöthig sind dieselben allerdings nur zu sehr der stumpfen, dumpfen, plumpen Alltäglichkeit gegenüber. Und so kann ich mich doch der Hoffnung nicht entschlagen, am Ende die Erscheinungen meiner frühesten Kindheit zur Thatsache zu gestalten. Auch bei Ihren beiden Bildern bin ich unablässig bemüht, sie auf einen Standpunkt zu bringen, in dem Ihnen der Besitz derselben eine dauernde Freude zu bereiten vermöchte; es ist vorläufig die einzige Art, wie ich die Tiefe meiner Erkenntlichkeit ausdrücken kann.

Jordan ist noch nicht hier gewesen; einen an ihn gerichteten Brief habe ich nicht abgeschickt, weil ich das Gefühl hatte, Perlen vor die Säue zu werfen. Ist man genöthigt sich eines Menschen . . . zu bedienen, so muss man sehr vorsichtig sein, um nicht Schaden anzurichten. Ein Errungenes zu erhalten und zur Evidenz zu bringen, ist vielleicht noch schwerer, als es zu erreichen.

Meine im Ganzen glückliche Stimmung ist in der letzten Zeit durch äusserliche Störungen einigermassen beeinträchtigt worden, darum habe ich noch nicht an Ihren Herrn Bruder geschrieben, werde es aber dieser Tage in's Werk setzen.

Volkmann rückt doch nur sehr, sehr langsam vorwärts; wenn man diesen Jünglingen nicht fortwährend mit vollen Händen gibt, gerathen sie bald in einen Zustand von innerer Erstarrung. Begreiflicher Weise ist man doch nicht immer dazu aufgelegt, ein mattes Echo anzurufen.

Eine seltsame Erscheinung ist es, dass das junge Italien in der Musik ganz wagnerianisch geworden ist; ich glaube, die vorzugsweise trivialen Gründe davon zu erkennen, und betrachte es als ein besonders schlechtes Zeichen; überhaupt fängt diese Nation an mir unangenehm zu werden. — . . .

### 391

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 14. Mai 1883.

. . . . . Wenn ich durch die Umstände genöthigt bin, Anderen vorzuhalten, wenn auch mit aller Zurückhaltung und Bescheidenheit, in welcher

Weise ich mich um die Kunst bemüht habe, so kann ich dabei nicht vermeiden, Ihrer zu erwähnen, wenn ich der Wahrheit nicht Abbruch thun will; dies habe ich stets gethan und Sie werden keine Art von Unbequemlichkeit dadurch empfunden haben.

Uebrigens kann man fast mit Sicherheit ein Naturphänomen annehmen, nämlich dass der Jordan mit Grundeis geht. Wenn ich mir einmal etwas vorgenommen habe, lasse ich so leicht nicht nach und jetzt, da ich genau 20 Jahre lang einem mir selbst abgelegten Gelöbniss treu geblieben bin, kommt es mir auf einen Kampf mehr oder weniger nicht mehr an. Ich verlasse mich auf meine eigene Kraft, meine gute Sache und den Beistand der Götter.

Noch 3 Wochen Arbeit, dann ist Alles fertig. Aber in dieser Zeit kann ich auf andere Fragen nicht eingehen, sonst werde ich zur Unzeit gänzlich aufgerieben. Wenn ich früher einen guten Grund gelegt zu haben glaubte, so habe ich vielleicht jetzt die ersten Pfeiler zu einem eigenthümlichen Styl errichtet. Wenn mir das Schicksal noch einige Jahre vergönnt, so wäre denn doch die Hoffnung da, das zu vollenden, was mir von frühester Kindheit an vorgeschwebt. — . . .

## 392

*An Konrad Fiedler.*

*(Nicht abgesandter Brief[1].)*

Rom, den 2. Juni 1883.

Es ist jetzt auch Ihr zweites Bild eingerahmt und sieht sehr anständig aus. Nächstens muss ich Ihnen nun doch die Rechnung übersenden. Im Laufe dieses Monats will ich noch Alles, was in meinen Kräften steht, an den eingerahmten Theil meiner Arbeiten wenden. Dann treten ganz andere Erwägungen heran.

Obwohl ich nun in den letzten Jahren, wie man später einsehen wird, vom rein materiellen Standpunkt aus, das geradezu Unglaubliche geleistet habe, so will ich nun doch noch versuchen, eine ganz andere Art von Thätigkeit als Intermezzo einzuschieben; wenn mir das gelingt — es handelt sich um einen geschickten Anfang —, so wird manches Irrthümliche beseitigt werden[2].

Wenn ich jetzt gleich noch nicht *gegen* die Berliner Monsieurs vorgehe, so ist das aus speciellen Rücksichten, die ich Ihnen nur mündlich mittheilen kann; jedenfalls scheint mir das Treiben derselben der Art zu sein, dass es unmöglich Bestand haben kann; *mit ihnen kann* man nicht gehen.

Die Luftfabel über Böcklin hat mich sehr belustigt. — . . .

Uebrigens kann man wohl annehmen, dass auch im allgemeinen die Presse das grösste Hinderniss ist, um die thatsächlich bestehenden Zustände kennen zu lernen. — . . .

---

[1] Der Brief wurde, kuvertiert und frankiert, nach Marées' Tode unter seinen Papieren gefunden.

[2] Er beabsichtigte zu schriftstellern, scheint aber nicht dazu gekommen zu sein.

393

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 10. Juni 1883.

Lieber Georg!

Diesmal habe ich Deinen Brief richtig erhalten, den vorigen nicht. Es freut mich, dass sich Deine pecuniären Umstände einigermassen günstig gestaltet haben. Von X. erhalte ich von Zeit zu Zeit Nachrichten, die immer wieder dasselbe sind, der Arme irrt wie ein gehetztes Wild umher; wenn es ihm gelingen sollte, sich aus diesem Zustand herauszureissen, so wird er wenigstens den Vortheil haben, etwas klüger geworden zu sein. Hätte ich vorausgesehen, dass mein Brief Dich in Aufregung versetzte, so hätte ich auch diesmal geschwiegen; meine Absicht war, zu beruhigen. In der That ist das, was vor mir liegt Kinderspiel im Vergleich zu dem, was ich hinter mir habe; und wenn es auch nur deshalb wäre, dass ich durch beständiges Gegen-den-Strom-Schwimmen und andauernde hartnäckige Kämpfe meine Kräfte und meine Zuversicht auf's Höchste gesteigert fühle. Wie oft habe ich nicht meine Existenz auf's Spiel gesetzt (denn gebeugt habe ich mich vor Keinem), habe aber geschwiegen, früher aus Besorgniss, nicht entmuthigt zu werden, später aus Gewohnheit. Trotzdem ich die Hälfte meiner Kräfte und Zeit mit grosser Geduld und nie verstandener Nachsicht an Pygmäen verwendet habe, so habe ich doch dadurch nichts verloren u. s. w.

Was die Berliner Affairen anbelangt, so will ich auch diese ganz allein betreiben, und wenn sich da irgend wer mit hineindrängen will, so mag er es sich selber zuschreiben, wenn er einen unsanften Schups bekömmt. Ich will hier nur noch bemerken, dass ich weit davon entfernt bin, dort mein Heil zu suchen, oder mich unter und durch die sehr wenig achtungswerthen Personen lanciren zu wollen; wer begäbe sich gern aus reiner Bergluft in einen faulen Morast. Es handelt sich nur um den Versuch, ob nicht ein frischer Hauch die stagnirenden Miasmen auf eine Weile zerwehen kann.

Wer vom Gekläffe Notiz nimmt, kommt in die Gefahr, sich lächerlich zu machen; der wahre Künstler fängt erst dann an, recht zu leben, wenn seine Gebeine längst vermodert sind; so war es, so ist es und wird stets so bleiben und dabei kann man sich beruhigen.

Ende nächster Woche werden wohl alle Rahmen fertig sein. Indessen fängt eine neue Serie an, ihre ersten Fühlhörner herauszustrecken und wird dieselbe die jetzige wohl bei weitem übertreffen[1].

Mit den herzlichsten Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

[1] Vielleicht die „Werbung". Vgl. Bd. II S. 542.

394

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 24. Juni 1883.

Lieber Fiedler!

Das Hinschleppen der Rahmen hat auch meine Arbeiten etwas verzögert. Gestern ist der grosse Rahmen endlich aufgestellt worden. Da ich selbst keine Zeit

hatte, die Zeichnung dazu zu machen, so habe ich ihn nach einem Vorbild aus der zweiten Hälfte des Cinquecento verfertigen lassen, da meine Arbeiten einen reichen Abschluss durchaus verlangen. Die reichsten Verzierungen, die stärkste Vergoldung tragen nur dazu bei, den Gehalt meiner Behandlung zur Anschauung zu bringen. Die Kosten dieses Rahmens betragen nun allerdings 900 Fr.; es war nicht wohl möglich, ihn billiger herzustellen. Er ist allerdings über 2 Meter breit und fast 3 Meter hoch; die Holzschnitzereien sind auf's Sorgfältigste verfertigt und das Ganze sehr solid[1]. Für das kleinere Bild[2] wird ein Rahmen mit schwarzem Ornament auf Goldgrund in der nächsten Woche fertig sein.

Ihr grosses Bild habe ich ungefähr 50 Mal, das kleinere wohl 80 Mal übergangen und ich hoffe, dass der innere Gehalt derselben Ihnen diese noch zu bringenden Opfer verschmerzen machen wird. Ende nächster Woche wird wohl Alles eingerahmt sein. Ich passe dann die besten und heitersten Stunden ab, um mit der allerletzten Hand hinüberzugleiten.

Wenn ich nun selbst etwas über meine Sachen sagen soll, so weiss ich, dass dieselben in Folge eines unbedingten Triebes entstanden, aus einer reinen Verehrung für die Werke der Schöpfung und der grössten Liebe zu denselben hervorgegangen sind, und es der Darstellung an derber, unverdorbener Sinnlichkeit nicht fehlt. Weil ich weiss, dass alles Menschenwerk nur Stückwerk ist, aber auch um nachzuweisen, dass von einem zufälligen Gelingen nicht die Rede sein kann, habe ich Verschiedenes gemacht. Obwohl ich genau weiss, dass ich in der Folge bei Weitem Besseres leisten würde u. s. w., habe ich diess Mal doch Alles gethan, was zur Erhaltung des Geleisteten unbedingt nöthig war, da ich nicht wissen kann, ob ich noch einmal dazu kommen werde, so zu sagen auf eigene Faust dergleichen zu unternehmen.

Heute als am St. Johannistage machen meine Arbeitsräume einen sehr festlichen Eindruck, da man mir die schönsten Blumen geschickt hat; auch von aussen kommen an diesem Tage immer Beweise von wirklicher Verehrung und Dankbarkeit. — . . .

[1] Es handelt sich um den Rahmen für das „Goldene Zeitalter II" K 523.
[2] K 358.

### 395

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Juli 1883.

. . . . . Die Luftschiffahrt Böcklins hat mich sehr ergötzt.

Diesen Monat werde ich noch dazu benutzen, den eingerahmten Theil meiner Bilder — Ende dieser Woche sind es sieben — noch einmal zu übergehen. Ihre beiden Bilder sind jetzt im Rahmen. Ich werde Ihnen mit nächstem die Rechnung für dieselben übersenden. Was *ich* in der Berliner Angelegenheit noch allenfalls zu thun habe, werde ich gelegentlich abmachen.

Mein Sinn bleibt immer auf die Hauptsache gerichtet, d. i. meine Bestrebungen und Anstrengungen in erkenntlicher Weise und abgerundet zur Anschauung zu bringen. Was noch daran fehlt, weiss ich ziemlich genau; gelingt

mir, das auch noch hinzuzufügen, so hätte ich allerdings etwas geleistet. Dass das richtig gewürdigt und beurtheilt werde, das zu erleben, darauf habe ich nie gerechnet; aber dass es in mancherlei Weise wirken wird, daran zweifle ich nicht.

Jetzt habe ich meine Person, sowie die zu erlernenden Kunstmittel so in der Gewalt, dass ich daran denken kann, ein Intermezzo eintreten zu lassen, d. h. eine Zeitlang auf den Erwerb hin zu arbeiten zu versuchen[1]; vielleicht gelingt es mir auf diese Weise einen alten Kuhstall erwerben zu können und diesen mit verhältnissmässig geringen Mitteln zu etwas umzuschaffen, was an wahre Kunst erinnert u. s. w. . . .

[1] Anspielung auf die Porträtbestellungen, die er von Pidolls Verwandten zu erhalten hofft. Siehe die drei folgenden Briefe.

## 396

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 13. Juli 1883.

. . . . . Böcklin ist im Begriff auf der berühmten Höhe einen abermaligen Flugversuch zu machen. Bis jetzt habe ich mich gedrückt und nur im äussersten Nothfall, d. h. wenn sich B. in wirkliche Lebensgefahr begibt, werde ich den Bitten der B.'schen Familie nachgeben und der Sache beiwohnen.

Bis zum Ende dieses Monats will ich aushalten; trotzdem ich mitunter dahin zu schmelzen meine, so heiss ist es jetzt bei mir, fördere ich immer noch. Wenngleich ich auch mit meinem Latein nie am Ende sein werde, so will ich es denn doch mit diesen Arbeiten dabei bewenden lassen.

Die Frage, die Sie beschäftigt, beschäftigt mich auch schon seit vielen Jahren, und ich glaube wohl, am Ende dieses Problem zu lösen. Es lässt sich das nicht in zwei Worten sagen, wie; es wird sich aber am Ende herausstellen, dass mein ganzes Thun dieser Frage gewidmet war. Geduld, immense Geduld gehört dazu.

Hier ist allerdings im *gemeinen* Volk eine viel bessere Beanlagung, denn bei uns; wäre ich Italiener, so hätte ich schon leichteres Spiel. Aber ich muss mich hier noch zurückhalten, denn unter uns gesagt, könnte man in Gefahr kommen, mit Leuten wie L. in einen Topf geschmissen zu werden, und das wäre ehrenrührig.

Das Berliner Gelichter ist allerdings so armselig, dass es nicht einmal verdient, bekämpft zu werden. Wenn es mir nicht gelingt, die Leute nur ein weniges hinaufzuschrauben, so werde ich mich desshalb sicher nicht in den Sumpf herabbegeben.

Da ich im August und September keinenfalls hier zu verweilen gedenke, so habe ich die oft wiederholte Einladung von der Familie von Scherff angenommen, nach Luxemburg zu kommen. Ich erhalte von Pidoll u. seinen Verwandten so viele unzweideutige Beweise von Verehrung und Ergebenheit, dass ich nicht anders kann. Auch halte ich es für geboten, vor allen Dingen Beziehungen zu anständigen und wohlgesinnten Leuten zu pflegen. Ich will versuchen, ob ich mir das Geld zur Rückreise nicht verdienen kann, denn müssig will ich nicht sein. — . . .

### 397

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 14. Juli 1883.

. . . . . Trotz einer kannibalischen Hitze habe ich doch noch fortwährend gefördert. Ich kann nun jeden Tag aufhören, und eigentlich sind es mehr die Angelegenheiten meiner Schüler, die mich hier noch festhalten. Dann freilich muss ich nun zunächst daran denken, wie ich mir Existenz und Weiterarbeit für den nächsten Winter ermögliche. Auch das von Stapelgehenlassen ist nicht ohne Weiteres auszuführen. Ich werde mich nun dieses Mal auf den Westen von Deutschland werfen. Zunächst habe ich Pidoll und Scherff versprochen, sie zu besuchen. Diese Leute geben mir fortwährend so viele Beweise von Verehrung und Ergebenheit, dass ich nicht umhin kann, mich dankbar zu beweisen. Auch kann ich von da aus mancherlei alte und neue Beziehungen auffrischen und in's Leben rufen. Dann kann ich doch auch etwas arbeiten und mit 1 oder 2 Portraits könnte ich das Nothwendige einigermassen decken u. s. w.

Von J. bin ich nun in einer Weise unterrichtet, die es mir denn doch als tief unter meiner Würde erscheinen lässt, mit dergleichen . . . sich überhaupt einzulassen. Es ist ganz gut, dass ich einige Schritte gethan habe, denn nun ist für das Pack keine Entschuldigung mehr zulässig. Und so habe ich es eigentlich gewünscht. Im Bunde kann ich nur mit anständigen Menschen stehen.

Bis Anfang oder Mitte August, will ich versuchen, es hier auszuhalten. Es wäre freilich sehr gut und wünschenswerth, wenn Sie im Herbst hierherkämen; dann könnten Sie Ihre Sachen selbst in Empfang nehmen. Freilich wünschte ich wohl auch den Platz zu sehen, den Sie diesen Bildern bestimmt haben. — . . .

Es gehört fast mehr wie Menschengeduld dazu, sich fortwährend dieser Pygmäen anzunehmen. Das Bisschen was sie leisten, steht denn doch immer noch in keinem Verhältniss zu der Zeit und Kraft, die ich an sie verwenden muss. Doch muss ich dann immer wieder sagen, dass Alle, die sich in den letzten Jahren an mich angeschlossen haben, durchaus brave und zuverlässige Menschen sind; und das ist doch auch etwas. Meinen Nestor musste ich zum zweiten Mal zusammenschmeissen, weil damals Bruckmann noch so weit zurück war, dass er unablässig hindern musste[1]. Jetzt hat er aber schon bedeutende Fortschritte gemacht und es ist wohl möglich, dass er für mich sehr brauchbar werden könnte. — . . .

[1] Siehe Bd. II S. 458.

### 398

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 15. Juli 1883.

Lieber Fiedler!

Der zweite Rahmen kostet 300 Franken. Die schwarzen Ornamente thun dem Bilde sehr gut.

. . . . . Der Vergolder ist übrigens ein sehr braver Mann. Als er in mein Atelier kam, hat er ohne ein Wort weiter zu verlieren, sofort alle Arbeiten übernommen. Er meinte nie etwas ähnliches gesehen zu haben. Zuerst glaubte er sich

in's Seicento versetzt, dann sagte er: „no, é la scuola sua". Wenn unter unseren Kunstverständigen nur zehn wären, die so viel Auge hätten, wie ein solcher Handwerker.

Dass Sie die Absicht haben, im Herbst hierher zu kommen, freut mich sehr; es ist fast die einzige Weise, wie ich Ihnen Ihr Eigenthum übergeben kann. Inzwischen werde ich doch wohl ein intermezzo nach Deutschland unternehmen. Die Einladung der Familie v. Scherff und Pidoll wiederholen sich so häufig, und diese Leute sind so sehr für mich und mein Thun eingenommen, dass ich es für ein Unrecht halten müsste, dies nicht zu berücksichtigen. Möglicherweise finde ich da ein Atelier; dort ist auch Gelegenheit, einige Portraits zu malen, wodurch ich die Mittel zum weiterarbeiten bekäme. Auch sind die Verbindungen dieser Familie sehr zahlreiche, und es ist nicht abzusehen, ob auf diese Weise nicht eine anständige Lösung so mancher Probleme zu finden wäre. Da ich weiss, was ich will, und unablässig bemüht bin, mich zu läutern, so denke ich an derlei Dinge mit der grössten Ruhe. Indem ich für mich selbst sorge, würde manchem andern geholfen und wird vor allen Dingen eine Sache gefördert, die vielleicht doch importanter ist, als es bis jetzt den Anschein hatte.

In allen Lagen die Besonnenheit und Heiterkeit erhalten, bei immer aufrechter Haltung, so gewinnt man zuletzt einen freien Ueberblick über die Dinge.

Ich kann eigentlich jeden Tag mit meinen Arbeiten abschliessen; die eingetretene Hitze verbietet eine angestrengte Arbeit; doch will ich bis zum Ablauf dieses Monats noch thun, was mir noch allenfalls zur Verbesserung meiner Arbeiten einfällt. — . . .

Dass Hildebrand's Arbeiten weder beim Publikum, noch bei den Kunsttreibenden Theilnahme erregen, hat doch wohl einen tieferen Grund, über den mich auszusprechen, es jetzt noch nicht an der Zeit ist.

Uebrigens ist das Verhalten der Berliner Gesellen so armselig, dass es fast Mitleiden erregt; das Treiben deutscher Künstler von Ruf, vor allen Dingen L.'s geradezu anekelnd. Das kann nur schädlich auf's Publikum wirken.

Die Kunst ist durchaus aristokratisch. Adel der Gesinnung ist für Kunsttreibende und Kunstfördernde die conditio sine qua non. Selbst der Athener Plebs hätte einen Mann wie Phidias nicht aufkommen lassen. Höheren und höchsten Orts gefällt man sich jetzt, plebejermässig zu denken. Wenn dort ein besserer Lufthauch hindringen könnte, würde es von nicht geringer Wirkung sein u. s. w.

Böcklin wird in diesen Tagen wieder in die Lüfte fahren auf derselben Anhöhe. Bis jetzt habe ich mich gedrückt, aber wenn es wirklich dazu käme, was gleichbedeutend mit einem Unglück wäre, müsste ich doch hin. Dann würde ich auch den alten Heyse aufsuchen. — . . .

### 399

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 30. Juli 1883.

. . . . . Heute habe ich einen Atelierbesuch gehabt, den Sie schwerlich vermuthen: der arme Ludwig hat sich zu mir herauftragen lassen. Seit 15 Jahren war er nicht bei mir; er konnte sich gar nicht trennen von meinen Werken. Es hat

mich sehr erfreut, dass er doch das wahrgenommen hat, worauf ich es abgesehen. Ueberhaupt wird es sich herausstellen, dass zu seiner Zeit eine in Wahrheit erkannte Sache auf Alle zwingend wirkt. Dieser Zeitpunkt wird sich schwerlich vor meinem Tode einstellen, was mir für meine Person ziemlich gleichgültig ist. — . . .

Böcklins Luftangelegenheit ist, wie vorauszusehen war, glücklicher Weise zu Wasser geworden. Mir war es insofern störend, als ich gerade jetzt Bruckmann in ein aussichtsvolles Stadium bugsirt hatte; so verliere ich dann auch wieder Zeit. — . . .

### 400

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 4. August 1883.

Lieber Georg!

Nächstdem wirst Du wahrscheinlich einen Besuch von Böcklin erhalten. Ich habe ihm schreiben lassen, dass er Dich von seiner resp. Ankunft avertiren möchte; auf dass Du dann nicht nach Berlin gingest.

Ich selbst werde wohl gegen Ende dieses Monats auf einige Tage in Jüterbog verweilen können [1].

Vorher muss ich in die Rheingegenden, bei welcher Gelegenheit ich dann auch mal sehen will, wie die Sachen mit X. stehen. Er schreibt, dass er bei der Provinzialverwaltung als Baucassenrendant angestellt sei.

Vor einigen Tagen hat sich Ludwig nicht ohne einige Lebensgefahr zu mir herauftragen lassen und hat sich sehr gefreut.

Ich will es nun, was die jetzigen Arbeiten anbelangt, dabei bewenden lassen; das Weitere wird sich finden.

Also auf ein nicht zu fernes frohes Wiedersehen mit den herzl. Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

---

[1] Er kam Anfang September. Vom 31. August ist ein Brief aus Düsseldorf an Fiedler datiert. Vom 5. September einer aus Jüterbog.

### 401

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 9. August 1883.

. . . . . Morgen werde ich von hier abreisen und Sie im Verlauf meiner Reise von meinem jeweiligen Aufenthalt benachrichtigen, namentlich wenn ich mich der Leipziger Ebene nähern werde.

Je älter man wird, je mehr ist zu thun; immer grössere Frische des Geistes und Rüstigkeit des Körpers werden erforderlich, und ist man darum gehalten, vor allen Dingen jeden stagnirenden Zustand zu vermeiden. Letzteres ist der Hauptanlass zu meiner Reise. — . . .

## 402

*An Konrad Fiedler.*

Düsseldorf, 31. August 1883.

Lieber Fiedler!

Heute oder morgen werde ich mich ostwärts bewegen und zunächst meinen Bruder in Jüterbog aufsuchen. — . . .

## 403

*An Konrad Fiedler.*

Jüterbog, 5. Sept. 1883.

. . . . . Heute will ich auf 2 Tage nach Berlin gehen, vorzugsweise um Böcklin dort anzutreffen. Vor Ihrer Abreise von Crostewitz blieben mir so nur die Tage von Sonntag an, und nach Ihrer Rückkunft werde ich wohl schwerlich noch in diesen Gegenden verweilen.

Bitte lassen Sie mir noch 2 Worte zukommen, ob Ihnen mein Kommen an den betreffenden Tagen nicht unbequem ist. Sonnabend bin ich hier. — . . .

## 404

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 4. Oct. 1883.

Lieber Georg!

Gestern Abend bin ich wohlbehalten in meiner Heimath angelangt. Nachdem ich noch einige Tage in Crostewitz zugebracht, das gewohnte Onkeldiner bei Volkmanns[1] eingenommen, habe ich mich in München einen Tag aufgehalten, die Ausstellung gesehen, Gurlitt noch einmal gesprochen und bin dann nach Bozen gezogen, wo ich von der Pausingerschen Familie auf's Liebenswürdigste empfangen wurde. Beim herrlichsten Wetter und dem sofortigen Verschwinden meiner bis dahin andauernden Kopfschmerzen habe ich dort einige kleine Ausflüge gemacht, bin von da in das Trento gefahren, wo ich im Bade Levico eine Dame[2] besucht habe und dann direkt nach Florenz gereist, wo ich Böcklin unter mannigfachen Familienbedrängnissen antraf. Auch den alten Heyse habe ich aufgesucht, den ich trotz seines geh. Schlaganfalls und seiner 80 Jahre in leidlicher Verfassung fand. Hier wurde ich am Bahnhof von Bruckmann und einem Spitz begrüsst, sowie auch der für Rom characteristische Scirocco mit aller Macht blies.

Hier ist alles beim Alten, meine Bilder sind unverändert geblieben, einiges werde ich noch daran machen, im Uebrigen erfüllen sie mich mit Arbeitslust und lassen mich nicht ganz ohne Hoffnung in die Zukunft sehen. Nachträglich meinen herzlichsten Glückwunsch zu Deinem Geburtstag, dass sich vor allem Deine körperlichen Leiden legen mögen. Ebenso meinen herzlichsten Dank für alle von Dir

---

[1] Bei den Eltern Volkmanns in Leipzig.

[2] Frau Hildebrand. Vgl. den folgenden Brief an Fiedler.

und den Deinen empfangenen Freundlichkeiten nebst meinem aufrichtigen Wunsch, dieselben zu seiner Zeit erwidern zu können.

Indem ich Dich bitte, mich bald von Deinem Befinden zu unterrichten, und mit den besten Grüssen an Frau und Kinder für heute

Dein treuer Bruder Hans.

**405**

*An Konrad Fiedler.*

(Postkarte ohne Ort und Datum, mit dem Stempel Rom 83. Von Fiedler: Rom 4. Oct. 83.)

L. F.! Nachdem ich in München Ausstellung und Gurlitt gesehen, mich einige Tage in Bozen aufgehalten, in Levico Frau Eugenien besucht, während meines Aufenthaltes in Florenz bei schrecklichem Wetter den alten Heyse in der alten Wohnung in altgewohnter Verfassung angetroffen, bin ich gestern nachmittag wohlbehalten hier angelangt. Meinen nachträglichen Glückwunsch zum Geburtstag und die herzlichsten Grüsse an Ihre Frau und ganz Crostewitz.

Ihr tr. H. v. M.

**406**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 20. Okt. 1883.

. . . . . Gleich vom Tage meiner Ankunft an, bin ich in die grösste Thätigkeit versetzt worden. Ich habe mir fest vorgenommen, auch den letzten Rest von Aengstlichkeit und feiger Bedenklichkeit, wie sie sich denn doch im Laufe der Jahre eingeschlichen haben, abzuwerfen und strenge unermessliche Kraft an. Ich hoffe meinen Vorsatz bis zum letzten Ende durchzuführen.

Wahrscheinlich haben Sie sich den Genuss der Münchner Ausstellung erspart. Die Stunde, die ich daran gewandt habe, thut mir noch leid. Die zahlreichen Bekannten, die ich dort vorfand, hielten mich für krank, weil ich so wenig loszog. Thatsächlich befand ich mich während der zweiten Hälfte meines deutschen Aufenthaltes sehr schlecht; kaum über den Brenner gekommen, fühlte ich mich geheilt. — . . .

**407**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 5. Nov. 1883.

Er erwartet Fiedler. Dieser kam kurz darauf.

**408**

*An Fritz Gurlitt.*

Rom, den 11. Nov. 1883.

Sehr geehrter Herr Gurlitt!

Schönsten Dank für Ihr Schreiben. Meiner Art gemäss verharre ich allerdings in meinen Absichten, die nur insofern modificirt werden dürften, als ich unter

keinen Umständen etwas vernachlässigen werde, was mir die Kunst, sowie ich sie kenne, gebietet. Mit der eminentesten Anstrengung und Sammlung wird es mir wohl gelingen, die vorliegenden Werke bis Ende nächsten Monats zu vollenden oder zum Abschluss zu bringen, vor Ende Januar werden sie aber kaum reisefertig sein.

Sie werden mir zu jeder Zeit willkommen sein; das *wie* meiner Sachen ist allerdings erst am letzten Tage zu sehen, aber so lernen Sie wenigstens das *was* kennen. Und dann wird es sich zeigen, ob Sie sich entschliessen können, mit diesen gegen alle modernen Anschauungen rücksichtslosen Dingen etwas zu unternehmen. Sie verzeihen, wenn ich für mich noch ein wenig daran zweifle; denn ich weiss, dass ungewöhnlicher Muth dazu gehört[1].

Unter allen Umständen glaube ich jedoch, vorhersagen zu können, dass Sie den Abstecher nach Rom als keinen Zeitverlust betrachten werden.

Was Sie mir über Volkmann schreiben, freut mich sehr; mir selbst würde es sehr wünschenswerth sein, wenn seine Büste verkauft würde; er würde für den Moment wieder flott, und könnte hier an die Vollendung einer abandonnirten hoffnungsvollen Figur[2] denken.

Ich ersuche Sie, mich vom Tage Ihres Hierherkommens freundlichst unterrichten zu wollen.

Ihr ergebenster

Hans v. Marées[3].

---

[1] Es handelt sich um das schon im Frühjahr vom Bruder Georg angeregte Projekt einer Ausstellung einiger Maréesscher Werke. Siehe unten. Vgl. den Brief an Fiedler vom 21. März 1883.

[2] Wohl der Bacchus (vgl. Bd. II, S. 484).

[3] Diesen Brief hatte Marées an Georg adressiert. Dieser sandte ihn Gurlitt mit folgendem Schreiben:

Jüterbog, 24. November 1883.

Geehrter Herr Gurlitt!

Unter bestem Dank übersende ich Ihnen anbei den Brief meines Bruders und freue mich sehr, dass Sie sich trotz der Bedenken, die aus den Zeilen des Briefes sprechen, entschlossen haben, die Reise zu unternehmen. Ihr Entschluss wird auf meinen Bruder die günstigste Wirkung haben und will ich nur hoffen, dass Ihnen auch in Rom angesichts der Bilder meines Bruders der feste Wille bleibt und Sie diesem Ausdruck geben, die Bilder unbedingt des baldigsten in Berlin zu haben. Die kleinen Bedenken meines Bruders werden Sie hoffentlich durch Ihre Festigkeit und Freudigkeit überwinden. Dies verfl . . . Nacharbeiten. Die Bilder waren längst fertig und jetzt wird wieder so viel daran herumgedoktert, bis sie zuletzt meinem Bruder nicht mehr gefallen — so war es bisher fast immer. Sie müssen jetzt die Hebamme spielen, verehrter Herr Gurlitt, und sollte es eine Zangengeburt werden. Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen den besten Erfolg und zweifle auch nicht, dass, wenn Sie wollen, Sie etwas durchsetzen werden. — . . .

Gurlitt antwortete darauf:

Berlin W. 64, 25. November 1883
Behrenstrasse 29.

Hochgeehrter Herr!

Für Ihren gütigen Brief besten Dank. Ich würde sehr gern Ihrer freundlichen Einladung Folge leisten, bin aber so über die Massen durch Arbeiten in Anspruch genommen, dass ich kaum weiss, wo mir der Kopf steht. Denn diese Reise fällt in die arbeitvollste Zeit vor Weihnachten und ich denke mit stillem Grauen daran, was ich zu erledigen alles vorfinden werde, wenn ich zurückkomme.

Sie dürfen versichert sein, dass ich mich des Vertrauens, mit dem Sie mich in Bezug auf Ihren Herrn Bruder erfreuten, würdig zeigen werde. Ich werde mit aller Vorsicht die

### 409

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 9. Dez. 1883.

Lieber Fiedler!

Meine stets sich erhöhende Thätigkeit hat mich bisher abgehalten, Ihren Brief zu beantworten. Wenn Sie meine Bilder wiedersehen, werden Sie erkennen, dass Sie dieselben im Stadium der wohlüberdachten und berechneten Vorbereitung zur definitiv letzten Hand gesehen haben. Ende nächster Woche werden 4 derselben abgeschlossen sein, und bis zur Mitte Januar der Rest[1]. Mit Gurlitt habe ich abgemacht, dass die Sachen Ende Januar abgeschickt werden, so dass Anfang März die Ausstellung stattfinden kann. Die Bilder müssen nach meiner Anordnung aufgestellt werden; die Versandkosten trägt Gurlitt, auch vor der Hand die der Verpackung. Uebrigens werde ich einen zuverlässigen und in solchen Sachen wohl zu verwendenden Freund veranlassen, dieses Alles zu überwachen.

Ich habe Gurlitt als anständigen Menschen und nicht als Kunsthändler behandelt; es ist seine Sache, dem zu entsprechen. Uebrigens hat er sich mit Bescheidenheit und anscheinend mit zunehmendem Enthusiasmus für diese Angelegenheit benommen.

Kleinenberg war in Universitätsangelegenheiten hier und als er vernahm, dass er in mein Atelier kommen dürfte, hat er seine Abreise gleich um einen Tag aufgeschoben. Sein Verhalten war sehr erfreulich.

Nun bleibt nur noch Böcklin übrig; denselben werde ich, wenn Alles vollendet ist, auffordern, hierherzukommen.

---

Sache anfassen, und ich hoffe, dass das Kind, dem ich zur Welt verhelfen soll, sich stark genug fühlt, um die mehr oder weniger brutale Beurtheilung der Menge ohne Schmerzen zu ertragen. Es ist ganz selbstverständlich, dass Ihrem Bruder die Naivität verloren gegangen ist, die ein *junger* Künstler hat, wenn er seine *Erstlingswerke* in die Welt setzt mit dem Bewusstsein, dass nun eine neue Kunstepoche beginnen werde. Ihr Bruder *weiss* aber zu viel von Kunst und ich glaube, dass er, wenn er mir den Muth, seine Bilder auszustellen, nehmen möchte, damit nach Menschenart bemäntelt, dass er *selbst* vor diesem Wagniss zurückschreckt.

Ich spreche sehr ehrlich zu Ihnen, hochgeehrter Herr; und ich glaube zu wissen, dass Sie mir dies nicht übel deuten werden, noch mir es als Hochmuth anrechnen können. Bleiben wir bei dem betreffenden Hebammenbild, so entschuldige ich mein freies Wort damit, dass die Hebamme gewöhnlich viel dümmer sein wird, als die Gebärende; — die Erstere braucht nicht viel Wissenschaft um mit praktischer Hand das *Rechte* zu thuen! — . . .

Morgen Abend 8 Uhr fahre ich nach dem Süden, bin Mittwoch früh in Florenz und gehe am Donnerstag den 29. Nov. zwischen 3—4 Uhr in Rom zu Ihrem Herrn Bruder — so weit es möglich ist, über die kommenden Tage zu verfügen.

In aller Ergebenheit ganz der Ihre — Fritz Gurlitt.

Nach acht Tagen kam Gurlitt zurück und schrieb an den Oberstleutnant:

Hochgeehrter Herr! Ich bin aus Rom zurück und habe mit Ihrem Herrn Bruder fest abgeschlossen, dass er Ende Januar 1884 7 gr. Bilder hierherschickt. Für das grosse Publicum sind die Sachen nicht, sondern nur für Solche, die sich Zeit lassen, sich in ein Kunstwerk zu vertiefen. Für solche malt ja aber ein wahrer Künstler nur!

In vorzüglicher Hochachtung

Berlin, 6. Dezember 1883. — ergebenst Fr. G.

[1] Es handelt sich um die vor der Reise gemalten Bilder. Vgl. den Brief vom 28. April etc.

Bei Allem was ich thue, suche ich mir die Besten und ihr Urtheil zu vergegenwärtigen. Ich glaube, dass die Leute von heutzutage eben so sind, wie zu allen Zeiten: sie suchen den Leithammel, dem sie nachblöken können. Sind die Einsichtigen auch die Massgebenden, so sind gute Zeiten da. — . . .

(Als Postscriptum): A propos, Jordan liess sich durch Gurlitt bei mir empfehlen: er würde mir nächstens schreiben. Offenbar hat er ein schlechtes Gewissen. Meiner Ansicht nach verdient die unverantwortliche Nachlässigkeit dieses Menschen eine derbe Züchtigung. — . . .

### 410

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 9. Dec. 1883.

Lieber Georg!

Entschuldige, dass ich erst heute Deinen Brief beantworte. Ich habe immer noch so viel zu thun, dass ich nicht ans Schreiben komme. Hoffentlich ist Dein Befinden dasselbe gute, wie seit Deinem letzten Briefe geblieben. Ebenso das der Deinen.

Das, was vor der Hand von Geschäftlichem vorlag, habe ich in Ordnung gebracht und Du wirst es in der Folge erfahren. Auch Jordan scheint wieder mit mir anknüpfen zu wollen, aber er wird sich irren.

Auch hier ist es jetzt kalt und winterlich geworden.

Ich habe mancherlei Besuch gehabt; nun ist wieder Ruhe eingetreten.

Es fällt mir nichts ein, nimm mit diesen Paar Zeilen als mit einem Lebenszeichen vorlieb.

Indem ich Dir und den Deinen Gesundheit, Freude und vergnügte Feiertage wünsche

Dein treuer Bruder Hans.

### 411

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 13. Dec. 1883.

Dieser und der folgende, vom 20. Dezember aus Rom datierte Brief behandeln den tragischen Tod der Frau v. F. in Rom.

### 412

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 29. Dec. 1883.

Lieber Fiedler!

Herzlichsten Dank für Ihren freundlichen freundschaftlichen Brief. Dies Jahr schliesst recht schlecht. Auf Ihre betrübenden Nachrichten kann ich gerade auch nicht mit Erfreulichen antworten. Kurz nach Ihrer Abreise bekam ich plötzlich mit meinem Bein, das mich schon seit vielen Jahren incommodirt, zu schaffen;

und gerade jetzt, da die höchste Anspannung aller Kräfte nöthig ist, versagt es mir gänzlich. Nothgedrungen muss ich nun Zimmer und Bett hüten.

Nun handelt es sich um ein ruhiges, gefasstes Abwarten. Wenn sich durch Ruhe auch das Uebel bald legen sollte, so werde ich doch nicht gleich in aller Kraft thätig sein können. Denn die Hauptursachen des Uebels sind übergrosse Anstrengung und der kalte Fussboden meine Ateliers.

In manchen Fällen ist man genöthigt, Fatalist zu sein, und so habe ich auch schon öfter die Erfahrung gemacht, dass das Schicksal, wenn es anscheinend hart eingreift, oft zu einem besseren Ende führt, als eigener Wille und Ueberlegung vermocht hätten. Was mich innerlich am meisten betrübt, ist, dass ich Anderen so sehr zur Last fallen muss, um so mehr, als mein ganzes Streben eigentlich darauf hinausläuft, anderen etwas sein zu können. Doch wollen wir über all dieses das beste Hülfsmittel, Heiterkeit des Geistes, nicht verlieren. — . . .

**413**

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 29. Dec. 1883.

Lieber Georg!

Herzlichsten Dank für Deine Glückwünsche.

Diesmal hat das Schicksal mir einen Strich durch die Rechnung gemacht. Durch ein rheumatisches Uebel bin ich am Gehen verhindert und muss liegen. So hat es mich denn endlich auch einmal gepackt.

Spanne also Deine Erwartungen vor der Hand noch etwas ab. Auch kann ich Dir sagen, dass auch Du, wenn ich in der Oeffentlichkeit erscheine, mehr Leid als Freude erfahren wirst; das kann kaum anders sein. Ich weiche zu sehr von der gewöhnlichen Strasse ab, und erst nach langer Zeit wird man meinem Streben gerecht werden.

Ich habe es niemals anders vorausgesetzt; mein altes Beispiel von der Villa wird auch hier eintreffen. Wer nämlich eine sehr schöne Villa herrichten will, muss selber darauf verzichten, im Schatten der angelegten Baumgänge sich zu ergehen u. s. w.

Für heute also Dir und den Deinen ein herzliches Prosit Neujahr.

Dein treuer Bruder Hans.

**414**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 4. Januar 1884.

. . . . . Ich bin schon 8 Tage bettlägerig, doch sind die fürchterlichen Schmerzen wenigstens einigermassen gelindert. Durch den kalten Cementboden meines Ateliers, trotz Pelzstiefeln, sind Nerven und Muskeln meines Beines, an und für sich zur Neuralgie geneigt, nach und nach in einen terriblen Zustand gekommen; ich fürchte, dass ich vor 14 Tagen mich nicht auf das Bein verlassen kann. Der eigentliche Nervus Ischiaticus ist verschont geblieben. Jedenfalls muss ich bei Beginn wärmerer Jahreszeit warme Bäder nehmen. — . . .

## 415

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 10. Januar 1884.

Lieber Georg!

Schönsten Dank für Deine theilnehmenden Zeilen.

Was mich anbelangt, so handelt es sich jetzt um Geduld und Gleichmuth, denn eben, weil ich meine Energie bis auf's Aeusserste angespannt hatte, ist mein Uebel so heftig geworden.

Es zeigt sich nun, dass ich meinem Körper viel zu viel zugemuthet hatte und das muss mir für die Zukunft ein Fingerzeig sein. Uebrigens schreitet meine Besserung ruhig aber langsam fort, aber vor 10—12 Tagen werde ich schwerlich die Treppen passiren können.

Uebrigens werde ich vortrefflich gepflegt; Frau Bruckmann kocht für mich u. s. w.

Sage meinen Herren Nichten, dass ich nächstens ihre Briefe beantworten würde.

Hoffentlich geht es gut bei Euch. Dies von Herzen wünschend, für heute

Dein tr. Bruder Hans.

## 416

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 10. Januar 1884.

. . . . . Mit der Genesung von meinem Leiden geht es zwar ziemlich stetig, aber langsam vorwärts. Da ich meinem Naturell zu Folge bis auf's Letzte gegen das Uebel angekämpft hatte, so ist es sehr heftig und intensiv geworden. — . . .

Bisher war, namentlich in den letzten 6 Jahren, mein Leben eine ununterbrochene Kette von Kraftanstrengungen gewesen; jetzt, ich mag wollen oder nicht, muss ich dieselben zu einer ruhigen, mässigen, wohlüberlegten Verwendung gemachter Erfahrungen modifiziren. — . . .

Zu was eine Annäherung Lenbach führen soll, kann ich nicht einsehen; es können da nur äussere Beweggründe vorwalten; was uns vor 20 Jahren geschieden hat, ist Verschiedenheit der Gesinnung, und diese Kluft kann durch die Jahre nur vergrössert werden. Wenn ich einen Wunsch hege, so wäre es der, dass ich die wenigen Jahre, die mir noch bleiben, zu einer immer lautereren Bethätigung meiner Gesinnung verwenden dürfte; dann würde ich hoffen, nicht ganz umsonst gelebt zu haben. Meine nächste Aufgabe ist Geduld und Gleichmuth zu bewahren. — . . .

## 417

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 23. Januar 1884.

. . . . . Gestern machte ich meinen ersten Ausgeheversuch und es schien gut zu gehen; jedoch hat sich heute mein Zustand wieder verschlimmert, wahr-

scheinlich in Folge der wieder zunehmenden Kälte. Ich habe sehr gelitten und eine vollständige Heilung scheint sich in die Länge zu ziehen; dass ich wieder auf eigenen Füssen stehen kann, muss ich schon als eine grosse Errungenschaft betrachten. Ich muss mich zusammennehmen, damit die in Folge zweimonatlicher Schlaflosigkeit entstandene Nervosität mich nicht ganz unterkriegt. Ich wünschte, ich könnte Besseres mittheilen. Allerdings sehr zur Unzeit ist mein physisches Theil unterlegen; ich hoffte, das durch Willenskraft noch hinausdrängen zu können, aber vergebens. — . . .

## 418

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 29. Januar 1884.

. . . . . Leider sehe ich noch nicht den Zeitpunkt ab, da ich mich aus meinem invaliden Stand befreien kann. Immer wieder Rückfälle. Wenn auch nicht mehr der glühende Draht im Bein steckt, so hat sich doch aller Rheumatismus auf dieses Glied concentrirt, und der durch 4 wöchentliches Liegen geschwächte Zustand desselben will eine Ueberwindung der continuirlichen Schmerzen und einigermaasen freie Bewegung nicht zulassen.

Geduld und meine sonst gesunde Constitution werden hoffentlich eine gänzliche Heilung ermöglichen.

. . . . . Letzter Tage erschien auch Lenbach, als in Ihrem Auftrage. Wenn mich mein Auge nicht täuscht, befindet sich dieses sicher nicht übel angelegte Naturkind in einem hyperverkünstelten und darum auch nicht glücklichen Zustand.

Sicherlich ist es schwer, zu erkennen, worauf es im Leben eigentlich ankommt, und noch schwerer, sich demgemäss zu verhalten.

Mir thut der arme Gurlitt leid, aber hätte er nur, wie es sich gehörte, einige Zeilen an mich gerichtet, so wäre er zur rechten Zeit von der Lage der Dinge unterrichtet; um so mehr, als schon bei seinem letzten Hiersein ich mühsam umherhinkte. — . . .

## 419

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 22. Februar 1884.

Lieber Fiedler!

Den Tod des alten Heyse werden Sie jedenfalls erfahren haben. Es ist fast zum verwundern, wie dieses Fünkchen so lange hat glimmen können. Der Haupteindruck seiner Existenz ist mir immer wie eine angenehme Erinnerung an vergangene Zeiten vorgekommen. — . . .

Mit mir geht es nun endlich auch entschieden besser; gestern bin ich zum ersten Mal zu Fuss (freilich nicht weit) ausgegangen, ohne schädliche Folgen.

Diese Verbesserung habe ich nun vorzugsweise der treuen, liebevollen Pflege von Seiten der jungen Bruckmanns zu verdanken; denn vor 14 Tagen, als meine allgemeine körperliche Verfassung wirklich bedenklich zu werden anfing, habe ich dem Andringen Böcklins, des Arztes und meiner hiesigen Freunde nachgegeben und bin zu Bruckmanns gezogen. Schon vorher hat Frau Br. täglich für mich gekocht. Die heitere Umgebung, die nöthigen Bequemlichkeiten, an denen es in meiner Wohnung nur zu sehr mangelte, haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Unter allen Menschen mit denen ich hier in Berührung komme, ist kein einziger, der nicht nach Vermögen mir Beistand geleistet und Theilnahme bewiesen hätte, was auf meine Stimmung, die auch bei den wüthendsten Schmerzen immer ruhig blieb, jedenfalls den wohlthätigsten Einfluss ausübte.

Volkmann ist leider noch nicht hier. — . . . Kleinenberg ist jetzt auch wieder hier.

Was Lenbach anbelangt, so habe ich nie daran gezweifelt, dass er einige vortreffliche persönliche Eigenschaften habe. Wenn ich in der That ernstlich daran dachte, ihn als ein schädliches Element in Kunstangelegenheiten zu bekämpfen, so habe ich jetzt, nachdem ich ihn wieder selbst gehört habe, jeden Gedanken daran aufgegeben, weil es sich einfach der Mühe nicht lohnt.

Um noch einmal auf meine Wenigkeit zu kommen, so werde ich zunächst darauf bedacht sein, die Maschine so sehr wie möglich wieder in einen brauchbaren Zustand zu versetzen. Es ist etwas in mir, das mir sagt, dass dieses Uebel nicht ohne gute Folgen sein wird. Ganz nutzlos wird auch diese Zeit nicht verstrichen sein. — . . .

**420**

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 22. Februar 1884.

Lieber Georg!

Es hat mir geahnt, dass Du auch leidend seist. Gut, dass es vorüber ist; auch bei mir scheint jetzt die definitive Reconvalescenz eingetreten zu sein. Dieses habe ich vorzüglich der liebevollen Pflege Bruckmanns zu verdanken; denn vor 14 Tagen, als ich im höchsten Grade herunter war, habe ich dem Andrängen Br.'s, des Arztes, der anderen Freunde nachgegeben und bin zu Br. gezogen.

Mein Leiden war durchaus gefahrlos, aber so schmerzhaft, dass ich fast zwei Monate lang kein Auge geschlossen habe und fortwährend in den unbequemsten Lagen verharren musste. Alle, die um mich herumleben, haben keinen Tag vergehen lassen, um mir durch Hülfeleistungen, Zerstreuungen u. s. w. mit grösster Aufopferung ihre wahre Theilnahme an den Tag zu legen. So ist Hoffnung vorhanden, dass in Bälde die Maschine wieder vollständig brauchbar ist; an Geduld fehlt es mir nicht, und die Art, wie ich die Dinge ansehe, lässt pensieri neri nicht aufkommen.

Zufälliger Weise haben in dieser Zeit auch die wenigen Personen, die sich im Leben von mir entfernt hatten, neue Anknüpfungsversuche gemacht. Wie

schon öfters in meinem Leben, so wird auch diesmal vielleicht ein scheinbares Uebel die wohlthätigsten Folgen haben.

Dass die Gurlittsche Angelegenheit so nicht zu Stande gekommen ist, bekümmert mich nicht im mindesten, sie hat mich innerlich auch keine 5 Minuten lang beschäftigt. Vor kurzem hat sich auch der alte Heyse in seinem 80. Lebensjahre zu den Vätern versammelt; als ich ihn im verflossenen Herbst sah, sprach er noch viel von seiner Zukunft.

Für heute also den herzlichsten Dank für Deine und der Deinen Theilnahme mit den besten Grüssen

Dein treuer Bruder Hans.

### 421

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 20. März (ohne Jahr. Von Fiedler: 84).

Lieber Fiedler!

Sie werden wohl jetzt glücklich in Florenz angelangt sein und das wahrhaft ideale Frühlingswetter geniessen. Auch mein Zustand hat sich wesentlich gebessert und wenn ich mich noch eine kurze Zeit zu enthalten weiss, werden wohl die letzten Symptome und Nachwehen der Krankheit beseitigt sein. Um dieses zu beschleunigen, muss ich mich vor der Hand noch so sehr wie möglich des Treppensteigens enthalten, wesshalb ich noch immer bei Bruckmanns wohne. Jedoch bitte ich Sie die Briefe wie früher S. Basilio 13 zu adressiren, da ich jeden Tag in das Parterre-Atelier gehe, um einem Marmormann[1], der während meines Leidens in einen bedenklichen Zustand gerathen ist, womöglich wieder auf die Beine zu helfen.

Ich bin begierig, zu erfahren, ob bei anhaltendem Frühlingswetter Sie und Ihre Frau sich entschliessen werden, Rom einen Besuch abzustatten[2]. — . . .

[1] Bruckmanns „Läufer“. Siehe Bd. II S. 472.
[2] Fiedler und Frau waren in Florenz.

### 422

*An Kleinenberg.*

Rom, den 23. März (ohne Jahr: 1884).

. . . . . Was meinen Zustand anbelangt, so hat sich derselbe von Tag zu Tage gebessert (allerdings habe ich auch noch 6—7 Gramm Chinin genommen). Die Verhärtungen sind fast ganz verschwunden, ganz schmerzlos und werden durch selbst vieles Gehen nicht alterirt, so dass ich mich in kommender Woche wieder langsam an die Arbeit zu machen gedenke.

So wäre nun Bacorli doch gesunken; wenn ich etwas wünschte, ist es, dass sich bei einer neuen Besetzung noch günstigere Kombinationen für Ihr ev. Hierherkommen ergeben müssten.

Fiedlers werden jetzt in Florenz sein. — . . .

Ihr tr. Hans v. Marées.

### 423

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 29 März (ohne Jahr. Von Fiedler: 84).

Beantwortet eine Anfrage Fiedlers wegen eines Gemmen-Schneiders und lässt Hildebrand grüssen.

### 424

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. April 84.

Erhofft Fiedlers Besuch.

### 425

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 6. Mai 1884.

Lieber Georg!

Herzlichsten Dank für Deinen theilnehmenden Brief.

Schon längst habe ich das Reconvalescensen satt bekommen und arbeite mehr wie je. Da man nicht wissen kann, was die Zukunft bringt, so suche ich die Gegenwart mit allen Kräften auszunutzen. Das habe ich mir in meiner Krankheit vorgenommen, nicht nachzulassen, bis ich die ganze Kraft meiner Ueberzeugung und die volle Klarheit meines Bewusstseins in meinen Werken zur Evidenz gebracht habe. Es ist das auch die einzige Art, um mit den Lumpenhunden ein für alle Mal Tabula rasa zu machen.

F. scheint auch mir zu schmollen, weil ich nicht zu seiner Hochzeit bin. Als wenn ich ein Crösus wäre und meine Angelegenheiten keiner Erwähnung und Rücksicht würdig wären. Mir ist das ganz Wurst. — . . .

Ueberhaupt fängt man an, mich als ein idealistisches Kameel zu betrachten, aber vielleicht gelingt es mir, zu beweisen, dass ich, wenn es Noth thut, auch Haare auf den Zähnen habe.

Es freut mich, dass die Verlobung Tittas endlich vor sich gegangen ist.

Dir, lieber Georg, wünsche ich, dass Dir die wärmere Jahreszeit Gesundheit bringen möge.

Für heute addio; die herzlichsten Grüsse an die Deinen von

Deinem treuen Bruder Hans.

### 426

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. Mai 1884.

Lieber Fiedler!

Wenngleich ich es beklage, dass Sie nicht hierherkommen können, so sagt der Himmel selbst zu entschieden nein; auch habe ich mich daran gewöhnt, nicht so leicht etwas als ein Uebel zu betrachten. So sehe ich jetzt in meiner Krankheit

eine hülfreiche Freundin; durch sie ist mir anderes Schädlicheres vom Halse gehalten worden. — . . .

Wenn ich in der gegenwärtigen Rüstigkeit und Entschlossenheit verbleibe, so werde ich dann wohl gegen Ende des Monats die auf den Staffeleien befindlichen Sachen abschliessen. Danach will ich die Composition für 3 neue Bilder[1] in's Reine bringen und dann muss ich freilich daran denken, wie ich meinen strapazirten Cadaver in die gehörige Verfassung zu neuen Anstrengungen versetzen kann. Denn das habe ich mir fest vorgenommen, nicht eher zu ruhen, bis ich auch den letzten Rest von armseliger Kleinlichkeit abgestreift habe.

Was das Hinaustreten an die Oeffentlichkeit anlangt, so hat es sich herausgestellt, dass der Kunst . . . für meine Zwecke ebenso unbrauchbar ist, als der Kunsthausknecht. Ich werde das nun selber besorgen, und es ist auch besser so. Aber ich werde sehr vorsichtig zu Werke gehen und keinem anderen, als meinen Freunden Einblick in meine Absichten gestatten.

Es ist nicht nur mein persönliches Bedürfniss, mir die farabuti vom Halse zu halten, sondern es ist auch durchaus nothwendig, wenn ich nicht selbst die möglichen Consequenzen meiner langen Bemühungen zerstören will.

Es freut mich sehr, dass der Florentiner Aufenthalt Ihrer Frau so gut bekommt. — . . .

---

[1] Vermutlich das Dreiflügelbild, die „Werbung". S. Bd. II S. 542.

## 427

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 21. Mai 1884.

Lieber Georg!

Meine eigenen pecuniären Umstände gestatten mir nicht, wie ich wollte, in diesen Tagen nach Deutschland zu reisen. So wie die Sachen jetzt stehen, werde ich kaum vor Ende Juni dazu im Stande sein.

Was aus meinen Zuständen und Verhältnissen Dir von Nutzen sein kann[1], ist für den Augenblick wenig, für die Zukunft viel. Als ich vor 2 Jahren meine jetzigen Arbeiten in Angriff nahm, that ich es in der Ueberzeugung, dass ich kein andres Mittel finden könnte, um der Noth, die ich wohl wahrnahm, von allen Seiten her steuern zu können. Es war und ist mein Beschluss, dass ein Drittel der daraus zu erlösenden Summe meiner Familie, das andre meinen Schülern und das letzte mir selber zu Gute kommen sollte.

Darum habe ich so viel zu gleicher Zeit unternommen, aber zugleich musste ich auch alles, was ich mir in vielen Jahren erworben, zur Schau stellen. Nach unsäglichen Mühen und tausend Hindernissen ist mir dies endlich gelungen. Morgen schliesse ich definitiv ab. Aber es ist unmöglich, diese schweren Sachen gleich transportiren zu können, auch müssen dieselben durchaus einige Monate trocknen, ehe sie den Firniss erhalten können u. s. w.

---

[1] Georg war endgültig gezwungen, die seit lange auf Veranlassung M.'s immer wieder hinausgeschobene Regulierung von erheblichen Geldverbindlichkeiten schleunigst vorzunehmen.

Ich bemerke hierbei, dass ich auch nicht annähernd die Mittel hatte, ein solches Unternehmen durchzuführen, und dass ich es gethan habe, betrachte ich fast als ein Wunder.

Es handelt sich nur darum, wie für den Moment Nutzen für Dich daraus gezogen werden könnte. Die wohlhabenden Verwandten Deiner Frau könnten doch sicher mit Leichtigkeit eine so unbedeutende Summe aufbringen. Ich verpflichte mich, dieselbe mit Zinsen in Jahresfrist zurückzuerstatten. Ich kann und darf das thun. Mit Vergnügen werde ich allen formellen Anforderungen entsprechen.

Baares Geld aufzubringen, ist mir bis jetzt nicht möglich, mein eigenes Deficit ist beträchtlich, wenn es mich auch nicht drückt.

Das ist, was ich für heute sagen kann, trotzdem werde ich nicht müde werden, umzuspähen, wo und wie ich etwas erwischen kann. Behalte Du nur den Muth und lasse selbst kein Mittel unversucht.

Sobald ich irgend einen neuen Anhaltspunkt gefunden, werde ich es mittheilen.

Für heute Dein treuer Bruder Hans.

### 428

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Juni 1884.

. . . . . Bezüglich dessen, was Sie in Betreff meiner Angelegenheiten schreiben, haben ja meine Bemühungen in den letzten Jahren bewiesen, dass ich ganz Ihrer Ansicht bin. Auch habe ich ja so manchen Zug aus dem Becher der Widerwärtigkeiten gethan, dass es mir auf einen Schluck mehr oder weniger nicht mehr ankommen kann. Jedoch muss ich (mich), wenn ich mich eines Vermittlers bedienen will, vor allen Dingen von der Verwendbarkeit desselben überzeugen und muss ich mich vergewissern, dass meinen wohlüberlegten auf mancherlei Erfahrung basirenden Anordnungen unbedingt und gewissenhaft entsprochen wird. In früher Jugend habe ich mich auf's horrendeste von Kunsthändlern über's Ohr hauen lassen und war das nicht ein kleiner Grund meiner späteren Armuth; wenn ich in meinem jetzigen Zustand für meine Person auch wenig Gewicht auf die Güter dieser Welt legen kann, so liegen doch grosse Pflichten auf mir, die mir gebieten, mit Vorsicht zu handeln.

Mit grösserer Anstrengung wie je, habe ich an meinen Bildern gearbeitet und kann ich sie im Wesentlichen als abgeschlossen betrachten, wenigstens die Hauptbilder. Meine Meinung ist deutlich und klar ausgesprochen. Wenn diese Sachen in mir und vielleicht beim Beschauer den Wunsch nach einer Art von Vollkommenheit (denn sie erscheint als eine Möglichkeit) erregen, so könnte ich nur in einem neuen Werke versuchen, diesen Wunsch zur Erfüllung zu bringen. Komme ich noch dazu, soll's mich freuen, wenn nicht, so behalte ich doch die innere Beruhigung, bis an die äusserste Grenze meiner Kräfte gegangen zu sein. Mein Foltergeist beginnt sich wieder zu regen und zwingt mich zur Ruhe. — . . .

## 429

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 23. April 1884 (von Georgs Hand: soll heissen 23. Juni).

Lieber Georg!

Ob und wie tief Deine traurigen Umstände mich berühren, darüber ein Wort zu verlieren, ist nicht nöthig. Meine Gedanken sind darauf gerichtet, wie zu helfen, und nicht erst seit heute. Die Annahme einiger Familienmitglieder, als hätte ich selbst einiges angesammelt oder stände in Beziehung zu Geldmenschen, die es mir gestatteten, Summen herbeizuschaffen, ist allerdings durchaus falsch. Nur das Vertrauen auf meine Kraft und guten Willen und die Erfahrung, dass man mit Beharrlichkeit schliesslich zum Ziele gelangt, lassen es mir als eine Berechtigung erscheinen, auch andern Hülfe zu versprechen.

So ist mit Sicherheit anzunehmen, dass meine Leistungen, die mir jetzt schwerlich einen rothen Heller eintragen, nach meinem Tode ein nicht unbeträchtliches Capital repräsentiren werden. In welche Hände dasselbe gelangt, dafür werde ich schon sorgen.

Wenn es nur mit Deiner Gesundheit und Deiner Gemüthsstimmung besser stände. Dann würde ich sagen: ziehe diejenigen Menschen, die Du selbst als achtungswerth kennst, und deren Achtung Du auch geniesst, ins Vertrauen; es wäre doch eine Möglichkeit, um Rath und Hülfe zu finden. Das wäre die Gelegenheit, wo Du Dich auf mich berufen könntest. Eine unangezweifelte Rechtschaffenheit und eine vielleicht unvergleichliche Arbeitskraft würden bei einigen anständigen Menschen doch als eine Bürgschaft anerkannt werden.

Vor Mitte nächsten Monats kann ich schwerlich von hier fort, auch das ist noch ungewiss; auch soll ich durchaus warme Mineralbäder nehmen, weiss aber noch nicht, wo . . . . .

Noch einmal, lieber Georg, wie schlimm es auch stehe, wehre Dich doch mit allen Kräften gegen Verzweiflung und versuche, meinem Rath zu folgen.

Ich weiss es, mit der Zeit werde ich helfen, aber unmögliches kann ich ja nicht vollbringen.

Grüsse die Deinen herzlich von

Deinem treuen Bruder Hans.

## 430

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 1. Juli (ohne Jahr: 1884).

Lieber Georg!

Vielleicht hat mein letzter Brief einen theilnahmslosen Eindruck auf Dich gemacht. Aber die Wahrheit zu sagen, mir blutet das Herz, dass ich im Augenblick so hülflos bin. Mein eignes Befinden ist zudem nicht so, wie es sein sollte, eine grössere Eisenbahnfahrt kann ich vor der Hand nicht unternehmen. Ich werde, sobald wie möglich nach Civitavecchia gehen, die dortigen warmen Quellen zu benutzen. Vielleicht kannst Du doch Zeit gewinnen; mit der Zeit kommt Rath.

Es ist nicht anders möglich, man muss in schlimmen Lagen sich durchaus zur grössten breitesten Anschauung der Dinge erheben; nur eine solche kann auch unerwartete Hülfe herbeizwingen. Ich selbst darf es wohl behaupten, habe in meinem bescheidenen Dasein Alles das, was mir das Schrecklichste schien, ertragen müssen, und habe es mit Lächeln im Antlitz gethan; ich glaube nicht zu lügen, wenn ich sage, dass das Leid anderer mich tiefer schmerzt, als das meine. Wenn alle anderen mir so treu ergeben wären, als die kleine Schaar, die mich umgibt, so wäre es leicht, Hülfe zu finden. Aber die sind alle arm, mehr oder weniger in bedrängter Lage. Hier muss ich also selbst fortwährend mit einem guten Beispiel vorangehen.

Heute kann ich noch immer nichts andres thun, als Dir Muth einsprechen, vielleicht, dass während des gezwungenen Müssiggangs im Bade mir ein glücklicher Gedanke kommt.

Indem ich von Herzen wünsche, dass Deine Gesundheit und Deine Angegelegenheiten in ein günstigeres Fahrwasser kommen

Dein treuer Bruder Hans.

## 431

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 2. Juli (ohne Jahr. Von Fiedler: 84).

Lieber Fiedler!

Sie werden nun glücklich in Crostewitz angelangt sein. Ihren Brief mit Inliegendem habe ich richtig erhalten; besten Dank.

Mein Befinden ist nicht so, wie es sein sollte; ich muss nun ernstlich daran denken, etwas für meine Heilung zu thun. Mein Arzt verlangt, dass ich warme Bäder in Civita-vecchia oder Lago Bracciano nehmen und dann irgend wohin in's Gebirge gehen soll.

Es ist auch der Sommer hier ganz ungewöhnlich; mitunter sehr heiss, dann wieder starke Abkühlung.

Mein persönlicher Horizont verdunkelt sich nach allen Seiten, namentlich von aussen her; jeden Moment muss ich erwarten, dass schwere, fast unvermeidliche Wetter über mich zusammenbrechen. Es zeigt sich, wie nothwendig es war, mich stets auf's Schlimmste vorzubereiten.

Hoffentlich befinden Sie und Ihre Frau sich nach Wunsch.

Mit herzlichem Gruss

Ihr tr. H. v. Marées.

## 432

*An Kleinenberg.*

Rom, den 2. Juli (ohne Jahr: 1884).

Klagt über Rheumatismus und spricht, wie in dem Brief des gleichen Tages an Fiedler, von seiner Absicht die Bäder von Civita Vecchia zu besuchen. Nachher möchte er in das Gebirge und zu Kleinenberg nach Messina.

## 433

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 9. Juli (ohne Jahr: 1884).

Lieber Georg!

Da sich mein Befinden wieder gebessert hat, so will ich mich Anfang nächster Woche doch auf den Weg machen, in der Hoffnung, dass meine Anwesenheit zu irgend etwas gut sein möge.

Freilich kann die Dauer meines Aufenthaltes nur kurz sein.

Ich selbst werde mich bemühen, habe mich auch stets bemüht, in allen Lagen die Ruhe des Geistes zu bewahren, ohne welche man schwerlich förderlich eingreifen kann und ich bitte Dich, mir so weit es möglich, darin beizustehen, denn ich bin doch auch nur ein schwacher Mensch.

Mit den besten Grüssen

Dein treuer Bruder Hans.

## 434

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 11. Juli 84.

Lieber Fiedler!

Meinen herzlichsten Dank für Ihre theilnehmenden Zeilen. Meine Befürchtungen eines Schrecklichen[1] begründen sich leider immer mehr und mehr; darum musste ich schon vor dem Empfang Ihres Briefes meine demnächstige Abreise nach Deutschland telegraphiren. Meine Gegenwart ist der letzte schwache Hoffnungsanker. Es scheint, dass ich dazu prädestinirt bin, nach allen Seiten hin die ungeheuersten Kraftanstrengungen zu machen; so lange ich kann, will ich mir immer den guten Willen erhalten; aber ich fürchte es gibt Grenzen, die ich nicht zu überschreiten vermag.

Ich werde Montag von hier abreisen über Florenz; mein Befinden, das sich momentan wieder verbessert hat, zwingt mich, langsam zu reisen. Ich werde durch Leipzig kommen und Ihnen den Tag telegraphiren. So werde ich auch genöthigt, meine Badekur, die durchaus nothwendig ist, in Deutschland zu bewerkstelligen. Das einzige Licht, das durch die trüben Umstände hindurchstrahlt, bleibt meine Kunst und ich hoffe, dieses Licht wird nicht mit meiner Person verlöschen. Mein Bestreben, mich in dieser Angelegenheit wenigstens über die Umstände zu erheben, ist, wie ich glaube, nicht ganz fruchtlos gewesen.

Mit den herzlichsten Grüssen an Ihre Frau

Ihr tr. Hans v. Marées.

---

[1] Die reduzierten Vermögensverhältnisse des kranken Bruders Georg drohten, ihn zu extremen Schritten zu treiben.

**435**

*An Konrad Fiedler.*

Jüterbog, den 29. Juni[1] (ohne Jahr. Von Fiedler: 84).

Lieber Fiedler!

Uebermorgen, Donnerstag, gedächte ich mit dem Zuge, der gegen halb zwölf in Leipzig ankommt, abzureisen. Ich würde dann denselben Abend mit dem Zuge über Halle-Magdeburg weiter gehen.

Wenn es Ihnen nicht unbequem ist, werde ich dann zuerst nach Crostewitz kommen und gegen Abend ein appuntamento mit Volkmann in Leipzig ausmachen. — . . .

[1] Verschrieben. Es muss Juli heissen.

**436**

*An Konrad Fiedler.*

Wiesbaden, den 8. Aug. 1884.

Lieber Fiedler!

Seit Dienstag befinde ich mich hier in Wiesbaden und habe auf Empfehlung Ansässiger mein Quartier im „Badhaus zum weissen Schwan" aufgeschlagen und bin auch ganz zufrieden. Ebenso bin ich mit der Wahl des Badeortes zufrieden; ich habe mancherlei Umgang[1] und die Umgegend gefällt mir ganz gut. Die Temperatur erinnert mich allerdings an Ischia. Ich glaube, dass die Bäder mir sehr gut thun werden. — . . .

[1] U. a. mit der Familie des Augenarztes Dr. Meurer in Wiesbaden.

**437**

*An den Bruder Georg.*

Wiesbaden, den 11. Aug. 1884.

Lieber Georg!

Heute nur einige Worte. Nachdem ich in Düsseldorf X. nebst Frau in verhältnissmässig behaglichen Umständen angetroffen, X. in seinem Wesen um einiges modificirt und bereits entschieden unter dem Pantoffel stehend angetroffen und mich dort einige Tage aufgehalten, habe ich mich in dem Gluthkessel von Wiesbaden alla meglio installirt.

Die ersten Tage befand ich mich sehr wenig wohl, doch habe ich mich jetzt acclimatisirt.

Ich wohne im Badhaus zum weissen Schwan und habe bez. der Gesellschaft ziemliche Auswahl, da sich der Dr. Meurer meiner auf's Freundschaftlichste angenommen hat. Zu alle dem ist Pidoll noch hiehergeflogen gekommen, jedoch nur auf kurze Zeit, da er ein Viertes erwartet.

Schreibe mir doch, ob Du Dich nicht auf einige Zeit loseisen kannst, um Dich auch ein wenig zu erholen.

Für heute mit den besten Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

**438**

*An Kleinenberg.*

Wiesbaden, 14. August (ohne Jahr: 1884).

Teilt mit, dass er seit 10 Tagen hier sei, in 3 Wochen fertig zu sein und im September Kleinenberg in Rom zu sehen gedenke.

**439**

*An den Bruder Georg.*

Wiesbaden, den 20. Aug. (ohne Jahr: 1884).

Lieber Georg!

Leider weiss ich nur zu sehr, wie es mit Dir steht, und um so tiefer und schmerzlicher muss ich es mitfühlen, als ich das, was allein helfen kann, selber nicht besitze. Geld und Güter habe ich nicht. Trauriger ist es noch, dass überraschende und unvorhergesehene Hülfe und Rath auch von anderer Seite von mir erwartet werden; es bedarf von meiner Seite einer fast übermenschlichen inneren Anstrengung, um ruhig und klar zu bleiben. Und dieses will ich durchaus, da meine Einsicht mir sagt, dass ohne dieses ich zu gar nichts mehr nutze sein kann. Es mag scheinen, dass ich etwas zu sorglich gegen mich selbst sei; doch Deine eigne Erfahrung muss Dir sagen, dass der Verlust der physischen Kräfte auch den der moralischen und intellectuellen im Gefolge hat.

Seinen Beruf mit Verstand ausüben, im Leben vernünftig handeln, würde ich ein männliches, *menschlichstes* Dasein nennen. Ob man dieser Anforderung nachkomme, kann man nicht von der Aussenwelt, sondern nur von einer untrüglichen innern Stimme erfahren.

Um mich nicht in Betrachtungen zu verlieren, so erkläre ich ein für alle Mal, dass ich in meinem guten Willen, zu helfen, unermüdlich sein werde, so wie ich hoffe, dass meine Kräfte, die ich den grössten Theil meines Lebens hindurch bis auf's Aeusserste angestrengt habe, mich nicht im Stiche lassen werden.

Ich würde es doch für richtiger halten, wenn Du mit dem Paralylid einen Versuch machtest; denn allerdings ist der Schlaf ein unbedingter Tröster und ein starker Helfer. Ohne ihn wird die Verstimmung nur grösser, der Blick sicher nicht klarer.

Was meine nächsten Angelegenheiten anbelangt, so muss ich nach beendeter Cur so schnell wie möglich nach Italien eilen, denn auch dort warten vielerlei Pflichten auf mich. Der Quarantaine kann ich möglicher Weise entgehen, wenn ich die Pontebbabahn benutze; dieses wird erleichtert durch die demnächstige Eröffnung der Vorarlbergbahn. Für mich ist im Grunde der hiesige Aufenthalt auch nichts anderes als eine wahrhafte Quarantaine.

Vor einigen Tagen machte ich die Bekanntschaft des noch lebenden Bruders des alten Heyse, der von meinem Hiersein unterrichtet, mich aufsuchte; denselben Abend fand ich zu meinem Erstaunen Hildebrand hier vor, der in Schlangenbad bei dem todtkranken Hillebrand weilend, dort zufällig mein Hiersein erfuhr; es war das erste Wiedersehen seit 7 oder 8 Jahren.

Lieber Georg, halte Dich aufrecht und grüsse herzlich die Deinen von

Deinem treuen Bruder Hans.

Entschuldige die erbärmliche Beilage — ich wünschte, es wäre mehr.

### 440

*An Konrad Fiedler.*

Wiesbaden, den 26. Aug. 84.

Lieber Fiedler!

Wenn gleich mich auch der Verkehr mit vielen Nichtbadenden vor der eigentlichen Badelangeweile gewahrt hat, so kann ich mich doch kaum einer Epoche erinnern, wo ich geistig so gänzlich brach gelegen hätte, wie eben jetzt. Doch diess ist nun ja in wenigen Tagen glücklich überstanden. Ich habe heute mein 18. Bad genommen und gedenke noch 3—4 Bäder zu nehmen. In der ersten Hälfte war ich nahe daran, die ganze Kur abzubrechen, da ich an permanentem Herzklopfen litt, so dass ich kein Auge schliessen konnte. Doch legte sich dasselbe gänzlich; bei den etwas kühler werdenden Nächten und bei einem ganz ausserordentlichen Appetit befinde ich mich körperlich im Ganzen besser, als dies im vorigen Jahr um diese Zeit der Fall war. Wenn ich nun noch vielleicht eine Woche lang nervenstärkende Gebirgsluft einathme, so glaube ich mich wieder mit voller Rüstigkeit meinem Beruf widmen zu können.

Unter den hiesigen Fremden lernte ich auch den Bruder des alten Heyse kennen, einen vergnügten alten Lebemann. Als ich Sonntag vor 8 Tagen vom Niederwald zurückkam, fand ich zu meinem Erstaunen Hildebrand hier. Er war in Schlangenbad bei Hillebrand und hatte dort die hiesige Kurliste gelesen; da er nächsten Morgen wieder abfuhr, verabredeten wir eine Partie nach Frankfurt; doch telegraphirte er mir, nicht kommen zu können und mich in Rom wiederzusehen.

Hillebrand geht es sehr schlecht; ich gehe nicht herüber nach Schlangenbad, weil ich nur stören würde.

Was nun meine Person anlangt, so wird es wohl am Besten sein, wenn ich im Beginn nächster Woche mich nach München dirigire, wo ich besser wie hier mich über die Art, wie man Italien allenfalls ohne Quarantaine erreicht, instruiren kann. Jedenfalls wird es besser sein, wenn ich die Schweiz ganz liegen lasse und von Tirol aus herüber zu kommen suche. Die Nachrichten aus Italien klingen allerdings von Tag zu Tag bedenklicher; ich vermuthe, dass bei vorrückendem Herbst die Cholera sich über ganz Europa ausbreiten wird. — . . .

### 441

*An Konrad Fiedler.*

München, den 3. Sept. 84.
Rheinischer Hof.

. . . . . Nachdem in Wiesbaden alle Pflichten erfüllt waren, eilte ich, was ich konnte von dort und bin Sonntag Abend hier angekommen. Ich werde mich (das Wetter ist wundervoll, die Luft herrlich) bis morgen oder übermorgen noch hier aufhalten und dann die Route über Franzensveste weiter verfolgen.

Gestern war ich mit Kunde in Schleissheim, welches mir wieder sehr gut gefallen hat[1]. Natürlich bin ich auch Bayersdorfer[2] nicht entgangen. — . . .

[1] Mit Ernst Kunde hatte Marées 1863 in Schleissheim gearbeitet.

[2] Adolf Bayersdorfer (1842—1901), der Kunsthistoriker und Konservator der Alten Pinakothek. Das Verhältnis zwischen den beiden war nicht intim. Marées schätzte Bayersdorfers Beziehung zur Kunst sehr gering ein.

**442**

*An den Bruder Georg.*

München, den 6. Sept. (ohne Jahr: 1884).

Lieber Georg!

Deinen letzten Brief habe ich hier erhalten, und danke ich Dir für die Theilnahme, die die Veranlassung zu demselben war.

Meine Anwesenheit in Rom ist durchaus nothwendig, meine Anwesenheit in Deutschland durchaus nutzlos und unerspriesslich, ich selbst aus meiner Lebensatmosphäre herausgerissen, wie ein Fisch auf trockenem Lande. Wenn es mit meinem Piedestal besser zu gehen scheint, so ist jedoch durch Manches, was ich in D. erfahren musste, meine Nervosität gesteigert worden, und habe ich darum die Absicht, noch etwas tyroler Alpenluft zu schnappen, was ich in diesen Tagen effectuiren werde. Von dort werde ich schon ein Loch finden, durch das ich in Italien hineinschlüpfe. Den Räucherungen kann ich freilich nicht entgehen. Das ist mir nichts Neues, da ich es in früheren Jahren schon verschiedentlich durchgemacht habe.

Der Gesundheitszustand sowohl in Florenz, als in Rom ist vortrefflich.

Weil jetzt momentan nichts das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt, so hat es sich eben ganz auf die Cholera geworfen, und da erscheint dann die Sache grausiger, als sie ist.

Bei alledem noch einmal meinen herzlichsten Dank für Deine treue Sorge um mich; gebe das Schicksal, dass ich das verdiene.

Mit den herzlichsten Grüssen an Dich und die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

Wenn ich in Tyrol mich irgendwo länger festsetze, werde ich schreiben.

**443**

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, 11. Sept. (ohne Jahr. Von Fiedler: 84).

Hotel Bonciani.

Kann, weil seine römische Dienerin erkrankt ist, nicht nach Rom.

**444**

*An Konrad Fiedler.*

Florenz, den 17. Sept. 1884.

Lieber Fiedler!

Zur Nachricht, dass ich morgen oder übermorgen definitiv nach Rom gehen werde. Man hielt mich hier zurück, und ich liess es mir gefallen, einerseits der nicht unempfindlichen Nachhitze wegen, andrerseits um den hiesigen Aufenthalt als Nachkur zu benutzen.

Es scheint, dass die Bäder doch von grossem Nutzen waren, und kann ich mit einigem Vertrauen auf meine physische Leistungsfähigkeit wieder nach Rom zurückkehren.

Was die Cholera anbelangt, so ist nach menschlicher Voraussicht wohl anzunehmen, dass sich dieselbe im Laufe des Winters schwerlich weiter verbreiten wird.

Was mich anbelangt, so gibt es leider auf dieser Welt Dinge, die ich zehn Mal mehr fürchte, als die Cholera. — . . .

### 445

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 22. Sept. (ohne Jahr. Von Fiedler: 84).

Lieber Fiedler!

Wohl durchräuchert bin ich gestern hier angekommen. Ein cholikartiger Zustand hielt mich länger, als ich wollte, in Florenz fest. Ein solcher Zustand ist jetzt hier zu Land doppelt unangenehm, als man dabei Gefahr läuft, als caso sospettoso gefasst zu werden. Die Luftveränderung hat wohlthätig gewirkt, obgleich ein furchtbarer Scirocco über Rom lastet, der hoffentlich mit einem desinficirenden Regen endigen wird.

Vielleicht können Sie mir mittheilen, ob und wann Hildebrands nach Italien zurückkehren, und ob ich ihn zufolge Verabredung hier erwarten kann. — . . .

### 446

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 25. Sept. (ohne Jahr: 1884).

Lieber Georg!

Seit einigen Tagen bin ich wieder hier und habe nur gezögert mit meinem Bericht, um Dir zu Deinem Geburtstage von ganzem Herzen Glück zu wünschen: Dass Dir Muth, Kraft und Gesundheit erhalten bleiben mögen, auch in schwerer Prüfungszeit, das ist zunächst mein vornehmster Wunsch.

Von verschiedenen Seiten wurde ich eingeladen, den Verlauf der Cholera abzuwarten, vor allem von Scherffs und Pidolls, die mir sogar Arbeitslokal antrugen. Mich hingegen nöthigten die triftigsten Gründe, meinen Lauf Italien und meinem Beruf zuzuwenden. Als ich München verliess, wurde die Quarantaine noch immer aufrecht erhalten, ich machte daher den Umweg über Pontebba und kam auf diese Weise unbehelligt nach Florenz, wohin die Böcklinsche Familie aus Viareggio eben zurückgekehrt war.

Eine wahrscheinlich durch den häufigen Wechsel der Lebensweise hervorgerufene Cholik hielt mich etwas länger auf, als ich wollte, und nöthigte mich zur Behutsamkeit, da man in den Hotels mit den Argusaugen der Furcht überwacht wird.

Hier in Rom bin ich nicht nur gehörig durchgeräuchert worden, sondern wurden auch die Koffer der Reisenden von einem Arzte untersucht, was mir, wenn letzterer die Sache genauer genommen, hätte schlecht bekommen können.

Hier herrscht noch Sciroccogluth, mitunter wolkenbruchartige Regen, ich konnte erst heute in meine Arbeitsräume kommen und bin in Folge dessen mit mir wieder im Reinen. Für heute Addio. Mit den besten Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

### 447

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. Okt. 1884.

. . . . . Es scheint, als wenn die Bäder denn doch von sehr günstiger Wirkung gewesen, denn mit meinem Piedestal steht es besser denn seit vielen Jahren. So will ich denn auch hoffen, dass ich nach und nach wieder in den normalen Künstlerzustand gelange; wenigstens wende ich alles, was mir von innerer Kraft zu Gebote steht an, das in Deutschland Erlebte zu verdauen und mein Wesen wieder zur Empfänglichkeit und Hingebung fähig zu machen. Weil noch viel zu thun ist, wird der Willen zum Leben immer wieder auf's Neue angeregt. Eine reine klare Idee ganz zu erfassen und zur Anschauung zu bringen, trotz Zeit und Umständen, soll doch immer als letztes Ziel vor den Augen stehen. Könnte man sich sagen, das nur annähernd erreicht zu haben, so liesse sich ja alles Weh und Ungemach belächeln. — . . . Mein Quartier habe ich einstweilen noch in Bruckmanns Wohnung. — . . .

### 448

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. Nov. 84.

Lieber Fiedler!

Sie können sich denken, wie sehr mich Hildebrands Erfolge freuen und wie ich bedaure, die Sachen nicht gesehen zu haben. — . . .

Was mich anbelangt, so strenge ich alle Kräfte an, um meine Sachen zum wahren Konterfei meiner Vorstellung zu machen: es scheint zu gelingen. Die Unsicherheit meines körperlichen Zustandes nöthigt mich, so lange bei diesen Sachen zu verweilen, damit ich auch hierin ein letztes Wort gesprochen habe. Ein gewisser Zusammenhang mit dem Besten und eine wenigstens grosse Gesinnung wird dem Verständigen aus diesen Sachen entgegenleuchten.

Leider wird mir das Leben durch meinen unglückseligen Bruder ausserordentlich erschwert; es hat ihn die Manie ergriffen, auf mich influiren zu wollen und sich in der beunruhigendsten Weise in meine Angelegenheiten einzumischen; ich bin ganz waffenlos und muss es mir gefallen lassen, dass meine Person und meine Absichten in eine falsche und meine Bestrebungen vernichtende Position gebracht werden. Entschuldigen Sie, dass ich Sie dergleichen hören lasse; doch sehe ich es nur zu deutlich, dass meine Kräfte auf einmal auslassen werden, und auch darauf muss man vorbereitet sein.

Dass Hillebrands Leiche hier verbrannt ist[1], werden Sie wissen. — . . .

[1] Karl Hillebrand war am 19. Oktober gestorben.

## 449

*An Konrad Fiedler.*

*(Nicht abgesandter Brief[1].)*

Rom, den 19. Dec. 84.

Lieber Fiedler!

Entschuldigen Sie, dass ich erst heute Ihren Brief beantworte. Es hat mich gefreut, dass Sie betreffs Gurlitt meiner Auffassung gemäss gehandelt haben. Derselbe war allerdings hier, doch da er sicher nicht zur Vollendung meiner Arbeiten beitragen kann, ist das ja ganz gleichgültig.

Ich selbst weiss sehr wohl, was ich thue, schäme mich auch durchaus nicht, da, wo ich einsehe, geirrt zu haben, mich zu corrigiren. Gelingt es mir nur durch Hülfe meiner Sachen, wenigstens für einige Zeit in eine einigermassen mögliche äussere Lebenslage zu kommen, so werde ich nachweisen, dass ich mich noch nie so sehr fortschreitend verhalten habe, als in der letzten Zeit. Und dies trotz meiner sehr schlecht bestellten Gesundheit. Was die letztere anbelangt, so haben zwar die Bäder eine entschiedene wohlthuende Wirkung ausgeübt, namentlich den Rest der Entzündung gehoben; aber die eigentliche Krankheit besteht ruhig weiter fort. Aber ich denke mich doch diesen Winter durchzuschlagen. — . . .

[1] Der Brief fand sich, kuvertiert und mit Adresse versehen, nach Marées' Tode unter seinen Papieren.

## 450

*An Konrad Fiedler.*

*(Nicht abgesandter Brief[1].)*

Rom, 19. Dez. (ohne Jahr. Von Fiedler: 84).

. . . . . Ich behalte indessen immer die Hauptsache im Auge, d. i. das Vorliegende zunächst (nicht fertig zu machen) sondern zu vollenden. Die dazu nöthige Unterstützung habe ich allerdings nicht gefunden und auch war meine Gesundheit mehrere Male wieder etwas bedenklich geworden; doch das sind im Grunde alles nur Kleinigkeiten für einen Mann, wie ich bin, der im Stande ist ein Ziel zu erkennen, fest zu halten und wenn es sein muss, der ganzen Welt zum Trotz darauf loszusteuern.

Die entsetzliche Niedergeschlagenheit in die mich mein Aufenthalt in Deutschland und Alles, was ich dort gesehen, gehört und erlebt habe, versetzt hatten, glaube ich jetzt glücklich überwunden zu haben.

Ein anderer Vortheil ist, dass ich jetzt allein hier bin und meine Kräfte in Folge dessen noch mehr concentriren kann als bisher.

Ein angenehmer Gesellschafter ist mir Kleinenberg, der jetzt fast 3 Monate hier ist; auch gehört er zu denjenigen wenigen Menschen, die nicht verstockt an einem, einmal angenommenen Standpunkt kleben bleiben. — . . .

[1] Der Brief fand sich, kuvertiert und mit Adresse versehen, nach Marées' Tode unter seinen Papieren.

**451**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 20. Dec. (ohne Jahr. Von Fiedler: 84).

Lieber Fiedler!

Eigentlich hätte ich viel zu schreiben, aber gerade in diesem Falle ist es fast immer besser, wenig zu schreiben. Hoffentlich werde ich mich diesen Winter besser durchschlagen als die verflossenen; wenigstens bis jetzt ist es mir gelungen, durch guten Willen und hie und da gehörige Dosen von Chinin mich so einigermassen zu halten.

Gurlitt war natürlich bei mir; ich kann vorläufig noch nicht sagen, ob ich ihn gebrauchen kann.

Die von Deutschland mitgebrachte Niedergeschlagenheit habe ich jetzt auch so ziemlich überwunden. Diesen Winter bin ich allein, das ist mir viel werth. Nur thut es mir leid, dass Kleinenberg, der bisher hier war und sich als sorglichen Freund und angenehmen Gesellschafter bewährt hat, nächstens nach Messina zurückkehrt. — . . .

**452**

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 30. Dez. 1884.

Lieber Georg!

Herzlichsten Dank für die Geburtstag- und Neujahrsgratulation. Dass auch Dir und den Deinen das neue Jahr alles Gute bringen möge, und nach und nach Alles in ein richtiges, normales Geleise komme.

Wir haben hier ein niederträchtiges Wetter, das meine Nerven in einem fortwährenden Tanzen erhält und mir namentlich die Bewegung des Schreibens ganz unausstehlich macht. Sonst helfe ich mir mit Chinin und so hoffe ich, diese für mich schlechte Jahreszeit glücklich zu überwinden. Pidoll ist seit einigen Tagen hier, um zu versuchen, ob er auf die neue Stellung eingehen kann. Ich war schon so froh, einmal einen Winter ohne Anhängsel zubringen zu können; Papageien und Affen sind eben die Bestien, die am meisten auf die Nerven gehen. Entschuldige, lieber Georg, wenn ich mich so kurz fasse, ein nächstes Mal mehr.

Noch einmal vor allen Dingen wünsche ich Dir Muth, Kraft und Freudigkeit.

Mit den herzlichsten Grüssen an die Deinen

Dein treuer Bruder Hans.

**453**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. Januar (ohne Jahr. Von Fiedler: 85).

. . . . . Hildebrand war hier und hat mich hoch erfreut durch sein klares, offenes, künstlerisch theilnehmendes Wesen. Es war mir allerdings nothwendig, einmal wieder mit einer künstlerischen Intelligenz in Berührung zu kommen, und

es mag gute Früchte bringen[1]. Ohne einen Sonnenblick hie und da, muss ja auch die kräftigste Pflanze unentwickelt vergehen. An gutem Willen wird es mir ja wohl nie gebrechen, aber ob meine Kräfte immer den Umständen gewachsen sein werden, das kann ich nicht wissen. — . . .

[1] Vgl. Band II K 806.

**454**

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 7. Jan. (ohne Jahr: 1885).

Lieber Georg!

Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen ja nicht, was sie thun; das auszurufen, habe ich, glaube ich, wohl die Berechtigung. Habt Ihr Thörichten je überlegt oder begriffen, dass eine Ausstellung von meinen Sachen nur dann möglicher Weise auch einen *pecuniären* Erfolg haben kann, wenn dieselbe zu gleicher Zeit mein *Nachlass* ist? Wenn es sich um ein solches Opfer handelt, so hat der sich Aufopfernde doch wenigstens das Recht, es bis zu seinem Schwanengesang zu bringen! — . . .

Indem ich das Elend meiner Mitmenschen auf's Tiefste mit empfinde, darunter unendlich leide, werde ich zu Extravaganzen in Wort und *That* hingerissen; das ist mein Schicksal und ich ertrage es wie ein Mann. Wenn ich in meinem künstlerischen Streben weit, weit hinter meinem Ziel stehen bleiben muss, so habe ich doch mein ganzes Leben lang mit allen meinen Kräften rein und unverzagt gestrebt, und sind die thörichten und unerlaubten Hetzereien Deinerseits wohl etwas ganz Unerhörtes. Nicht ein Gott, sondern ein Mensch bin ich, mit denselben Schwächen behaftet, die andere haben. — . . .

. . . . . dass in dem Fall sich ein Mann findet, der die Summe vorstrecken will, ich demselben dafür auf ein oder gar zwei Jahre meine Kräfte zur Disposition stellen will, ohne Ricompens für mich, dass ich mit Fleiss, ja Liebe und Andacht das vorhandene Material verwerthen will; für meinen nothdürftigsten Lebensunterhalt wird schon von anderer Seite gesorgt. Ich würde mich einem zu bestimmenden Contract fügen, ja mich einer Controlle unterwerfen; aber Du musst die Männlichkeit haben, hinzuzufügen, dass ich dies für Dich und nicht für mich thue. Auch bin ich bereit, in diesem Sinne an H. zu schreiben. Nur mit Wahrheit kann man zum Ziel kommen.

Dein treuer Bruder Hans.

**455**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. März 85.

Lieber Fiedler!

Fassen Sie es nicht falsch auf, dass ich so lange nichts von mir habe hören lassen. Ich selbst bin genöthigt, alles, was die Natur mir an Männlichkeit verliehen hat, zusammen zu nehmen, um mit dem Kopfe oben zu bleiben, und dabei bleibt es dann nicht aus, dass ich mancherlei kleinere Pflichten versäume. Mit

meiner Gesundheit ging es den Winter über im Ganzen gut; jetzt im Moment bin ich jedoch wieder zur horizontalen Lage verdammt eines Fussleidens wegen, das jedoch nur mechanische Ursachen hat und nicht von neuralgischen Schmerzen begleitet ist. — . . .

Mit Pfeiffer komme ich hie und da in der Kneipe zusammen, sowie auch mit Lenbach. Ebenso befindet sich auch Pidoll hier, der Secretär des Maltheserordens versuchsweise ist, des Morgens aber bei mir arbeitet, ausserdem in freundschaftlichster Weise meine traurigen Correspondenzen[1] in die Hand genommen hat. — . . .

Wie sich nun äusserlich auch das Leben gestalten mag, in meinem Berufe blicke ich nach wie vor getrost der höchsten Klarheit hellsten Tags entgegen. — . . .

[1] Mit dem Bruder Georg.

## 456

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 5. April 85.

Lieber Fiedler!

Auf Ihre *Ankunft* freue ich mich sehr. Leider muss ich zwei Sachen, die ich Ihnen gern gezeigt hätte, Anfang nächster Woche absenden[1]. Man geht damit um, mir Alles zu nehmen; alle meine Versuche mich gegen den Wahnsinn zu wehren, sind vergeblich gewesen[2].

Glücklicher Weise habe ich doch eines errungen, was mir weder Menschen noch Umstände rauben können: das ist jetzt auch erprobt. In Erwartung einigen Zusammenseins erspare ich mir Alles bis dahin. — . . .

[1] Wiederholungen des „Lobes der Bescheidenheit" und der „Unschuld", K 442 und 811.

[2] Georg war, bewogen von den optimistischen Hoffnungen des Bruders, Verpflichtungen eingegangen, die zu einer Beschlagnahme von Maréesschen Bildern zu führen drohten. Tatsächlich gingen beide Bilder in den Besitz eines Gläubigers Georgs über. Vgl. Bd. II S. 338.

## 457

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 12. April 85.

Lieber Fiedler!

Leider haben Sie es mit dem Wetter diesmal wieder recht schlecht getroffen. Da wird Florenz eben auch kein Eldorado sein. — . . . Mir ist es niederträchtig in den Leib geschlagen. Schäuffelens[1] sind in Neapel.

Bei schöneren Tagen entschliessen Sie sich doch vielleicht noch, Rom zu besuchen. — . . .

[1] Hildebrands Schwager und dessen Gattin. Sie waren vorher in Rom gewesen und hatten zur äusserlichen Beilegung der Differenz zwischen Marées und Lenbach beigetragen.

## 458

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 29. April 1885.

Lieber Georg!

Noch einmal will ich versuchen, ob mein persönliches Einschreiten die Vernunft wieder in ihr Recht einführen kann.

1. Zunächst, den gestrigen Brief habe ich verbrannt, und ich erwarte von Dir, dass Du in freier männlicher Weise Dein auf gröblichstem Missverständnisse beruhendes Verhalten gegen Herrn v. Pidoll[1] wieder gut machst. Derselbe hat in aufopfernder Weise uns beiden von Nutzen sein wollen, ganz nach meinen Anweisungen gehandelt und war stets bemüht, meinen über die mir ungebührlich scheinenden Anforderungen hoch entflammten Zorn zu beschwichtigen.

2. Durch unaufhörlichen Eifer habe ich es nun doch dahin gebracht, in dieser Woche die beiden Bilder[2] abschliessen zu können; dieselben bedürfen dann noch einer kurzen Zeit zum Trocknen, die Goldrahmen einer Reinigung u. s. w., dann werden sie abgesandt.

Ferner geht es mit meinen übrigen Werken dem *gewünschten* Ende näher, denen sich andres anschliesst, und wenn sich die Menschen, die auf mich hoffen, vernünftig, mässig und bescheiden, *auch zurückhaltend* betragen, so ist wohl mehr Hoffnung wie je vorhanden, dass die wohlgepflegte Frucht zum Wohle Aller zur Reife gelange; im andern Falle ist allerdings viel und Grosses verdorben.

Dein Bruder Hans.

[1] Pidoll hatte dem Bruder im Interesse von Marées geschrieben.
[2] K 442 und 811. Siehe Bd. II S. 338.

## 459

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 31. Mai 85.

Lieber Fiedler!

In Folge Ihrer abermaligen Hülfeleistung wird nun das im Werden Begriffene einem baldigen Abschluss entgegengehen. In Lagen, wie die meinige, spricht man das Wort „Dank“ nicht mehr aus, sondern bemüht sich durch sein Verhalten sich der grossen Aufopferungen werth zu machen.

Die Hesperidenbilder[1] sind in Anbetracht der kurzen Zeit, die ich darauf verwendet habe, schon sehr weit gediehen; ich gedenke hierbei ganz bei der Tempera-Malerei zu bleiben. Auch will ich in diesen Tagen das andere grosse Mittelbild[2] untermalen. Und so denke ich Zeit zu gewinnen, auch die beiden Reiterbilder St. Georg und Martin[3], für die ich neue Compositionen gemacht, schnell zu malen. Jedenfalls lässt sich Eines nicht leugnen: es haben sich in Bez. auf mein Fach eine

[1] Zweite Fassung, K 418—421.
[2] Mittelbild der „Werbung“, K 916.
[3] Zweite Fassung, K 594 und 592.

Klarheit und Ordnung in meinem Hirn hergestellt, die eine qualenvolle Mühewaltung nicht mehr aufkommen lassen.

Hoffentlich haben Sie mir nicht übel genommen, dass ich Levi Ihre Zeichnung geschenkt habe[1]; denn für Sie konnte dieselbe doch keinen Werth haben. — . . .

[1] Zeichnung K 364 für das Bildnis Fiedlers K 368. Levi, der bekannte Musikdirektor in München.

### 460

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Juli 85.

. . . . . Hoffentlich befinden Sie sich wieder in ganz normalem Zustand. Hier ist das Wetter recht erträglich und hat mich bis jetzt in keiner Weise in der Arbeit gestört. Mit letzterer geht es von Tag zu Tag besser und ich denke, dass das vorliegende Problem in mindestens befriedigender Weise gelöst werden wird und in verhältnissmässig kurzer Zeit.

Einen ausführlicheren Brief behalte ich mir vor; dies nur zur Nachricht. — . . .

Pidoll lässt bestens grüssen. — . . .

### 461

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 14. Juli 1885.

Lieber Georg!

Die einzige Hoffnung, die von mir in Erfüllung gehen kann, hängt von der Vollendung meines grossen Werkes ab. Meine Massnahmen sind nur in Eurem, nicht in meinem Interesse. Ich muss mit der grössten Härte und Strenge darauf bestehen. Ehe ich nicht abgeschlossen habe, lese und schreibe ich keine Briefe. So wie die Aufgabe nach allen Seiten hin eine fast übermenschliche ist, so sind es auch meine Anstrengungen. Ich enthalte mich im übrigen jeden Urtheils.

Ich bin aber jetzt keine Person mehr, keine Art von persönlichen Ansprüchen erkenne ich an.

Auch dulde ich nicht den leisesten Eingriff anderer in diese Angelegenheit, keines Menschen.

Ihr müsst in Betreff meiner Person geduldig harren, wenn nicht für immer Alles zerstört werden soll. Ein seltsames Verstossen ist es, wenn man sein ganzes Sein bis zur letzten Fiber anspannt, um zu helfen. — . . .

Für jetzt verbleibe ich mit Gesinnungen, wie sie sich für einen wohlwollenden, dem Guten zustrebenden Menschen ziemen,

Dein immer treuer Bruder Hans.

### 462

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 10. Aug. 1885.

Lieber Fiedler!

Herzlichsten Dank für Ihren freundlichen Brief. Allerdings wollte ich schon längst schreiben, aber, wie es so geht, schob ich es immer auf; auch hat mich die Marotte, nicht eher von meinen Arbeiten zu sprechen, als bis sie abgeschlossen sind, abgehalten. Seit ziemlich 4 Wochen bin ich allein, und die Einsamkeit thut mir in jeder Beziehung wohl. Ich arbeite mit ganzer Hingebung an das Vorliegende, und wenn die grosse Hitze, bisher durch fortwährenden Scirocco allerdings hie und da bis zur Unerträglichkeit gesteigert, einem auch mancherlei Unbequemlichkeiten verursacht, so halte ich mich im Ganzen doch gut; vielleicht bin ich nie so gesund gewesen, wie jetzt.

Der arme Volkmann thut mir sehr Leid. — . . . In Berlin scheint er etwas auf nebensächliches Zeug gekommen zu sein.

Was meine übrigen gar traurigen Verhältnisse anlangt, so habe ich mich über den Hauptvorwurf, den ich mir machen muss, nämlich durch ein zu unbekümmertes Wesen bei anderen Hoffnungen und Ansprüche erweckt zu haben, die ich nicht erfüllen kann, auch insofern abgefunden, als es sicher ist, dass ich ohne diese Art zu sein, auch das Wenige, was ich geleistet, nicht hätte erringen können. Ich fühle, dass ich in menschlichen, wie sachlichen Dingen von einem stets guten Willen beseelt bin; über das gegebene Mass der Kräfte kommt kein Mensch hinaus.

Heute haben wir zum ersten Mal einen wolkenlosen Himmel; solche stillen Sommertage sind herrlich hier in Rom. — . . .

(Als Postscriptum): Die Adresse Pidolls ist Steinsel bei Luxemburg.

### 463

*An den Bruder Georg.*

Rom, den 18. (ohne Monat und Jahr. Von der Hand Georgs: 1885 [1]).

Lieber unglücklicher Bruder!

Das Lesen des übersandten Briefs kann meine Verhältnisse nicht ändern. Die einzige unverhoffte Geldhülfe ist von Deinem Anwalt unmöglich gemacht worden. Es ist nicht zu redressiren.

Ich arbeite, was ich kann, übrigens schon seit Jahren; unglückliche menschliche Zustände können meine Arbeit nicht fördern, nur hindern.

Es ist allerdings auch meine Meinung, dass die besitzenden Verwandten Deiner Frau etwas thun müssen, doch eher als dass Dein armer Bruder ganz nutzlos zu Grunde geht.

Ich selbst habe seit dem Jahre 73 keinen Pfennig für meine Bilder eingenommen, und mich nie beklagt. Und wenn sich auch die letzten meiner Freunde von mir zurückziehen, so kann ich nur noch das Gewerbe eines Stiefelputzers treiben, auch das würde einen Mann von meinen Gesinnungen nicht kränken.

[1] Offenbar August.

Ich kann nur meine frühere Erklärung wiederholen.

Die Hälfte des Ertrages, den meine Werke haben sollten, die ich darum so gut, wie mir irgend möglich zu machen suche, ausserdem meine Productivität bis auf's Aeusserste anspanne, soll Dir angehören. Mehr kann ich unmöglich thun, da ich nichts besitze, und auch Du müsstest es dankbar anerkennen, dass es Menschen gibt, die mich in die Lage setzen, arbeiten zu können, ganz abgesehen davon, dass meine *beiden* Brüder in einer der traurigsten Lagen sind, würde die Schwierigkeit meiner Stellung im Leben schon so eine ungewöhnliche sein; noch suche ich mich zu beherrschen, aber ich bin auch nur ein Mensch.

Für mich ist es ein Trost, dass das Leben nur 5 Minuten währt, was die Menschen von Glück, Unglück, Ehre, Schmach, Schande u. s. w. reden, sind nur Einbildungen. Doch still davon; ich wiederhole: mit unerschütterlicher Kraft strebe ich selbst und auch mit Klugheit, das Bestmögliche zu leisten, und man soll bedenken, dass ich den 50er nahestehe, nicht ein anderer werden kann, sondern eine rühmliche Existenz würdig *abzuschliessen* habe; das sind die Hoffnungen, die ich Euch noch geben kann.

Ich will auch jetzt noch nicht verzagen, sondern höchsten Muths meine Laufbahn vollenden und es als einen besondern Segen betrachten, wenn den intellectuellen Errungenschaften materielle sich anschliessen.

Alle guten Geister schirmen Dich.

Dein treuer Bruder Hans.

### 464

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 22. Sept. 1885.

. . . . . Niemand kann mehr in Ihr Lob der Einsamkeit einstimmen als ich, denn ich habe sie immer als die zuverlässigste Freundin und Helferin kennen gelernt. Seitdem die Luft bei mir rein ist, habe ich mich allen Ernstes physisch, moralisch und intellectuell angestrengt so sehr es meine Natur nur zulässt; dafür bin ich aber auch meiner Sache so sicher, als es ein Mensch sein kann. Nun, da die Luft frischer wird, will ich daran denken, endlich auch etwas für meinen Körper zu thun, denn ich fange an zu bemerken, dass meine Nerven in einem höchst irritirten Zustand sind.

Volkmann ist nun doch wieder hier und es freut mich sehr für ihn und auch für mich; denn seine quasi Unwandelbarkeit hat etwas Wohlthuendes.

Auch Kleinenberg ist wieder hier und arbeitet sehr fleissig an einer Arbeit, die Engelmann in Leipzig herausgeben wird. — . . .

### 465

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 29. Sept. (ohne Jahr. Von Fiedler: 85).

. . . . . Es war hier in den letzten Tagen allerdings ganz unerträglich heiss, fast schlimmer als im August; doch ist nach heftigen Gewittern eine bedeutende

Rom, den 14 Ju. 1885

Lieber Georg!

Die einzige Hoffnung die von mir in Erfüllung gehen kann, hängt von der Vollendung meines grossen Werkes ab. Meine Maassnahmen sind nur in Summa nicht in meinem Interesse. Ich muss mit der grössten Härte und Strenge darauf bestehen. Ehe ich nicht abgeschlossen habe ~~von~~ lese u. schreibe ich keine Briefe. So wie die Aufgabe nach allen Seiten hin eine fast übermenschliche ist, so sind es auch meine Anstrengungen. Ich enthalte mich im übrigen jedes Urtheils.

Ich bin aber jetzt keine Person
mehr. Keine Art von persönlichem An-
sprechen erkenne ich an.
Auch dulde ich nicht den leisesten
Eingriff anderer in diese Angelegenheit
keines Menschen.
Ihr müsst i. Betreff ~~auf~~ meiner
Person geduldig harren, wenn nicht
für immer Alles zerstört werden soll.
Ein seltsames Verstossen ist es, wenn
man sein ganzes Sein bis zur letzten
Fiber anspannt, um zu helfen.
Für jetzt verbleibe ich mit Gesinnun-
gen, wie sie sich für einen wohlwollen-
den dem Guten nachstrebenden Menschen
ziemen Dein

immer treuer Bruder

Hans.

Abkühlung eingetreten. Auch hat mich ein Tag in Porto d'Anzio mit herrlichstem Wetter wieder sehr erfrischt, und werde ich, wenn der Oktober schön wird, noch einige ähnliche Touren unternehmen. — . . .

**466**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 27. Nov. 1885.

. . . . . Wo man aber auch hinsieht im Leben, man möchte die Augen am Liebsten für immer schliessen. Glücklicher Weise ist es mit der Schöpfung selber anders bestellt; je länger man sie kennt, um so herrlicher geht sie einem auf. Das ist es, was mich am Leben erhält und unermüdlich und beharrlich dem sich allerdings immer höher rückenden Ziel nachzustreben anregt. — . . .

In dem, was Sie über Volkmanns Färbereien erwähnen, würde ich nach dem, was ich von ihm selber darüber gehört habe, wahrscheinlich vollständig übereinstimmen. Uebrigens bin ich sonst mit Volkmann recht zufrieden. — . . .

**467**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 28. Dec. 1885.

Lieber Fiedler!

Schönsten Dank für Ihren Brief. Ihre freundlichen Wünsche haben sich buchstäblich erfüllt, denn in Gesundheit des Körpers und des Geistes habe ich die Festtage mit ungewöhnlicher Freudigkeit gearbeitet. Ich hatte mich entschlossen, dem, was ich die ganze Zeit mit grossem Fleisse gebildet, nun auch das Colorit zu geben und es war der richtige Moment: denn ich fühlte, dass sich das alte Fiammingo-Blut mächtig in mir regte. Noch ein Bild[1] und die Herstellung der Rahmen, dann steht das ganze nicht kleine Unternehmen im Wesentlichen da.

Und so wäre ich für meine Person wohl zufrieden, denn die Hauptwünsche meiner Jugend hat mir das Schicksal doch erfüllt: die unermüdliche Arbeitskraft und eine reine Sachlichkeit. — . . .

[1] Einer der Flügel der „Werbung" vermutlich.

**468**

*An Kleinenberg.*

Rom, 31. Dezember 1885.

Gratulirt zum Neuen Jahr. Die meisten meiner Sachen nähern sich einem, wie ich glaube, glücklichen Abschluss.

**469**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 5. Jan. 86.

Empfangsbestätigung. Volkmann mache entschiedene Fortschritte.

**470**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 24. März (ohne Jahr. Von Fiedler: 86).

. . . . . Ich selbst trage im Uebrigen das Dasein so gut es eben gehen mag, und nach einigen Scosse nervose bin ich körperlich wieder leidlich auf dem Damm. — . . .

**471**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 1. April (ohne Jahr. Von Fiedler: 86).

. . . . . Ich hoffe Sie werden mein wenig redseliges Verhalten nicht missverstehen. Es genüge, dass ich fortwährend darauf bedacht bin, alle Kräfte einzusetzen, um immer mehr Kraft zu gewinnen. Noch einige Schweisstropfen diesen Sommer und dann ist wenigstens mein bisheriges künstlerisches Treiben als einigermassen abgerundet zu betrachten.

**472**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, 29. Mai (ohne Jahr. Von Fiedler: 86).

Lieber Fiedler!

Obgleich ich eigentlich sehr Vieles auf dem Herzen habe, so muss ich immer noch schweigen.

Mein Bein sah einmal wieder recht bedrohlich aus, doch habe ich noch zur rechten Zeit die richtigen Massnahmen getroffen, so dass es wieder eine Weile fortgehen kann. — . . .

**473**

*An Konrad Fiedler.*

*(Nicht abgesandtes Fragment*[1]*).*

Rom, den 2. Juni (ohne Jahr: 1886).

Lieber Fiedler!

Besten Dank für das Uebersandte.

Weil ich von der Wichtigkeit und Bedeutung meines Thuns tief durchdrungen bin, so schreibe ich nicht darüber.

Weil ich die Existenz an und für sich als etwas Werthloses betrachte, so achte ich die Gefahren, die dieselbe täglich bedrohen, nur geringe, und unter diesen würde die Cholera die allergeringste Rolle spielen; ich habe schon ganz andere Dinge zu erdulden. — . . .

---

[1] Das Fragment fand sich bei Marées' Tode unter seinen Papieren. Handschrift und Inhalt lassen das Jahr 1886 als unzweifelhaft erscheinen.

474

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 2. Juli (ohne Jahr. Von Fiedler: 86).

. . . . . Der arme König Ludwig! Er war eigentlich nicht verrückter als seine Vorgänger!

Von Cholera spricht hier kein Mensch; wenn ich überhaupt Furcht vor der Erlösung hätte, so sähe ich täglich meine Existenz von viel näher liegenden Gefahren bedroht.

Freilich erscheint es mir als wünschenswerth, wenn die Befreiung vom Byzantinerthum, in das nun Alle, ohne jegliche Ausnahme, verfallen sind, entschieden durchgeführt wäre. — . . .

475

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 1. August (ohne Jahr. Von Fiedler: 86).

Lieber Fiedler!

Da ich aus vielerlei Gründen den Abschluss vorliegender Arbeiten möglichst beschleunigen will, so werde ich vor Oktober an eine Erholung nicht denken können.

Als Mann von einigen Graden hüte ich (mich) wohl, Wünsche zu hegen und zu pflegen; wenn mir aber etwas als wünschenswerth erschiene, ja in gewissem Sinne nothwendig, so wäre es dies, dass wir Beide wieder einmal auf einige Zeit in der Nähe leben könnten; wie mancherlei Material könnte da nicht gesichtet werden u. s. w.?

Es hat sich übrigens in mein Wesen ein Zug eingeschlichen, der mir selbst nicht gefällt: und das ist ein unbesiegbares Misstrauen gegen die Menschen; indessen glaube ich nicht, dass es meine Schuld ist.

Kleinenberg wird wohl nächstens hierherkommen; ich glaube er wächst sich doch noch zum normalen Universitätsprofessor heraus.

Ueberhaupt geht es meistens aus wie das Hornberger Schiessen; aber was uns anbelangt, so denke ich, können und wollen wir das verhüten. — . . .

476

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 22. Sept. (ohne Jahr. Von Fiedler: 86).

. . . . . Meine Arbeiten sind auf's rüstigste vorwärts geschritten: es fehlt nur noch die dritte grosse Einfassung[1], zu der ich, in Anbetracht der Enge des Raumes, die Maasse noch nicht endgültig feststellen konnte. Auch ist bei einem so grossen nicht so leicht zu übersehenden Werk selbstverständlich eine längere Revisionsarbeit nöthig; deren Abschluss habe ich auf den 24. November festgesetzt, und damit wäre zugleich eine 25jährige Arbeit definitiv und unwiderruflich erledigt. Vorausgesetzt, dass mein Leiden, das sich wieder in bedenklicher Weise bemerkbar macht, mir keinen Strich durch die Rechnung zieht. — . . .

[1] Zur „Werbung". Diese Einfassung kam nicht mehr zustande. Vgl. K 914 und 915.

**477**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Oktober (ohne Jahr. Von Fiedler: 86).

. . . . . Ich wünsche Ihnen den besten Erfolg in Amsterdam. Mit meinem Bein geht es erträglich; wenn auch nicht in der Beschäftigung, so bin ich doch an der so nöthigen Bewegung in diesen schönen Oktobertagen vollständig gehindert.

Je reiner, freier, höher sich im Uebrigen mein Sinn erschliesst, um je mehr Kraftaufwand bedarf es auch, die mehr wie pitoyable Gegenwart zu ertragen und über mich ergehen zu lassen. — . . .

**478**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 23. Nov. (ohne Jahr. Von Fiedler: 86).

. . . . . Dass meine Büste, oder vielmehr Begas' Arbeit im Chokoladentempel aufgestellt, ist mir neu, obwohl ich es wie vieles Andere voraussah.

Wohl wünschte ich, dass dem Andenken meiner Absichten und Bemühungen eine edlere Aufstellung zu Theil würde. Dies ist aber kaum zu hoffen; denn was mein sehendes Auge wahrnimmt, ist wenig erfreulich. So lange die Göttin Bequemlichkeit das Szepter schwingt, wird jede Aufwallung zum Höheren und gar Idealen nach kurzer Dauer in sich selbst zusammensinken.

Heutzutage kann man nicht mehr sagen „sie wissen nicht was sie thun", sondern viemehr scheint eine forza irresistibile, die die Menschen zum Armseligen zwingt, epidemisch zu sein. Doch auch dieses wird sein Ende haben.

Mein Körper hat sich wieder einem normalen Zustand zugewandt. — . . .

**479**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 27. Dec. 1886.

Dankt für die Geburtstagswünsche Fiedlers und gratuliert zum Neuen Jahre.

**480**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 5. Januar 1887.

. . . . . Mit dem ausführlichen schreiben will es jetzt nicht gehen; es hat ja auch weiter keinen Sinn; durch Briefe gelingt es selten, ein klares Bild von dem zu entwerfen, was in einem vorgeht.

Das Thatsächliche ist, dass die Umstände mir nur noch wenige Wochen zum Betrieb meiner Kunst gestatten, jedoch werden dieselben genügen, die meisten der zehn Bilder [1], die ich seit unserer letzten Zusammenkunft gemalt habe, definitiv abzuschliessen; was auch die Schnüffler daran herummäkeln werden, ich weiss, was ich gemacht habe. Das ruhige Bewusstsein, stets, wenn auch vielfach irrend,

[1] Vermutlich die neuen „Hesperiden" (3), die neuen „Reiter" (3), die „Werbung" (3), das zehnte sollte vielleicht der „Ganymed" K 949 sein, für den die Zeichnungen damals schon existierten. Das Bild selbst entstand erst einige Wochen vor dem Tode.

nach dem gestrebt zu haben, das mir als das Noththuende erschien, gibt mir eine innere Unbekümmertheit, die mir entweder alle Schwierigkeiten überwinden hilft, oder aber das Unvermeidliche auf die richtige Art ertragen lässt.

Ich bitte Sie, dass obiges unter uns bleibt, denn wenn die Menschen erfahren, dass frohe, selbstvertrauende Naturen durch Umstände in die Enge getrieben werden, so sind sie als ächte Hiobsfreunde nur zu bereit, solchen unter dem heuchlerischen Schein der Theilnahme den Gnadenstoss zu geben. Wenn ich mir auch, durch die Erfahrung belehrt, in solchen Fällen recht wohl zu helfen weiss, so bleibt es doch immer eine überflüssige, unerfreuliche Arbeit.

Zum Schluss für heute will ich nur noch eine Ueberzeugung aussprechen. Die gute Gesinnung allein ist es, die dem Sein und Thun der Menschen Werth verleiht; sie hat eine wohlthuende und fortwirkende Kraft, und wem es gelungen ist, eine Solche auf andere Individuen zu übertragen, der kann gewiss sein, dass sein besseres Theil nicht untergehen kann.

Der politische Horizont sieht sehr bedenklich aus; die jetzigen Zustände sind auf die Dauer unhaltbar und gewaltige Schicksalsschläge allein sind es, die das Menschengeschlecht zur raison bringen.

Mit den herzlichsten Grüssen an Ihre Frau

Ihr tr. Hans v. Marées.

**481**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 3. Februar 1887.

Lieber Fiedler!

Wenn Zeit und Umstände es so fügen, dass mehrere Individuen ihren Sinn auf annähernd dasselbe gerichtet haben, dann vermögen Briefe wohl die Lücken der Entfernung auszufüllen; kann dies aber nicht der Fall sein, so stellen Briefe eigentlich nur einen momentanen Zustand ausser allem Zusammenhang dar und erzeugen eher Missverständnisse, als dass sie zur Aufklärung beitrügen. Dies ist immer meine Ansicht gewesen und darnach modifizire ich meine Beurtheilungen. Trotzdem will ich noch 2 Worte über mich sagen.

Wie ich über unsere gegenseitigen Beziehungen denke, das habe ich bei einer mir passend erscheinenden Gelegenheit und wie mir dünkt an für dergleichen opportuner Stelle und quasi öffentlich niedergelegt, und in einer Weise wie sich für einen Mann von meiner Denkungsweise geziemt[1]. Das wollen wir also nicht weiter berühren.

Auf mein persönliches Existiren habe ich wohl nie einen übermässigen Werth gelegt, und es wäre ein übles Zeichen, wenn ich mir jetzt das Zittern angewöhnen wollte. Im Gegentheil, weil mich fast auf Schritt und Tritt edlere Geister umschweben, kann ich den Ereignissen, so weit sie mich betreffen, mit der grössten Heiterkeit entgegensehen.

Trotzdem und weil die Zeiten sehr schlecht sind und ich sehe, dass sie mich zum Schlusse drängen, beschäftigen mich Sorgen von ernsterer Natur, als die um

[1] Wohl zu Jordan. Exzellenz Schöne, der die Korrespondenz Jordans allerdings nur flüchtig durchgesehen hat, meint, Briefe von Marées seien nicht darunter. Die Familie Jordan hat dem Verfasser die Einsicht in die Korrespondenz nicht gestattet.

mein persönliches Dasein, überhaupt um Persönliches; sie sind sicherlich hoch gerechtfertigt und tief begründet.

In diesem Sinne suche ich, so lange ich noch kann, Ueberlegung, Witz und Kraft zusammen zu nehmen, und in diesem Sinne von den wenigen Menschen, mit denen ich noch verkehren kann, aufgefasst zu werden, würde mich allerdings erfreuen.

Vieles ist zu ordnen, mancherlei festzustellen, wenn ein so grosser Kraftaufwand nicht ganz nutzlos dagewesen sein soll, und ich muss Alles selbst thun.

Für heute leben Sie wohl und grüssen Sie Ihre Frau auf's schönste von Ihrem

tr. H. Marées.

**482**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 7. Mai 87.

. . . . . Zuvörderst meinen innigsten Dank. Die Theilnahme, die Sie, Ihre Frau und auch Ihr Schwiegervater meinen Bemühungen entgegengebracht haben, haben mich auf's höchste erfreut und gestärkt.

Lenbach, der vor einigen Tagen auf einen Sprung bei mir war, hat aus eigener Initiative mir für den Fall einer Ausstellung, seine Dienste angeboten, so dass ich es nicht wohl abschlagen konnte; daher werde ich vor der Hand Bayersdorffer aus dem Spiele lassen. Uebrigens werden Sie wissen, dass L. verlobt ist.

Verzeihen Sie diese wenigen und schlechten Zeilen; der wahrhaft unanständige Scirocco hat mich etwas marode gemacht. — . . .

**483**

*An Konrad Fiedler.*

Rom, den 20. Mai 87.

Lieber Fiedler!

Jetzt nach abgerauschten Festen, werden Sie wohl ganz der ländlichen Ruhe leben.

Ich bin in der letzten Zeit in einen so starken Arbeitssturm gerathen wie nie. Ich bin nun sicher, allen den Sachen, die Sie gesehen, eine unbedingt packende Wirkung zu verleihen. Das seltsamliche und befremdende, was sich bei vielen Hin- und Wiederüberlegen einschleicht, macht nun dem Natürlichen und Frischen Platz.

Mit Lenbach habe ich ausgemacht, dass ich ihm einen Monat bevor, ehe ich die Ausstellung veranstalten kann, davon Mittheilung mache; er würde sich dann auch mit Ihnen in's Vernehmen setzen.

Wenn Alles so weit ist (2 Monate habe ich freilich mindestens noch nöthig) werde ich Ihnen zuerst die Mittheilung davon machen. Unter uns gesagt, so ganz unbedingt traue ich nun L. doch noch nicht; keine Frage ist es, wenn er aufrichtig will, kann er sehr nützlich sein. — . . .

(Als Postscriptum): Jordan war hier und hat sich quasi entschuldigen lassen, nicht bei mir und Volkmann gewesen zu sein. Bei mir hätte er freilich etwas zu hören bekommen; dass er aber Volkmann nicht aufgesucht hat, scheint mir denn doch eine unbedingte Pflichtversäumniss zu sein.



# NACHTRAG ZU DEN BRIEFEN

Die folgenden Briefe an Fräulein Melanie Tauber, von denen im vorhergehenden Teil nur Bruchstücke wiedergegeben sind, wurden uns erst zur Verfügung gestellt, als der Druck so weit vorgeschritten war, dass die Vervollständigung an Ort und Stelle nicht mehr stattfinden konnte. Wir lassen die Briefe daher hier folgen.

*Unverkürzter Abdruck des Briefes 131 an Fräulein Melanie Tauber.*

Neapel, den 19. Sept. 1873.

Carissima e Simpatichissima Scolare e collega!

Bitte, fahren Sie so oft wie möglich zu Wasser, kehren Sie nach Hause zurück um zu trauern, und brechen Sie diesen Entschluss dann in so schöner und liebenswürdiger Weise wie das letzte Mal. Wenn ich sicher wäre, dass die Wesen ohne Schnurrbart so verschwiegen wären, wie die mit, so würde ich Ihnen jetzt sehr — sehr viel zu sagen haben. Doch wollen wir jetzt einmal zuerst mit Ihnen beginnen. In Parenthese, an meine barsche Manier müssen Sie sich nun schon gewöhnen.

Wenn Sie zufrieden mit sich wären, so wäre auch alle Hoffnung verloren, denn das müssen Sie wissen, dass der Künstlerstand der wahre Stand der Unzufriedenheit mit sich ist. Je weiter man gelangt, desto grössere Ansprüche stellt man an sich: das alte Sprichwort: lang ist die Kunst, kurz ist das Leben, bewährt sich nur zu sehr als zutreffend. Uebrigens bin ich auch nicht direkt der Ansicht, dass der Schnurrbart das allein seligmachende Mittel zum Leisten ist; jedoch sind den Frauen grössere Hemmnisse in den Weg gelegt. Vor allen Dingen hinderlich ist es denselben, dass sie vorzugsweise und in erster Linie Damen sein wollen, mit andern Worten die Männer mehr vom Leisten abhalten, anstatt sie darin, wie ihre Geschlechtsgenossinnen, die Musen anzueifern und zu bestärken. Wer etwas leisten will, darf den T e u f e l danach fragen, was m a n sagt, sondern muss unverrückt sein Ziel vor Augen haben; und das soll nicht ganz leicht sein. Man muss sich mehr für eine Sache, als für die Leute interessieren. Vor allem aber muss man lernen, das Gute vom Mittelmässigen zu unterscheiden; das ist der einzige Weg zum Heil. Glauben Sie nicht, carina, dass ich Sie einschüchtern will, sondern ich gebe Ihnen nur zu überlegen, was doch erwähnenswert ist. Bei allen Leistungen von dauerhaftem Werth spielt der Charakter eine grössere Rolle als man glaubt. Das grösste Hinderniss bleibt stets die gute Gesellschaft; um comme il faut zu sein, bedarf es nicht mehr Verstandes, als des eines Nussknackers, während die verlangten erbärmlichen Rücksichten den Gescheidten seiner besten Zeit und besten Gedanken berauben. Ein Mann kann sich über dergleichen Dinge mit Leichtigkeit hinwegsetzen; aber für eine junge Dame dürfte das schon eine schwierige Aufgabe sein; wenn auch nicht unmöglich.

So, für heute erlassen Sie mir die Fortsetzung meiner Predigt; Sie müssen wissen, dass ich heute schon eine lebensgrosse giovinetta in einen Orangenhain gesetzt habe; am liebsten wäre es mir gewesen, ich hätte Ihr liebes Konterfei statt dessen machen können. Aber Ihre Photographie ist zu sehr verschieden vom Original.

Aber für die Zukunft werden Sie mir hübsch immer Ihr Leid klagen, vielleicht kann ich Ihnen doch in etwas helfen, und das kann ich Ihnen versichern, zum

helfen bin ich bereit genug. Doch ich muss Sie zunächst noch um mindestens 6 Wochen Urlaub bitten, damit ich als ein Mann erscheinen kann, der in Wahrheit etwas geleistet hat. So lange brauche ich um mein ganzes Werk, das Jahre in Anspruch zu nehmen schien, zu vollenden. Einen solchen Einfluss hat die italienische Luft auf mich ausgeübt.

Diese neue Erfahrung lässt mich allerdings nur mit Grauen an den Norden und speciell an Dresden, die Capitale der Mittelmässigen, denken. Ich habe grosse Pläne; sobald dieselben sich realisiren, oder die Möglichkeit dazu sich herausstellt, so werde ich Ihnen dieselben mittheilen, und dann kommen auch Sie, an Freundeshand, getrost und froh ins bessere Land.

Bitte, schreiben Sie mir, wie lange Sie noch in Gmunden bleiben, und versprechen Sie mir, nicht vor mir nach Dresden zu eilen. Sollte die Wiener Ausstellung vor meiner Ankunft nach Deutschland geschlossen werden, so werde ich Sie auch mit einer grossen Bitte belästigen.

Es wird dunkel, und ich schliesse: Dunque, carissima carina, non dimenticate me poveretto; perchê sarebbe poco bene a me, di cantare come la mia bella vicina:

Ti voglio ben' assai, e tu non pens' a me.

Addio e tanti saluti alla Signora mamma ed alle Signore sorelle dal
Suo devotissimo, umilissimo e fedelissimo

maestraccio.

*Unverkürzter Abdruck des Briefes 260 an Fräulein Melanie Tauber.*

Juni (mit Blei von fremder Hand zugefügt 1877).

Geliebteste Melanie!

Nach langem Hin- und Herüberlegen entschliesse ich mich zu folgenden Zeilen. Ich glaube damit eine Pflicht gegen Sie und mich zu erfüllen.

Dass ich Sie, liebe Melanie, wirklich und von ganzem Herzen liebe, davon bin ich innerlich überzeugt und auch Ihnen kann dieses Geständnis nichts Neues sagen. Weil dem nun einmal so ist, so liegt mir natürlicherweise nichts mehr am Herzen, als Ihr Glück, so wie mich auch in Wahrheit nichts so tief schmerzen würde, als wenn Ihnen ein Solches verloren gehen sollte. Es wird wohl keine übereilte Vermuthung sein, wenn ich glaube, dass ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin. Darum muss ich hier einiges von mir selbst sagen.

Vor allen Dingen, ich bin im Leben auf nichts anderes als meine Gaben und meine Kräfte angewiesen. Alleindastehend habe ich auch niemals etwas anderes vermisst oder gewünscht. Das Schicksal hat mir doch die grosse Gunst zu Theil werden lassen, dass ich auf weitere und nicht gemeine Ziele lossteuern durfte. Im Grossen und Ganzen habe ich die Zeit nicht unbenützt vorüberziehen lassen; ich habe Manches erworben, was vielleicht nicht zu verachten ist. Ich habe nicht planlos gelebt, und die Zeit nähert sich, wo sich das zeigen wird. Von Natur nicht

ohne Muth, beseelt von Glauben und bewehrt mit festen, selbsterrungenen Ueberzeugungen, hat mich der Blick in die Zukunft nie zittern gemacht. Auch haben solche idealen Bestrebungen meinem Auge nicht die praktische Seite des Lebens verschlossen. Ich bin nicht unaufmerksam auf das Thun Andrer gewesen, und so sind mir auch manche Seiten des praktischen Lebens bekannt und geläufig. Von Hause aus hielt ich es unter der Würde meines Berufes, der ein edler ist, denselben zum eigentlichen Erwerb zu missbrauchen, obgleich mir es oft, wenn ich wollte, nicht so schwer wurde. Da nun das Leben doch unter allen Umständen einem Verpflichtungen auflegt, für Andre zu sorgen u. s. w., so hat sich diese Scheu auch gelegt oder modificirt. Mein übriges Verhalten im Leben, wenn auch nicht immer tadellos, hat mir das Interesse, die Theilnahme, Liebe und Achtung vieler und vortrefflicher Personen erworben, so dass ich mit meiner persönlichen und gesellschaftlichen Stellung nicht unzufrieden sein kann.

Habe ich bei so bewandten Umständen das Recht, von einem Mädchen zu verlangen, mein Loos zu theilen? Oder kann ich sie dazu auffordern? Und besonders, da ich nicht mehr im ersten Reiz der Jugend blühe. Und wenn ich auch die genügende Kraft besässe, alle billigen und gerechten Anforderungen, die eine junge Dame an das Leben machen kann, zu befriedigen, so darf ich doch nie einen Schritt thun, ein Mädchen zu einem solchen Schritt zu verleiten. Und müsste ich nicht auch Ansprüche an eine Frau machen? Vor allen Dingen mich in der Liebe zu meinem Beruf und der Ausübung desselben eher zu unterstützen, als darin zu hindern, welches Letztere bei den meisten Damen zu gewärtigen wäre. So, und nicht anders stehen die Sachen.

Aus obigem könnten Sie nun auch vielleicht mein Verhalten gegen Sie richtiger beurtheilen; den Vorwurf der Versteinerung müssen Sie zurücknehmen. Mein zurückhaltendes Wesen basirte auf der Achtung, die mit wirklicher Liebe unzertrennlich ist, oder sein müsste. Wie weit und mit welcher Anstrengung ich mich selber überwunden habe, das ist meine Sache und kann nicht leicht von Andern beurtheilt werden. Wenn ich auch hie und da in nicht geringe Verwirrung gerathen bin, so glaube ich mich doch als einen Mann gezeigt zu haben, dessen Freundschaft man nicht gering- und unterschätzen darf, und dessen Herz zu gut ist, um damit zu spielen.

Dass mancherlei unüberlegte (wie ich überzeugt bin) Aussprüche von Ihnen mich tief schmerzen mussten, und daher nicht zur Vergrösserung meiner Liebenswürdigkeit beitragen konnten, muss Ihnen auch klar sein. Doch das ist nun Alles vorüber; als Mann fühle ich mich verpflichtet, stets so klar, offen und ehrlich als möglich zu sein. Zu zeigen, ob und wie viel Ihnen an meiner Freundschaft gelegen ist, steht bei Ihnen.

Und so hätte ich vor der Hand weiter Nichts zu sagen, als dass die Büste heute abgegangen ist; mögen die harten, starren Züge derselben, weil sie nur die Hülle eines weichen, treuen und zarten Gemüthes sind, nicht unwillkommen sein.

Der Pallas die gebührende Verehrung und Kniebeugung von

ihrem getreuen Ritter Hans.

*Unverkürzter Abdruck des Briefes 261 an Fräulein Melanie Tauber.*

Liebenswerthe und darum geliebte Melanie!
Herrliche Pallas!

Wenn ein kluger umsichtiger Mann sieht, dass Umstände ihm den Besitz des wünschenswerthesten Gutes zum Theil streitig machen könnten, so sucht er wenigstens des Theiles, der dem Einflusse der Umstände am wenigsten ausgesetzt ist, sich um so mehr zu versichern. Eigentlich sollte dies der Zweck meines letzten Briefes sein. Und die Antwort meiner edlen Pallas beweist auch, dass sie mich verstanden hat. Verstehen und verstanden werden, in diesen beiden unscheinbaren Dingen liegt wie ich glaube die höchste Glückseligkeit, die in dieser Welt zu erreichen ist. Auch schlingen diese Eigenschaften allein das festeste Band um zwei Menschen, das keine Macht zerreissen kann. Wenn auch schon bei der ersten Begegnung sich das Vorhandensein dieser Eigenschaften zeigt (denn es ist die wahre Simpathie) so sollte man dieselben doch, wie mir scheint, nach Kräften pflegen und verfeinern, weil dadurch dieses kurze Leben reicher, voller, schöner wird. Also sollte man lieber nicht lange, lange schweigen; denn klar und ehrlich sein, ist sich selbst offen zeigen. Der ganze Vorgang meines Lebens ist eigentlich dieses Bestreben gewesen, und ich weiss auch, dass dadurch sowohl ich als andere mehr gewonnen wie verloren haben. Durch nichts wird die gegenseitige Theilnahme mehr gesteigert.

Und für wen könnte ich eine grössere Theilnahme haben als für diejenige, die mein ganzes Herz besitzt. Da Du Dir, liebe Pallas, dieses Besitzes bewusst bist und ihn anerkennst, so musst Du Dir auch die kleinen Sorgen, die der Besitz stets mit sich bringt, gefallen lassen. Dass Du mir nie ein Leid zufügen willst, das weiss ich wohl, aber Du musst bedenken, dass, da mein Herz in Deinem lebt, dasselbe auch jedes Leid, das Du Dir selber zufügst, doppelt empfinden muss. Das mag wohl das Geheimniss meiner öfter verfinsterten Laune sein. Du wirst nicht böse sein, wenn ich ein Beispiel anführe: Après nous le déluge; d. h. Ich will mitnehmen, was ich kann, mag auch die Welt darüber zu Grunde gehen. Könnte man sich, wenn solch ein Grundsatz wirklich ins Gemüth gedrungen wäre, noch Liebe zu einer Person oder einer Sache vorstellen? Beides, Glück und Genuss werden dann unmöglich sein, und auch die Wirkung auf die Umgebung ist vernichtend.

Besser, richtiger glaube ich, wäre es zu sagen: Handle, lebe Deiner Ueberzeugung treu, sollte auch Deine Person darüber zu Grunde gehen. So und nicht anders sind alle Menschenwerke entstanden, die das Leben, die Welt auch nach dem Hingange ihrer Schöpfer schliesslich zusammenhalten. Ich wäre wohl im Stande, dergleichen so durchzuführen, dass es überzeugen müsste; aber es ist nicht nothwendig einer Pallas gegenüber, die das selber viel besser weiss wie ich und auch weiss, warum ich gerade dies anführe. Das wollen wir Alles fahren lassen, und ich werde mich bemühen zu zeigen, dass meine Liebe zur göttlichen Pallas und meine Neigung zu einem feinen, vollen Lebensgenuss meinen oft schwerfälligen Ernst in Heiterkeit und Frohsinn verwandeln können.

Meine Freundschaft kann nicht kürzer währen wie meine Liebe, und wie ich mich kenne, hört dieselbe nur mit mir selbst auf.

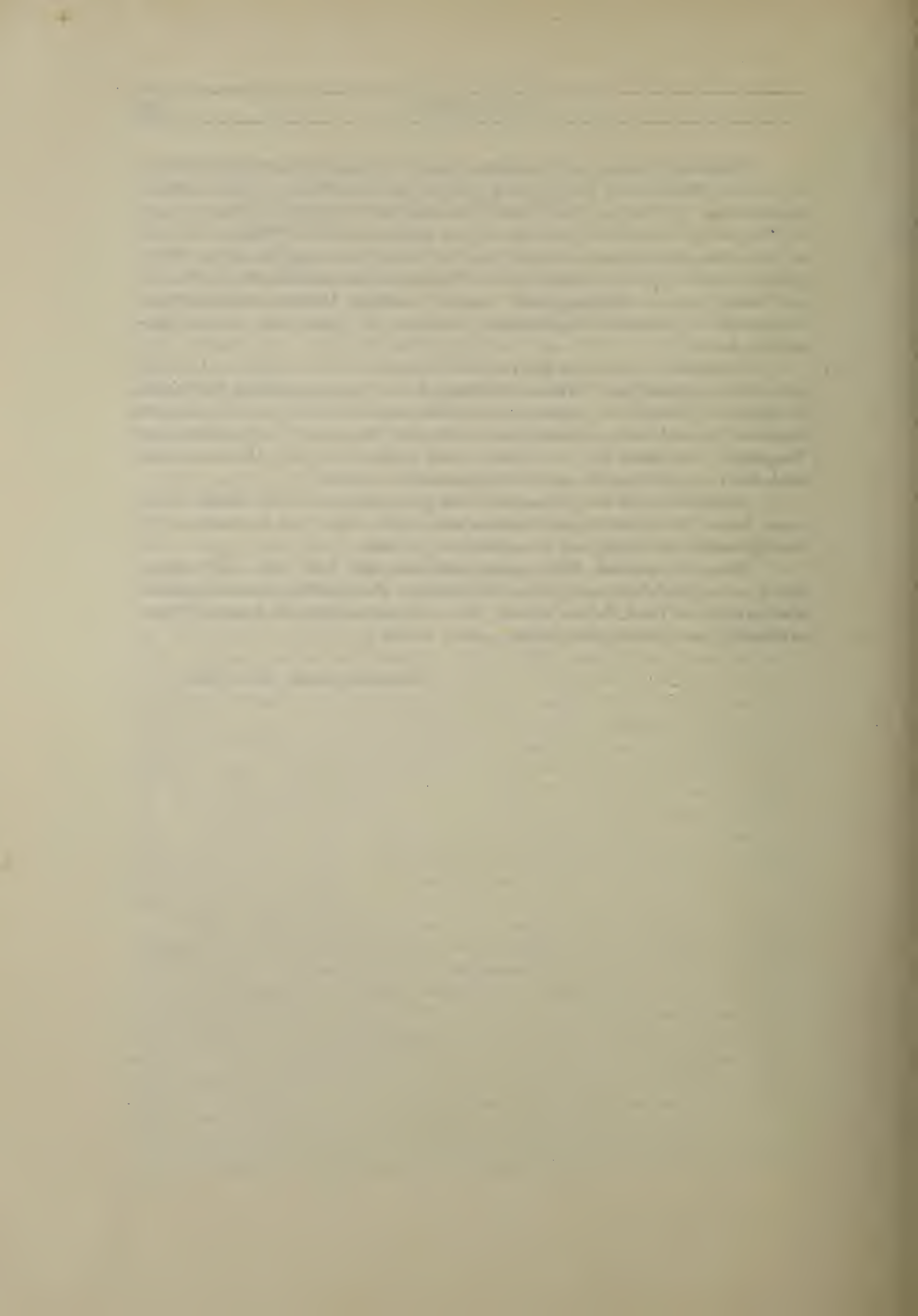
Wenn mich etwas mit Entzücken, mit der innigsten Sehnsucht erfüllt, so ist es unser Wiedersehen hier in Rom. Nichts ist schrecklicher als Abwesenheit, obgleich man in derselben sein eigenes Herz am besten erkennt. Rom ist auch der Ort, wo ich mich selber doch am meisten fühle: denn mein Wesen ist hier erst zu sich selbst gekommen, und lernen kann hier jeder; denn auch die Sitten, richtig gesehen, können nur den günstigsten Einfluss haben, namentlich die der Frauen. Ich freilich habe wohl einige nicht ganz mit meinem Uebrigen harmonierende italienische Eigenschaften angenommen, die man mir wohl auch wieder abgewöhnen kann.

Kluge Pallas, was wirst Du von dem Verstande denken, über den Du Dich oft beifällig geäussert hast? Findest Du nicht, dass er verschiedene Mal bedenklich in die Brüche gerathen ist? Doch weiss ich, Du wirst entschuldigen, milde lächeln. Denn was kann ich dafür, wenn ich Dich so über alle Massen liebe und mein einziges Vergnügen darin finde, das immer und immer wieder zu sagen? Und man kann mich doch eigentlich nicht zu den Sentimentalen rechnen.

Hoffentlich wird der Abguss wohl und gesund ankommen; es dauert immer etwas lange. Vom Verfertiger derselben erhalte ich soeben aus Deutschland die Anzeige seiner Verlobung und demnächstigen Heirath.

Wenn Du wüsstest, Pallas carina, wie hoch mich Dein lieber Brief erfreut hat, so — — Doch jeder nach seiner Empfindung. Zum Schluss aber noch meinen allerherzlichsten Dank, liebste Melanie, für so vielfaches Gute, für das am liebsten erkenntlich sein möchte mit seinem ganzen Wesen

der stets getreue Ritter Hans.





# BIBLIOGRAPHIE



# VORWORT ZUR BIBLIOGRAPHIE

Der grösste Teil der Kritik über Marées ist in den letzten Jahren entstanden. Bei Lebzeiten wurde sein Name nur selten genannt; einige Male während seiner Münchener Zeit, also bis 1864 gelegentlich der Ausstellungen, die der Maler damals beschickte. Damals ist Pecht entschieden für ihn eingetreten. Von da an bis zu seinem Tode ist meines Wissens nicht ein bemerkenswerter Hinweis auf seine Kunst gedruckt worden. Die kleine Ausstellung bei Fritz Gurlitt in Berlin 1885 wurde nicht beachtet. Zum Tode von Marées begnügte sich die Kritik mit den obligaten Notizen im Telegraphenstil, die übrigens zumeist von Fiedler stammten oder von ihm angeregt wurden. Die schwache Studie Portes, der Marées gekannt hat, ist eine seltene Ausnahme. 1889 erschien die erste gründliche Arbeit, Fiedlers Aufsatz und die kostbare Mappe mit 50 Lichtdrucken nach Gemälden und Zeichnungen. Die Publikationen Fiedlers fanden in der Fachpresse keinerlei Echo, aber wurden den wenigen Freunden des Meisters zu einer vertrauten Quelle der Belehrung und der Freude. 1890 folgte Pidolls Broschüre, die sich zumal mit der Maréesschen Arbeitsweise beschäftigte. Auch sie wurde von der Zunft nicht bemerkt. Die Nachlassausstellung im Glaspalast 1891 soll, nach Holland, „voreilige Lobeserhebungen" in der Presse zur Folge gehabt haben. Mir ist es nicht gelungen, sie nachzuweisen. Von etwa hundert Aufsätzen über die Jahresausstellung des Glaspalastes, die mir vorlagen, fand ich drei- oder viermal den Namen erwähnt, einmal mit Anerkennung. Allein ein Ausländer, der Däne Emil Hannover, würdigte 1891 Marées einer längeren Studie, die übrigens bereits vor der Ausstellung, nach einem Besuche des Autors bei Fiedler, entstanden ist. Im Januar 1892 brachte Wölfflin seinen ausgezeichneten Aufsatz; ausser der nicht im Buchhandel erschienenen Fiedler-Mappe die erste Publikation mit Abbildungen. 1893 führt Muther den Meister in seine Kunstgeschichte ein. Die ausserordentliche Ausdehnung des Schrifttums über Kunst in den neunziger Jahren war für Marées belanglos, und noch in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts sind der Studien über seine Kunst sehr wenige. Erst mit der Jahrhundertausstellung von 1906 beginnt sich die Tagespresse eingehender mit Marées zu beschäftigen. Die Kunstwissenschaft hält sich auch heute noch zurück.

In der folgenden Bibliographie sind die Aufsätze Fiedlers, Pidolls, Hildebrands u. a. auf die im ersten Bande eingegangen wird, nur erwähnt. Aus den anderen sind die wesentlichen Stellen meistens wörtlich und ohne Kommentar abgedruckt.

---



ADR. in Breslauer Zeitung vom 1. Januar 1910. 5. Beilage.

Besprechung von Waldemar von Wasielewskis Arbeit über Artur Volkmann (bei R. Piper & Co., München und Leipzig). Marées werden „grosse, strenge, sichere Formprinzipien nachgerühmt", auf die Artur Volkmann sich angeblich stützt.

ARSÈNE ALEXANDRE in Le Figaro vom 14. August 1907 über L'Art Moderne au musée de Berlin.

„Feuerbach n'arrête même plus le regard, au contraire Hans von Marées, qui dans ses postiches vénitiens a esquivé les difficultés de préciser sa pensée, retient encore le passant par la richesse de sa couleur."

DERSELBE in Le Figaro vom 30. September 1909. Ueber die Marées-Ausstellung im Salon d'Automne.

„. . . Von Marées, d'abord peintre militaire assez banal, fut touché de la grâce en Italie (le cas est fréquent dans l'histoire de l'art allemand) et il devint un visionnaire non dépourvu d'émotion et de grandeur. Il s'assimila surtout les peintures gréco-romaines et les transcrivit en de sombres et laborieuses symphonies. Impossible de rencontrer un esprit plus austère et une vision plus encrassée pour peindre la joie de vivre et les profondes ivresses de la nature. Ingénument von Marées s'en accuse, dans une copie de Rubens. En passant par sa palette et son cerveau, le plus éblouissant des peintres est devenu „culotté" comme une pipe de Munichois. C'est Rubens chez le charbonnier. Quoi qu'il en soit, von Marées, plus vraiment émouvant, plus naturellement poète que le lourd Boecklin, mais à mille lieues de notre lumineux, de notre tendre, de notre divin Puvis de Chavannes, est un beau et honorable maître qu'on a bien fait de nous montrer et qu'il faut apprécier à sa valeur, c'est-à-dire beaucoup plus que ne le font ses propres compatriotes."

DERSELBE in Comoedia vom 2. Oktober 1909. Ueber die Marées-Ausstellung im Salon d'Automne.

„. . . Cet artiste, mort en 1887, a été un démarqueur ému des peintures d'Herculanum et de Pompëi; mais en les démarquant, ces œuvres de lumière et de joie, il a broyé du noir plus qu'aucun des plus noirs pessimistes. Entre ses mains une copie de Rubens tourne au jus de réglisse, et s'il a moins de lourdeur que Boecklin, ce qui est facile, il a moins de poésie et de suavité que notre Puvis de Chavannes, ce qui est facile aussi."

JULIUS ALLGEYER in Anselm Feuerbach 2. Aufl. etc., herausgegeben von Karl Neumann, Berlin und Stuttgart. W. Spemann 1904, II, S. 31—32. Brief Feuerbachs über die Reise mit Marées von Florenz nach Rom.

Florenz, 14. Sept. 1865.

„. . . Herrn v. Marées habe ich bleich und abgemagert von angestrengter Arbeit und Hitze gefunden. Wir wollen morgen nach Rom abreisen; zuerst nach Siena, dort bleiben wir, solange es uns gefällt, dann nach Perugia und Orvieto. Es wird das sehr schön werden. In Rom bleiben wir zwei Tage, um alles zu ordnen, und dann bis Ende Oktober Kampagna.

. . . Du wirst Dich freuen, dass wir zusammen und langsam reisen; es hat sich merkwürdig gut getroffen, und meine Gegenwart hat Marées sehr wohlgetan."

Rom, 23. September 1865.

„. . . Zuerst lasse mich beim freundlichen Bilde meiner Reise verweilen, die ich in der durchaus liebenswürdigen Gesellschaft v. Marées in vier Tagen mit dem Vetturin bewerkstelligte. Wir verweilten einen Tag in Siena, die lieblichste Erinnerung meines Lebens; Architektur, Natur, Sprache, Menschen in vollstem harmonischen Einklang; man muss es sehen. Dann fuhren wir die Nacht durch und kamen um vier Uhr morgens nach Orvieto. Die Stadt hoch auf dem Felsen, in der Mitte der Dom mit Bildern von Signorelli, das Vollendetste, was ich je erblickt . . . . Endlich am vierten Morgen lag von hohen Bergen herab ein See und das ganze Gebirge und fern in der Kampagna St. Peter — das ist homerischer Zauber. — Abends gegen Sonnenuntergang fuhren wir zum Tore Roms ein, und die Schönheit des Volkes, es war Sonntag, war überraschend.

HERMANN BAHR: In einer Besprechung des Romans „Königliche Hoheit" in Die neue Rundschau, Dezember 1909, S. 1808.

„Mit diesen Künstlern (Marées und Verhaeren) beginnt die Kunst wieder das im Menschen aufzusuchen, wodurch er mit der Menschheit zusammenhängt, während sie das, wodurch sich der einzelne von der allgemeinen Menschenart entfernt, nicht mehr gelten lässt."

JULIUS BAUM in März, Heft 4, 1909. „Raumkunst und Naturalismus"

Betont das Architektonische in der Kunst Marées' im Gegensatz zum Naturalismus: „Feuerbach und Puvis de Chavannes wandelten unabhängig von ihm ähnliche Bahnen. Beide gingen gleich Meteoren unter. An Marées aber knüpft eine künstlerische Tradition an.

Er war eine Renaissancenatur von der Art Dürers, unaufhörlich um klare Erkenntnis der Gesetze des künstlerischen Ausdrucks ringend. Und in noch höherem Grade als bei Dürer läuft bei Marées das künstlerische Schaffen dem theoretischen Erkennen parallel. Der rein imitative Naturalismus war schon dem Jüngling fremd. Seine frühesten Pferdestudien und die von Rembrandt abhängigen Porträts sind Bilder von einer Feinheit des Kolorits, dass sie einen für den Reiz der farbigen Wirkung stark empfindlichen Menschen in das höchste Entzücken versetzen. In dieser Zeit gestaltete Marées nur nach Tonwerten. Bald aber sah der unaufhörlich um Klarheit Kämpfende ein, dass ihm bei dieser Kompositionsweise die stärksten Momente des künstlerischen Ausdruckes, nämlich die formalen, die Raumwerte, entgingen. Und dann wird unter der Einwirkung der grossen Renaissancekünstler sein ganzes Schaffen ein Ringen um Architektur, ein immer neuer Versuch, das höchste Problem der Kunst zu lösen, das Problem der Form. Was die Deutschen so unbegreiflich dünkt: dass einzig die künstlerische Erscheinung den Betrachtenden mit einer ruhigen, tiefen Freude füllen kann — das hat Marées bewiesen. Seine Bilder erzählen nicht, prunken nicht mit der Lösung einseitiger Probleme. Sie haben nichts Ueberflüssiges und nichts Aufdringliches. Jeder Teil von ihnen ist farbig und räumlich notwendig.

Marées hatte, trotz der Ungunst der Zeit, das Glück, einen kleinen Kreis von Anhängern zu finden. Konrad Fiedler und der Maler Hans (?) von Pidoll nahmen seine Lehre empfänglich auf und bemühten sich, sie zu verbreiten: Zum Siege verholfen hat dem Werk und dem Gedanken Marées' Adolf Hildebrand. Hildebrand hat Marées viel zu danken."

DERSELBE in Allgemeine Zeitung, München, 13. Febr. 1909.

Weist auf die Ausstellung Maréesscher Werke in der Sezession hin.

DERSELBE in Allgemeine Zeitung, München, 1. Jan. 1910.

Erwähnt die Münchener Marées-Ausstellung als frohe Verheissung anderer künstlerischer Ereignisse.

BAYERISCHER KURIER vom 9. Juli 1891 über die Ausstellung im Glaspalast.

Lobende Erwähnung.

BAYERISCHE ZEITUNG vom 17. Juni 1862. Nr. 149.

Flüchtige Erwähnung.

BECKER: Kritik über Marées' „Schills Tod", ausgestellt anfangs der 60er Jahre in der II. Allgem. Kunstausstellung in Köln.

„Beiläufig kann ich eines Bildes von H. von Marées in München erwähnen, das den Tod Schills darstellen soll, vielleicht auch darstellt, aber durch die absurde Behandlung, das übertriebene dicke Auftragen der Farben, wie mit der Mauerkelle, das die Franzosen „maçonnée" nennen, völlig unsichtbar geworden ist."

ERNST BERGER in Münchner Kunsttechnische Blätter Beilage zur „Werkstatt der Kunst" (E. A. Seemann, Leipzig) vom 31. Mai und 14. Juni 1909. Technisches zur Hans von Marées-Ausstellung.

„. . . . . Bei Marées ist es schwer, technische Fragen zu beantworten, weil wir für die ersten Jahrzehnte seines Schaffens keinerlei Berichte haben, die uns darüber aufklären, in welcher Weise er vorgegangen ist; man kann demnach nur aus dem jetzigen Zustand Schlüsse ziehen, z. B. aus der Art der Risse und aus dem Grade der Leuchtkraft der Farbe. Und in dieser Hinsicht ist zu beachten, dass die am besten erhaltenen Bilder in den Anfang der 60er Jahre fallen und dann zumeist Arbeiten sind, die ohne viele Uebermalungen prima gemalt sind. Es sind verschiedene Porträts darunter, deren Erhaltung tadellos genannt werden kann, und wobei nur die für Leinwandbilder unvermeidlichen Rissebildungen zu bemerken sind, die stets eintreten, wenn die Oelfarbe vollkommen getrocknet den Einflüssen der Ausdehnung und Zusammenziehung der Leinwand nicht zu folgen vermag.

So hebe ich aus der hierhergehörigen Reihe von Bildern die Porträts von Frau Lier und des Malers A. Hornemann (beide von 1863) hervor, besonders das letzte ungemein hell und in fleckiger Technik gemalt. Diese gute Eigenschaft zeigen auch Bilder aus späterer Zeit von 1872 und 1873, so das Selbstbildnis im Japanischen Mantel, trotzdem die Farbe hier sehr dick ist, dann noch zwei Selbstbildnisse aus der gleichen Zeit und das Bildnis des Dr. Koppel (von 1873). Tadellos erhalten ist des bekannte Doppelbildnis (Hildebrand und Charles Grant) von 1870, während das Doppelbildnis Lenbach-Marées von 1863 durch Restauration gelitten haben mag; es sieht jetzt allzu „sauber" aus.

Während aber die Porträts mit ihren einfachen, leicht zu lösenden Licht- und Farbenproblemen zumeist in gutem Zustande mitunter tadellos sich halten, ist dies bei den Figurenbildern und reicheren Kompositionen weniger der Fall; man sieht diesen die vielfachen Schwierigkeiten an, die der Künstler zu überwinden bestrebt war, indem die Farben arg nachgedunkelt, unfrisch, an vielen Stellen gequält erscheinen und die Farbsubstanz in ihrem Zusammenhang durch alle Arten von Rissen und Sprüngen gelitten hat; alles Folgen von hastigen Uebermalungen, von in Ungeduld ausgeführten Aenderungen, die nervöse Künstler nicht zu verhindern vermögen, weil ein plötzlich auftauchender Gedanke sie zur sofortigen Ausführung der gedachten Verbesserung reizt. Dazu kommt noch, dass zu jener Zeit (Ende der 60er bis 70er Jahre) eine Malmethode allgemein gewesen ist, die vielen Bildern gefahrvoll wurde, weil die physikalischen Rücksichten auf die Trocknungsprozesse der Oelfarben-Untermalung und der Uebermalung mit den schwer trocknenden Lasurfarben nicht genügend befolgt wurden.

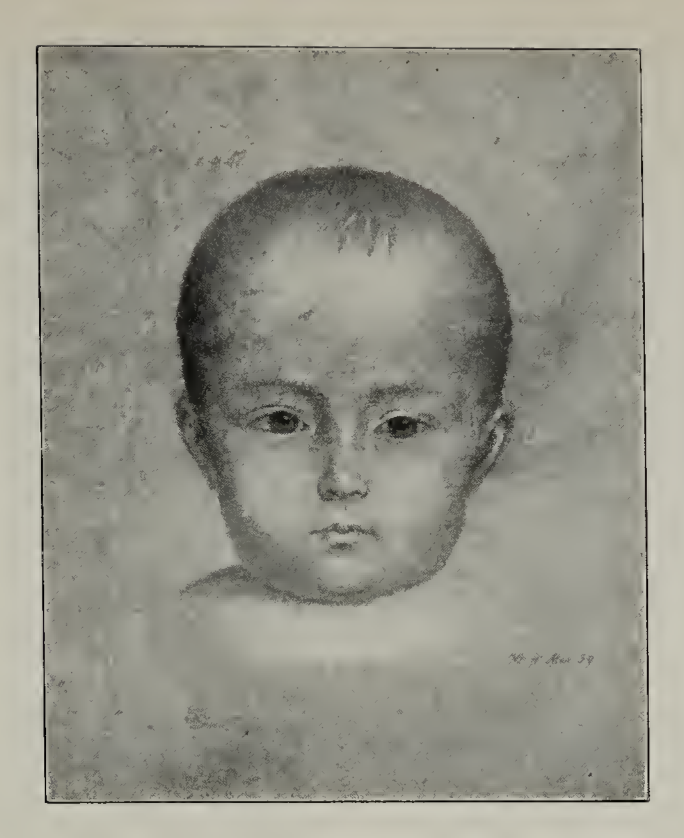
Noch zu meiner Akademiezeit untermalte man mit pastosem Auftrag und verwandte die Oelfarbe ohne jeden Zusatz, dann kam nach dem mit Ungeduld abgewarteten, oberflächlichen Trocknen die Lasurschicht. Aber da bekanntlich Lasurfarben schwer trocknen — am

schlechtesten die Krapplacke, der vielgebrauchte Asphalt u. a. —, musste man mit Sikkativen nachhelfen oder man mischte sogleich Mastix- oder Damarfirnis zu den Farben. Dadurch bezweckte man wohl ein schnelleres Trocknen der Lasurschicht, aber die verschiedene Trocknungsdauer der Schichten bedingte ein „Arbeiten" der Lagen und die ungenügend getrocknete Untermalung wurde in ihrem Fertigtrocknen gehindert, während die Lasurschichten — man lasierte natürlich mehrere Male! — schon ihren Trockenprozess beendet hatten. Noch halbnass wurde endlich der Schlussfirnis aufgetragen und zwar wieder ein möglichst schnell trocknender Bernstein- oder Kutschenlack, damit das Bild „in voller Kraft" zur Ausstellung oder in die Hände des Besitzers gelangen konnte. Die Folge einer derartigen Technik zeigte sich nicht sofort, aber doch in wenigen Jahren, durch Risse in der Bildschicht, gerade am meisten an den lasierten Partien der Gewänder und des Hintergrundes; oftmals auch in allen Teilen, je öfter die Malerei an der gleichen Stelle übergangen wurde.

..... Von Marées' Bildern zeigt das Porträt seines Vaters von 1869 (Galerie Schleissheim) genau diese Art der Risse, auch der Entwurf zum „Bad der Diana" (Kunsthalle zu Hamburg) und das in der ganzen Anlage so überaus reizvolle Bild selbst (Galerie Schleissheim), beide 1863 gemalt. Glücklicherweise ist in der ganzen Reihe von Marées' Werken diese Erscheinung immerhin selten, weil der Künstler viele seiner Bilder in unvollendetem Zustand hinterlassen hat und seine Farbenstimmung mehr auf eine weiche Tonigkeit, als auf besondere saftige Tiefe angelegt war. Ob die mitunter schwere Farbe einiger Bilder, besonders in den Hintergründen auf Kosten des nachgedunkelten Firnisses zu setzen ist, oder auf die vom Künstler beabsichtigte Wirkung, lässt sich heute nur schwer entscheiden. Dass Marées aber bei seinen in Oelfarbe ausgeführten Entwürfen für die Freskoausschmückung der Zoologischen Station in Neapel sich einer reinen Primatechnik bediente, zeigt der durchaus tadellose Zustand aller dieser Bilder. Sie sind im Jahre 1873 gemalt.

..... Im Katalog der Marées-Ausstellung ist als ältestes Temperabild verzeichnet: Jüngling auf einem Boot in Seelandschaft (1880). Es sind aber jedenfalls schon vor dieser Zeit Arbeiten in dieser Art entstanden, denn schon in den 70 er Jahren malte der Florentiner Kreis Böcklins, mit dem Marées ja längst innige Beziehungen unterhielt, in der Tempera-Manier, indem diese zumeist als Untermalung diente, um hernach mit Oelfirnisfarben übergangen zu werden.

..... Einige von den in dieser kombinierten Manier (Tempera und Firnisfarbe) gemalten Tafeln — und gerade die besten unter diesen — zeigen heute einen ganz eigentümlichen, dickplastischen, förmlich modellierten Auftrag der Fleischpartien, der sonst von niemand, am wenigsten in Tempera angestrebt, geschweige denn bisher mit Farbe allein erreicht worden ist. (Die plastischen Vergoldungen auf Bildern des Quattrocento sind mit Gips- oder Kreidegrund hergestellt.) Ausser an den weiblichen Figuren des Mittelbildes der „Hesperiden" und der „Werbung" sieht man diese Manier deutlich auf dem Bilde „Zwei Jünglinge" von 1881, dem „Selbstbildnis" von 1882 (Galerie Schleissheim) und dem Bildnis Konrad Fiedlers von 1882. Nach Pidolls Mitteilungen, und dies wurde mir auch von noch lebenden Freunden Marées', so von Professor A. von Volkmann (Rom) bestätigt, hat der Künstler diese plastische Erscheinung „wohl durch unzählige Male" wiederholtes Uebergehen der Partien zuwege gebracht. Der mit den Eigenheiten der Eitemperafarben Vertraute wird nicht glauben können, dass mit Eitempera, deren wesentliche Eigenschaft die Transparenz und Lasurfähigkeit ist, eine so dicke Farbenschicht erzielt werden kann, und er muss noch mehr darüber erstaunt sein, die so gemalten Partien in einem verhältnismässig vortrefflichen Zustand zu finden. Auf Leinwand würde die Farbsubstanz in kürzester Zeit sprüngig werden, und nur deshalb, weil alle die obengenannten Bilder auf Holzgrund gemalt sind, ist die Erhaltung gut. Jetzt ist freilich die Temperaschicht ganz verdeckt durch die Oelfirnisfarbe; aber auch diese musste Marées in vielen Schichten übereinander aufgetragen haben, weil die ölfarbigen Schattenteile im Laufe der Jahre fast zu schwärzlich geworden sind. Nach Pidolls Darstellung des ganzen Arbeitsprozesses beim Fleischmalen hat Marées immer die ganze Figur vorgenommen und aus einem dunklen Lasurton mit Lichtaufhöhungen weiter herausmodelliert. Dadurch ist in dem Schatten der dunkle Ton stehen geblieben, und von den Uebergängen (mit halbdeckender Farbe) bis zum höchsten Licht wurde der Farbenauftrag immer dicker und dicker gehalten. Wenn Pidoll von „unzähligen Malen" dieses Verfahrens spricht, so ist das nicht wörtlich zu nehmen, aber jedenfalls gehört eine ganze Reihe von Schichten dazu, um die Plastik des



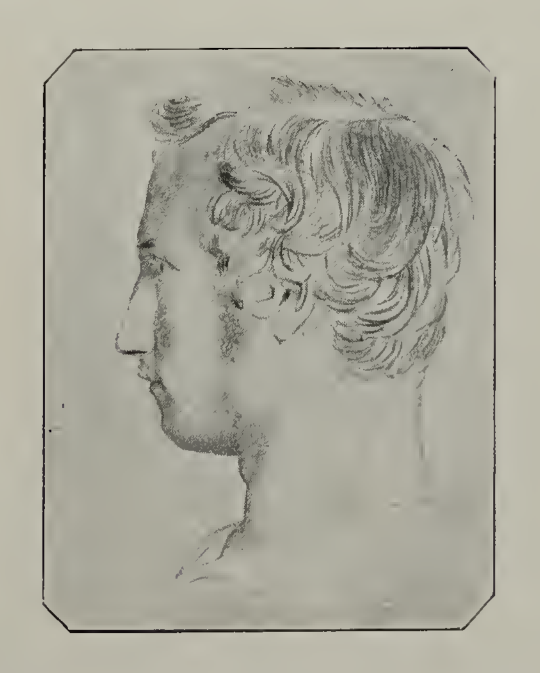
MARÉES ALS KIND



MARÉES' GEBURTSHAUS IN ELBERFELD



DER VATER IN DER LETZTEN ZEIT



DER VATER IN JUNGEN JAHREN





ROM GEGEN 1865



NEAPEL GEGEN 1873

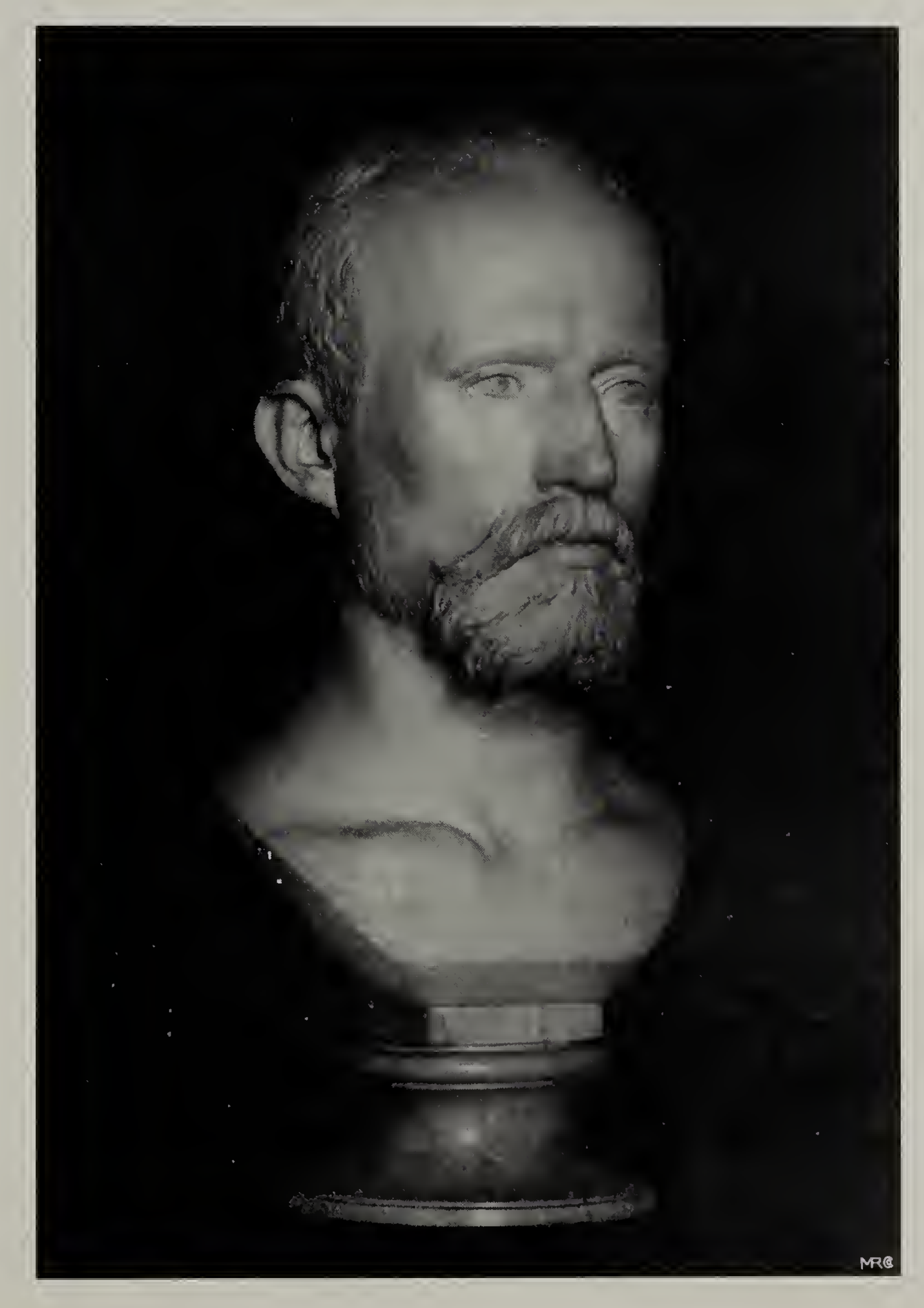


ROM 1884



ROM 1884





MARÉES-BÜSTE VON KARL BEGAS





TOTENMASKE



Farbenauftrages zu erzielen, wie es hier der Fall ist. Ich habe versuchsweise mit sehr dick geriebenem Temperaweiss nach 4—5 maligem Farbenauftrage schon eine gewisse Dicke erreicht, so dass es wohl möglich scheint, in dieser Weise fortfahrend, nach und nach die gewünschte Plastik zu erreichen. Nur auf Holztafel dürfte dies gewagt werden, weil auf geleimter Kreideleinwand, die für Eitempera eventuell noch in Frage käme, durch das wiederholte Nasswerden und nachherige Austrocknen die Fasern fortgesetzten Volumveränderungen ausgesetzt würden, die unausbleiblich das Springen der Malschicht im Gefolge haben müssten. — . . .“

GEORG BIERMANN in Dresdner Journal vom 16. Januar 1909. Hans von Marées.

Sehr absprechende Kritik der Ausstellung in der Münchener Sezession. „Marées verliert durch diese Veranstaltung den letzten Glorienschein, den einseitige Bewunderer immer wieder um den Namen zu weben gewusst haben.“

FRANZ BLEI in Hyperion, II. Jahrg., 1909. Glossen und Kommentare. Hans von Marées.

„Eine in der Münchener Sezession veranstaltete Ausstellung der erreichbaren Werke von Hans von Marées — der Katalog zählt 258 Nummern — macht die Vermutung zur Gewissheit: dass das 19. Jahrhundert in diesem genialen Menschen seinen grössten Maler besitzt. Ja: was Vermutung nur sein konnte, solange man immer nur einzelnes und dieses oft ungünstig zu sehen bekam und von vielem nur hörte, da es unzugänglich war, wird in diesen vom Werke gefüllten Sälen zur Gewissheit ohne Einschränkung — der grösste Maler eines Jahrhunderts und der Zeit noch, die wir leben, war dieser deutsche Meister. Es birgt eine Gefahr in sich, dies zu sagen. Aber die nationalen Deutschen mit dem lebhaften Mundwerk mögen sich nur gleich beruhigen; denn sie haben nichts weniger als Anlass, hier mit ihrem wortreichen Stolz loszulegen. Nicht bloss deshalb, weil sie über diesen Künstler wegsahen, als er noch — nicht unter ihnen allerdings — lebte oder ihn auslachten, wenn sie einmal von ihm Notiz nahmen. Dieses Schicksal erfuhren von ihren Stammesgenossen alle Deutschen von mehr als durchschnittlicher Grösse, und es ist anderswo darin nicht viel anders und kann es wohl auch nicht sein. Die Ordnung des Staatswesens verlangt es, dass die unaufregende Mittelmässigkeit den Ton angibt und nicht das fortreissende Genie. Beliebt ist da das in seiner Vielheit Komplizierte — das Dekadente —, nicht das in seiner Einheit Einfache — das Klassische. Das Deutbare wird vor einer Vielheit der sich dünkenden Meinungen leichter bestehen als das in seiner Einheit Undeutbare weil simpel Deutliche. Demokratische Zeiten suchen in der Kunst, die ihnen ein Fremdes ist, das Interessante, nicht das Grosse; die Karikatur wird ihr Liebling sein. — Es ist das Geburtsrecht des Genies, seiner Umgebung zum Gespött und Aergernis zu dienen. Spott und Aergernis sind eine Probe auf die Stärke seines Widerstandes, wie das Talent seine Probe im Erfolge hat. Nicht, dass sie Marées nicht erkannten, möge die Deutschtümler bescheiden machen darin, dass eines Jahrhunderts bedeutender grösster Maler ein Deutscher war. Aber dass sie Marées verkennen, das grosse Erbe dieses Mannes gedankenlos verschenken an jedermann, der in deutschen Landen „dekorativ“ malte und malt, das ist es, was den Deutschen vorläufig noch das Recht nehmen dürfte, Marées als den ihren zu erklären. Denn noch haben sie ihn nicht erworben. Die Nachfolge, die sie ihm gaben und noch geben werden, beweist es. Ein paar Daten: im Jahre 1887 starb Marées und im gleichen Jahre wurde Franz Stuck als der grösste Maler des dekorativen Stiles erklärt. Einsam und unbekannt starb einer um den anderen aus dem sogenannten Leiblkreis, und Lenbachs Schwindel galt als die grösste Offenbarung malerischen Könnens. Wie viele Schöpfungen Adolf Hildebrands kommen auf die tausende Stück moderner Monumenterei? Lange schon hingen die Marées in dem Schleissheimer Winkel und eine flinke Kritik mit der Devise „München die Kunststadt“ redete den braven Malern der Scholle so lange ihre stupende Bedeutung ein, dass sie sich schliesslich nicht genug grosse Formate finden konnten für ihren

dekorativen Stil. Die Entdeckung Böcklins, die in diese Zeit fiel, bedeutete nun den weitesten Punkt, den man in der Entfernung von der Kunst erreicht hatte. Da wird man nicht so schnell zu Marées zurückfinden, wie man sich stellen wird. Man wird von Stuck, Lenbach, Böcklin, Scholle überhaupt nicht zu Marées finden, denn da führt kein Weg. Aber man wird sich beeilen, vor diesem Genie eine tiefe Verbeugung zu machen, bloss um dabei den französischen Meistern den Hintern zeigen zu können. Nur deshalb. —

Marées ist zu einer Unmittelbarkeit in der Wiedergabe der Natureindrücke gekommen, die an die Franzosen denken lässt; aber er hat es nicht von ihnen gelernt, die er auch später verachtete um dieser Leichtigkeit willen, mit der sie sich zufrieden gaben, schon aufhörten, wo er erst anfing. Marées beweist die Notwendigkeit in dem Gange, den die Malerei bei den Franzosen von Delacroix ab nahm, als sie sich in die Schule der alten Meister begab, der Velasquez, Greco, der Venetianer, Rembrandts und Rubens. Das Ausserordentliche ist, dass Marées in seiner eigenen Persönlichkeit vollzog, was sich bei den Franzosen teilte. Puvis de Chavannes nützte die Hilfen der andern, zog aus den andern die Konsequenzen — Marées durchschritt die ganze Bahn eines Jahrhunderts Malerei allein bis an das Ende. Diese geniale Voraussetzung: die souveräne, niemals bloss virtuos betriebene Beherrschung des malerischen Mittels gab ihm die Möglichkeit, ja drängte ihn zu der Summierung im Dekorativen, zu den Bildern der Architektur. Wie dies grosser Malerei ja immer innewohnend sein muss, über das von der Architektur abgesprengte Bild wieder zu dem Bilde in der Architektur zu kommen, zur alten Einheit der ersten Zeit. Denn: man wird keineswegs ein Tafelmaler und entscheidet sich, wenn es dazu nicht langt, zur dekorativen Malerei. Wer nicht malen kann wie ein Meister, kann ein Dekorationsmaler, aber nie ein dekorativer Maler werden. Denn es sind nicht, wie man heute meint, Fragen des Formates, oder des „Sujets" oder des Malgrundes, die das Dekorative ausmachen, sondern das Malenkönnen im höchsten Verstande. „Auf dekorative Wirkung hin malen" heisst heute: zum Malen langt es mir nicht, höchstens zum Nachwas-ausschaun. Heute vereinfacht der Dekorative, um seinen malerischen Bankerott zu verbergen, nicht um seinem Reichtum die stärkste Form zu geben und ihn so zu bändigen. Die ganze Unsolidität einer Zeit der Surrogate zeigt sich auch in dieser Schwindeldekorative nichtsnutziger Malerei, die nicht anders als archaistisch oder „tiefsinnig" sein kann, weil sie nichts kann. Marées' grosse architektonische Bildwerke sind von Ideen ganz unbeschwert. „Denken" lässt sich dabei gar nichts und interessant sind sie auch nicht — also werden sie sehr unpopulär bleiben. Denn auch Bildung kann der Beschauer da nicht anbringen. Marées hat alles getan, um seine Bildwerke dem sogenannten modernen Geschmacke uninteressant zu machen. Er charakterisiert seine Gestalten nicht nur nicht, sondern er typisiert sie höchst einfach auf männlich, weiblich, jung, alt, nackt, bekleidet. Besondere Seelenzustände drückt hier keinerlei Grimasse aus: es herrschen nichts als statische Gesetze.

Wer hier richtig sieht, d. h. einfach und unverstellt, dem wird Marées bestätigen, wie not uns die gute Schule der Franzosen ist, um Marées wieder zu gewinnen; nicht seine Kunst des Malens, sondern seine hohe malerische Kultur, die bei uns nur sehr wenige haben."

## W. BODE: Dr. Konrad Fiedler. (Separatabdruck.)

Erkennt Fiedlers Verdienst um Marées, der ohne ihn für viele ein „leerer Begriff" geblieben wäre. „Aber während ein trauriges Geschick Marées nie zum Vollbringen seines künstlerischen Wollens kommen liess, während seine Leistungen nicht über neue Anläufe, neue Anstrengungen nach demselben Ziel hinauskamen, so hat Konrad Fiedler gerade durch die Harmonie zwischen seinem Erkennen und Leisten . . . dauernden Einfluss ausüben können.

## F. VON BOETTICHER: Malerwerke des Neunzehnten Jahrhunderts. Dresden 1891.

Kurze Biographie, in der Piloty als Münchener Lehrer von Marées genannt wird. Zitiert Schills Tod auf der Kölner Ausstellung von 1861 und die Bilder der Münchener Nachlassausstellung.

HEINZ BRAUNE in Süddeutsche Monatshefte: Ein Jugendwerk von Hans von Marées, März 1907.

Macht Riezler gegenüber darauf aufmerksam, dass nicht die „rastenden Kürassiere" der Nationalgalerie, sondern die Reiterattacke als das früheste der erhaltenen Werke Marées' zu gelten habe. „Jedenfalls ist es durch die Jahreszahl 1860 das früheste datierte Bild des Meisters. Es misst 1,50 m in die Breite und 1,20 m in die Höhe. Wurde 1863 dem Vetter des Künstlers, Kürassierleutnant v. Marées, zur Hochzeit geschenkt. Abgebildet im 2. Bande der Bruckmannschen Publikationen über die Jahrhundertausstellung unter Nr. 1131 a. Der mittelste Offizier auf dem Schimmel soll den älteren Bruder Marées' vorstellen. Das Bild ist bemerkenswert wegen des sonst bei dem Künstler nicht üblichen Naturalismus der Formen."

BROCKHAUS' KONVERSATIONSLEXIKON, 14. Ausgabe 1898. Revidierte Jubiläumsausgabe.

„Marées' Streben ging dahin, eine strenge Stilform durch vollständiges Erfassen der Natur und durch Wiedergeburt derselben im Kunstwerk zu erlangen. Seine künstlerische Kraft entsprach nicht dem hohen Fluge seines Wollens. Er hat selbst kaum ein befriedigendes Werk hinterlassen, wohl aber auf Feuerbach, Böcklin, Hildebrandt u. a. mächtig eingewirkt."

FRITZ BURGER in der Beilage Nr. 33 der Münchner Neuesten Nachrichten, 10. Februar 1909. Hans von Marées.

„. . . Hans v. Marées' Kunst bedeutet nichts mehr und nichts weniger als die Umsetzung des Impressionismus in die monumentale Raumkunst, den Sieg des Typus über den platten Individualismus und Realismus, den Sieg der Gesetzmässigkeit des inneren Organismus der Natur über ihren flüchtig äusseren Schein.

Hans von Marées ist vom Impressionismus ausgegangen, aber die impressionistischen Experimente, die der jugendliche Künstler macht, sind — und das ist das Erstaunliche — von Anfang an die Körperwelt gebunden, während das landschaftliche nur ganz kursorisch behandelt wird (vgl. Schimmel mit Bauern). Sein ganzes Leben war ein Kampf um die Lösung des Problems einer malerischen Monumentalkunst: die Verbindung der plastisch klar organisierten menschlichen Gestalt mit dem fernsichtig (impressionistisch) dargestellten landschaftlichen Raume. Ohne wie die alten Meister der klassischen Kunst von einer gleichzeitig sich entwickelnden Architektur die nötigen Direktiven zu erhalten, hat dieser kühne Geist den Versuch gemacht, ihre Grundgesetze, den Ausgleich horizontal und vertikal organisierter Massen, auf das Gebiet der Malerei zu übertragen in einer Zeit, in der wir in Deutschland tief im Pilotyschen äusserlichen Realismus steckten, und in Frankreich der Impressionismus noch kaum die Gnade des Publikums errungen hatte. Farbe und Licht sind ihm nicht wie dem physiologischen Impressionismus vorher ein reizvolles Spiel, an dem sich das Auge entzückt, sondern Licht und Farbe sind ihm Funktionsmittel zur Raum- und Körperdarstellung. Er kennt genau ihre harmonisierenden und ihre differenzierenden Tendenzen. Er weiss die dynamische Kraft tektonisch aufgefasster heller satter Farbtöne (siehe den roten Mantel des heiligen Martin) ebenso als die entsinnlichende, einigende Kraft des Schattens (römische Weinschenke) und die formenauflösende, verklärende Bewegung des Lichtes (Dianabild) zu verwerten. Vor allem, er weiss, dass Farbe und Licht eine Sprache besitzen (vgl. die beiden heiligen Georgsdarstellungen). Klar ist von ihm selbst das Prinzip des psychologischen Impressionismus seinem Wesen nach charakterisiert und als künstlerischer Leitsatz aufgestellt. „Wir werden also auch die ganze Kraft des formbestimmenden und belebenden Kolorits einsetzen, um ihm das gebührende Uebergewicht zu geben. Wir werden in dieser Absicht durch das dem Sehorgan innewohnende Gesetz unterstützt, dass das Auge nur diejenigen engbegrenzten Erscheinungen klar und deutlich unterscheidet, auf welche eben die Aufmerksamkeit gerichtet ist, während die Umgebung dieser Erscheinung sich in mehr oder weniger undeutlichen Schein auflöst." Das heisst also, plastisch fassbar werden nur die psychologisch bedeutsamen Punkte gegeben, diese sind Zweck und Mittelpunkt des malerisch-formalen Organismus des Bildes.

Die landschaftlichen Akzessorien dagegen werden impressionistisch fernsichtig behandelt. Der Schleier der Atmosphäre breitet sich als ein poetisch feiner Duft über sie hin und entkleidet sie ihrer materiell-stofflichen Wirkung. Hans v. Marées kann natürlich das körperzersetzende absolut freie Licht für seine Körperdarstellung nicht gebrauchen. Er erstrebt nur den Eindruck des freien Lichtes. Die Lichtintensität ist ihm etwas Relatives, das jeweils ganz von der malerischen Organisation des Bildes abhängt. Er gelangt deshalb zu dem Prinzip der Helldunkelmalerei, das uns auch in Leonardos und Rembrandts Schöpfungen entgegentritt. Er erkennt, dass auch die hellste Farbe schattigen Charakter hat, und dennoch eine „absolute“ Farbe in der Natur nicht existiert. „Das offene Licht der Natur ist immer helldunkel. Sonne kann man nicht malen, wenn man es auf klare Formendarstellung abgesehen hat. Denn wenn man Sonne malen will, gehen alle Mittel der Palette auf den Sonneneffekt, der die Form zerreisst. Sonnig dagegen wirkt jedes gut dargestellte Helldunkel.“ Aber Hans v. Marées hat nur selten die braun-goldigen Töne Leonardos oder Rembrandts verwandt, aus denen dann später die berüchtigten braunen „Ateliersaucen“ entstanden sind. In den meisten Fällen ist das Dunkel, der Schatten in der Natur, für ihn der tiefe, satte, grüne Lokalton der Landschaft, mit dem zumeist das bald kühle, bald warme rötliche Braun der nackten menschlichen Gestalt oder die individuelle Farbe ihrer Gewandung kontrastiert. Auf diese Weise bedingen sich Körper und Raum auch farbig. Die Farbe dient aber auch zugleich in feinsinniger Verteilung ihrer Quantitäten dem Gleichgewicht des Aufbaues, wobei die Bildmitte nicht selten durch satte Farbtöne betont wird.

Nicht die realistische Drastik eines individuellen, banalen Naturbildes, sondern Veredelung der typisierten Erscheinung ist die Aufgabe seiner Schöpfung. Dieses Problem aber war für ihn nicht wie für die Romantiker und Klassizisten des vorigen Jahrhunderts ein ästhetisches, sondern ein ethisches. Denn alles Akzessorische hatte durch die besondere Form und Farbe in seinen Schöpfungen neben einer funktionellen Bedeutung im Dienste der Bildwirkung und des Hauptthemas der menschlichen Gestalt zumeist ohne inhaltliche Beziehung einen allgemeinen Stimmungswert. Die Mittel zu dieser Subordination der Details unter den leitenden Gedanken gab ihm das architektonische Gesetz vom Ausgleich horizontaler und vertikaler Massen, die zu einem einheitlich klar sich entwickelnden Organismus sich zusammenschliessen. „Soviel wir von der sichtbaren Welt mit einem Blicke umspannen können, ist in seiner Grundform allemal eine horizontale Fläche, von welcher einzelne Gegenstände vertikal in das Himmelsgewölbe aufragen.“ Daher kennt Hans v. Marées so selten das romantisch wellige hügelige Gelände. Der Erdboden ist ihm eine weite, so majestätisch und fest vor unserem Auge sich bis an den fernen Horizont ausbreitende gewaltige Fläche, auf der energisch und klar die vertikal sich entwickelnden Massen lasten. (Vgl. die Darstellung des hl. Martin, seinen Mantel zerteilend, in der das Ross so monumental gewaltig auf der Ebene wuchtet. In der abendlichen Waldszene ist trotz der deckenden Kulissen im Mittel- und Hintergrund die die Bäume tragende Ebene bis auf den Horizont zu verfolgen.) In der Silhouette wiederholen diese Massen nur rhythmisch die Motivationen des Körpers. Marées suchte in der menschlichen Gestalt den Typus ihrer Erscheinung. Er bemerkt, dass eine nackte Figur, rein vom koloristischen Standpunkt aus betrachtet, gegenüber den satten, reich bewegten Farbtönen in der Natur zurücktritt. In der freien, vom individuellen Willen bestimmten Beweglichkeit der menschlichen Gestalt erblickt er den natürlichen Kontrast zwischen dem Menschen und seiner Naturumgebung. Der Kontrast zwischen der majestätisch-feierlichen Ruhe der Landschaft und der freien Beweglichkeit des Menschen ist das oft mit rührender Einfachheit durchgeführte Grundthema seiner Bilder. Aus dem künstlerischen Gedanken wird so von selber ein ethischer. Dass er nicht das menschliche Geschöpf mit einer inhaltlichen Beziehung, sondern das Menschentum darstellen wollte, ist wohl das Ergreifendste an seinen Bildern. Hans v. Marées ist der einzige Künstler, der sich 19 Jahre ganz ausserhalb des Kulturideals gestellt hat, unter dessen Banne seine Antipoden Kaulbach und Piloty ebenso gestanden sind wie die ihm verwandteren Künstler Feuerbach und Böcklin. Diese Tendenzlosigkeit seiner Schöpfungen gibt ihnen den Charakter heroisch einsamer Grösse. Gerade deshalb ist seine Kunst so schwer erklärbar, weil die geläufigen Charakterisierungsmittel hier völlig versagen. Dazu haben seine Werke alle jenen eigentümlichen, nach innen gerichteten Blick, jedes Posieren ist ihnen fremd. Ein düsteres, andächtiges Schweigen lagert zumeist über seinen Gemälden, doch ohne jede Senti-

mentalität. Aber es ist auch nie ein heiteres Lachen, das das Herz erwärmt, nur selten hat man das befreiende Gefühl einer beglückenden Tat. Wie vielen Schöpfungen haftet die Qual des Suchens an und nicht alles ist frei von dem Gifte des Gedankenhaften. Wohl fühlt man die Wärme des Blutes in jedem Pinselstrich, aber scheu verbirgt sie sich oft hinter den stolzen Linien des strengen Aufbaues. „Das Auge des Künstlers sieht mit Leidenschaft, aber alle Leidenschaft ist vom Uebel, wenn sie sich der Leitung des Verstandes entzieht," sagt Hans von Marées. Auch in technischer Hinsicht war Hans von Marées ein Pfadfinder und grosser Experimentator. Die alte Tempera- und Lasurfarbe bringt er wieder zu Ehren. Leider haben viele seiner Temperabilder durch den später darüber gestrichenen Oelfirnis sehr gelitten. Bei Hans von Marées haben die raumbildenden landschaftlichen Massen jeweils eine tektonische Beziehung zur Bildebene, während das im Vordergrund befindliche Figürliche trotz der farbigen Kontrastierung mit dem Hintergrunde, rein plastisch aufgefasst, in engster formaler Beziehung zum Raume steht. Böcklin hat die Tendenzen der romantisch klassizistischen Malerei Schirmers in seinen Werken nie verleugnet. Hans von Marées fabuliert weniger, lässt sich aber nicht nur von der Phantasie, sondern auch von dem viel schärfer beobachtenden Auge und dem abwägenden Verstande leiten. Er „bildete" mehr und war trotzdem weniger Realist als Böcklin. Feuerbach ist in manchen seiner Bilder (Pietà und römische Familie am Brunnen der Schackgalerie) Hans von Marées viel näher getreten. Die Figur war für Hans von Marées nicht so sehr Träger eines Phantasie- als eines Formen-Erlebnisses, trotzdem das Herz dabei doch immer seine Rechnung gefunden hat. Aufs sorgfältigste wurde stets zuerst die Lage der Gelenke, als die Angelpunkte der Bewegung, fest fixiert, um in diesen in allererster Linie den Organismus entsprechend klar zum Ausdruck zu bringen. Die Details hatten sich ganz dem übersichtlichen Gesamteindruck der plastischen Motivationen zu fügen. Diese werden in erster Linie durch die Umrisslinie festgehalten. Die Gemälde Nr. 81 zeigen deutlich, mit welch energisch breiten, kontinuierlich verlaufenden Umrisslinien er seine Körper umgrenzt, und diese Umgrenzungslinie gibt ihm eben die monumentale Klarheit, wozu nicht wenig die erstaunliche, sichere, wenn nötig fast zeichnerische, exakte Pinselführung beiträgt. Wie sehr er dabei bemüht war, diesen Umgrenzungslinien eine stilistische Ausdruckskraft zu geben und die statuarische Steifheit einer stehenden Figur ohne Ausdrucksbewegung zu überwinden, lehrt das Hesperidenbild.

Wie Böcklin ist auch Hans von Marées auf eine monumentale Vereinfachung des Naturbildes ausgegangen. Aber während jenem der Sinn für die Tektonik der Massen (siehe die Baseler Fresken) vollkommen fehlt und er daher gerade an der Wandmalerei scheitern musste, erscheint er bei diesem durch ein unendlich feines Gefühl für den Rhythmus der Linie und Form aufs höchste entwickelt. Daher war Hans von Marées' letztes Ziel die Wandmalerei und sein bedeutendstes Werk, die grösste Leistung deutscher Kunst im 19. Jahrhundert, die Fresken in der Zoologischen Station in Neapel. Die Deutschen tilgen nur eine ihrer dringendsten Ehrenschulden, wenn sie diese monumentalsten Gemälde moderner Kunst ihrem Volke durch eine würdige (möglichst farbige) Reproduktion wieder allgemein zugänglich machen. Ohne diese Fresken muss selbstverständlich die so feinsinnig angeordnete Ausstellung des Lebenswerkes dieses grossen Künstlers ein Torso bleiben. Im Angesicht dieser Schöpfungen würden alle kleinlichen Nörgler verstummen. Marées selbst hat dieses 1873 entstandene Wunderwerk nur als den ersten Versuch bezeichnet, der in eine etwas zu frühe Zeit seiner Entwicklung gefallen sei. Es ist ein Jammer, dass das Schicksal ihm keine Gelegenheit mehr gegeben hat, hier das letzte Wort zu sagen. Vielleicht sind wir um die grossartigste Prophetie deutscher Kunst hierdurch betrogen worden. In seinem ergreifendsten letzten unvollendeten Werke, dem Ganymed mit dem Adler, möchte man glauben, dass Marées geahnt hat, welche Bedeutung sein Lebenswerk für die Zukunft haben wird. Möchte sich seine Mission erfüllen und seine Lehren auf ebenso fruchtbaren Boden fallen wie die seines treuen Freundes Adolf Hildebrand auf anderem Gebiete bereits gewirkt haben. Da ist heute auf dem Gebiete der Malerei keiner, der da sagen könnte: Ich habe das erreicht, was du erstrebt, ja nicht einmal einer, der sagen könnte: Ich habe voll und ganz erstrebt, was du erreicht hast! Aber viele drängen instinktiv, wenn auch etwas zaghaft, auf den Weg, den Hans von Marées bereitet hat. Ob er der Johannes einer neuen künstlerischen Aera sein wird? Weniger Improvisation, aber desto mehr handwerkliche Tüchtigkeit und künstlerische Selbstbeherrschung müsste denn die Losung sein,

weniger „geistvolle“ Analysen, dafür aber mehr architektonisch fein abgewogene Synthesen der künstlerischen Erlebnisse vor der Natur!“

C. C. in Frankfurter Zeitung, 29. Dezember 1909.

Vergleicht Marées und Ludwig von Hofmann. „Bei Marées ein grosses Sein, eine monumentale Ruhe, die Erde fest gefügt und auf ihr die Menschen gleich den Säulen eines Tempels und die Farben voll tiefer ernster Harmonie. . . . Marées ist der naive Künstler.“

JEAN CHANTAVOINE in Revue Bleue vom 23. Oktober 1909.
Hans von Marées.

„Au Salon d'Automne, dans une salle écartée du rez-de-chaussée, vingt-neuf peintures et une vitrine de dessins apprennent au public parisien le nom de l'Allemand Hans von Marées.

Devant la tristesse de leur couleur, de ces bruns mornes, de ces rouges ternes, de ces verts à la fois sombres et livides, devant ces compositions mal dégagées, ébauches que l'on sent reprises, puis abandonnées, devant la nudité souvent guindée de ces amants, de ces danseurs, de ces déesses ou de ces héros opprimés sous le poids d'une atmosphère bourbeuse, beaucoup, sans écouter les voix secrètes de leur surprise et molestés seulement par son choc, passeront avec une dédaigneuse négligence. Ceux-là se refuseront la plus forte émotion et la plus profondément humaine qu'ait donnée l'art allemand du XIX$^{e}$ siècle: avec quelle vivacité j'en ai éprouvé naguère le sursaut à Schleissheim, alors que, par une éclatante journée d'août, dans le décor pimpant du vieux palais au parc lumineux, dans la fête d'un soleil royal, m'apparut tout à coup, au détour d'une pièce retirée, l'œuvre de Marées, cette vision spectrale de sincérité magnifique, infirme et désolée! Avec quelle vivacité je l'ai retrouvée, cette émotion aujourd'hui mieux instruite, dans la froide galerie du Grand Palais! . . .“

Der Verfasser gibt die Biographie und zitiert Briefstellen.

„Telle fut l'histoire douloureuse de Marées. Dans ses œuvres, dont le choix au Salon d'Automne aurait pu être un peu plus ample, nous lisons cette lutte sans trêve que fut sa vie; oui vraiment sans trêve, puisque sa mort même semble n'y pas avoir mis fin, et que ces œuvres pantelantes en perpétuent la palpitation par les contrastes qui les déchirent. Elles nous confessent son idéal de calme harmonieux et d'équilibre aisé; il a rêvé d'un monde où se fondraient ensemble l'Art et la Nature, où dans de beaux paysages, animés par un portique de marbre ou une colonnade, sous l'ombre des arbres épais, au bord des fontaines profondes, sur le tapis des herbes riches, des hommes et des femmes, nus et chastes, mèneraient une existence élyséenne; où le plus beau geste irait de lui-même cueillir le plus beau fruit, où l'attitude se marierait aux lignes de l'horizon, où la danse s'épanouirait comme une fleur vivante. Cet idéal, sans le réaliser, Marées l'a formulé d'une manière assez sensible, pour qu'on en devine, pour qu'on en sente la beauté dans ses Hespérides ou dans ses Trois adolescents; voyez avec quelle sereine ampleur se développe le rythme de ces groupes et comme ils semblent une floraison de la Nature qui les encadre!

Mais cet idéal de beauté purement plastique, exclusivement picturale, eût exigé, pour atteindre à une complète réalisation, une maîtrise souveraine de métier qui faisait défaut à Marées. Sans doute, aucune des œuvres exposées au Salon d'Automne n'était regardée par lui comme définitive et destinée à une exposition. C'étaient de simples jalons sur son chemin montant. Sans doute aussi elles présentent des parties qui ne sont pas seulement d'un vrai artiste, mais d'un grand peintre: j'ai dit la fermeté de ses portraits. Celui où, derrière le large chapeau de Lenbach, il nous montre son fin visage à lui, avec ses cheveux blonds au vent, son teint pâle et transparent de voluptueux, ses yeux bridés de malice, ses lèvres humides entr'ouvertes par un sourire qui va, dans la maigreur des joues, esquisser une fossette, celui-là est un chef-d'œuvre. On rencontre encore des morceaux excellents dans ses grandes compositions, l'homme assis du Repos champêtre, et surtout l'admirable Dompteur de chevaux, d'une allure si robuste et d'un modelé si sculptural. Mais à côté de ces pages réussies, que de défaillances: le sens de la forme n'était point servi chez Marées par une adresse qui en pût dégager l'expression parfaite. Les beaux êtres de nature qu'il voyait harmonieusement errer dans son Eden,

trop souvent son pinceau les emprisonne dans des contours secs et engoncés. Sa recherche inquiète du modelé et le procédé qu'il y appliquait, cette addition de l'huile à la détrempe, finissaient par donner à la surface colorée un renflement lisse d'émail, ou des boursouflures de cuir gaufré. L'isolement même où il vivait et travaillait, son continuel reploiement sur soi, aggravait d'ailleurs chez lui, de jour en jour, cette sclérose du dessin et cet engorgement de la couleur.

Le spectacle, livré par son œuvre inachevé, de cette double nature, de ce génie et de cette infirmité, est un des plus dramatiques que je sache dans le domaine de l'art. On y voit l'inspiration la plus sereine et la plus pure se débattre gauchement, désespérement, contre les servitudes d'une matière ingrate et rebelle comme la glu. Le pauvre Marées se trompait, lorsqu'il croyait, par son travail, se rapprocher de son idéal, lorsqu'il espérait l'atteindre un jour. Cette beauté dont il cherchait la formule, il ne la portait qu'en lui: tout ce qu'il détachait de lui, s'éloignait d'elle. Croyant marcher vers la clarté, il n'allait vraiment que de la lumière aux ténèbres, suivant la marche de nos jours qui fuient, eux aussi, de l'aurore vers la nuit. Ses plus lumineuses visions, dès qu'il les projetait sur la toile, s'aveuglaient peu à peu comme les Idées du divin Platon lorsqu'elles viennent s'exiler dans l'argile de ce bas monde. Ainsi, chez Marées, les faiblesses sont fonction de sa grandeur, qui les domine comme la beauté d'une symphonie survit à la médiocrité d'un orchestre. L'union de sa vie et de son œuvre fait un drame aussi beau qu'Hamlet ou que Prométhée. Peu m'importe quil n'ait pas vaincu, si le spectacle de sa lutte est noble et fécond. Il faut des héros comme lui pour nous rappeler parfois que l'idéalisme est plus éloquent dans la défaite que dans le triomphe."

RENÉ CHAVANCE in l'Autorité vom 30. September 1909. Ueber die Marées-Ausstellung im Salon d'Automne.

„On nous présente en outre les principales œuvres groupées du peintre Hans von Marées qui, s'il n'est point tout à fait, comme le prétend l'organisateur de cette exposition „le plus grand artiste" de l'Allemagne, n'en paraît pas moins très digne d'intérêt. On peut suivre ici l'évolution de son talent et discerner les différentes influences qui l'orientèrent. Celles de Delacroix, de Courbet, des romantiques, ses compatriotes, sont très sensibles dans les premières toiles, puis, au contact des grands Italiens, sa manière se dégage et s'affirme. On verra de lui quelques beaux portraits. Ses tryptiques des Hespérides, des Amants sont d'une matière terne et triste, mais d'un style large et hardi."

HANS CORNELIUS: Elementargesetze der bildenden Kunst. Leipzig und Berlin 1908. B. G. Teubner.

Bringt Abbildungen Maréesscher Werke u. z. Seite 104: „Entführung" (Rosseführer und Nymphe) als „Beispiel für die Ueberleitung des Blicks vom vorderen zum hinteren Plane durch Ueberschneidung".

Seite 120: Das Porträt Hildebrands (K 130) als „Beispiel einheitlicher Gesamtwirkung der Modellierung", und stellt es einem Studienkopf von Menzel gegenüber, als einem „Beispiel der unruhigen Wirkung naturalistischer Nachbildung zufälliger Licht- und Schattenverteilung".

Seite 179: Das „Goldene Zeitalter I" als „Beispiel für richtige Verwendung einer Mehrheit verschiedener Massstäbe (zugleich als weiteres Beispiel für die Einigung der Raumwerte durch Ueberschneidung") und stellt es einer Landschaft von Leistikow mit „schwankender Tiefenwirkung durch die verschiedenen Massstäbe der Bäume" gegenüber.

DE DIETSCHE WARANDA IX. Tijdschrift voor Nederlandsche Oudheden, Staatsgeschiedenir, Kunst en Letteren.

Bestuurd door Jos. A. Alberdingk Thijm, Amsterdam, C. L. von Langenhuysen, 1871. Siehe den Notizenteil in Bd. I.

O. DOERING (Dachau) in Magdeburgische Zeitung vom 4. Januar 1909. Die Hans von Marées-Ausstellung in München.

Nennt Marées einen „der seltsamsten, tiefsten, eindrucksreichsten Meister" der Kunstgeschichte.

DERSELBE in Allgemeine Rundschau, München, vom 9. Januar 1909. Winterausstellung der Münchener Sezession.

Bespricht besonders die ausgestellten Porträts Marées'. „Eine grossartige, ins tiefste gehende Charakterisierung zeichnet diese Maréesschen Porträts aus, zunehmend im Laufe der Zeit an Freiheit und Unabhängigkeit gegenüber dem Stile der Anfangszeiten. . . ."

„Es ist eine Wanderung durch eine andere Welt, wenn wir durch die Säle der Maréesschen Kunst schreiten. . . . Diese Werke erwuchsen aus den Wurzeln unserer Kultur, sie sind ernährt von den Quellen unserer idealistischen Weltanschauung."

WOLF DOHRN: Vortrag über Marées, gehalten im Folkwang-Museum zu Hagen i. W., 20. Januar 1910.

ALBERT DRESDNER in Fränkischer Kurier vom 10. Januar 1909. Aus dem Berliner Kunstleben.

„Marées ist, wenn ich so sagen darf, der spekulative Philosoph unter den modernen Malern, der die Dinge „an sich" künstlerisch zu erfassen strebte, der Raum „an sich", Gestalt „an sich" malen wollte, wie sie nach den Gesetzen der Sichtbarkeit aus ihren einfachsten Elementen sich notwendig mussten aufbauen lassen. Ist er bei diesem hohen Streben hinter den Forderungen zurückgeblieben, die er selbst an sich gestellt hat, so hat er doch einen wahren Schatz von Anregungen, Leistungen und Problemen hinterlassen, mit dessen Ausmünzung noch ganze Generationen von Künstlern zu tun haben werden."

HERMANN ESSWEIN in Münchner Post vom 29. und 31. Januar 1909. Die Winterausstellung der Sezession. Hans von Marées.

. . . „Um Hans von Marées gerecht werden zu können, muss man sich also die Suggestion geben, die eminente Gefahr bestünde nicht, dass ein psychologisch-hochinteressanter, vom humanen Standpunkt tief bedauernswerter, vom ethischen Standpunkt bewunderns-werter Sonderfall zur Norm des Künstlerischen im höchsten, im entwicklungsfruchtbaren Sinne gemacht, Hans von Marées also etwa als Lehrer und Vorbild einer jungen Künstlergeneration empfohlen werden könnte."

„Wir lernen in ihm einen Künstler kennen, dessen Intentionen und erste Entwürfe ausserordentlich frisch und kräftig empfunden, durch und durch malerisch waren und damit Marées als seiner Zeit weit vorausgeeilt beweisen würden, hätten sie nur eine entsprechende Ausführung erhalten. Geht es aber an diese, so sind die herrlichen Visionen mit einem Schlage verschwunden, und was bleibt, ist durchaus nicht mehr, als die Durchschnittsleistung eines kleinen, langweiligen und gelegentlich pathetischen Genremalers, eines liebenswürdigen Kleinmeisters bestenfalls, der auch dann, als er sich an Rembrandt anlehnt und tüchtige Porträts schafft, wie das Brustbild eines bärtigen Mannes (1860/61) oder das Bildnis des Vaters (1862), durchaus nicht mehr kann als andere von der Münchener Jahrhundertausstellung ihrerzeit wieder ausgegrabene Porträtmaler auch.

Marées war eben mit zunehmendem Alter, und besonders wohl während der sicher vorhandenen Depressionsperioden, immer weniger fähig, eine Arbeit aus dem skizzenhaften Zustande zur Bildfertigkeit weiterzuführen, und lediglich hierauf, nicht etwa auf absichtliches Experimentieren, ist der jammervolle Zustand der Mehrzahl seiner Bilder zurückzuführen. Die Scheu vor erheblichen Materialkosten kann den unter den Fittichen Fiedlers Geborgenen

auch nicht zu seinem zerstörerischen Vorgehen bestimmt haben, zumal es billige Werkzeuge und Mittel genug gibt, um eine missratene Arbeit von der Leinwand zu entfernen, ohne dieselbe dadurch unbrauchbar zu machen. Gerade dieses immer und immer wiederholte Uebermalen in seiner aberwitzigen Verleugnung der primitivsten Metierregeln ist es, was Marées am schärfsten vom modernen, von Ehrfurcht für sein Handwerk durchdrungenen Künstler unterscheidet und ihn — unbeschadet noch so glänzender Anlagen — in die Region des wildesten Dilettantismus verbannen würde, wäre man nicht stets wieder darauf hingestossen, das Phänomen pathologisch zu erklären. Dann gliche Marées' spätere Malerei etwa den Bemühungen eines Schreibkrampfpatienten, seinem Leiden zum Trotz eine kalligraphische Hand zu schreiben.

Das stärkste Argument für eine pathologische Erklärung des Künstlers, durch die weder seine ursprüngliche Begabung geleugnet, noch aber auch die Tatsache verdunkelt würde, dass er ein starkes, vorbildliches Lebenswerk nicht hinterliess, wird sich stets auf dem Umstand stützen können, dass Marées höchst ungleichmässig arbeitete, dass er so ziemlich sein ganzes Leben hindurch neben Massen des Unbedeutenden, Verfehlten und Fratzenhaften stets auch wieder Werke zustande brachte, die so weit aus einer günstigen physiologischen Konstellation entsprungen, so weit gekonnt sind, dass sie überraschend, ergreifend die ungeheuren Möglichkeiten ahnen lassen, die in Marées zugrunde gingen."

PAUL FECHTER in Dresdner Neueste Nachrichten vom 24. Dezember 1907. Hans von Marées. Zum siebzigsten Geburtstag.

„. . . Marées fängt schlechthin als Maler an. Der farb'ge Abglanz äusserer Dinge reizt ihn; er malt Reiterattacken, Pferdeschwemmen, rastende Kürassiere — nicht ohne koloristische Feinheit in den etwas verschleierten Tönen und mit einem feinen Sinn für Weiträumigkeit, um Tschudis Ausdruck zu gebrauchen. Dann geht er nach Rom und langsam dämmert ihm allmählich auf, was eigentlich im Grunde Kunst und Schaffen bedeutet. Er sieht die Werke der Vergangenheit „in der Zusammengehörigkeit ihres Entstehens", in dem grossen Zusammenhang mit der Natur des Landes, dem sie angehören, und er erkennt nach und nach, wie in jedem dieser Werke der einzelne Künstler seinem besonderen, nur ihm eigenen Verhältnis zu der Natur, seiner persönlichsten Beziehung zur sichtbaren Welt einen „zu immer höherer Wahrheit gesteigerten" Ausdruck gegeben hat. Langsam wächst diese Erkenntnis in ihm heran; zugleich mit ihr die Einsicht, dass er, trotz allem, was er schon geleistet hat, von dieser Beziehung zu der Welt der sichtbaren Dinge noch nicht viel besitzt, dass er sie erst im Kampf gegen Ererbtes und Erlerntes sich erringen muss. In zäher Arbeit macht er sich daran — und als er die Wand, die er zwischen sich und dem Sein der Umwelt findet, allmählich eingerissen hat, begibt er sich auf die Suche nach der ihm gemässen Form für die Gestaltung dessen, was das so erreichte direkte Verhältnis zur Welt, dieses rein künstlerische Schauen und Einfühlen in das Dasein der Dinge in ihm auslöst. Und nach und nach beginnt das zuerst nur Empfundene Gestalt zu gewinnen, das von allen verwirrenden Nebendingen abgelöste rein ästhetische Lebensgefühl fängt an, sich vor seinen Augen in sichtbare Formen zu kleiden, die das Umhüllte eindeutig zu seinem stärksten Ausdruck bringen. Es genügt ihm nicht, das gegenüber dem äusseren Dasein der Dinge Gefühlte, die künstlerische Reaktion seiner Seele auf die Umwelt dadurch zu gestalten, dass er etwa das farbige Abbild dieser Umwelt gibt; das Empfundene muss sich, unter Ausschluss sämtlicher stofflicher Bedingtheiten, zum sichtbar räumlichen Symbol verdichten, muss, selbst schon der Form verwandt, den Stoff abgeben, der nun, gestaltet, den wirklichen unmittelbaren Ausdruck seiner künstlerischen Beziehungen zur Natur und damit deren tiefste Realität darstellt, wie sie in dieser Konzisität kein anderes Medium begrifflicher oder künstlicher Art ausdrücken könnte.

Schritt um Schritt ist Marées zu dieser seiner persönlichsten, in ihrem vollen Umfang noch völlig unausgeschöpften Auffassung vom Wesen künstlerischer Produktion durchgedrungen . . . .

In den Neapeler Fresken spürt man schon den eigentlichen Marées . . .: Die reine Verarbeitung des Erlebten zu Formen von in sich geschlossener räumlicher Gesetzmässigkeit. Je älter er wird, desto mehr tritt dieser Zug in den Vordergrund. Hier lebt noch die Farbe;

das stärkere aber ist die Raumempfindung. Selbst Dinge wie die Bildnisgruppe wirken am unmittelbarsten durch die bis ins äusserste differenzierte Fähigkeit, den Gefühlswert räumlicher Beziehungen zu empfinden und empfindend bis zum Eindruck fast apriorischer Notwendigkeit festzuhalten; in dem anderen spricht klar der Marées der Hesperidenbilder, der das erlebte Dasein sichtbarer Dinge in seine formalen Verhältnisse zu bannen suchte — nur dass hier vielleicht noch die allzugrosse Bewusstheit und damit das Verbogene der späteren fehlt.

Denn an diesem Punkt setzt die Tragik dieses Daseins ein. Der Mensch, der mit voller Klarheit Ziel und eigentlichen Sinn artistischer Tätigkeit erfasst hatte, musste erleben, dass er, je klarer er das Ziel sah, desto weiter von seinem Erreichen abkam . . . . Was im ersten Entwurf das Gewollte klar aussprach, versank langsam, allem schmerzlichen Ringen zum Trotz; die Farbe, die sich an manchen immer wieder übermalten Stellen zu dicken Polstern ansammelte, vernichtete die Form, — zuletzt blieb ein Torso, vor dem man sich in Schweigen beugt, weil man trotz allem das Gewollte und die Grösse des Menschlichen dahinter spürt — und der doch nur ahnen lässt, wohin die Sehnsucht dieses Schaffenden ging.

Man hat die Schuld der Unzulänglichkeit der Begabung gegenüber der Grösse des Wollens der Diskrepanz zwischen Absicht und Vermögen zugeschoben. Vielleicht doch nicht mit Recht. Fiedler erzählt, wie Marées, wenn Freunde seine Sachen sahen, mit seltener Beredsamkeit das, was man sah, als dasjenige darzustellen vermochte, was er erstrebt hatte, dass er in solchen Augenblicken überzeugt war, den vollendetsten bildnerischen Ausdruck für dasjenige erreicht zu haben, wofür ihm der sprachliche Ausdruck in so reicher und eindringlicher Weise zu Gebote stand. Vielleicht liegt hier ein Hinweis auf ein Tieferes. Marées war danach ein Mensch sehr bewussten Lebens, von starken begrifflichen Fähigkeiten; auch Allgeyer berichtet, dass ihm ein grosses dialektisches Talent und Bedürfnis innewohnte. Wie, wenn nun dieses, sobald der Empfängnis heiterer Göttertag verrauscht war, ihm das Gefühl verwirrt, durch das unablässige Bedenken des Einzelnen die grossen Linien des Ganzen verschleiert hätte? An ein Nichtausreichen der Kraft zu glauben, fällt, angesichts dessen, was der frühe Marées hinterliess, nicht leicht, während dieses Entgleiten des Zieles, dieses unter dem Einfluss bewussten Ueberdenkens immer Anderswerden eines nur einmal schauend Empfundenen vielleicht doch eine wahrscheinlichere Lösung gibt. Indem er das Ziel immer höher, immer weiter von sich steckte, übersah er, dass das letzte ein ganz anderes war, als das ursprüngliche — dass aus gefühltem ein nur noch gedachtes und damit künstlerisch verlorenes geworden war.

Und von hier aus gesehen erhält das Schmerzliche des frühen Todes etwas Versöhnendes, erscheint dieser fast als innere Notwendigkeit. Noch stand Marées über dem Dasein — auch über dem eigenen —, noch dominierte der Erlebende; die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, dass der Schopenhauerschüler in ihm eines Tages die Oberhand bekam und das andere vernichtete. Er ging vorher, nachdem er gegeben, was er zu geben hatte, den Grund gelegt, auf dem andere, glücklicher als er, weiter wirken konnten. Ob und wann es einmal geschehen wird, bleibt abzuwarten; vorerst liegt die Aufgabe vor uns, das reiche Erbe, das er in unseren Händen liess, uns zu erwerben, um es zu besitzen. Die Verpflichtung ist um so grösser, als es sich nicht um einen Fall von lediglich artistischer, sondern von umfassendster kultureller Bedeutung handelt."

DERSELBE in Die Propyläen vom 16. September 1908. Aus dem Leben Hans von Marées'.

Besprechung der Neuauflage der Pidollschen Broschüre „Aus der Werkstatt eines Künstlers".

DERSELBE in Dresdner Neueste Nachrichten vom 6. März 1909. Hans von Marées. Zur Ausstellung in der Berliner Sezession.

„ . . . Dinge wie die vier Triptychen, die Lebensalter, die Kassettenbilder mit der ungeheueren Intensität des rhythmischen Gefühls und selbst die Porträts aus dieser Zeit wurzeln

jenseits aller Differenzierung der Einzelkünste in dem gemeinsamen Boden aller grossen Kunst. Man muss schon zu Werten wie Rembrandt greifen, um Vergleiche zu haben — und über ihn hinaus zur Antike. Nicht als ob Marées von klassizistischen Velleitäten besessen wäre: Was er gibt, ist eine Wiedergeburt des antiken Geistes aus einem vollkommen modernen Empfinden heraus .... Marées war stark genug, auf seinem Wege zu der gleichen Grösse der Vereinfachung zu gelangen ... Indem er lediglich sich nachging, seine Notwendigkeiten erfüllte, erreichte er eine Höhe, wie sie neben ihm in dem ganzen Jahrhundert vielleicht kein Zweiter erreicht hat.

Man hat es oft beklagt, dass Marées die letzte Wirkung vieler seiner Arbeiten selbst wieder durch immer erneutes Uebermalen bis zur Unkenntlichkeit zerstört hat ... Den Eindruck, den man von dem heutigen Zustand der Bilder trotz aller dicker Farbenpolster und aller koloristischer Schwere empfängt, ist derart, dass man die Ueberarbeitung doch als Verbesserung anzusehen geneigt ist. Das Einzelne mag gelitten haben — das Ganze hat sicher einen Fortschritt erfahren ...

Ein seltsamer Eindruck ergibt sich, wenn man einmal den Versuch macht, die Gesamtheit des Malerischen im letzten Menschenalter auf die Erscheinung Marées' zu zentrieren. Man sieht das Verbindende zu dem Leiblkreis hinüber, sieht, was für Möglichkeiten Lenbach einst besass; daneben empfängt man ein anschauliches Korrektiv für die Wertung Böcklins, spürt nachdenklich die Quellen Ludwig v. Hofmanns — und sieht, wieviel Fritz Boehle in Frankfurt von Marées bezogen hat (vor allem die Zeichnungen beweisen es). Man denkt an Anselm Feuerbach und die nachdenkliche Erzählung Allgeyers von der Abkehr Konrad Fiedlers, der in Marées den Grösseren gefunden zu haben glaubte. Und zuweilen taucht ganz von weitem die Gestalt Cézannes auf, der auf völlig anderen Wegen zu Ergebnissen kam, von denen manche Linien zu den Synthesen Marées' sichtbar werden. Die Mehrzahl der spezifisch Maréesschen Arbeiten aber steht ausserhalb aller zeitlichen Zusammenhänge in der Abgelöstheit der grossen Kunst, die jenseits von aller Entwicklungsgeschichte immer am Ziel ist und von der aus sich nur die zeitlosen Beziehungen zu den anderen Gipfeln ergeben, zu den Venezianern, zu Giorgione, zu Tizian, zu Lionardo und darüber hinaus zu dem bleibenden Mass der Antike ..."

KONRAD FIEDLER: Fiedlers theoretische Schriften, soweit sie zu Lebzeiten von Marées erschienen, sind in Bd. I analysiert.

DERSELBE in Münchner Neueste Nachrichten vom 16. Juni 1887.

„Am 7. Juni d. J., abends 5 Uhr, wurde in Rom auf dem protestantischen Friedhofe unter dem Geleite tieftrauernder Freunde der Maler Hans von Marées zur letzten Ruhe bestattet. Nach wenigen Tagen schwerer Krankheit (Gehirnhautentzündung) war er in der Nacht vom 4. zum 5. Juni — wie schon gemeldet — sanft verschieden. Seine hohe Bedeutung als Mensch und als Künstler ist bei seinen Lebzeiten nicht zu einem hinreichenden öffentlichen Ausdruck gekommen, war aber von allen rückhaltlos anerkannt, die mit ihm in persönliche Berührung kamen; weit über den engen römischen Freundeskreis hinaus wird die Nachricht von seinem vorzeitigen Tode — er hatte das 50. Lebensjahr noch nicht vollendet — schmerzliche Teilnahme erwecken. Sein anregender und bestimmender Einfluss lebt in vielen fort; zugleich wird aber der Wunsch rege werden, durch eine geeignete Verwendung seiner Hinterlassenschaft das Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit zu erhalten und weiteren Kreisen zugänglich zu machen."

DERSELBE: Bilder und Zeichnungen von Hans von Marées, seinem Andenken gewidmet. 50 Blätter, Privatdruck, München, im Dezember 1889. Verlagsanstalt Bruckmann.

Vorrede von Konrad Fiedler, der es „als eine Pflicht angesehen hat, der bedeutsamen Tätigkeit Marées' gleichsam ein Denkmal zu setzen, damit dieselbe, so wie sie in ihrer Zeit nur

wenigen bekannt geworden war, nicht auch in Zukunft der Vergessenheit anheimfalle. Unter allen Werken, die sich in dem Nachlass vorfanden, war keines, welches der Künstler selbst als vollendet anerkannt haben würde; nur der Tod hatte der immer von neuem begonnenen Arbeit ein Ziel setzen können.

. . . Mit Ausnahme der aus früherer Zeit stammenden Bildnisse (Nr. 17 und 18 der Mappe) gehören die sämtlichen, hier vereinigten Arbeiten etwa dem letzten Jahrzehnt von Marées' Leben an. . . .“

DERSELBE: Hans von Marées 1889. Abgedruckt in Konrad Fiedlers Schriften über Kunst. Herausgegeben von Hans Marbach (Leipzig, S. Hirzel, 1896). Siehe Bd. I.

DERSELBE. Anhang zum Katalog der Jahresausstellung im Münchener Glaspalast 1891. Saal 38. Hinterlassene Werke des Malers Hans von Marées.

Zur Erläuterung der in diesem Saale vereinigten Gemälde und Zeichnungen möge dienen, dass der verstorbene Künstler bei seinen Lebzeiten dieselben der öffentlichen Betrachtung immer vorenthalten hat; es sind Werke, die vielfach des letzten Abschlusses entbehren, zum Teil nur als Studien und Skizzen sich darstellen. Gleichwohl tritt in ihnen eine so aussergewöhnliche Begabung zutage, dass es wünschenswert erschienen ist, dieselben den weiteren Kreisen der Künstler und Kunstfreunde zugänglich zu machen.

Hans v. Marées ist geboren den 24. Dezember 1837 in Elberfeld; er siedelte in früher Jugend nach Koblenz über, wo sein Vater die Stellung eines Kammerpräsidenten bekleidete. Seit 1853 setzte er seine bereits in Koblenz begonnenen künstlerischen Studien in Berlin unter Steffeck fort, ging 1856 nach München und blieb hier bis 1864. In diesem Jahre ging Marées nach Italien, kehrte 1870 noch einmal nach Deutschland zurück, um nach beinahe dreijährigem Aufenthalte in Berlin und Dresden im Frühjahr 1873 abermals nach Italien zu gehen und sich dort, erst in Florenz, dann in Rom dauernd niederzulassen. Marées starb den 5. Juni 1887 in Rom . . . (Folgt der Katalog.)

DERSELBE: Hans von Marées auf der Münchener Jahresausstellung. Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 150, 1891. (Nr. 180.)

Glaubt zur Einführung von Werken, die der Urheber bei seinen Lebzeiten immer der Oeffentlichkeit vorenthalten hat, noch einiges sagen zu sollen. Er weist darauf hin, wie selbst in den frühesten Werken verschiedene Wege betreten werden. „Es lag tief in Marées' Wesen, bei keinem Resultat sich zu befriedigen, kein erlangtes Können um seiner selbst willen auszubeuten; zugleich war es ein Bedürfnis seiner kräftigen Natur, alle unmittelbaren Spuren fremden, bestimmenden Einflusses aus seinem Schaffen zu tilgen und allmählich zu voller Selbständigkeit zu erstarken." (In bezug auf frühere Werke.)

„In ihm war das plastische Interesse an der Natur vorwiegend, und dies wird zu allen Zeiten zu der unverhüllten Gestalt des Menschen zurückführen." (Mittlere Werke.)

„Er wendet sich mit steigendem Gelingen den grossen Elementen zu. . . . Seine Arbeit ist zunächst eine raumgestaltende. . . . Alle einzelnen Bestandteile seiner Bilder . . . dienen dem einen grossen Zwecke, ein in allen seinen Teilen belebtes Raumganzes vor dem Auge entstehen zu lassen. . . . Von diesem Standpunkt aus wird man auch die anscheinenden und zum Teil wirklich vorhandenen Unfertigkeiten an Marées' Bildern begreifen. . . . Sie können lehrreich werden . . . für das künstlerische Schaffen, weil sich in ihnen der Prozess darstellt, in dem zuallererst ein Natur- oder Lebensinhalt, welcher es sein mag, in die Form eines künstlerischen Gebildes einzugehen vermag; für das künstlerische Betrachten und Verstehen, weil sie das Auge zwingen, das Ganze zu erfassen und sich der Teile als den Elementen der Gesamterscheinung bewusst zu werden." (Späte Werke, letztes Jahrzehnt.)

OSKAR FISCHEL: Rom in der Geschichte der Kunst. Vortrag im Goethebund am 5. Januar 1908.

„Hans von Marées ging noch an dem Zwiespalt zwischen Antike und modernem Leben zugrunde."

P. FK. in Baseler Nachrichten vom 8. Februar 1909. Hans von Marées.

Besprechung der Münchener Maréesausstellung.

„Ein merkwürdiger Wille zur Grösse, zum Stil, charakterisiert alle römischen Bilder. Marées hat in Rom ähnliches an sich erfahren wie Goethe; immer und immer wieder wird man von nun an bei seinen Schöpfungen an Aussprüche aus Goethes italienischer Reise erinnert. Die völlige Entäusserung von aller Prätention, die lichten Augen, die Solidität, der zur Tüchtigkeit gestempelte Geist und der Ernst ohne Trockenheit, die Goethe als Geschenk Roms bezeichnet, sind Marées eigen geworden. Aber bei allem Erfassen des grossen italienischen Geistes ist der Künstler doch nie zum Imitator geworden."

„Dass Marées' Bilder nicht in seiner Zeit wurzeln, sondern zeitlos über ihr stehen, hat wohl seinen Grund in dem Tiefstand, in dem sich zu Anfang der zweitenHälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland die bildenden Künste befanden. Es ist auch bezeichnend, dass gerade unsere zeitgenössische Kunstbetrachtung, die trotz aller Ablehnung oder Ignorierung von seiten massgebender Kreise sich durchsetzt, nicht nur für die Grossen unter den mitlebenden Künstlern Verständnis zeigt, sondern auch berufen war, einen Hans von Marées der Vergessenheit zu entreissen."

GUSTAV FLOERKE: Zehn Jahre mit Böcklin. München 1902. Verlagsanstalt Bruckmann.

Seite 168 u. ff.: „Marées will alles vollständig, im höchsten Sinne, das, was es sein kann, gewesen ist und sein wird, Böcklin dagegen alles relativ, nur des Gesamten, der möglichst deutlich auszudrückenden Vorstellung wegen."

„Marées gibt nicht nach. Wenn er einmal eine Vorstellung sich gemacht hat, so muss sie so und nicht anders heraus, und wenn er jahrelang sich mit ihr und seinen (unzulänglichen) Mitteln herumbalgen sollte. . . . malte schliesslich w e g e n der Schwierigkeit, Böcklin t r o t z ihrer. . . . hat seine philosophisch ausgereifte Vorstellung und quält um ihrer künstlerischen Verwirklichung willen die Mittel . . . sagt: „Maul halten!" Sein Bild ist die Manifestation einer Individualität. Anschauen, zu ergründen v e r s u c h e n und sich davor verneigen! Denn was gibt es höheres?"

„Was man vor 1868 in München K o l o r i s m u s nennen zu sollen glaubte, malte Marées lange vor ähnlich bewussten Strebungen anderer (z. B. einen Schimmel in der Sonne vor einer weissen Mauer), dann Porträts, wie sie später Lenbach wieder aufnahm (nur hat er [Lenbach] nie diese ersehnte fette Rembrandtische Breite erreicht), und das war schon nichts als Versuchen, Suchen, Lernenwollen. Er ist dann später in ein unerbittliches, immer tiefer grabendes Formenstudium aufgegangen. Alles, was sich nur künstlerisch erreichen und ausdrücken liess, suchte er durch die Form zu bewältigen, immer wollte er nur lernen, lernen, um tiefer zu dringen, einfacher mehr zu geben. Er ist darüber den Zeitanschauungen und Modestrebungen sehr fremd und feindlich geworden, und die Zeitgenossen werden fragend vor seinen Bildern stehen. Man wird sich mühsam an ihn gewöhnen müssen. . . .

Marées (der früher alles mögliche machte) sah, bei seiner philosophisch angelegten Art, dass unsere heutige Kunst die älteste, schwierigste, grundleglichste und ewige Grundfrage alles künstlerischen Interesses überall vernachlässigte oder umging: das Begreifen des menschlichen Körpers in seinem Zusammenhang.

Er warf sich nun ganz auf diesen Punkt, in welchem er zu unglaublichem Bewusstsein und klarstem Können kam. Er zeichnete für seine S c h ü l e r — B i l d h a u e r z. B. einen

Akt von vier Seiten im Gespräch hin, damit diese die Hauptsachen begriffen hätten, bevor das Modell kam („Glauben Sie aber nicht, dass das mit Kunst etwas zu tun hat, was wir hier treiben. Das kommt noch weit vor dem Anfang," sagte er dabei). (Marées' Zeichnungen sprechen nicht — wie die alten Meister oft — für das, was er gekonnt. Er zeichnete ja nicht, um eine Zeichnung herzustellen, sondern nur für seinen Zweck im Bilde.)

„Der Mensch", der Mensch in der Natur war das, was ihn ganz erfüllte. Bis zum Gewand, seinen Gesetzen und seiner Rolle im Zusammenhang — wie Michelangelo — kam er nicht. (Wurde auch nicht so alt.) Er sei ein Anfänger, meinte er, und könne sich noch nicht so weit vorwagen. (Andere Lebewesen: Pferde, Hunde etc., gehörten schon in seinen Bereich. Eine Menge Blätter von ihm sind nur Gespräche mit dem Rötel über dies oder jenes Tier: so würde ein Hund das machen, ein Wolf dabei so aussehen.)"

„Schnurgerade und unbarmherzig, nirgend kümmerlich, Klarheit, männliche Kraft, Entschlossenheit überall, ja — aber das sind ja lauter Vorbereitungen. Er kommt ja nicht zu dem, was er will, und stirbt darüber, auch wenn er hundert Jahr alt wird. Er ist mit seinen ewig ungenügsamen Abstraktionen auf dem besten Wege, die Mittel für den Zweck zu nehmen. Die Welt besteht doch nicht bloss aus nackten Menschen, sondern aus tausend anderen Dingen, die dem Künstler zugänglich sind."

„Er blieb dabei: es kam ihm nur darauf an, den bewegungsfähigen Menschen im Zusammenhang zu erkennen, künstlerisch zu erfassen. (Obgleich er zunächst das wichtigste betonte, übersah er doch nichts, was zur Mechanik des Ganzen gehört.)

Nur auf den Zusammenhang des Körpers kam es ihm an. („Der Kopf ist bloss ein Kopf. Wurscht. Aber das z. B. herausbringen, worin es liegt, dass der so lässig dasitzt, das ist eine Sache." [Die Beine waren nach ihm das Schwerste — „nicht bloss, weil daran alles so drumherumgeht — das ist bei den beweglichen Armen auch nicht leichter — „aber auf den Beinen steht man, sie tragen die ganze Figur und ihre Bewegung. Fehlt es da im geringsten, gleich ist der ganze Kerl nicht in Ordnung."])

Vom Skelett wusste er nicht viel. Das ging ihn auch gar nichts an.

Perspektive ist Unsinn, sagt er. Aber dafür war sein Geheimnis, das ihn die Erfahrung gelehrt, dass alle seine Figuren sich stets überschnitten. Allerdings tritt begreiflicherweise das Ueberschneidende schon dadurch vor, dass es dies ist.

„„„Ach was, schön! Ein Ding an seinem rechten Fleck ist schön."""

Niemals geistreich sein wollen, nur nicht posieren, das war sicherlich eine der ehrlichsten Sorgen Marées'. Ein unerbittlicher Verstand, ein ebensolches Herrscherbewusstsein, Souveränitätsgefühl erfüllt ihn und trug sein ganzes künstlerisches Wollen.

Sein alles waren die Griechen. Und ihm wie ihnen war die vorgestellte Welt lieber, stand ihnen höher, als die schon einmal vorhandene.

Man ist immer in Renaissance- oder (in deren Sinn) antiker Atmosphäre bei ihm, allerdings, ohne dass man an Nachahmung denken könnte. . . .

Marées' Kunst steht da — zwanzig Stufen hoch, wie in einem Chor (San Zeno) — mit der Krypta der Antike und Renaissance unter sich, an die man erst einmal glauben muss und nach denen die Kirche heisst. Oben wird nur zelebriert. Was sich in den Schiffen herumtreibt, ist unheiliges Volk.

Böcklin: „„„Die Alten sind auch nur dadurch gross geworden, weil sie den Vorstellungen und der Anschauungsweise ihrer Zeit künstlerischen Ausdruck gaben. Aber wenn jemand (wie Marées) die „drei Grazien" macht, so malt er für uns drei nackte Frauenzimmer, die sich in unpassender Weise zusammendrängen und sich betätscheln. Denn, was ist uns Hekuba? Was bedeuten für uns drei Grazien? Welchen Platz nehmen sie ein in unserem Glauben und Vorstellen? Sie existieren darin nicht trotz aller klassischen Bildung und Einbildung Gebildeter. Sie sind Nuditäten."""

Bruckmann meint, im Gegensatz zu Böcklins Urteil über etwaige drei Grazien oder ähnliches: „„„Marées' Figuren sind nackt. Darf ich die Erde nackt sehen und darstellen, so kann ich auch die aus ihr hervorgegangenen Menschen darstellen, so wie sie geschaffen sind, wie sie sind, ohne den wechselnden Kram, mit dem Prüderie, Eitelkeit und Bedürfnis sie behängen, und der mich nicht interessiert. Und seine, Marées', Geschöpfe wirken nicht wie

Nuditäten, man kann die prüdeste Engländerin davor stellen. Sie sind reine Produkte seines künstlerischen Verstandes.""

„Böcklin hat sich doch viel zu wenig mit Marées beschäftigt. „„„Aktzeichnen"" — meinte er z. B. in Rücksicht, dass Marées scheinbar nie etwas anderes tat, nie weiter kam —, „„„Aktzeichnen kann doch jeder Pariser hundertmal besser."" Offenbar achtete Böcklin gar nicht darauf, was Marées mit seinem Aktzeichnen suchte; gewiss nicht den Akt. Nicht den menschlichen Körper oder das Individuum, sondern die Wesenheit, den Menschen, eine Art Abstraktum, und für sich suchte er die Freiheit, das volle Verständnis, die Souveränität. (Ueber die Hesperiden[1] von Marées war Böcklin übrigens seinerzeit so entzückt, dass er ihm einen langen begeisterten Brief schrieb — den Marées allerdings mit seiner ganzen übrigen Korrespondenz verbrannt hat, den Bruckmann, Böcklins Schwiegersohn, aber noch, wie er mir erzählt, gelesen hat.)

Das Individuum kann sagen: heute will ich lustig, traurig sein, so sein oder so sein. Das also ging Marées nichts an. Er wollte nur das Wesen, den Begriff Mensch, oder besser den Inbegriff alles Menschlichen, in dem alles liegt, aus dem alles möglich und erklärbar ist — wie er sich die Absicht des Künstlers vorstellte. „„„Ich kann ja aus mir von der Sonne dasselbe ausbrüten lassen, wie die Griechen,"" meinte er, „„„die Welt hängt immer in denselben Angeln, die gleiche Sonne scheint, alle Bedingungen sind da."" Vielleicht vergass er gerade die eine: die Böcklinsche Heiterkeit und Sorglosigkeit des Schaffens.

Doch ging er mit einer fabelhaften Zuversicht immer von neuem wieder vor.

Er mit seinen blossen nackten Existenzfiguren konnte natürlich in unseren Tagen nur noch in Rom leben.

Langweiligen Kerlen gegenüber, die er doch nicht los werden konnte, log er: er rettete sich so durch Produktion vor dem faden Gespräch. Alles setzte sich bei ihm in Produktion um.

Häufig wandte er als Redensart den Goetheschen Vers: „Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg," an, den er wie entschuldigend für sich vorbrachte, wenn so ein Geheimrat an seinen Bildern herumfragte. Und ebenso boshaft: „Man soll nie sagen, was 'ne Sache ist." Allerdings ist das letztere sozusagen das Motto seiner Selbstgenügsamkeit."

* * *

„Marées wusste nicht, ob das, was Bruckmann brachte, Schneeglöckchen oder Maiglöckchen waren. Ich bin kein Blümchensucher. (Hildebrand machte ihm das nach.) Er kennt keine Liebe für das Kleine, für den Geruch — keine Spur von deutscher Intimität, Sinnigkeit. („Um Dürers willen wäre ich gewiss nicht Maler geworden" [so wenig Marées Dürer nachempfand, so wenig imponierte ihm Rubens. Als Künstler gar nicht sehr. Er war ihm zu oberflächlich, schnell zufrieden, Dekorateur. Ja freilich, Rubens beherrschte das All und malte zahllose Bilder].)

Böcklin dachte bei jener Blumenszene natürlich: o du . . .!"

(Folgt eine Bemerkung, Hildebrand habe nicht einmal gewusst, dass jene Blumen um sein Haus herum wuchsen.)

„Da jenen nun ihrer männlichen Anlage gemäss doch etwas Lebensaufgabe sein müsste, so wurde es das allgemeine. Philosophiert wurde viel, besonders Spinoza.

Ich denke immer, das jüdische Blut, das in beide hineinspielt (Hildebrands Mutter war eine Jüdin, ebenso Marées' Grossmutter, wenn ich nicht irre), kann dabei mitgewirkt haben. Marées sah aus wie ein Franzose. Auch Bart und Haarwuchs. In ihm war die ganze ursprüngliche Absicht der Natur mit seinem Stamme noch einmal zum Durchbruch gekommen."

* * *

„Marées war technisch und persönlich ungeschickt. Wenn er sagte: „so muss man den Pinsel halten" (er lehrte ja so gerne), lief ihm der Terpentin in den Aermel. (Folgt eine Schilderung, wie Marées ass.) Wenn er eine Stunde gearbeitet hatte, war er kaput."

* * *

[1] Offenbar Verwechslung mit den „Lebensaltern". Vgl. den Brief von Marées an den Bruder Georg vom 1. Mai 1879. D. V.

„„„Allerdings,““ begann Marées jede Erwiderung. Dies liess ihm Zeit und späteres Recht zu Einschränkungen.“

* * *

„„„Sind die Lichter, die aufgesetzten, von Ihnen?““ fragt Bayersdorfer Bruckmann, der ihm Handzeichnungen von Marées zeigt. Ich lache. Bruckmann sagt: „„„Wissen Sie, Herr Doktor, wenn ihm links sein Blei nicht mehr ausreichte und alles Lecken es nicht mehr schwärzer machte, versuchte er es eben rechtsrum mit aufgesetzten Lichtern.““

* * *

(Marées' Eigenarten.)

„Marées will herrschen; er wartet nicht auf den glücklichen Moment (ich weiss Tage und Bilder, da wollte er nicht seine gute Stunde abwarten, nichts dem überlassen, was während der Arbeit zusammenschiesst; er wollte herrschen, und wenn er nachts um zwölf Uhr aufstand, wollte er zu jedem Werk ganz da sein): das ist sein Erworbenes, Erkanntes, also — . . .

Marées objektiv.

— verrennt sich in eine Sackgasse des Sich-nie-genug-tuns, nimmt die Mittel für den Zweck. Erkenntnis, Abstraktion, Begriff.

— mit Griechenkenntnis und Vergleichen beschwert. Nichts Deutsches in seiner Kunst. Den Italienern verwandt, denen auch jede Anlage, jedes Verständnis oder Bedürfnis für das Liebevolle, Intime fehlt.

— arbeitet nur per far il grande.

— ist nur bis zum absoluten Menschen gekommen. Nicht bis zum Gewand. Keine Blumen, keine Stimmung.

— sagt: Das ist mein königlicher Wille, der muss voll und ganz durchgesetzt werden. Fluchend macht er seine Sachen: ich will dir schon zeigen, ich zwing dich schon!

— will sich immer strecken und recken, damit er so weit käme wie die Alten oder wie die Renaissance, also wie andere schon gekommen waren — er suchte deren verloren gegangene Wege —

Marées war die Figur „nur ein Ornament“.

Er sucht den lauteren Begriff herauszukristallisieren.

Es sieht fast so aus, als ob er sein Individuum gewaltsam zerstört habe, wenigstens eine Menge Dinge in ihm, nur um „allgemein“ anschauen, auffassen zu können.

Seine Arbeiten werden immer mehr das Wissen von den Sachen, Erkenntnis, Begriff. Der Genuss an ihnen wird daher auch immer mit sehr viel Reflexion verbunden sein.

Marées putzt und denkt hinweg, bis er den Begriff rattenkahl da hat. So lange schält er daran herum, bis nur diese Abstraktion noch übrig bleibt.

Marées sucht lediglich immer objektiver zu werden. Von seiner Individualität kann man rücksichtlich ihrer Trägerin, seiner Begabung und seines Willens reden.

. . . Eine dunkle Wolke schattet über der prometheischen Arbeit Marées', Feuerbachs und der anderen . . .

Immerhin, die rein künstlerische Absicht, wenn sie ohne Rück- und Aussicht auf den „Erfolg“ als Lebensaufgabe dasteht, ist doch sehr viel. In magnis voluisse!“

FRANKFURTER ZEITUNG vom 7. Oktober 1909 zu dem Marées-Vortrag in Brüssel.

„. . . Marées hat mit mächtigem Arm alte Mauern auseinandergesprengt; er wollte den Künstlern, die interessante Stoffe malten oder Anekdoten schilderten, nichts anderes entgegensetzen, als die gewaltige Einheit von Form und Farbe. Er wollte sich mit aller Kraft von allem Gedankenhaften befreien, er nimmt schliesslich (in den „Hesperiden“) den Köpfen jeden Ausdruck und jede Psyche, alles um der Synthese seiner reinen Theorie willen. Mich hat jene Abstraktion sehr bedrückt, als ich vor den Bildern des Künstlers stand. Aber die Farbe, jene umfangende, samtene, glühende, vor schwerer Sattheit strahlende Farbe, die uns fassungslos macht! Jene Neugeburt, jener verzückte Schrei aufglühenden Gelbs und Rots und diese tiefen streichelnden niederzwingenden Träume von Blau und Grün! . . .“

FRANKFURTER ZEITUNG vom 7. Oktober 1909. Ueber die Marées-Ausstellung im Salon d'Automne in Paris.

„. . . Ich habe den Eindruck, dass Marées in Frankreich nicht so lange auf Anerkennung hätte zu warten brauchen. Flüchtige Urteile oberflächlicher Kritiker können darüber nicht täuschen. Pariser Kunstliebhaber von erlesenem Geschmack sind entzückt vom Reize dieser Persönlichkeit. Die Auswahl enthält die besten Werke aus der Münchner und Berliner Ausstellung und ist sehr geeignet, die innere Entwicklung, die wachsende Vollendung dieses grossen Künstlers zu zeigen, ihn dadurch auch verständlicher zu machen. Marées reiht sich den früheren Retrospektiven des Herbstsalons, den Manet, Courbet, Ingres, sehr würdig an, weil auch er eine wundervolle Illustration dafür ist, dass die grosse innerliche Kunst an keine Technik gebunden ist und selbst technische Unvollkommenheiten aufheben kann."

ALFRED FREIHOFER über die Ausstellung im Glaspalast 1891 im Staatsanzeiger für Württemberg (Separatdruck der Stuttgarter Buchdruckereigesellschaft, 1891).

Kurzer Hinweis. Vergleich mit dem „pathologischen Eindruck, den man beim Lesen von Schriftstücken genialer Irrsinniger empfindet".

GEORG GALLAND auf S. 12 seines Textes zu der Prell-Mappe:

„Vor allem fühlte sich letzterer (Prell) durch das ideale Prinzip Marées' gefesselt, während Marées seinerseits Prells Werk mit nie ermüdender Anteilnahme begleitete und später tagelang im Architektenhause dem Maler zuschaute. In seinen Beziehungen zu ihm sieht Prell noch heute eines der nachhaltigsten Momente seiner Entwicklung."

WALTER GENSEL in Westermanns Monatshefte. März 1907. Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart etc. —

„Aber auch der Kenner darf sich bei aller Bewunderung für das hohe Wollen des Künstlers der Einsicht nicht verschliessen, dass ein guter Marées, wie „Philippus und der Kämmerer", nur einem mässigen Delacroix verglichen werden kann, und dass andere Bilder noch erheblich weiter hinter ihren leicht erkennbaren Vorbildern zurückbleiben. Um so reiner ist der Genuss vor Feuerbachs herrlichem Bildnis seiner Stiefmutter; . . ."

WILHELM GIESBRECHT in Deutsche Rundschau. Heft 7. April 1907. Altes und Neues von der Zoologischen Station in Neapel.

Erzählt die Entstehung der Maréesschen Fresken in der Zoologischen Station von Neapel. „Dohrn, ihr Begründer, lernte Marées 1871 in Jena kennen, wo dieser bei Adolf Hildebrand, dem Sohne des Professors Bruno Hildebrand, zu Besuch war. Dohrn verband mit der Einrichtung der Station auch künstlerische Pläne, und Marées fragte, ob ein grösserer Saal vorhanden wäre, dessen Wände er mit Fresken bemalen möchte, da er sich eine solche Arbeit schon längst wünschte. Später fand sich die Jenenser Gesellschaft in Neapel wieder. Zu ihr stiess auch Konrad Fiedler, der sich erbot, die Kosten für die Ausführung der Maréesschen Bilder zu tragen. Das Bild auf der einen Schmalseite des Saales, der zu Bibliothekszwecken dient, stellt Marées mit seinen vier Freunden, darunter den Biologen Kleinenberg, dar, wie sie allabendlich sich zum Glase Wein zusammenfanden."

J. GRABER in Mir Iskustvo VII, 1902, S. 265—284. Hans von Marées. 23 Abb., dabei 2 Selbstbildnisse. Chronik S. 87—89.

ADOLF GRABOWSKY: Böcklin 1906. (Verlag von Oesterheld & Co., Berlin.)

Im letzten Kapitel (Böcklin und Hans von Marées) stellt der Verfasser Marées in Gegensatz zu dem Impressionismus, dem Resultat des Naturalismus. Marées sei der Schöpfer.

ROBERT GRAF: Einleitung zu „Briefe von Hans v. Marées". Kunst und Künstler, Jahrgang V, S. 367/68.

(Neapeler Briefe): „. . . auch meine ich, dass Marées in seinen schnell hingeschriebenen, nicht abgewogenen Briefen durch die Erkenntnis des Wesentlichen, durch Anschauung und Phantasie sich künstlerisch wirksamer erweist, als unzählige Schriftsteller."

(Von seinem Werke.) „Seine Gestalten werden seine eigensten Gebilde; sie sind wie Mitglieder einer mächtigen, weitverzweigten Familie, man könnte von einer geschlossenen, dem grossen Kunstreiche angehörenden Sippe sprechen."

OTTO GRAUTOFF in Allgemeine Zeitung vom 9. Oktober 1909. Marées und die Pariser Künstler.

. . . Am lautesten sprach Auguste Rodin seine Bewunderung aus. Er verglich Marées spontan mit Puvis de Chavannes und sagte: „Das faustische Ringen, das seine Bilder widerspiegeln, ist der Ausdruck seines deutschen Charakters. Er hat sich mit seinem schweren, deutschen Gemüt tief in die Antike versenkt, sie nachgefühlt und neu geschaffen wie nur wenige unserer grössten Franzosen. Puvis war heiterer, dionysischer. Marées erscheint mir wie der grüblerische, qualvoll ringende deutsche Faust. Er ist ein anderer Ausdruck der gleichen Gesinnung, deren Unterschied wohl nur in der Rasse liegt. . . ."

DERSELBE in La Grande Revue vom 10. Oktober 1909. Hans von Marées.

„. . . On a fait à Marées le reproche de froideur classique et par là on a confondu froideur avec objectivité et maîtrise de soi-même. L'art de Marées n'est froid que comme l'est l'art de l'antiquité, dont la vie est cachée sous la forme, dont nous devons nous approprier petit à petit la richesse, avec notre sensibilité tâtonnante et avec nos regards lents. L'art de Marées a plus d'un point commun avec l'antiquité; et cela non pas parce qu'il voulait être classique et antique et qu'il s'approchait comme un imitateur des œuvres de l'antiquité, mais parce que le sentiment de la beauté antique était également son sentiment, parce qu'il cherchait la beauté dans un état tranquille, parce que comme l'antiquité, il voulait développer dans ses tableaux la beauté du simple fait d'aller, de s'asseoir, de marcher, de se reposer.

Il a supprimé de ses paysages et de ses personnages tout le contingent et l'individuel; sa vision dépassait l'horizon de ses propres yeux et il grossissait tout ce qu'il représentait. Il en faisait des types hors du temps et de tout espace localisé, donnant l'impression d'une atmosphère générale, dans laquelle l'individu se trouve grandi et devient un symbole. On oublie le modèle, on ne pense plus à l'original. Il n'est du reste pas croyable que l'on puisse considérer un personnage de ses tableaux isolément, séparé de l'ensemble dont il est une partie. Il est étroitement lié à l'ensemble du tableau; il émane de l'espace où il a été formé, il est ressenti et représenté comme une partie du système de lignes et de masses. Cela donne à ses figures ce charme mystique qui les fait voir comme inséparables de l'ensemble de la nature et comme l'expression la plus élevée et la plus belle de la force vitale. La grandeur de ses figures est déterminée par leurs besoins. Et dans leur grandeur nous reconnaissons les formes primitives qui font paraître son espace si grand et si profond, ses personnages si transparents. Tout est monté au-dessus de la réalité dans une sphère plus haute de l'idéalisme. Il a atteint cela grâce à une claire disposition de l'espace, grâce à des effets de profondeur dont la poésie fantastique élève nos sentiments. Dans cet espace, il développe une

mathématique de lignes dont la séduction est définitive. Dans les rapports de ses figures humaines avec le paysage, on trouve l'expression d'une destinée. Dans les grands et beaux gestes de ses êtres humains, il a rassemblé une richesse de sensations saisissantes qui vous pénètre à ce point, parce que souvent il totalise en un seul geste bien des observations. Une solennité, une tristesse contenues sont répandues sur ses figures comme si, secouées par un violent destin, elles sentaient en elles la petitesse de leur propre essence et la grandeur et la force de toute la nature."

* * *

„Déjà, dans les études préparatoires à cette œuvre (Neapeler Fresken), il se rapproche parfois des impressionnistes français. Si dans les gestes des personnages on pense à Puvis de Chavannes, dans les études on croit pouvoir se souvenir de Manet. Tous les grands hommes, dans l'art, sont parents, parce que tous sont marqués au coin d'une haute moralité et d'un libre idéalisme. Tous tendent à s'élever au-dessus de ce qui est momentané et à pénétrer le contingent jusqu'à en faire un type. C'est pourquoi les parallèles que nous faisons entre les esprits créateurs sont si fréquents. Ce que Manet a produit en peignant la vie de la grande Ville, en faisant du paysage et dans le genre figuré, ce que Cézanne a donné dans la nature morte, Hans von Marées a créé cela dans le monumental. Dans ses grands tableaux, Marées a joint le genre de Rembrandt à l'élément classique; il a idéalisé et modernisé les harmonies de couleurs des Vénitiens. Puvis de Chavannes a admiré la splendeur harmonieuse de ses pures couleurs émeraude, bleu d'outre mer, rouge et brun. Et même, dans les études au pastel, pour les fresques de Naples, il semble que Marées, avec les moyens d'un Edgard Degas, ait exprimé une solennité plus élevée et une intensité mystique plus profonde . . ."

DERSELBE in Neue Revue. Berlin, Nr. 7. Hans von Marées.

„Marées verbindet Delacroix' schillernden Farbenreichtum mit Puvis de Chavannes grosser dekorativer Gebärde. In Italien festigte sein Talent sich. Er ging durch Rembrandt hindurch, vertiefte sich in Giorgione und nahm die edlen Konventionen der klassischen Kunst Italiens ganz in sich auf. Die Antike begeisterte ihn und die pompejanischen Wandmalereien entzündeten seine Bewunderung. Niemals sättigte sein Geist sich an ihnen. Seine Zeichnungen mahnen uns mehrfach an Michelangelo. Dieselbe Wucht, die gleiche Unmittelbarkeit im Ausdruck. Seine Farbe jedoch ist reicher. Es gibt Studien und Entwürfe von ihm, die an Manet erinnern. Aber in seinen grossen Farbenkompositionen ist aller Realismus überwunden. Linien und Farben klingen mit elementarer Wucht zu einem Ganzen zusammen, und dieses Ganze fühlt man als den unmittelbaren Ausdruck eines starken, feurigen, inneren Erlebnisses."

DERSELBE in Die Zukunft vom 13. November 1909. Marées in Paris.

„. . . Der Pariser Malerkreis, der heute auf Hellmalerei eingeschworen ist und dadurch ebenso enge Einseitigkeit beweist wie die früheren im umgekehrten Sinn, lehnt Marées als Museumskunst ab. Andere, wie der jüngste französische Freskenkünstler René Piot, spielen gerade Puvis gegen Marées aus, indem sie sagen, Puvis' Wanddekorationen haben Mass. In einer wunderbaren Oekonomik schuf er mit seiner spirituellen Kunst eine Belebung der Fläche, deren räumliche Tiefe mehr ideell bleibt und sich deshalb immer der umgebenden Architektur einfügt, während Marées tiefe Löcher in die Wand reisst, in denen die Figuren reliefmässig auftreten. Dieses Verfahren, das durch die Schwere der Farben noch brutaler verstärkt wird, sprengt den Raum, den der Künstler zusammenhalten soll, auseinander. Nur die Pariser, die in der Tradition, die Puvis schuf, befangen sind und nicht links noch rechts sehen, können so sprechen. Der Hauptunterschied zwischen Puvis und Marées liegt in dem verschieden gearteten Rassenempfinden. Uns macht Puvis, trotz aller Anmut und stilistischen Sicherheit, frösteln, während Marées die zarteren Franzosen erschreckt. Der Deutsche weitet den Raum, in den er seine Fresken setzt, nur mit anderen Mitteln, die sein faustisches Temperament ihm diktiert . . ."

CORNELIUS GURLITT in Die Gegenwart, XXXIX. Bd., 1891, Heft 1 u. 2. Hans von Marées.

Geht von Carstens aus, den nur wenige bei seinen Lebzeiten verstanden hätten, und glaubt, es sei seit etwa zwanzig Jahren eine neue Kunst geboren, die die mit Carstens beginnende abzulösen imstande sei. Es gebe zwei Bewegungen, die Bewegung Menzel-Uhde, die der Impressionisten, der Realisten und die Bewegung Marées-Feuerbach-Böcklin-Thoma, die der „Verrückten". Konstatiert, dass die erste Ausstellung Marées'scher Werke in Berlin spurlos vorüberging, wo nicht verlacht wurde, und findet, Zola habe in seinem Claude Lantier Marées' Persönlichkeit und Schicksal vorhergesehen und geschildert. Allerdings habe Marées anderes gesucht, als Claude Lantier. Er habe, wie Feuerbach, den Naturalismus und die moderne französische Kunst aufrichtig gehasst, obwohl auch er wahr sein wollte. Marées' Werke hätten, ausser den Porträts, oft einen kindlichen, ja kindischen Eindruck gemacht. Aber man sei schliesslich dazu gekommen, sie schön zu finden. „Ich war mir alsbald klar, dass Marées gegenüber die Massstäbe des Urteils nicht passen wollten, deren ein gerechter Kunsthistoriker viele Dutzende in der Tasche hat, und die von den Werken der alten Aegypter bis auf jene von Tiepolo und Greuze abgenommen sind. Also hiess es hier, sich selbst umbilden. . . . So suchte und fand ich das Verhältnis zu ihm, in dem mich spätere (an den von Fiedler herausgegebenen Bildern und Zeichnungen gemachte) Beobachtungen nur bestärkt haben. . . . Hätte Marées aus Studien ein Bild zusammenstellen wollen — das hätte er sicher so gut wie ein anderer gekonnt. Er hätte billigen Meisterruhm erlangt. Aber er wollte mehr, er wollte über den Naturalismus hinaus einen idealisierten Naturalismus: den hätte er mit seinem Freunde Lenbach im Studium der alten Meister finden können. Aber er wollte noch weiter, einen eigenen Naturausdruck, eine individualisierte Natur. Und das gelang ihm nicht. . . . M. hat die Herbheit unserer Zeit in überreichem Mass in sich aufgenommen. Seine Schattenseiten werden nie gefallen, selbst wenn die Kunst, wie ich hoffe, in der von ihm angegebenen Richtung fortschreitet."

DERSELBE in Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Berlin, Georg Bondi, 1907. S. 573—578.

Berichtet von einer Ausstellung, die Fritz, sein Bruder, Ende der achtziger Jahre von Hans von Marées' Werken — „die er ihm mit Mühe abgerungen" — in Berlin veranstaltete[1]. „Die Bilder sind in Berlin im grossen und ganzen nicht gelobt und nicht getadelt worden. Denn man hat sie sich gar nicht angesehen." „Man lachte über sie mit dem Lachen des Mitleids: Armer Narr!"

Versuch einer Analyse seines Kunstwollens jenseits von Naturnachbildung — sehen lernen ist alles — zu einer freischöpferischen Gestaltung des „Ur"-künstlerischen Menschen im Raum zu gelangen: Daseinsformen, den lebendigen Menschen in einer lebendigen Natur. Die Art, wie er's tat, erinnere an die italienischen Maler vor Raffael. „Also auch hier wieder eine Art Präraffaelitentum."

[1] Gemeint ist die Ausstellung bei Gurlitt im Jahre 1885.

C. H. im Prager Tageblatt vom 10. Januar 1909. Hans von Marées. Eine Kollektivausstellung in der Münchener Sezession.

Resümierende Besprechung der Ausstellung.

FR. HAACK in Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1905. Paul Neff. S. 216—218.

Behandelt M. als tragischen Kämpfer. Unter den Deutschen habe Marées als erster den Wahlspruch L'art pour l'art zu dem seinigen gemacht; das sei sein Verhängnis gewesen und über seinen Tod hinaus geblieben. Ueber ein eifriges Ringen sei er nie hinausgekommen etc.

RICHARD HAMANN in Führer durch die deutsche Jahrhundertausstellung. 1906, Seite 141.

„Seine Instinkte gehen auf das Seltene und Ungewöhnliche, und als dann bei ihm das Bedürfnis nach Einfachheit und Klarheit einsetzt, gelingt es ihm doch nicht, die theoretisch geforderten Prinzipien rationeller Vereinfachung mit dem angeborenen Verlangen nach dem Letzten, Ungewöhnlichsten, Befremdendsten völlig zu vereinigen."

Es folgt dann eine Charakterisierung aller in der Jahrhundertausstellung befindlichen Werke Marées'.

EMIL HANNOVER in Dansk Tilskueren 1891. Hans von Marées. (In dänischer Sprache.)

„Die Wiedergabe der nackten menschlichen Glieder wurde das Problem seines Lebens. Weiter jedoch, als bis zum Versuche der Lösung dieses Problems gelangte Marées nicht. Aber diese Versuche sind in ihrer Art wohl wert, bemerkt zu werden in einer Zeit, wo die menschliche Gestalt für die grosse Anzahl unserer Maler nach und nach nur ein malerischer Gegenstand von vielen geworden ist.

Was Marées besonders an der Kunst der Vergangenheit bewundert hat, ist die pompejanische Malerei des Altertums und die venezianische der Renaissance. Seine Hoffnung ging offenbar darauf, das Medium zu werden, mit dessen Hilfe diese beiden grundverschiedenen Kunstrichtungen zu einer höheren Einheit zusammengeschmolzen werden konnten.

Sollte man eine gemeinsame Bezeichnung für den grössten und eigenartigsten Teil seiner Bilder suchen, so müsste man sie „Idylle" nennen.

Nichts Geringeres, als den Menschen und die Natur in ihrer Allgemeinbedeutung wollte er im Bilde sichtbar machen.

Die aus seinen Bildern zu entnehmenden Bestrebungen empfindet man wie eine stille und innerliche Religion und nicht wie eine Reihe äusserlich angehefteter Kunstthesen. . . . Man empfindet seine Kunst unmittelbar wirkend, als eine kluge und nicht als eine gelehrte Kunst.

Der Grund dafür, dass er kaum in einem seiner Bilder sein Ziel erreicht hat, liegt in dem Irrtume, zwei grundverschiedene Kunstrichtungen zu einer höheren und besseren Einheit zusammenschmelzen zu können.

Ihm fehlt vollständig die Resignation, seine Arbeit an dem Punkte zu verlassen, wo seine Natur und unübersteigliche Hindernisse es ihm verboten, sie weiter zu führen.

Seine Staffeleibilder machen trotz all ihrer Fehler einen starken, bedeutenden Eindruck Und doch fehlt ihnen in gewisser Beziehung sowohl Inhalt wie Erzählung. Nicht einmal Charaktere oder dramatische Auftritte findet man darin . . .

PAUL HARTWIG: Hans von Marées' Fresken in Neapel. Bruno Cassirers Verlag, Berlin 1909.

Tafelwerk. Die grossen Abbildungen sind leider sehr hart ausgefallen. In dem begleitenden Text sagt der Autor, dass namentlich die Gefährdung der Fresken, zumal der inneren Wand, mit dem Hauptbild die Publikation veranlasst habe. Zitiert den Brief Hildebrands, der die Art seiner Mitarbeiterschaft festsetzt. (Vgl. Bd. I, Note 153.) Beschreibung der vier Wände. In dem Schlusswort stellt Hartwig die Fresken als den Gipfel des Maréesschen Werkes dar. „Die vierzehn Jahre, welche Marées nach Beendigung der Arbeit in Neapel meist in Rom verbrachte, zeigen nur ein ewiges, hoffnungsloses Ringen, wie es in ergreifender Weise Konrad Fiedler in seinem herrlichen Nekrolog auf Marées geschildert hat. Die Kräfte verliessen den Künstler meist in dem Momente, wo er von der Anlage der Bilder zu ihrer letzten Ausführung übergehen wollte . . . Wenn wir seine Entwürfe sehen, die unter dem Namen der Hesperidenbilder bekannt geworden sind, so ist es uns, als strecke der Künstler sehnsuchtsvoll die Arme aus nach etwas, was er einmal besessen und was er aufs neue zu erreichen strebte, in schwankendem Glauben auf ein erneutes, endliches Gelingen . . ."

WILHELM HAUSENSTEIN in Sozialistische Monatshefte. 10. Heft 1909. Hans von Marées.

„Was Cézanne in grossen, positiven Farben aussprach, ist dasselbe, was Marées mit seinen besonderen, mehr skulpturalen Mitteln erfassen wollte: das Lapidare der sichtbaren Welt. Aber die äusserste Analogie müsste vielleicht noch anders formuliert werden: es ist das Verhältnis der ungebrochensten Unmittelbarkeit zur Erscheinung. . . . Zwischen Marées' Kunstwerk und der Natur steht in der Reife nur er selbst. Kein Granchen ungeprüfter Ueberlieferung. Jeder künstlerische Akt ist auf seine Wesensbedeutung zurückgeführt, ist bewusst, ist persönlich. Ebenso Cézanne. Darum verstehen wir Allzugebildeten diese Künstler zuerst so schwer. Sie tun unserer Zivilisation den Tort, das zu meinen, was sie sagen. In diesem Verhältnis zum Sichtbaren liegt zugleich ein seltener menschlicher Vorzug. Man nennt ihn auch in der Umgangssprache Ehrlichkeit. Aber man weiss nicht, wieviel dies Wort umschliesst. . . . Die Historie erschien ihm als moralische Belastung, die programmatische Pflege eines stofflichen Naturalismus als etwas künstlerisch Irrelevantes. Altmeisterliches Malen galt ihm unreeller Aneignung fremden Verdienstes gleich; impressionistische Skizzenkunst, die er beherrschte, war ihm Anfang, nicht geruhige Vollendung. . . . In Marées war kein Atom von Sentimentalität, kein Atom vom Träumer. . . . Marées war kein Italianisant wie die Flämen des 16. und 17. Jahrhunderts oder wie die deutschen Romfahrer vom Ausgang des 18. und vom Anfang des 19. . . . Marées war bildender Künstler im allerelementarsten Wortsinn. Er wollte die Fülle dessen, was da ist, auf das Wesentliche der Erscheinung zurückführen und das Notwendige bildend nachschaffen. Aber ohne Mittlerschaft. Er stand der Aufgabe mit protestantischer Immedietät gegenüber: wir zwei, ich und du."

Folgt Biographie nach bekannten Quellen und Würdigung einzelner Werke und der Bestrebungen Marées'.

OTTO HAUSMANN: Die Malerei und verwandte Künste im Wuppertal. In Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins. 13. Jahrgang. Nr. 5. Mai 1906.

Gibt Daten aus dem Leben Hans von Marées. Urteil: „Wenn man Hans von Marées' Schöpfungen im grossen und ganzen betrachtet, so muss man ihm in gewissem Sinne ein bedeutendes Malertalent zusprechen . . . Doch stand seine eigene ursprüngliche Begabung und sein Können als solches im grellsten Gegensatz zu seinen sonstigen hohen geistigen Eigenschaften, die seiner Phantasie stets herrliche Gebilde vorzauberten, wobei ihm die Kraft mangelte, diesen auch die nötige Gestaltung zu geben."

Folgen Nachrichten über den Tod Marées' nach der Erzählung des Bildhauers Wilhelm Neumann-Toborg.

„Es war in Rom in Künstlerkreisen bekannt geworden, dass Hans v. Marées an der Malaria erkrankt sei. Von einem Ausflug, den ich mit dem Musiker Pichler gemacht, in später Nacht zurückkehrend, gelangten wir in die Nähe von Marées' Wohnung. Wir beschlossen, uns dort nach dessen Befinden zu erkundigen, und stiegen zu ihm die Treppe empor.

Als wir die Türe öffneten, lag Marées zu Bette, und ein einziger Blick genügte, in ihm einen Sterbenden zu erkennen. Sein treuer Freund, der Bildhauer Volkmann, der ihn Tag und Nacht aufopfernd gepflegt, war im Nebenzimmer vor Uebermüdung in Schlummer gesunken, und am Krankenlager hatte seine Stelle der Küster der deutschen Gesandtschaft eingenommen. Schweres Röcheln des Sterbenden meldete das Herannahen des Todes. Während ich in den Nebenraum ging, um Volkmann zu wecken, blieb Pichler mit dem Küster bei dem Verscheidenden, der eben den letzten Atemzug aushauchte, als wir gemeinsam das Zimmer betraten.

Ueberwältigt von Schmerz und Trauer um den verlorenen Freund, stürzte Volkmann lautweinend am Sterbelager nieder, während ich die weitgeöffneten, stieren Augen des Toten leise zudrückte und das Frührot des hereinbrechenden Tages seinen goldigen Schimmer über das bleiche, wunderbar schöne, verklärte Männerantlitz des Entschlafenen ergoss, unter dessen Kopfkissen noch eine aufgeschlagene Bibel lag."

EMIL HEILBUT in Der Tag vom 25. Mai 1907. Bei Gelegenheit einer Besprechung des Malers Boehle.

„Er (Boehle) teilt mit Hans von Marées, bei den oft entlegenen Arbeiten, zu denen er greift, das Zusammenschliessende der Komposition, das Zwingende der Form, und kommt weiter als er. Weiter insofern, als er zu dem erstrebten schönsten Ziele gelangt, indessen dem unglücklichen Hans von Marées die Farbe der Entschliessung fehlte. Marées schloss seine Erfindungen wunderbar zusammen, aber er konnte, von Zweifeln und vom Erwägen vieler Möglichkeiten gequält, sie nicht zum Abschluss bringen, er war ein problematischer Künstler. Boehle ist ein nicht nur das Grosse erträumender Künstler und Gestalter."

DERSELBE in Die neue Rundschau, XX. Jahrg., Heft IV, April 1909. Marées in der Berliner Sezession.

„Bis zum Ausgang der siebziger Jahre war Marées, im Grunde genommen, kein Künstler, der so aus dem Rahmen des zu Erwartenden heraustrat, wie man wohl meint. Erst jenseits des Entwurfs zum Hesperidenbild kommt der neue Marées zum Vorschein . . ." Sieht in Marées einen Eklektiker und findet in den späteren Werken, die dem Autor frei von Eklektizismus scheinen, „absoluten Verfall". Zumal in dem späten Schleissheimer Selbstbildnis, während die Florentiner Selbstbildnisse des Jahres 1874 Beifall finden. Im übrigen gehört Marées zu den Männern, „die, anstatt zu schreiben, sich mit der mündlichen Erörterung, der Rede, begnügten und in deren dauernden Wert Schopenhauer Misstrauen setzte . . . Marées hat in den Hesperiden usw. kein Definitives niedergelegt, sondern die Hauptbilder dieser Epoche sind nur lebendig durch das Kolloquium, das hineinverwoben ist . . ." „Nur in seinem früheren Eklektizismus habe er sich bewähren können; und welches auch die Aspirationen seiner Spätzeit gewesen sein mögen: die sind nur Reden gewesen . . . — jedenfalls konnte Marées den Weg nicht durchschreiten, durch den er musste, um zum Ziele zu gelangen. Sowohl seine nicht ausreichende Begabung wie das Versagen seiner Kräfte in den Erinnerungen für das Detail der Form liessen seine Versuche in dieser Richtung scheitern."

ALEXANDER HEILMEYER: Adolf Hildebrand. Künstler-Monographien, Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1902.

„Marées ermangelte bei aller Fülle der Empfindung und Klarheit der Gestaltung des Ganzen der Blick für die Ausführung des Details — es fehlte ihm durchaus an Einsicht der Verwendung technischer Mittel. Er war in seinem Wollen einem Menschen gleich, der in jähem Anlaufe das Höchste zu erringen trachtet und dabei über das Nächstliegende strauchelt . . .

Hildebrand hat es allezeit als eine der glücklichsten Fügungen seines Lebens empfunden, Marées menschlich so nahe gestanden zu haben . . ."

GEORG HERMANN in Berliner Morgenpost vom 7. Jan. 1910.

„Hans von Marées . . . ist Kolorist im höchsten Sinne . . . ein tiefglühender, ein Maler von Gottes Gnaden . . . Seine Kunst der Zeichnung ist durch unermüdliches Arbeiten zu einer kaum übertroffenen Höhe gesteigert worden. . . . hat auf die grossen modernen Bildhauer Deutschlands, Hildebrand, Volkmann, Klinger, gewirkt."

THEODOR HEUSS in Die Hilfe vom 21. März 1909 (Nr. 12) und vom 28. März 1909 (Nr. 13). Hans von Marées.

„. . . Ihn beschäftigt nur mehr gering die Farbigkeit der Epidermis; er strebt nach der Zeichnung, nach dem Körperbau, nach dem Umriss. Aus seiner wesentlich malerischen Vergangenheit wächst nun die Linie heraus; aber sie trennt sich nicht von dem malerischen Grund-

charakter dieser Kunst (wie etwa in den Kartons der Nazarener), sondern sucht sich mit ihm in inniger Verbindung zu erhalten. Nach wie vor sind die Bilder „malerisch“ konzipiert, d. h. auf die Skala der farbigen Tonwerte; nun müht sich Marées, in ihnen die Form, die Zeichnung deutlich werden zu lassen, ohne die Anlage zu zerreissen. Das ist der wahre Grund seiner mühseligen Uebermalungen der formbestimmenden Teile in den grossen Bildern; er zwingt sich mit zerstörendem Willen in die Konsequenzen seiner Begabung und seiner Theorie.

Die monumentale Darstellung nackter Menschen entfernt sich von dem individuellen Charakter der beliebigen Aktzeichnung nach dem Modell. Diese, die genaue Kenntnis und die zeichnerische Verfügung über den Bau des Körpers, muss vorangegangen sein; dann kann sich die Kunst zum Typischen wenden, das man auch das Ideale nennen mag. Die Menschen der Marèesschen Kunst sind nun vom Persönlichen, zufällig, sozial Bedingten völlig befreit; sie sind Träger allgemeiner anatomischer Funktionen, und das ist ihre Aufgabe, das Funktionelle des menschlichen Körpers zum Ausdruck zu bringen. Deshalb, um diesen Zweck nicht zu verschleiern, gibt ihnen Marées wenige einfache Stellungen: das Motiv des Menschen, der in leichter Bewegung Früchte vom Baum herabnimmt, oder der sich nach vorne beugt, um etwas vom Boden aufzuheben, kehrt oft bei ihm wieder. Der funktionelle Sinn der Gelenke wird klar, die Gebundenheit der Bewegung im Organismus deutlich.

Neben diesem primären Formproblem, der Darstellung des nackten Menschenkörpers, steht das zweite, das eigentliche Bildproblem. Die monumentale Malerei hat andere Gesetze als das beliebige Staffeleibild; Marées aber ist von nun an in allen Bildern, auch denen kleinen Formats, monumental, d. h. er sucht den knappsten Ausdruck für eine geschlossene und grosse Wirkung. Wie erreicht er dies in der Fläche? Indem er die einfachen Formwerte der Senkrechte und der Wagerechte heraushebt. Die Umgrenzung des normalen Bildes sind Vertikale und Horizontale; diese beiden Grundrichtungen bildet er zu einem gewissen Schema aus. So kommt Architektur in seine Bilder, bewusste Gliederung, die er nun mit grosser Anstrengung lebendig und frei von akademischer Pedanterie zu halten bemüht ist. Auf den grossen Bildern sind fast immer ein paar nackte Menschen im leichten Spiel der Stehmotive nebeneinander; oder er hat das Schema, dass rechts und links ein Mensch steht und vorne, die Wagerechte betonend, ein Ruhender liegt. So ist auch die Behandlung der Landschaft höchst charakteristisch; früher gaben ihm die Baumkronen einen dunklen Grund zu malerischen Farbakkorden; jetzt stellt er die Bäume so, dass der obere Bildrand die Krone abschneidet und nur die starre Architektur der Stämme, wie Säulen, als vertikaler Richtungswert bedeutend wird.

... Man ist allerdings gemeinhin gewohnt, ihn nicht als einzelnen zu nehmen, sondern mit Anselm Feuerbach und Arnold Böcklin zu einer ziemlich festen Gruppe zusammenzuschliessen. Diese Verbindung leuchtet, bleibt man beim Anekdotischen, ohne weiteres ein: fast gleichzeitig arbeiten drei deutsche Künstler in Italien, verkannt vom Vaterland, ihre Arbeit an der alten Kunst und Kultur, an dem Sagen- und Dichtungsgehalt der Antike entzündend, und erst der Tod hebt ihr Werk in das Bewusstsein der Nation. Aber diese Parallelen dürfen uns nicht zur Oberflächlichkeit verführen; denn in ihrem Wesen sind die drei Männer völlig verschieden. Ich möchte, freilich unter der Gefahr von Missverständnissen, drei Schlagworte herbeiholen, die nach meiner Meinung die Kunst der dreien nebeneinander charakterisieren: Marées ist Klassiker, Feuerbach Klassizist, Böcklin Romantiker.

Das sollen natürlich keine Werturteile sein, sondern die Richtung auf das Wesen zeigen. Man soll das romantische Element in Böcklin erkennen, dann hat man ihn und seine — trotz allem — unverlierbare Grösse und verzichtet, dem Hosianna vor zehn Jahren das nunmehr moderne Kreuziget folgen zu lassen. Böcklin ist Dichter in seiner Bildkonzeption wie in der bewegten Innerlichkeit der Vollendung. So hat er, in seiner Kunst, das alte Fabelland der Dichterträume nacherlebt und neu gebildet, eine völlige Einheit zwischen der schweifenden Seele und Sturm und Ergriffenheit seiner Bilder. Feuerbach aber ist Klassizist in dem Sinne, dass er in der alten Kunst formale Ideale fand und sie nahm, um ihnen neues Leben zu geben. Man vergesse nicht, dass der Franzose Couture eine Zeitlang sein Lehrer war. Wir haben bei Feuerbach das, was wir die „schöne Linie“ nennen. Freilich, da er diese Wege ging, schuf er eine Reihe unvergänglicher Werke, aber er bewegte sich in einem Garten, der fest umzäunt war. Das ist schuld, dass über seinen Bildern ein unfreier Bann hängt: eine andere Kunst lebt noch zwischen ihnen und uns, und wir wissen von ihr. Marées aber nennen wir von den dreien

den Klassiker, weil er, ohne romantische Gefühle und ohne Verbindung zu vorhandenen Formen der Malerei, nach den Grundsätzen der alten klassischen Kunst die grosse Form suchte, die in sich alles, bedeutend und ausdrucksvoll ist, für die es kein „Ideal" gibt, sondern bei der alles Gute immer selber vollendetes Ideal, fertiger Ausdruck der Kunst ist, unhistorisch, unsentimental, ohne Anekdote und Beziehung, an sich selbstverständlich.

Wenn wir sagen, das Klassische sei „selbstverständlich", so meinen wir, von Zeitlichem, Zufälligem, Fremdem losgelöst, die Form als der einzige sachliche Wert der Kunst. Das sei der Inhalt der Maréesschen Kunst, freilich nicht aus der freien Laune des sicheren Instinktes geboren. Seine künstlerische, formale „Selbstverständlichkeit" ist völlig unnaiv, völlig bewusst. Darin liegt die Grösse der persönlichen Leistung, aber auch, wenn man so will, die Tragik von Marées' Schaffen."

ED. HEYCK: Anselm Feuerbach. Künstler-Monographien, Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, S. 128:

Bemerkt über das Zusammentreffen von Marées und Feuerbach in Florenz 1865, „dass ein Einfluss Marées' auf Feuerbach höchstens im Sinne einer aufrichtenden und bestätigenden Selbstvergleichung durch die Bekanntschaft mit dem hochstrebenden, gleichgesinnten Künstler zugestanden werden kann. Von einem greifbaren Empfangen und Beeinflusstwerden des soeben zu seiner eigenen Höhe Hinaufschreitenden durch den so viel Jüngeren und vom technisch-künstlerischen her schmerzlich gefesselten Elberfelder begegnet keine sichtbare künstlerische oder quellenliterarische Spur und kann auch keine Rede sein."

ADOLF VON HILDEBRAND: Das Problem der Form in der bildenden Kunst. (I. Aufl. 1893, IV. Aufl. 1903. J. H. Ed. Heitz, Strassburg.)

Vgl. Bd. I.

DERSELBE in Süddeutsche Monatshefte, III. Jahrg., 9. September 1906. Zum Problem der Form.

„Masaccio gibt in den Fresken des Carmine in Florenz mit den einfachsten Mitteln den reichsten und unmittelbarsten malerischen Eindruck; Velasquez, auf der Höhe der malerischen Errungenschaften, führt die zweidimensionale Einheitsidee des Räumlichen zur stärksten Entwicklung, und Marées erreicht bei allen Unvollkommenheiten die stärkste Raumwirkung der Einheitserscheinung."

DERSELBE in Münchner Neueste Nachrichten vom 29. Dez. 1908. Zur Hans von Marées-Ausstellung in der Sezession.

„. . . Das Lebenswerk Hans von Marées', das jetzt sichtbar vor uns steht, ist der Ausdruck solcher Wahrhaftigkeit gegen sich, die unermüdliche Arbeit, zu sich selber durchzudringen. Sie legt Zeugnis ab vom ewigen Ringen weiter und weiter, dass nichts zwischen Natur und dem Ich stehe, zwischen dem Werk und der unmittelbaren Wonne an der Natur.

Wir sehen, was ihm bei Steffeck vom Lehrer beigebracht worden ist, dann weiter, was er vom Zeitgeist, von der ihn umgebenden Mode und Anschauung erhalten hat — seine Münchener Periode. Mit allem ausgerüstet von Natur, hatte er früh eine grosse Sicherheit, ein grosses Können. Porträte, Landschaften, Figuren, Pferde, alles ist ihm geläufig. Schon geht er stets aufs Ganze, immer spricht eine natürliche Wärme aus seinen Sachen. Aber bei aller Eigenart, die schon seine Bilder zeigen, ist er doch ein Kind der damaligen Zeit und Malweise. Nun sieht er Italien mit seinen Wundern. Er wird aus der Gegenwart herausgerissen, in die Welt von Jahrhunderten, ins Zeitlose gezogen, er sieht alles neu, ewig, getrennt von allen Zeitströmungen, und bricht mit allem, was diesen entspringt. Er fängt von vorne an, um

den Weg zu finden zu einer Kunst, die, in sich zeitlos, das gibt, was immer zu den Menschen spricht als ursprünglicher Naturlaut, er sucht nach einer Kunst, bei der die Natur in ihrer Unschuld dasteht, direkt, ohne dass der Künstler daneben fühlbar wird und einen dabei anblinzelt, nach einer Kunst ohne Pointe, ohne Absicht, ohne persönliche Liebhaberei — rein in ursprünglicher Majestät der Erscheinung, wie bei der Antike. Da war alles Virtuosentum hinfällig, alle Geschicklichkeit, alles, was nicht wahres Erlebnis der Vorstellung; da fing der dornenvolle Weg an, seinem bisherigen Können zu entsagen, das für ihn schon von Konvention und künstlerischen Verliebtheiten verunreinigt war, alles zu vergessen und jeden einzelnen Stein sich selbst herbeizutragen zu dem neuen Bau. Er war wieder Anfänger, konnte nichts und stand ganz allein, nur seinen Herrgott vor sich."

DERSELBE in Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten Nr. 6 vom 9. Januar 1909.

„So ausgesprochen Marées' koloristischer Sinn war, sah er doch die Einseitigkeit dieser Auffassung (die in der Natur nur Farbenerscheinung sieht) ein und empfand die grosse Lücke, die sie der Natur gegenüber lässt. Die Natur stand ihm in ihrem direkten räumlichen und Formendasein so stark vor Augen, dass er hier ein Problem sah, welches sich durch seine bisherigen Malerfahrungen nicht lösen liess. Der unmittelbare eindringliche Eindruck des gegenständlichen Vorhandenseins der Natur mochte noch auf etwas anderem beruhen, als nur auf den subtilen Unterschieden der Tonwerte. Wenn vielfach die Formenwelt eine einseitige Entwicklung erlebt hatte, wobei die Farbe das Stiefkind blieb, so musste es sich jetzt darum handeln, das Geheimnis des räumlichen und Formenzusammenhanges in der Natur wieder zu entdecken, das von der Farbenwelt mit produziert wird und den direkten Natureindruck in seinem Gegenwert hervorruft. Es handelte sich also nicht um eine mehr oder minder glückliche Verbindung von Form und Farbe, um eine sogenannte Vollendung des Getrennten nach beiden Seiten hin, sondern um das beiden Gemeinsame, um einen Bildaufbau, der beides als eines gibt, wie in der Natur. Dieses Gemeinsame erkannte Marées in der Bildkonstellation. Die Gegenstände der Natur mussten so zusammen stehen, dass in ihrer Anordnung schon alle Bedingungen für die eindringlichste Wirkung als Form- und Farbenexistenz gegeben sind. Die Konstellation der Naturgegenstände ist der Kern, der Ausgangspunkt, der letzten Gesamtwirkung. Wir sehen, wie Marées dabei auf die primitivsten Gegenstände zurückgreift: der menschliche Körper, das Pferd, der Baum, der Boden, das Wasser, der Himmel sind fast durchweg die einzige Gegenstandswelt, mit der er seine Bilder aufbaut, das einzige Was; wie er sie aber gegenüberstellt, anordnet — darin liegt seine grosse Kunst — das Wie.

Seine Bilder sind immer Konstellationen, immer neue Resultate seiner Einsicht in die Geheimnisse künstlerischer Anordnung. Je grösser die Tragweite der Konstellation für die Wirkung, desto entbehrlicher werden die Details. Die Vollendung des Bildes ist schon in der Anordnung gegeben, die sogenannte Ausführung würde nichts Wesentliches beitragen. Es ist derselbe Fall wie bei den ungeheuren Figuren Michelangelos. In Marées' Bildern stehen die Gegenstände immer plastisch im Raum, das Auge fühlt stets die kubische Tiefe, mehr als bei den meisten Malern — aber es bleibt eine Tiefe der Illusion, des inneren Auges — das Bild macht kein Loch in der Wand, täuscht nicht das wirkliche Auge.

Die Ueberschneidungen, die Grössenkontraste, die Zusammenfügungen der Pläne und Richtungen etc. sind mit solcher Weisheit und mit solcher Einsicht für die Tragweite der Illusionskraft benutzt, dass nichts im Bilde gegeben ist, was bedeutungslos bliebe und nicht von schlagender Mitwirkung für das Ganze wäre. Nirgend ist blosses Füllsel, alles ist notwendig. Die Oekonomie der Mittel wächst mehr und mehr mit der Prägnanz ihrer Verwertung. Hier ist eine Fundgrube der künstlerischen Erfahrung, aus der jeder unendlich viel lernen kann und die für die Weiterentwicklung der Malerei von unermesslichem Wert ist.

Die gewaltige Lebenswärme, die unmittelbare Naturbeobachtung und Natürlichkeit, die in jedem Strich bei Marées steckt, die traumhafte, satte Naturfülle, die aus seinen Bildern spricht, üben einen Zauber aus, der einem die Welt wieder neu zeigt in ihren elementaren Erscheinungs-

mächten. Nichts von erborgter Poesie, nichts von Assoziation und Erzählung — nur die vergüldende Phantasie der reinen Anschauung. Nicht eine Malerei als einseitige Ausbildung des Farbensinns oder als Fachkunst des farbenempfindlichen Auges, sondern als ein Bild unserer inneren Gesamtanschauung der Natur strebt er an — hierin liegt der ganz selbständige Schritt vorwärts, das neue Problem.

Stehen wir vor seinem letzten Bild, dem Ganymed mit seinem wunderbaren Farbenakkord, so empfinden wir doch die Farbe nicht als ihrer selbst wegen, also ein Schwarz neben Grün, sondern wir fühlen den lebendigen Vorgang, das Steigen des Adlers mit dem schwebenden Körper und dem immer mehr versinkenden Land unter ihm. Die künstlerische Schönheit empfinden wir als Wonnegefühl, mit dem der Vorgang sich in unsere Vorstellung einhenkt, nicht als ein vom Vorgang Getrenntes. Deshalb wirkt seine Kunst stets bescheiden, nie aufdringlich oder absichtlich.

In unserer Zeit, in der man so geneigt ist, nur die Stimmung, die aus einem Kunstwerk spricht, auf sich wirken zu lassen, und man diese sozusagen wie den Rahm von der Milch abschöpfen möchte, liegt die Gefahr nahe, dem Stimmungsgehalt der Maréesschen Bilder direkt nachjagen zu wollen und sich einzubilden, dass man dies erreiche, wenn man auch wieder so einfache Vorwürfe zur Gestaltung bringe wie er. Darin läge eine arge Täuschung. Wer von Marées lernt, in die künstlerische Wirkung der Konstellationsbedingungen einzudringen, der wird Freiheit und selbständige Förderung erfahren."

HYAZINTH HOLLAND in der Allgemeinen Deutschen Biographie, 1906, Nr. 52, S. 190 ff.

„M., der übrigens nur vom psychiatrisch-pathologischen Standpunkt richtig beurteilt werden kann, hegte eine so hohe Meinung von seinen eigenen Leistungen, dass er hingegen alle anderen Bestrebungen als handwerksmässigen Betrieb verabscheute. So wurde M. selbst der schlimmste Feind seiner eigenen Sache. Unausgesetzt und planlos zeichnete er, meist ganz geschickt und richtig, eine Anzahl von Naturstudien, welche dann, unausgenützt auf dem Boden verstreut, ohne weitere Verwendung zertreten oder verbrannt wurden. Bei seinen „Kompositionen" gediehen aber die Figuren immer ohne Modell, ohne Formengedächtnis, mit gräulichen Proportionsfehlern und anatomischen Unmöglichkeiten. Dazu erging er sich in nutzlosen Theorien über „Raumverwendung"; ist diese richtig erfasst, so ist schon die halbe Arbeit getan, und das Bild ergibt sich von selbst. Er rechnete mit Massen und „Bewegungsrichtungen, mit Verhältnis von Raum und Füllung". . . . Für seine Figuren gibt es in keiner orthopädischen Anstalt Heil und Genesung. . . . M. wurde neben seiner eigenen unglücklichen Veranlagung ein Opfer unzeitigen Mäcenatentums und laienhafter völlig unkritischer Kunstbewunderung; von einer Phase immer wieder in eine gleich unzweckmässige neue Versuchsstation gedrängt und selbst noch nach seinem Ende zu einem angeblichen Bahnbrecher aufgebauscht, eine Mission, deren auch nur annähernde Lösung ganz ausser seinen zugemessenen Kräften lag."

HUBERT JANITSCHEK in Die Nation, Jahrg. 1889/90 Nr. 51. Hans von Marées.

Verfasser knüpft an die „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers" Karl Hillebrands an, die ein Spiegel der im Maréesschen Kreise herrschenden Ideen seien. Dieser sei beim Tode seines Führers um so schwerer erschüttert gewesen, als Marées eben im Begriffe war, die Ergebnisse seiner künstlerischen Mühen dem Urteile der Mitwelt zu unterbreiten, das vielleicht günstig gelautet haben würde.

„Für einen kleinen erlesenen Kreis von Künstlern und Kunstfreunden waren seine Worte und sein Tun längst eine Losung; diesen Kreis zu erweitern ist nun die Aufgabe der Jünger und Freunde des Künstlers." Die Lösung dieser Aufgabe werde erleichtert durch die 1890 von Konrad Fiedler herausgegebenen „Bilder und Zeichnungen von Hans von Marées".

Verfasser gibt eine kurze Biographie des Künstlers. „Marées konnte sich in dem herkömmlichen Kunsttreiben nicht heimisch fühlen, die Rolle des Nachgeborenen entsprach weder seinem Charakter noch seinen künstlerischen Zielen. . . . Marées suchte die Natur, sie zu finden, dazu gehörte Stille, grosse Natureindrücke und eine Kunst, deren ganze Entwicklung nichts war, als die wachsende Fähigkeit und Kraft, die Natureindrücke ganz naiv in künstlerische Gestalt umzusetzen. Wo hätte er dies alles besser treffen können, als in Italien?" Verfasser schildert durch Briefstellen Marées', dass diesen auf dem Boden, auf dem er stand, „ein Doppeltes ängstigte, einmal nicht genug zu vergessen, und dann in jener „Konkurrenz mit den Werken der Schöpfung" nicht zu bestehen. Die durch Akademieerziehung banal gewordene Dressur des Auges, die kleinen technischen Kunstgriffe, welche an die Stelle echter Kunsttradition getreten sind, erschienen ihm als die stärksten Gefahren, die künstlerischem Gestalten in den Weg treten, und dann kam die zweite positive Aufgabe, den Natureindruck im Kunstwerk zu so gesteigertem Ausdruck zu bringen, dass er gleichsam für sich wieder wie ein Naturwirkliches (nicht ein Spiegelbild der Natur) erscheine. In dem Ringen danach verzehrt sich seine Kraft. . . . Der letzte Schritt, der ins Freie führt, war seiner Kraft versagt," die aber vielleicht sich als stärker erwiesen hätte, wenn ihr die Verhältnisse gedient hätten wie damals, als M. die Neapeler Fresken malen durfte. „Die Gegenstände der Darstellung sind für Marées bezeichnend: Menschen in den einfachsten Verhältnissen und einfachsten Verrichtungen, ruhend oder anstrengungslos bewegt, also ein elementares Naturdasein, das ausschliesslich durch seine Erscheinung wirkt, nicht durch irgendwelche Handlung stofflich reizt. Ein zweiter Auftrag trat meines Wissens nicht an Marées heran; so ging er ausschliesslich seinen eigenen und eigenwilligen Forderungen nach."

Verfasser schildert dann einen Besuch, den er dem Künstler in dessen Atelier im Frühling 1887 kurz vor dessen letzter Krankheit machte. „Nie hatte ich ihn vorher so mitteilsam, so ausgeglichen mit sich selbst, so vertrauensvoll gefunden, wie in jenen Wochen, welche seiner letzten Krankheit vorausgingen. Und dieses Vertrauen teilte sich denn auch mir mit. Unvergesslich bleibt mir der Eindruck, den ich beim Betreten des Ateliers hatte: auf welche glückselige Insel war ich da verschlagen, bevölkert von Gestalten, die nichts sein und vorstellen wollten, als Kinder der Natur. Das war wieder Arkadien, die Natur in ihrer Unschuld und Einfachheit und Menschen und Natur in voller Harmonie. Die Landschaft, die Menschen ohne jegliche Pose. Welliges Hügelland, von schlankstämmigen Bäumen mit goldenen Früchten bestanden, und unter den Bäumen Männer und Frauen, Mädchen und Jünglinge, Greise und Kinder die Hesperidenäpfel pflückend, sie einander darreichend, damit spielend, niedergerollte am Boden haschend, und damit so das Auge durch immer neues Spiel der Linien entzückend. Hier empfand man, wie keusch die Nacktheit ist, wenn sie von aller Pose frei zur Darstellung kommt. Diesen „Hesperidenbildern" schlossen sich andere an, die in völlig gleicher Stimmung wurzelten und auf gleiche künstlerische Absichten zurückführten. Es ist nicht leicht, besondere Bezeichnungen dafür zu finden und der Künstler wurde recht ärgerlich, wenn man die Forderung nach solcher Bezeichnung an ihn stellte." Es folgt dann eine Schilderung der betreffenden Arbeiten, die Verfasser mit Namen zu belegen sucht: Narkyssos, Liebespaar (Hirt und Hirtin). Goldenes Zeitalter, Werbung usw. Nackter rossezügelnder Jüngling. Greis und Knabe. Mann und Weib auf den Tempelstufen. Mädchen im Waldesdunkel dem Falterspiele zuschauend. „Sucht die Phantasie nach Analogien für diesen Gestaltenkreis, so taucht ebenso die Gestaltenwelt der Antike, wie die des italienischen Quattrocento empor. Und ich möchte sagen, in noch höherem Masse diese letztere, als jene erstere — doch zeigt sich auch da bald, dass die Verwandtschaft nur in der Kunstanschauung, nicht in der Formensprache liegt. Was diese betrifft, so fehlt bei Marées schon jene Sicherheit der Formenbezeichnung, welche eine Epoche besitzt, die ungestört von fremden Einflüssen es als die einzige Aufgabe des Künstlers betrachtet, im Kunstwerk den Natureindruck künstlerisch zu bewältigen.

Es fällt nicht schwer, Marées' Fehler in den Verhältnissen seiner Figuren nachzuweisen, mangelhafte Durcharbeitung der Einzelformen, besonders der Hände, der Füsse, der Beine, darzutun. Aber lebendig und natürlich ist bei ihm immer die Linie, welche Haltung und Bewegung umschreibt." . . . Verfasser spricht dann vom hl. Martinus, vom hl. Georg, einzelnen Bildnissen, wie dem Selbstporträt etc. „Keines der Gemälde . . . wollte der Künstler als vollendet gelten lassen; das wurde zum schweren Verhängnis." Verfasser konstatiert nach Schilderung

eines Kartons, dass Marées nicht vergönnt gewesen ist, zu einer Reihe völlig ausgereifter Schöpfungen sich durchzuarbeiten. „Doch eines bleibt ihm gesichert. Er ist der wahre geistige Mittelpunkt einer Richtung, welche eine Kunst ohne Ahnen vertritt. Hildebrand, Böcklin, Thoma sind die stolzesten Namen derselben. . . . Diese Künstler schauen der Natur ins Herz, und die Eindrücke, die sie aufgenommen, gibt ihre künstlerische Gestaltung wieder, ohne Blick auf Griechenland oder Italien und darum den Schöpfungen dieser grossen Epochen im Innersten erst recht verwandt. . . . Die Bedeutung Marées' liegt darin, die künstlerischen Absichten dieser Richtung, die Wege, die dahin führen, in das hellste Bewusstsein gestellt zu haben, durch eigene Tat und Leiden gelehrt zu haben, dass des Künstlers ganze Aufgabe sei, im Bilden und Gestalten ohne Blick auf Rechts oder Links, auf Vorwärts oder Rückwärts der Natur und nur der Natur immer näher zu treten. . . ."

FRIEDRICH KERST in Täglicher Anzeiger für Berg und Mark, 79. Jahrg. Nr. 26 vom 31. Januar 1904.

Mit Hilfe von Zitaten aus Maréesschen Briefen wird seine passive Lebensfreude gefolgert. Wie die fünf später angeführten Aufsätze sucht auch dieser für die Elberfelder Marées-Ausstellung Stimmung zu machen.

DERSELBE in Beilage zum Täglichen Anzeiger für Berg und Mark, 79. Jahrg. Nr. 20, 24, 27, 28, 31. Januar und Februar 1904.

Konstatiert, dass man Marées' Namen wie denjenigen eines Helden nenne, der mit allen Kräften nach einem hohen Ziel gerungen, aber unverstanden von der Mitwelt, mitten auf der Bahn zusammengebrochen sei, und erklärt die Gleichgültigkeit des Publikums für den mit der Piloty- und der Düsseldorfer-Schule gleicherweise brechenden Marées. Verteidigt den Künstler als einen sich stets verbessern wollenden Strebenden und weist auf die Fresken in Neapel als vollgültige Beweisstücke für seine Schöpferkraft hin. Betont den Wert der Handzeichnungen und den der Kopien. Flüchtige Biographie Marées'. Erwähnt die Vorträge von Fries und Schubring. Marées sei im Hause Aue 40 geboren. „Er besuchte die Schule des — alten Schlupkoten —, also die Volksschule . . . In seinem Sammetjäckchen fiel der geweckte Knabe . . . unter der Kinderschar auf." Der Autor hielt 1899 einen Vortrag über Marées im Bergischen Geschichtsverein in Elberfeld. Nicht gedruckt. Stellen darüber in den Zeitungsaufsätzen.

FRIEDRICH V. KHAYNACH: Bildende Kunst und Weltanschauung (Rom, Tipografia „Roma", Deutsche Buchdruckerei, 1908). S. 67—69.

„Neben diesen siegreichen Vollendern" (Böcklin und Feuerbach) „erscheint M. . . . als ein schwer verständlicher Torso. Seine Bilder, die eigentlich nur ein Thema behandeln, nämlich ähnlich wie Puvis de Chavannes, die zeitlose Existenz darstellen, sind mit wenigen Ausnahmen . . . Fragment geblieben. War es ein pathologischer Zug in ihm, oder die Einsamkeit, in der er schuf, genug, es gelang ihm nicht, seinen Werken den letzten Abschluss zu geben . . . aber der Künstler wird gern darüber hinwegsehen, weil die Werke . . . doch in ihrer Totalität durchaus vollkommen sind . . .

Er, der durchaus voll griechischen Geistes war und der für katholisches Wesen kaum Sentiment besass, ist doch in mehr wie einer Weise dem grossen Giotto verwandt, auch er treibt strengen Satz, er geht auf Form aus, die er vornehmlich in der Einteilung des Raumes sieht, er ist sehr abstrakt und kein liebenswürdiger und leicht zugänglicher Mann. Ohne von Architektur etwas zu verstehen, wird man schwer zu ihm in das rechte Verhältnis treten . . . Marées ist vor allem als Bahnbrecher für die Zukunft anzusehen . . ."

KÖLNISCHE ZEITUNG vom 1. März 1910: Die Marées-Ausstellung im Kölner Kunstverein.

Verfasser meint, es werde bei der Veranstaltung „sich immer vor allem um ein Unterrichten, um eine Belehrung, eine Kenntnisnahme handeln können und nicht um das, was man Kunstgenuss im vollsten Sinne nennen kann, denn Marées ist eine literarisch-theoretische Erscheinung des modernen Kunstlebens, die man dem Laien nie wird völlig verständlich machen können.

Er wollte auf der Leinwand eine Idealwelt schaffen, in der sich bestimmte Erscheinungen der Natur zu einer grossen sinfonischen Harmonie, zu einem gewaltigen rhythmischen Spiele vereinen sollten. Zunächst handelte es sich dabei um den Rhythmus des Raumes und um Stimmungen, die in der menschlichen Empfindung entstehen durch das Anschauen der Weite und ihrer Grundformen, des Hohen, Aufwärtsstrebenden und des Breiten, sich in die Länge Ziehenden. Durch die mannigfachen Wendungen dieser Form des Naturbildes im Raum entsteht für das Auge aus der Summe der mannigfachen Gegenstände, die es sieht, eine Art rhythmischer Bewegtheit, die ein Wohlgefühl, einen Lustreiz im Beschauer erwecken. Dieser Reiz nun sollte noch gesteigert werden und durchgeistigt durch die Erscheinung des Menschen, der ohne Geschehnis und Erlebnis mit seiner nackten Schönheit sich zwecklos in der Natur aufhält. Namentlich ist es Marées um den Mann, um den Jüngling und seine Formenschönheit in Stellungen zu tun gewesen, die wieder im Zusammenhang mit der Raumdarstellung einen bestimmten rhythmischen Sinn des Linienspiels haben sollten.

Personen von feinem ästhetischen Gefühl und namentlich solche, die selber als gute Zeichner starken Formensinn haben, werden bei ihm Werte entdecken, die einen feinen ästhetischen Genuss gewähren. Was er wollte, seine Theorien und seine kunstphilosophischen bedeutenden Anschauungen vom Wesen der Malerei sind eigentlich das Wichtigste an ihm, so dass man leider sagen muss: es ist viel interessanter, über Marées zu lesen, als seine Bilder anzusehen."

MR. H. J. KOENEN in s' Gravenhage Heraldisch-Genealogisch Archif (Dir. D. G. van Epen), 1898. Het geslacht De Marez.

Die Abstammung der Anhalter Familie. S. 473 ff. Hans von Marées auf S. 495 mit dem Geburtsjahr 1835 und unkorrektem Sterbedatum.

HERMANN KONNERTH: Die Kunsttheorie Konrad Fiedlers. Eine Darlegung der Gesetzlichkeit der bildenden Kunst. Mit einem Anhang: Aus dem Nachlass Konrad Fiedlers. München u. Leipzig 1909, R. Piper & Co., Verlag.

Siehe Bd. I.

ALFRED KRAUTH in Anhaltischer Staatsanzeiger, 13. Oktober 1909, Nr. 240, 2. Beilage. Die Zoologische Station zu Neapel.

Beschreibung der Motive der Neapeler Fresken.

OTTO KREBS in Pan Jahrgang V, 1899, S. 114—118.

Gibt bekannte biographische Einzelheiten und spricht besonders über die letzten Werke. „Formen wollte er einen adäquaten, bildnerischen Ausdruck für eine allgemeine künstlerische Naturauffassung geben; das war seine tiefinnerste Absicht . . ."

„Er verlangte von einem Bildwerk das höchste Mass zu erreichender Illusion des Lebens, wo das Kunstwerk an die Stelle der Natur tritt, wo wir aufhören, die Kunst durch die Natur

sehen zu wollen und „uns vielmehr der Kunst unterwerfen, damit sie uns die Natur sehen lehre. Dass ihm dies nicht gelingen wollte, empfand er selbst als das tragische Missgeschick seines Lebens."

Betont den Einfluss Marées' auf Literaten (Hildebrand, Hillebrand, letzteren als ungenannten Verfasser der „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers") und auf die Bildhauer, besonders Adolf Hildebrand.

## KUNSTCHRONIK 22. Jahrg., Nr. 39, Juli 1887, S. 631.

Todesanzeige. „Ist in Deutschland wenig bekannt geworden. . . . Einmal sind auch einige Bildnisse von seiner Hand in Gurlitts Kunstsalon in Berlin erschienen, welche jedoch dem grossen Rufe nicht entsprachen, der mit seinem Namen verbunden war. . . . Hoffentlich wird uns sein Nachlass über seine Bedeutung aufklären."

## ISOLDE KURZ in Deutsche Rundschau 34. Jahrg., Oktober 1907. Adolf Hildebrand zu seinem sechzigsten Geburtstage.

Berichtet, dass Hildebrand ein Bild Marées' (Mann, Weib, Alter, der eine rollende Orange hascht) kopiert hatte[1].

Ueber Beziehungen Hildebrands zu Marées. Ueber Marées: „Er trug das Höchste in sich, er wusste so genau, was er wollte, dass er in Stunden der Erhebung seine noch im Werdeprozess begriffenen Bilder dem Beschauer als fertige, vollendete erscheinen lassen konnte; aber unaufhörlich zerrann ihm das Werk unter den Händen, und nur selten wollte es ihm gelingen, seine Gesichte rein und vollkommen zur Darstellung zu bringen . . . So erreichte er es nicht, die Welt zur Anerkennung zu zwingen, und von denen, die mit ihm verkehrten, ahnten die wenigsten in ihm den grossen Pfadsucher und Bahnbrecher. Es muss für Marées ein Göttergeschenk gewesen sein, dass der junge Hildebrand in sein Atelier trat und augenblicklich in seinen Bildern erkannte, was ihren Ewigkeitswert ausmacht."

Marées „litt am Verkanntsein" und „auch unter dem Gefühl seiner Armut".

„. . . Als Hildebrand nach Berlin übersiedelte, duldete es auch Marées nicht mehr in Rom; mit Porträtaufträgen . . . folgte er dem jungen Freunde nach Deutschland. Aber mit Marées reiste sein Dämon. Es gehörte zu seinen Eigentümlichkeiten, dass er nichts auf Bestellung malen konnte . . ."

Nach der Meinung der Verfasserin löste sich das Verhältnis zwischen den beiden Freunden infolge der Heirat Hildebrands.

Sie schildert aus eigener Erfahrung Marées' Persönlichkeit, den sie 1885 kennen lernte: „Mittelgrosse Gestalt, mit sehr geraden Schultern, die Züge hart, die Augen aber weich. Im Benehmen hatte er bei aller Einfachheit etwas von der Ritterlichkeit der alten Schule, das er offenbar dem anderen Geschlechte gegenüber zu betonen liebte."

Von dem Maréesschen Nachlasse, den die Verfasserin in Hildebrands Atelier sah, heisst es: „Eine hohe, höchste Welt, die ein böser Dämon durcheinandergerüttelt hat; von der formensicheren Meisterhand Verzeichnungen, wie sie einem Kinde zustossen würden, und die Oberfläche der Bilder meist uneben, hügelig, an geographische Reliefkarten erinnernd, lauter Folgen der Uebermalungen, mit denen er jeden Tag aufs neue über ein angefangenes Bild ging . . ."

. . . . „Technische Fehler kamen hinzu. Er hatte sich bei den Fresken in Neapel so sehr an das flüssige Malen gewöhnt, dass er auch beim Atelierbild nicht darauf verzichten mochte . . . Die Mängel dieser Bilder sind längst als bekannt vorausgesetzt; nur noch ihr stiller Adel, ihr lächelnder, gehaltener Ernst spricht zu dem Beschauer, und als leise Tragik geht das Nichterreichte nebenher . . ."

Die Verfasserin bespricht vorübergehend das Verhältnis Konrad Fiedlers zu Marées und erwähnt das Projekt eines gemeinsamen Werkes von Hildebrand und Marées.

[1] Gemeint sind die Lebensalter $^{K\ 280}$.

KARL LAMPRECHT: Deutsche Geschichte. 1. Ergänzungsband. Berlin 1902. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung.

„Feuerbach ist 1880 gestorben — wenige Jahre, bevor die Welt zum Verständnis seiner Kunst heranreifte. Denn um die Mitte der achtziger Jahre erhob sich schon das Gestirn Böcklins mit weithin wärmendem Strahle. Feuerbach aber hat schwer gelitten unter dem Unglück, unverstanden zu bleiben bis zum Tode. Denn er wusste seinen Wert zu schätzen, wenn nicht zu überschätzen. Aber eben deshalb war doch wohl noch unglücklicher als er ein Künstler, der nicht minder als Vorläufer der grossen Idealisten gelten darf, und dem es gleichwohl nicht vergönnt war, in der eigenen Brust starke und ständige Widerstandskraft zu finden gegen äussere Verkennung. Hebbel hat einmal aus tiefster Kenntnis gewisser seelischer Grundbedingungen seiner Zeit im Jahre 1847 geäussert, dass „in der geistigen Sphäre hin und wieder an gewissen Punkten mit Notwendigkeit ein Uebergangsgeschöpf hervortreten müsse, das der Idee nach einer höheren Gattung angehören muss, als es durch seine noch mangelhaften Organe zu realisieren vermag". Und er hat gefragt, wie denn wohl ein solches Geschöpf dem Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen entfliehen könne?

Das von Hebbel aufgeworfene Problem hat das Schicksal von Hans von Marées (1837—1887) beherrscht[1]. Marées, der schon in jungen Jahren in München als ein überaus begabter Künstler galt, hat den ins Inhaltliche hinüberschweifenden Idealismus Feuerbachs niemals ganz erkannt, geschweige denn anerkannt. Vielmehr kam er schon in München der Auffassung näher, dass die Kunst unter allen Umständen keine Symbolik des Empfindens oder gar Erkennens sei, sondern dass ihre einzige Aufgabe darin bestehen müsse, sichtbares Sein zu immer klarerem und reicherem Ausdruck zu entwickeln. Durchaus deutlich wurde ihm diese Anschauung aber doch erst in Rom, wo er seit 1864 weilte. Und keineswegs mit einem Male, wie eine Intuition brach sie über ihn herein. Jahrelang vielmehr, während er andern schon längst als ein untrüglicher, ganz in sich fertiger Führer galt, hat er immer und immer wieder mit sich gerungen, sich ihrer zunächst grundsätzlich zu bemächtigen. Aber schliesslich stand ihm fest, dass die künstlerische Tätigkeit nur auf die Idealisierung des Sichtbaren gehen könne, und dass es hierzu nötig sei, sich die Natur in allen Einzelheiten ihrer Wirksamkeit so völlig zu eigen zu machen, dass es möglich sei, aus ihrer intimsten Kenntnis her reproduzierend zu schaffen, ohne noch eines besonderen Studiums für den einzelnen Fall zu bedürfen. Also grundsätzlich zunächst absoluter Naturalismus — und das hiess doch um 1865 schon wenigstens physiologischer Impressionismus? —, aber dieser Naturalismus nicht eindrucksweise angewandt, sondern seinem Inhalte nach zusammengefasst zu grösseren Gedächtnisgruppen, die dann typische und somit idealisierte Formen der Eindrücke ergeben sollten, wenn sie im Bilde zur Darstellung gelangten. Oder anders ausgedrückt: gedächtnismässige Zusammenfassung der Einzeleindrücke zu Eindruckssammlungen; und diese Eindruckssammlungen Formen der Darstellung.

Marées brachte zur Verwirklichung seiner Absicht ein unglaubliches Formengedächtnis mit; auf seinem letzten Karton waren Akte aus dem Kopf gezeichnet, die sich von anderen, später nach dem Modell gezeichneten als in keiner Weise verschieden erwiesen. Bei diesem Formensinn lag es ihm nun nahe, den Schwerpunkt seiner Malerei vor allem in die plastische Modellierung der Figuren und in die Wiedergabe der Umrisse und der Raumtiefe zu verlegen, soweit nicht etwa eine Typisierung von Eindrücken schon ohne weiteres und naturnotwendig wieder zur stärkeren Betonung der Form zurückführte. In diesem Sinne hat er denn zu schaffen versucht, und danach wählte er sich seine Gegenstände: einfache Wiesengründe, sanft hügeliges Gelände, mässige Baumgruppen, ab und zu ein Wasserspiegel, eine ferne Berglinie — vor allem aber in der Landschaft grosse, meist nackte Figuren, auch Tiere, insbesondere Pferde, und dementsprechend zumeist antike Stoffe: „Urteil des Paris", „Raub der Helena", „Amazonenschlacht", Hesperidenbilder mit dem ständig wiederholten Motiv des Orangenpflückens u. a. m.

In diesen und verwandten, teilweise auch mittelalterlichen Szenen bestrebte sich nun Marées, einer geschlossenen Gesichtsvorstellung Ausdruck zu geben und zugleich in allge-

[1] „Vgl. Fiedler, Schriften über Kunst S. 369—462: Hans von Marées, u. a. m. Ausserdem sind handschriftliche Aufzeichnungen über den Marésschen Kreis von Artur Volkmann benutzt."

meinen Formen die denkbar höchste Illusion der Wirklichkeit zu erreichen. Aber es gelang ihm nicht, sich genug zu tun. Immer und immer wieder übermalte er, was andere oft in der ersten Ausführung als am besten gelungen gefunden hatten, malte und malte, und zerstörte, was er geschaffen.

Das ist die Tragik dieses Künstlerlebens — die Tragik unzulänglicher Kräfte bei hoch gespannten Zielen. Es ist die grösste Seite an Marées, dass er dieser Tragik nicht unterlegen ist. Er zwang sich zum Glauben an sich, und darum unterzwang er diesem Glauben auch andere. Derselbe Mann, der einsam und auftraglos bei verschlossener Werkstatt malte, der im Kunsthandel keinen Namen hatte, begeisterte die besten jungen Kräfte durch die Macht seiner Lehre — und wurde so mit zum Erzeuger und Beseeler einer neuen idealistischen Kunst. Was er gewonnen hatte und was man bei ihm gewann, das war der rücksichtslose, heilige Idealismus einer jüngsten, dem modernen Auge entsprechenden blossen Formenkunst — einer Formenkunst hinaus über das Wissen und Können Feuerbachs."

WILLI LANG in Der Tag, 15. Januar 1909. Hans von Marées. Winterausstellung der Münchener Sezession.

. . . . „Ein seltsam tragischer Reiz liegt in der Folge dieser Bilder, weil sie neben Grösstem die Wunden eines Streiters zeigen, die zeitweilige Ohnmacht seines Willens enthüllen und die Zwiespältigkeit einer ganz grossen Natur offenbaren."

„. . . Es ist frappant, wie gleich die Anfänge der Entwicklung im Koloristischen liegen."

„Wie unendlich Marées Maler war, und wie sicher er Linien zu einem Rhythmus zu bändigen wusste, beweisen die mehr als 100 Handzeichnungen, die zum Wunderbarsten dieser Ausstellung gehören!"

FRHR. VON LICHTENBERG und E. JAFFE: Hundert Jahre deutsch-römischer Landschaftsmalerei. Verlag von Oesterheld & Co., Berlin 1906.

Im Kapitel über Marées (S. 123) wird M. als Vorläufer von Klinger und Greiner hingestellt. Als Grübler, der sich mit verstandesmässigen Dingen abgab. Aus Zitaten aus seinen Briefen und aus der Schrift Pidolls versuchen die Verfasser, seine Anschauungen zu erläutern. „Marées scheiterte an dem Probleme der reinen Form, sein Ideal war ein unerreichbares; darum regten sich in seiner Brust des öfteren Zweifel an seiner Bestimmung und verdüsterten häufig sein Gemüt. In diesem Sinne müssen wir Marées als den unglücklicheren der beiden hochgesinnten und hochstrebenden Künstler (Feuerbach und Marées) bezeichnen."

HANS MARBACH: Zwei Büsten, Erzählung: „Salon", herausgegeben von J. Rodenberg 1874, Heft V und VI. Verlag A. H. Payne, Leipzig.

Siegmund, ein Dichter banalen Kalibers, hat Cölestine, eine reizende Frau, geheiratet, und bittet seinen Freund Ernst, einen Bildhauer, das junge Paar zu besuchen, und von C. eine Büste zu machen. Ernst verliebt sich, Cölestine liebt ihn wieder, bleibt aber der Pflicht treu. Ernst heiratet schliesslich ein anderes Mädchen. — Anspielung auf den Dresdener Marées-Kreis, an dem auch Mosbach teilnahm.

DERSELBE: Das Mysterium der Kunst. C. L. Hirschfeld, Leipzig 1890.

Zitiert Seite 27 das bekannte Brieffragment. „Es ist etwas in mir, was mich immer und immer wieder über jeden traurigen Zustand erhebt . . . etc. (Fiedlers Schriften über Kunst, S. 408) und fährt dann fort: „Ja, darin liegt's, wäre es ihm vergönnt gewesen, dieses Fühlen und Ahnen in seinen Werken ganz zum Ausdruck zu bringen, dann hätte er das hohe Ziel erreicht . . ." Schliesst sich an Fiedler an, ohne persönliche Stellung.

AUGUSTE MARGUILLIER in Le Musée d'art, XIX[e] siècle. L'Art en Allemagne. Paris, Larousse 1907, S. 358.

„Avec Feuerbach, et, comme lui, dans la tradition „romaniste", un artiste solitaire, encore plus que lui inconnu de son vivant, Hans von Marées (1837—1887), fut le précurseur de ce nouveau mouvement. Cherchant, dans le sujet comme dans la forme, le général et l'universel sous le particulier et le contingent, estimant avec raison que le grand art ne réside pas dans la virtuosité, il s'éleva de plus en plus aux conceptions abstraites, se tournant de préférence vers le mythe, la légende et l'allégorie; ses compositions à l'huile dans la plupart sont au musée de Schleissheim (Les Hespérides, Saint Martin, Saint Georges, Saint Hubert, Les trois âges de la vie, etc.) ses à fresque (sujets allégoriques à la Station zoologique de Naples) font de lui en quelque sorte le Puvis de Chavannes de l'Allemagne. — Il ne manque à ces peintures harmonieuses, aux tonalités de tapisseries fanées, qu' une meilleure réalisation technique. Pour parvenir plus facilement à son idéal, Marées alla se fixer à Rome, redevenue ainsi à la fin du siècle la source de l'inspiration artistique.

L'influence de cet esprit et de cet art plein de sérénité, de simplicité, de noblesse, a été grande sur bien des artistes: sur Bœcklin par exemple, sur Hans Thoma, Conrad Fiedler, principalement sur le sculpteur Hildebrand, enfin sur les artistes allemands vivant à Rome, comme le peintre sculpteur Artur Volkmann, le peintre autrichien K. von Pidoll, le sculpteur Tuaillon, etc."

ALFRED MAYER in Leipziger Tageblatt vom 16. Januar 1909. Die Münchener Marées-Ausstellung.

Lobt Marées' Wollen und Leistungen. Bespricht besonders seine Porträts.

DERSELBE in Oesterreichische Rundschau vom 1. Febr. 1909. Hans von Marées-Ausstellung in München.

„Die Farbe war ihm Mittel zum Zweck, er musste sogar den Koloristen in sich bekämpfen, um der Farbe keinen grösseren Raum im Kunstwerk zu geben, als es die harmonische Komposition erforderlich machte."

JULIUS MEIER-GRAEFE: Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst. J. Hoffmann, Stuttgart 1904. Bd. II, S. 421 ff.

DERSELBE: Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten. Julius Hoffmann, Verlag, Stuttgart 1905.

DERSELBE in Ausstellung deutscher Kunst aus der Zeit von 1775—1875 in der Kgl. Nationalgalerie Berlin 1906. Verlagsanstalt Bruckmann, München 1906.

S. 358—372 farbenanalytische Beschreibung der Bilder Marées'.

DERSELBE: 10. Dezember, 11. Dezember, 12. Dezember 1907 Vorträge über Marées in Wiesbaden, Dortmund, Bochum. 12. Januar 1908 Vortrag über Marées im Gewandhaus, Leipzig.

DERSELBE: Hans von Marées in der böhmischen Zeitschrift Volné Směry (Prag), XII. Jahrg., S. 109 ff.

DERSELBE: Geleitwort für den Katalog der Münchener Marées-Ausstellung 1908/09.

DERSELBE in Kunst für Alle, XXIV. Jahrg., Heft 11 vom 1. März 1909. Hans von Marées.

Wenig veränderter Abdruck des Geleitworts der Münchener Ausstellung.

DERSELBE in Die Zukunft, XVII. Jahrg., Nr. 22 vom 27. Februar 1909. Marées in Berlin.

DERSELBE: Vorreden der Kataloge der Berliner, Pariser, Frankfurter und Kölner Marées-Ausstellungen.

Stimmen annähernd mit dem Aufsatz in der „Kunst für Alle" überein.

DERSELBE: Vortrag zur Marées-Feier am 8. März 1909 in der Marées-Ausstellung.

DERSELBE in Nord und Süd, April und Mai 1909. Hans von Marées.

DERSELBE in Gazette des Beaux-Arts Octoberheft 1909. Hans von Marées.

DERSELBE: Vorträge im deutschen Kunstverein in Brüssel, 4. Oktober 1909, im Künstlerhaus in Dresden, 1. November 1909, im Kölner Kunstverein, 9. März 1910.

MEYERS KONVERSATIONSLEXIKON: V. Aufl. 1896. Bd. XI.

Kurze Biographie, die sich an Fiedlers Aufsatz anlehnt.

PAUL MEYERHEIM in Die Woche, Nr. 7, 16. Februar 1907. Ungemalte Wandmalerei.

„So ist beispielsweise jetzt wieder ein ganz Grosser erfunden worden, und seine Werke, von denen eine Anzahl zur Ehre der deutschen Kunst die Besucher der Nationalgalerie erschrecken, zeugen von einer Unkenntnis der Natur und von einer beispiellosen Unfähigkeit, diese darzustellen, wie es, seit die Malerei entdeckt ist, wohl noch nie in ähnlicher Unvollkommenheit dagewesen ist. Der ganz grosse Marées besass selbst eine bedeutende Beredsamkeit und machte sich vielleicht einen Spass daraus, den andächtig seinen Lehren lauschenden Kollegen ungeheuerliche Kunstprinzipien aufzubinden. Sein Hauptthema soll gewesen sein, dass Michelangelo weit überschätzt werde, ähnlich wie Tolstoi entdeckt hat, dass an Shakespeare gar nichts dran sei. Um doch etwas Undefinierbares an Marées' Werken herauszuloben, hat die Kunstkritik das tiefe Geheimnis von der Raumkunst!! erfunden?" (Mit Abbildungen verwaschener Mauerflächen.)

MAX MOLL in Die Zeit (Wien) vom 18. Sept. 1907.

Eindrücke aus der Berliner Nationalgalerie. Die stärkste Bewegung teile „Philippus und der Kämmerer“ mit: „sie sitzen auf einem dem Beschauer entgegenrasenden Wagen; ein aufgeschlagenes Buch, das gesenkte Haupt des einen Rosses, der Negerglanz auf dem Kopf des Kämmerers, die versinkende weisse Stadt in der Ferne, das zerstampfte Unkraut erheben die aufmerksame Betrachtung zu fortdauernder Entrücktheit. Und das gilt auch von den dekorativen Landschaften, von jenen nackten Jünglingen und Frauen in den dunklen Hesperidenhainen. Ihr edles Benehmen, diese majestätische Ruhe in diesen jagenden Pinselstrichen gemahnt an das edle Griechentum des deutschen Idealismus, an die Götter Griechenlands von Schiller, der für sie auch einen so ungestüm andrängenden Rhythmus fand, gemahnt an das Jugendmotiv Richard Wagners, wie es voll erklingt im „Rheingold“ oder in Splittern eingesprengt in die Harmonien der „Götterdämmerung“. Aber diese Gestalten bei Hans von Marées könnte man keiner der beiden Mythologien zuweisen, sie sind ihre eigene und leben in ihrer eigenen Welt so gut wie die Figuren eines antikischen Dramas von Shelley oder Swinburne.“

MÜNCHENER ZEITUNG vom 24. Dezember 1908: Bericht über die Marées-Ausstellung in der Münchener Sezession.

„Es gibt kaum noch einen zweiten Künstler, dessen Kunst in gleich hohem Grade gleichgestimmte und -empfindende Beschauer zur Voraussetzung hat. Das heisst mit anderen Worten: man muss selbst Künstler sein oder wenigstens mit Augen sehen, die denen eines Malers verwandt sind, wenn man erkennen will, was Marées gewollt hat.“

RICHARD MUTHER: Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert, München, G. Hirths Kunstverlag. 1893—1894, III, 621.

„Zu oft scheiterte sein hohes Wollen an der Unzulänglichkeit des technischen Könnens; fast immer verflog sein Dichten und Träumen von Schönheit im Winde, denn die Hand war zu schwach, den Traum zu gestalten.

Wenn trotzdem seine Bilder auf der Münchener Ausstellung[1] eine grosse Wirkung übten, so war es, weil sie ein Prinzip formulierten.

Vergegenwärtigte man sich, dass die Werke schon vor zwanzig oder mehr Jahren entstanden waren, so gewannen sie geradezu bahnbrechende Bedeutung: An die Stelle der didaktischen Formeln war Dichtung, an die der historischen Anekdote die Freude am bildnerisch Schönen, an Stelle des theatralischen Pathos das Aktionslose, die ganz einfache Linie getreten.“

[1] Gemeint ist die Nachlassausstellung 1891.

DERSELBE: Geschichte der Malerei, 1909, Leipzig, Konrad Grethlein, III, 459 ff.

„Marées hat ungeheuer viel gekonnt. Manche seiner frühen Tafelbilder . . . gehören in ihrer altholländischen Tonschönheit zum besten, was in Deutschland gemalt wurde. Durch manches seiner Bildnisse wird man an das Höchste, was es gibt, an Rembrandt und Velasquez, erinnert. In Bildern wie dem hl. Hubertus, dem hl. Martin und dem hl. Georg hat sich mit der malerischen Schönheit noch ein wundervoller Sinn für die Suggestionskraft einfach feierlicher Linien verbunden. Diese Doppelbegabung, die malerische und die architektonische, scheint dann sein Verhängnis geworden zu sein. Gute Tafelbilder zu malen, schien ihm zu billig. Nach festen Mauern verlangte er.“ . . . Meint, die Ermangelung weiterer Aufgaben von der Art der Neapeler Fresken habe ihn zur Sterilität verdammt. „Als Schmuck von Räumen waren seine Bilder gedacht. Dieser Raum fehlte. Wirkten sie oder wirkten sie nicht? Ohne jede Möglichkeit, seine Werke auf ihre raumschmückende Wirkung hin zu prüfen, war er allein

mit dem, was er gewollt hatte, und dem, was die Holztafel ihm zeigte. Eine Dissonanz zwischen dem, was man erreicht hat, und dem Ideal, das einem vorschwebte, wird aber immer vorhanden sein. So verlor er überhaupt den klaren Blick. Er änderte und übermalte, häufte Farbenmassen und Firnisschichten übereinander, die nur das zerstörten, was in einem früheren Stadium der Arbeit besser gewesen war. Und das Ergebnis waren seine Bilder . . . traurige Ruinen, fürchterliche Dokumente seines Geisteszustandes, in den man kommt, wenn man, in die Arbeit verbissen, vor lauter Suchen das Ziel vergisst . . .

Deutschland hätte in ihm einen noch grösseren Puvis de Chavannes, den bedeutendsten Monumentalmaler des 19. Jahrhunderts haben können. Und dass sein Schaffen ein blosses Angebot blieb, ist in der Geschichte der deutschen Kunst, die so vielfach eine Geschichte der verpassten Gelegenheiten war, wohl die traurigste Episode . . ."

NEUE ZÜRICHER ZEITUNG vom 25. Dezember 1908.

Konstatiert den „verblüffenden" Erfolg der Marées-Ausstellung in der Münchener Sezession.

Fortsetzung des Aufsatzes in den Nummern 23, 31, 33, 36, 40 derselben Zeitung (Januar und Februar 1909).

Biographie nach bekannten Quellen und teilweise Besprechung der Bilder.

MAX NORDAU in Neue Freie Presse vom 7. Oktober 1909 über die Marées-Ausstellung im Salon d'Automne:

Vergleicht ihn mit Mallarmé. Wie die Liebhaber dieses Dichters meinten: „aus seinen Büchern kann man keine Vorstellung von Mallarmé gewinnen, man muss ihn in seinem kleinen Salon gesehen, seinen Worten gelauscht haben, um zu begreifen, wie er seine Zuhörer hypnotisiert hat;" so sei auch Marées' Suggestion durch seinen persönlichen Einfluss zu erklären.

„Hans von Marées gehört nicht ganz zur Gattung jener Götter, von denen ausserhalb der Gruppe ihrer Getreuen niemand begreift, weshalb ihnen Tempel und Altäre geweiht werden. Er hat Verwirklichungen hinterlassen, die manchen Ueberschwang rechtfertigen und jede Inbrunst erklären. Sein Werk ist jedoch so lückenhaft, so ungleichmässig, dass es für sich allein schwerlich als überwältigend empfunden werden kann. Wenn er nun dennoch Anbeter gewonnen hat, die ihn unbedenklich als den grössten deutschen Maler von Weltbedeutung im neunzehnten Jahrhundert verkünden, so wird man, um dies zu verstehen, seine Persönlichkeit mit in Betracht ziehen müssen. Marées war unvergleichlich grösser als sein Werk. Die wenigen Personen, die er in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens zu seinem vertrauten Umgang zuliess, sahen in ihm einen Gott im Exil. Sein Wollen war ungeheuer; sein Können, obschon sicherlich gross, damit verglichen, dennoch zwerghaft. Er träumte neue Welten; was er davon in dunklen tiefen Worten den Jüngern offenbarte, blendete sie wie ein Blick in das Ueberirdische. Wenn er aber versuchte, seinen Traum zum Bilde zu gestalten, blieb dieses so weit hinter jenem zurück, dass er selbst ihn darin nicht erkennen wollte und die Jünger es nur darum von einer Art Heiligenschein umflimmert und überglänzt sahen, weil sie zum Gemälde alles Nichtgemalte, ihre Ahnungen, ihre Erwartungen, ihre mystischen Erregungen hinzufügten . . .

Marées zeichnete mit grossartiger bildnerischer Kraft und Sicherheit. Wenn man in seinen Skizzenbüchern blättert, glaubt man häufig, den Spuren der erlauchten Hand Lionardos selbst zu folgen. Wie er einen muskulösen Mannesrücken, einen ruhenden oder lebendig bewegten Frauenleib aus spielenden Lichtern und Schatten modellierte, das hat in der zeitgenössischen Kunst seinesgleichen nicht. Er hatte den feinsten Sinn für Farbenharmonie und wusste kühne und freudige Akkorde zu zaubern, die wie das Aufrauschen eines Orchestertutti wirken. Und mit diesen fürstlichen Gaben brachte er es fertig, schwere, dunkle, fast schmutzige Gesamtstimmungen des Kolorits zusammenzuweben und manche Gestalten so grob zu verzeichnen, dass jeder Tor dazu grinsen und sich als überlegener Kritiker auftun

kann. Warum? „Er hat sich etwas dabei gedacht," sagen seine Jünger; „er hat etwas damit gewollt." Mir fehlt der Glaube. Ich meine, eine Hemmung aus dem Unbewussten, sein feindlicher Dämon, um es mythisch auszudrücken, hat ihm die Finger verkrampft und den Blick verschleiert . . .

Im „St. Philipp und der Kämmerer" fällt auf, dass das Pferd des Heiligen die schnobernden Nüstern mit derselben Bewegung dem Boden nähert, wie das Ross des Vordergrundes in Delacroix' Meisterwerke „Der Einzug der Kreuzfahrer in Konstantinopel". Es handelt sich um eine buchstäbliche Entlehnung . . .

Vor dem „Ganymed" allerdings müsste jeder Einwand verstummen, wenn man sich nur an die Gestalten des Jünglings und des ihn entführenden Adlers hielte. Sie erinnern in ihrer Vollkommenheit geradezu an den Bacchus und den heiligen Johannes des Lionardo; nur wird man selbst hier der rationalistischen Regung nicht Herr, dass zwischen dem Vogel des Zeus und dem tropischen Jüngling ein Missverhältnis besteht und jener seine lebende Last niemals bewältigen wird. Die Alten hielten sich bei diesem Bedenken nicht auf, weil ihnen der Adler nur ein Sinnbild der Allmacht des Olympiers selbst war. Wenn aber der Raubvogel so wunderbar naturalistisch gebildet ist wie bei Marées, vergisst man, dass er ein blosses Symbol sein soll, und misst unwillkürlich seine Kraft an der von ihr geforderten Leistung.

Marées war eine Malerseele, „innerlich durch und durch voller Gestalt," wie Dürer es packend ausdrückt, aber er wollte die „innerliche Gestalt" hochmütig und eigensinnig der Natur aufzwingen. Er erfasste unübertrefflich alle Form, überhaupt jeden optischen Eindruck, und konnte beispielsweise keinen grossen Meister sehen, ohne für eine Weile in seine Abhängigkeit zu geraten, wie denn seine Bilder nacheinander den bedrückenden Einfluss Tizians, Lionardos, Rembrandts, einmal sogar Tiepolos, dann Delacroix' und zuletzt der pompejanischen Fresken verraten; aber kaum hatte er die Anblicke in sich aufgenommen, als er sie auch schon subjektiv umformte, nach seinem Gefühl stilisierte, einem geheimnisvollen persönlichen Weltbild anpasste und einordnete, das mit der Wirklichkeit nichts gemein hatte. Er dachte und fühlte mit seinem eigenen Gemüt; er malte aber mit zwei Seelen, mit der realistischen, die die Erscheinung in ihrer strengen Wahrheit festhalten und nachschaffen wollte, und der träumerisch idealisierenden, die mit den Wirklichkeitselementen selbstherrlich umsprang und dauernd in der ekstatischen Betrachtung irgendeines inneren Gesichts schwelgte, von dem die malende Hand einzelne, dem fremden Auge wenig verständliche Züge in seine Bilder projizierte. Der Zwiespalt zwischen diesen beiden Seelen ist es ohne Zweifel, der ihn verhinderte, seine Meisterschaft in objektiv vollendeten Werken zu betätigen. So bleiben nur zu viele seiner Gemälde Rätsel, deren Lösung in der problematischen Natur des Malers zu suchen ist."

### NUOVA ANTOLOGIA ROM, 16. Dez. 1909.

Inhaltsangabe des Artikels von Jean Chantavoine in Revue Bleue v. 23. Oktober 1909 (siehe dort).

### MAX OSBORN in Neue Revue, Nr. 12, 1909. Hans von Marées.

„Ein grandioses Fragment, das war dies Leben und dies Werk. . . . Er war ein hoheitsvoller Führer und Bannerträger, aber einer wie Moses, der das gelobte Land nur schauen, nicht betreten durfte. Die Ehrfurcht vor ihm verlangt, dass man den Begriff seiner Mission nicht verwirrt."

In Nr. 13 derselben Zeitschrift eine Sammlung von Zitaten unter dem Titel „Bekenntnisse von Marées".

### FRITZ VON OSTINI: Hans Thoma. Künstler-Monographien, Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1900, S. 33.

„Auf seiner italienischen Reise (1874) war Hans Thoma auch zu H. v. M. flüchtig in Beziehungen getreten, dem hochstrebenden, aber niemals gereiften Künstler, dem Manne, welcher der genialste Maler seiner Zeit hätte werden können, aber die Orthographie der Kunst nie vollkommen beherrscht hat. In seiner souveränen Verachtung gegen die sklavische Abhängigkeit

vom natürlichen Vorbild, gegen die Modellmalerei, kam er immer weiter von der Natur ab und formte oft gar wunderliche Gestalten, die für ihre formelle Unzulänglichkeit nicht einmal die Entschuldigung hatten, dass sie naiv gesehen seien. Sie waren das Gegenteil davon, verquält und verdorben. Aber ein herrlicher Zug von Poesie geht durch diese mehr oder minder missglückten Versuche, die Ahnung einer schlichten Grösse, die weit weg war von der Theatralik, die sonst in Deutschland Mode war, ein fast monumentaler Zug, der damals wohl auch seine Wirkung ausübte auf die jungen Künstler des Viktor-Müller-Kreises, welche in der Kunst etwas anderes suchten, als die leere Aeusserlichkeit der Pilotyschule."

FRIEDRICH PECHT in Wiener Rezensionen und Mitteilungen über Bildende Kunst, zum Teil abgedruckt in der Elberfelder Zeitung vom 14. Mai 1864 in einem Aufsatz, betitelt † Frau Friederike von Marées — Hans von Marées.

„Eine energisch ausgesprochene, ganz bestimmte Farbenerscheinung zeigte ein Bild[1] von Hans von Marées, das in unserer Kunstwelt deshalb viel Streit erregte, wie jede neue Richtung, die mit entschiedenem Talent, mit rücksichtsloser Konsequenz auftritt. Ein nichts weniger als reizendes Paar, das dem ehrsamen Stande der Marodeurs oder anderem Gesindel angehören mochte, wie es grossen Armeen zu folgen pflegt, und mit seinem Fuhrwerke eine Abendruhe macht, bildet die Staffage des Bildes, das seiner ganzen Art nach ein landschaftliches genannt werden muss. Der alte Schnapsbruder von Mann, wie die Marketenderin, seine Frau, sind keineswegs schöne, aber frappant wahre Exemplare der Gattung; um so auffallender dagegen ist die Schönheit, Kraft und Tiefe der abendlichen Färbung, die in ihrem Reichtum des Tons an die besten alten Niederländer, einen Both, Huysman u. a., erinnert. Man sollte nun eigentlich glauben, es sei vollkommen genug, wenn ein junger, wenig bekannter Künstler zum ersten Male in solcher Weise auftritt, dass seine Leistung an Farbenpracht und Harmonie, an Feinheit und Eigentümlichkeit des Tons alles übertrifft, was seit längerer Zeit aufgetaucht war. Referent wenigstens getraut sich, trotz allen Widerspruchs, dem Künstler Glück zu seiner originellen Schöpfung um so mehr zu wünschen, als sie eben keine Prätensionen macht, nichts anderes sein will, als ein schönes Bild, diesen Zweck aber in eminenter Weise erreicht.

Es ist schon viel, wenn wir nur erst wieder dazu kommen, das prätentiöse und tendenziöse Wesen einmal so gründlich abzutun, wie es hier geschehen und wodurch ein sehr bedeutendes koloristisches Talent dokumentiert wird."

[1] Es handelt sich um die „Rast am Waldesrand" K 106.

CLAUDE PHILLIPS in The Daily Telegraph vom 5. Oktober 1909. Ueber die Marées-Ausstellung im Salon d'Automne.

„Marées, working in a much more sober, solemn tonality, has much of the dreaminess, the grandeur, the melancholy of Puvis de Chavannes, yet cannot be said to have borrowed anything from him. He may be what a French critic, who makes no effort to comprehend his lofty and absolutely sincere art, has called him— "prodigiously incomplete": he is for all that a true dreamer of dreams, a true seer of visions, an artistic personality such as should not lightly be brushed aside. That he is wholly exempt from affectation, from self-consciousness, may not be said. These modern seers of dream-visions never are, or can be, so exempt. His admirable drawings in chalks, here shown, prove that his sometimes grotesque simplifications of the human form are deliberate. But who that is in earnest, and prepared to meet the true poetic spirit with the sympathy which it claims, can fail to perceive the loftiness, the true ideality of such groups of nude figures as "The Three Young Men," "The Tamer of Horses," "The Temptation"—the "Three Riders," above all—"St. George," "St. Hubert," "St. Martin with the Beggar"—forming a kind of triptych of the highest originality, mysterious in form, in colour, in spirit. Not less interesting in their high seriousness, tinged with the melancholy of thought, are the portraits—several of his friend and benefactor, Conrad Fiedler, and one, of a singular fascination, depicting the painter himself with his friend Lenbach".

KARL VON PIDOLL: Aus der Werkstatt eines Künstlers. Erinnerungen an den Maler Hans von Marées aus den Jahren 1880—81 und 1884—85. Als Manuskript gedruckt. Luxemburg. V. Bück, Leo Bück Nachf., 1890. Neuauflage 1909.

Siehe Bd. I.

JOS. POPP in „Hochland" 1909: Hans von Marées. Besprechung der Ausstellung in der Münchener Sezession.

„Marées schafft die von ihm gewollte Raumstimmung durch die Art und Weise, wie die Menschen zueinander und gegen die umgebende Natur stehen, sitzen, sich bewegen. So ersteht uns aus der Vertiefung in seine Werke eine unhörbare, und doch unserem ganzen Wesen mit zwingender Gewalt sich mitteilende, geheimnisvolle Musik."

WILHELM PORTE in Frankfurter Zeitung, XXXIII, Nr. 192, 1887. Hans von Marées.

„Der Natur gefällt es bisweilen, in einer Laune wilden Humors, auf einen Menschen aller Gaben die Fülle zu häufen und doch zugleich das rechte Früchtetragen derselben zu hintertreiben, indem sie einigen ein die andern lähmendes Uebergewicht zuteilt, dem Ehrgeiz, der nach Höherem trachtet, als wozu die Kräfte ausreichen, der Ehrlichkeit, die sich scheut, mit dem ans Licht zu treten, was den übertriebenen Selbstanforderungen noch nicht ganz vollendet erscheint. Solche Menschen haben eine Art tragischen Schicksals. Sie arbeiten, denken, streben unablässig, sind stets von Unzufriedenheit gequält, da man aber wenig Erfolg ihrer Anstrengung sieht, so werden sie gemeiniglich für nutzlose Müssiggänger gehalten. Und doch, haben sie bei ihrem verborgenen, aufreibenden Mühen nur einen neuen Gedanken gefunden, gelernt nur ein Ding unter neuem Gesichtspunkte zu betrachten, so verdienen sie höhere Schätzung als jene, die auf ausgetretener, breiter Strasse trabend, hundertmal so häufig unter dem Beifall der Menge ans ersehnte Ziel klingenden Erfolges gelangt sind. Denn nicht ein bestimmtes Quantum herunterzuarbeiten ist der Beruf des Menschen, sondern arbeitend fortzuschreiten.

Allerdings ist d e r Fortschritt noch kein grosser Gewinn, der nur im stillen Denken eines Einzelnen erfolgt und nicht in einer für alle erkennbaren Gestalt Aeusserung findet. Allein nicht selten haben solche Naturen, im glücklichen Ausgleich für die versagte Möglichkeit, mit eigenen Taten hervorzutreten, einen starken Drang, andere zu beeinflussen und in ihre Bahn zu lenken, und es gelingt ihnen, tatkräftigere, weniger gewissenhafte Genossen zu Schöpfungen zu veranlassen, die, ohne das vorschwebende Ideal völlig zu erreichen, es doch deutlich genug zu erkennen geben. Und so werden in der Geschichte manche Fortschritte solchen verdankt, die ihr Leben scheinbar untätig verdämmerten.

Zu dieser Klasse von Menschen gehörte der Maler Hans von Marées. Er hat immer gearbeitet, aber die Zahl seiner fertigen Werke ist verschwindend klein. Abgeschlossen sind eigentlich nur die Fresken im Dohrnschen Aquarium zu Neapel, Szenen aus dem neapolitanischen Volksleben von grosser Frische der Erfindung, in der Freskotechnik trefflich, von einer Leuchtkraft der Farbe, wie sie in dieser Malweise nur selten erreicht wird. Hier zwang eine äussere Nötigung zum Fertigmachen. Wo diese wegfiel, bei den Tafelbildern, konnte er den Abschluss nie finden, der für ihn nicht, wie für die Mehrzahl der heutigen Künstler, dann gekommen war, wenn die Arbeit verkäuflich schien. Er erfand, verbesserte, verwarf unausgesetzt und konnte sich nicht genug tun. Endlich nach jahrzehntelangem Kampfe glaubte er seine Mühen gekrönt zu sehen. Da starb er; fünfzigjährig, an einer Gehirnentzündung. Vielleicht war es ein Glück. Wer weiss, ob der Freude über den errungenen Sieg nicht von neuem die Bitternis der Enttäuschung gefolgt wäre?

Trotzdem er kaum das geleistet, was ihm in den Augen der Fernerstehenden die Bedeutung eines grossen Künstlers geben könnte, verlohnt es sich doch, seine Persönlichkeit eingehender zu betrachten. Er hat einen Gedanken von grosser Tragweite in aller Schärfe

erkannt. Die praktischen Konsequenzen davon zu ziehen, gelang ihm nicht völlig. Es ist lehrreich zu sehen, was ihn daran hinderte. Er hat andere angeregt und mittelbar werden ihm Werke verdankt, welche eine spätere Zeit vielleicht unter die bedeutendsten unserer Epoche rechnet.

Hans von Marées wurde 1837 zu Elberfeld als Sohn eines höheren Beamten geboren, verlebte seine Kindheit in Coblenz, studierte in Berlin und München, wo er mit etwas jugendlich vorlauter Begeisterung für die gerade in Mode kommende realistische Historie schwärmte, und ging Mitte der sechziger Jahre nach Rom, das er, einen mehrjährigen Aufenthalt in Florenz abgerechnet, nicht mehr verliess.

Rom wurde sein Glück und sein Unglück. Es veranlasste einen völligen Umschwung in seinem künstlerischen Wollen. Es liess ihn zum echten Künstler werden und nahm ihm die Möglichkeit, ein fleissig betriebsamer Maler zu sein, der alljährlich mit einer Anzahl frischer Arbeiten zu den verschiedenen Ausstellungen antritt. Angesichts der Meisterwerke der Griechen und der Cinquecentisten, die er hier kennen lernte, verlor die moderne Kunst für ihn allen Wert, ja alle Daseinsberechtigung, sie erschien ihm unsagbar hohl und nichtig; er glaubte bei ihr statt der vollen wahren Menschen, welche jene darstellen, nur mühselig zusammengeflickte Gliederpuppen und Modellfiguren zu finden. Und er erklärte sich die überwältigende Wirkung, welche von jenen beiden Epochen ausgeht, dadurch, dass sie in der Kunst keine blosse Naturnachahmung gesehen und geübt, sondern ein freies Schaffen aus der Phantasie heraus. In der Erkenntnis, dass Nachahmung allein die Natur nie erreichen kann, dass eine Verschiedenheit der Mittel zur Erreichung des nämlichen Endziels auch eine Verschiedenheit der Wege bedingt, seien sie sich bewusst geworden, dass die Sprache der Kunst eine ganz andere sein müsse, als die der Natur; und indem sie darauf ausgegangen, in der Kunst ein von der Natur völlig verschiedenes, ihr ebenbürtiges Reich zu errichten, hätten sie das von der Natur Dargebotene lediglich als Rohstoff für die künstlerische Verarbeitung angenommen. Damit war die Frage gegeben: wie die Kunst für ihre Zwecke sich des in der Natur Vorhandenen zu bedienen habe. Und er glaubte, dass die Antwort hierauf gleichfalls von der Antike zu erfahren sei. Sie war im Besitze jenes Geheimnisses, um dessen Lösung sich im Grunde alle Kunst dreht. Keineswegs dachte er an Nachahmung ihrer Methode, zu stilisieren. Jedes äusserliche Kopieren schien ihm eine willkürlich vorgenommene Maske, womit für die Kunst gar nichts gewonnen sei. Er wollte nur Aufschluss suchen über einen schwierigen, gefahrvollen Weg bei jemand, der ihn glänzend zurückgelegt; damit war nicht gesagt, dass er die Füsse genau in die Spuren zu setzen habe, die jener zurückgelassen: Sein Streben ging auf einen neuen originalen Stil. Vielleicht schwebte ihm das Beispiel Goethes vor, der ja auch an der Hand der Antike zu seinem eigenen, durchaus deutschem Stile kam. Doch die Erscheinung der Antike war zu riesengross, er gab sich ihr immer mehr hin und fing an, ohne sich's einzugestehen, in ihr immer weniger bloss die richtweisende Lehrerin zu sehen, als vielmehr das unverbrüchliche Gesetz, den verbindenden Kanon. In demselben Verhältnis, wie ihr gegenüber seine Selbständigkeit sich verminderte, wuchsen seine Ansprüche an sich selbst, und es wurde ihm immer schwerer, sie zu befriedigen. Er mass das eigene Schaffen mit dem Massstab der Antike, er wollte mit ihr wetteifern. Die Formbehandlung der Antike setzt eine solche Beherrschung der Natur, ein solches technisches Können voraus, wie sie heute auch ein jahrzehntelanges hingebendstes Studium kaum annähernd gewinnen lässt. Marées' Methode schloss an sich schon diese Möglichkeit aus, weil er immer mit der Lösung des Problems selbst beschäftigt war. So verzehrte er sich in aussichtslosem Kampfe.

Der Vergleich mit Feuerbach liegt nahe. Die Entwicklung beider hat grosse Aehnlichkeit. Aber Feuerbachs künstlerische Individualität war stärker. Er behielt den Dingen gegenüber die Herrschaft. In seiner Sentimentalität hatte er gleichsam eine Schutzwehr gegen die Antike, er empfand sich ihr gegenüber als moderner Mensch, indessen Marées, durchaus unsentimental, ihr näher stand und doch durch seine geringere technische Kraft von ihr geschieden war. Feuerbach musste arbeiten, um nicht völlig zu verhungern, und wie er selber sagt „a forza del lavoro" erreichte er viel. Marées war durch die Fürsorge eines edlen Kunstfreundes vor Not geschützt und konnte ungestört seinen Problemen nachhangen.

Eine ausgebreitete Belesenheit, eine ungewöhnliche Bekanntschaft mit den poetischen Literaturen fast aller Kulturvölker (die er grösstenteils in den Originalsprachen las, nur zu

Homer und Sophokles benutzte er Uebersetzungen) regten ihn an, viel über das Wesen der Poesie nachzudenken, und da er ausserdem mit den ästhetischen Schriften Lessings und Schillers genau vertraut war, so konnten seine Ideen über bildende Kunst nur an Klarheit und Schärfe gewinnen.

Er betonte die Gegensätze zwischen Dicht- und bildender Kunst und verurteilte das heute so beliebte Vermengen beider. Das Streben, durch einen gedanklich-poetischen, novellistischen Inhalt beim Beschauer eine grössere Teilnahme für das Kunstwerk zu erwecken, hatte in ihm einen entschiedenen Gegner. Die bildende Kunst habe sich einzig an die Anschauung zu wenden. Gelegentlich ging er so weit, die Darstellung bestimmter historischer Momente, ja mythologischer Vorgänge zu verwerfen, indem er die Forderung aufstellte, das Kunstwerk müsse sich ganz rein aus sich selbst erklären, jede in Worten notwendige Aufklärung bedeute einen Mangel. Doch hielt er sich in der eigenen Praxis selber nicht so strenge daran. Dass seine Ansichten bis auf einen hohen Grad berechtigt sind, wird man nicht leugnen können. Aber gerade im Hinblick auf die Malerei bedürfen sie der Einschränkung. Hätte er das Thema für die plastische Aufgabe bei der letzten Berliner Konkurrenz um den Staatspreis: „Seelenwanderung" noch erfahren, das würde ihm gewiss auf Wochen hinaus zu den reizendsten Witzen Stoff gegeben haben. Von der unmittelbar moralisch erzieherischen Aufgabe der Kunst, die heute wieder einmal gern betont wird, hielt er nicht viel. Sie hatte für ihn in erster Linie den Beruf, das Leben zu schmücken und zu erheitern.

In den letzten Jahren war sein Streben darauf gerichtet, eine der antiken verwandte Malweise in Anwendung zu bringen. Trotz der tiefdringenden Untersuchungen Brunns weiss man vom Charakter der antiken Malerei wenig und ist auf die kümmerlichen Reste angewiesen, die in Rom und Pompeji zutage gekommen sind. Diese Wandmalereien dienten lediglich dekorativen Zwecken und verleugnen nicht ihren handwerksmässigen Ursprung. Dennoch glaubte Marées aus ihnen, im Verein mit seiner sonstigen Auffassung der Antike, genug zu erkennen, um eine Neubelebung des antiken Prinzips (so wie er es verstand) versuchen zu dürfen. Nur darum handelte es sich. Seine Farbenleiter blieb eine viel reichere, als die aus den erhaltenen Gemälden sich ergebende. Die Harmonie des Kolorits zog ihn vor allem an, das Vermeiden aller Gegensätze, der gleichsam über den einzelnen Farben schwebende beruhigende Duft, der auch die verschiedensten fast nur wie Nuancen einer einzigen erscheinen lässt und zugleich die Darstellung in eine ideale Ferne rückt. Es ist ja an sich nichts Neues, die Farben einer allgemeinen Stimmung unterzuordnen. Um zum Nächstliegenden zu greifen, braucht man nur an Böcklin zu erinnern. Aber Böcklin liebt trotzdem die Gegensätze, manche seiner Bilder haben etwas Aufregendes. Feuerbach gleichfalls versuchte Aehnliches. Doch seine Farbe nahm dabei etwas Kaltes, fast möchte man sagen, etwas Resigniertes an. Marées suchte unter Vermeidung aller Kontraste der Farbe doch die volle Wärme und Leuchtkraft zu bewahren und eine einzig harmonische Wirkung hervorzurufen, die im Beschauer eine freundliche, wohltuende Wirkung wecke, ähnlich wie sie ein Mozartsches Andante, ein Goethesches Lied erzeugt. Darin glaubte er die Besonderheit der antiken Malerei zu erkennen. In den letzten Bildern, den Hesperiden (im Besitze des Herrn Dr. C. Fiedler in München), hat er dies erreicht, allein es ward ihm so sehr zur Hauptsache, dass er darüber die Zeichnung willkürlich, sorglos behandelte. So übertrieb er nicht nur seinen Grundsatz, dass die Kunst die Aufgabe habe zu schmücken, zu erheitern, sondern er gab auch einem, der bildenden Kunst an sich fremden Elemente, dem musikalischen, eine grössere Bedeutung, als er konsequenterweise hätte tun dürfen.

Bei solchen, von den heutigen durchaus weggewendeten Ansichten ist es begreiflich, dass er für die moderne Kunst nur Spott hatte. Einzig Böcklin und Feuerbach schätzte er hoch. Wenn er nun sehen musste, wie die von ihm missachtete Richtung täglich mehr an Ausdehnung und Einfluss gewann und vom Publikum als die allein berechtigte anerkannt zu werden schien, wenn damit die Aussicht auf einen Sieg der von ihm vertretenen Prinzipien immer mehr verschwand, so wäre es nicht zu verwundern gewesen, hätte er sich verbittert auf sich selbst zurückgezogen, wie es Feuerbach tat. Aber er war eine heitere, gesellige Natur. Im Kreise von Bekannten, wo er durch seine witzig-geistreiche Redegabe herrschte, im Verkehr mit Anhängern, wo er seine Ansichten entwickeln und bemerken durfte, dass die ausgestreuten Samenkörner in günstigen Boden sanken, fühlte er sich frei und glücklich. Dann glaubte er

dass seine Mühen doch keine verlorenen und er nicht umsonst gelitten. Denn Anwandlungen fehlten keineswegs, da er sich für einen Märtyrer hielt, ganz vergessend, dass er eigentlich nichts tat, das Publikum über sein Wollen und Streben aufzuklären.

Unter denen, bei welchen seine Anregung praktische Folgen hatte, sind fast nur Bildhauer zu nennen. Diese führt das Bedürfnis an sich mehr zur Antike, deren Wesen ihnen keiner so zu entfalten vermochte, wie Marées. Das, was er wollte, ohne es völlig leisten zu können, ist durch Adolf Hildebrand in Florenz offenbar geworden, ein auf der Antike zwar fussender, aber seine Selbständigkeit wahrender Realismus. (Man kann dergleichen Schlagworte einmal nicht entbehren.) Ich würde den jüngeren Künstlern, die sich ihm angeschlossen, keinen Gefallen tun, wollte ich hier von ihnen reden. Sie ziehen es ohne Zweifel mit Recht vor, ihre Arbeiten für sie sprechen zu lassen. Nur ein Werk sei erwähnt, weil es, vor kurzem enthüllt, eine neue und grosse Zierde des deutschen protestantischen Friedhofs bei Porta S. Paolo bildet, das Denkmal auf dem Grabe Marées' von Artur Volkmann.

Marées' Bedeutung liegt fast ausschliesslich darin, dass er erkannte, innerhalb welcher Grenzen die Antike für uns nutzbar zu machen sei, und in dem Einfluss, den er mit dieser Erkenntnis auf andere Schaffende übte. Gewänne die von ihm erweckte Bewegung weitere Ausdehnung, erreichte sie das von ihm ersehnte Ziel: unter Führung der Antike einen neuen deutschen Stil zu finden — so wie man in Italien unter Führung der Antike zur Renaissance gelangte —, so würde sein Name stets mit Ehren genannt werden müssen."

DERSELBE in Süddeutsche Monatshefte, Februar 1905. Erinnerungen an Karl von Pidoll.

„Marées' künstlerisches Leben hatte seinen eigenen ungeheuren Inhalt; sein Leben und Schaffen drehte sich um ein Problem, das in ihm selber entsprossen und gross geworden, ein Teil von ihm selbst, nach seiner Schätzung, der beste, wertvollste war: er rang nach einem überkühnen, aber selbst gewählten, von der innersten Notwendigkeit ihm aufgedrungenen Ziel."

DERSELBE: „Die Mäcenatin", Roman. (R. Piper & Co., München 1909.)

Benutzt Ideen des Marées-Kreises zur Milieuschilderung des Romans.

GUSTAV RAPP & CO., Frankfurt a. M., stellten auf Veranlassung des Fräulein Röderstein 54 Photos nach Bildern und Zeichnungen, die meisten nach der Fiedlermappe, her, die vor einigen Jahren in den Handel gekommen sind.

L. RÉAU in Revue germanique. Nr. 4, Juillet-Août 1906. S. 495/96. L'Exposition centennale allemande de Berlin. Hans von Marées.

„Dans ce groupe de romanistes, le véritable novateur est Hans von Marées. Une trentaine de tableaux provenant de la Galerie royale de Schleissheim, de la succession Conrad Fiedler et de la collection du sculpteur Hildebrand permettent pour la première fois au grand public de se familiariser avec son œuvre décorative. Sans qu'il ait eu besoin d'aller comme Gauguin jusqu'à Tahïti, Marées retrouve le sens de la noblesse et de l'eurythmie des corps nus. L'art payen de la Renaissance n'introduisait la représentation du nu sous le couvert des légendes mythologiques. Marées ne sent pas le besoin de justifier par une affabulation d'emprunt la nudité des beaux adolescents oisifs qu'il évoque dans les paysages élyséens: il lui suffit que ces corps soient harmonieux et se détachent rhythmiquement sur la verdure atténuée des fonds. A ces figures idéales, il prête les attitudes les plus simples: ils les représente couchées, assises, debout ou cueillant des pommes d'or dans de fabuleuses Hespérides: la seule chose qui lui importe est l'équilibre des masses et l'eurythmie des lignes (il y a peu des nus féminins dans son œuvre. Marées préfère l'arabesque plus ferme des corps virils). Il est fâcheux que ce

grand talent de décorateur, qui s'apparente à Puvis de Chavannes, n'ait pas eu l'occasion de se déployer sur de grandes surfaces murales [1]. Malheureusement, il n'a rien laissé de comparable aux fresques magistrales d'Amiens, de Lyon ou du Panthéon. Ses forces n'étaient pas à la hauteur de son vouloir. Ses nus modelés sommairement avec de larges balafrures manquent de consistance: son coloris est souvent opaque et bitumineux; ses compositions inachevées ne donnent pas l'illusion de la vie. Bref, il a manqué à cet artiste orgueilleux et solitaire une technique plus sûre, et aussi un peu plus de résonnance à ses efforts. Son œuvre, dont l'influence est aujourd'hui plus grande que jamais sur les néo-idéalistes allemands [2], a quelque chose d'incomplet et d'avorté.

Bien qu'il ait passé presque toute sa vie en Italie et qu'il soit mort dans une villa de Fiesole, Böcklin se distingue des italianisants Feuerbach et Marées par la nature foncièrement germanique de son imagination: on peut dire qu'il continue avec Thoma la tradition nationale de Dürer et d'Altdorfer. La Centennale permet de suivre l'évolution du robuste maître bâlois depuis ses paysages mythologiques de 1854 tout pénétrés encore de l'influence de Schirmer jusqu'à l'Idylle marine de 1875. Il faut se garder de juger en bloc cette œuvre inégale: Böcklin est parfois mièvre, comme dans ses décorations de style pompéien, ou théâtral comme dans sa Déposition de croix. Trop souvent son dessin est incorrect, son coloris brutal et tapageur confine au bariolage. Mais, malgré toutes ces outrances et toutes ces tares, son œuvre est de celles qui s'impriment profondément dans l'imagination [3].

Sa fantaisie de poète et de visionnaire s'empare des impressions recueillies dans la nature pour les transfigurer. Böcklin est un merveilleux interprète des paysages toscans, qu'il regarde d'ailleurs avec des yeux d'homme du Nord, et surtout un grand peintre de la mer. Nul n'a su rendre comme lui le jeu des vagues frangées d'écume qui déferlent contre les écueils: véritables tableaux de pleine mer qui ont la fragrance de l'algue et du sel marin. Sa fantaisie crée des êtres chimériques et cependant vraisemblables à l'unisson de cette nature. Ses Tritons bouffis, ses Néréides rieuses ne sont pas une figuration accessoire et postiche [4], mais l'émanation même du paysage: ils s'apparentent aux formes naturelles. Les monstres marins font corps pour ainsi dire avec la vague qui les soulève; le faune velu se distingue à peine des rochers roux à l'abri desquels il guette les nymphes et les chevriers; les nuages menaçants qui courent dans un ciel d'orage s'affrontent avec la même fureur que les Centaures. Il semble qu'une même vie élémentaire circule à travers les êtres et les choses.

Ce visionnaire de génie qui ressuscite les vieux mythes et les fait frissonner d'une vie nouvelle n'est pas, comme Rembrandt, un peintre de ténèbres et de clair-obscur: ses visions de plein soleil s'exaltent au contraire à la lumière. Tandis que les décorations bleu turquoise de Marées ressemblent à des tapisseries un peu fanées, les tableaux de Böcklin ont l'éclat prestigieux des vitraux translucides. On est d'autant plus fasciné par cette pourpre ardente, ces bleus profonds, ces couleurs chaudes et nourries que l'école allemande, si l'on excepte le seul Grünewald, n'a guère produit de vrais coloristes."

[1] Il a cependant décoré à fresque la Station zoologique de Naples.

[2] „Cette filiation est surtout sensible chez le sculpteur Hildebrand."

[3] „La Rautendelein de G. Hauptmann, dans «La Cloche engloutie», n'est-elle pas une création toute böcklinienne?"

[4] „Ce que les Allemands appellent «die Staffage»."

DERSELBE in La Revue de l'Art, 10. Octobre 1909. Tome XXVI. Nr. 151. Hans von Marées

Eingehende Biographie. Findet in den Neapeler Fresken den Höhepunkt.

„Les dernières œuvres de Marées ne sont que des illustrations de ses théories sur l'art. Il convient donc avant de les apprécier, d'examiner sa conception de la peinture monumentale..."

Erwähnt die von Pidoll überlieferte Theorie der Senkrechten und Wagerechten. „Il écarte résolument de ses tableaux tout élément dramatique ou narratif. Rien que des formes et des mouvements: tout ce qui n'est pas forme pure est sans intérêt pour lui.

Des hommes nus dans des paysages idéalisés: tel est le thème unique qu'il se propose. Leurs attitudes et leurs mouvements sont aussi simples que possible, car l'agitation ne convient pas au calme hiératique de la fresque. Qu'ils soient assis, couchés nonchalamment ou qu'ils cueillent des pommes d'or dans des bosquets d'orangers, leur attitude est toujours empreinte de sérénité. Ils ne sont d'aucun temps et d'aucun pays; ils n'ont même pas de nom[1]; ils accomplissent des gestes éternels. Leur nudité n'a rien de voluptueux: il semble que Marées préfère à la mollesse des nus féminins l'arabesque plus ferme des corps virils. Il ne s'intéresse en somme qu'aux proportions harmonieuses des membres, au rythme des belles attitudes. Ces beaux corps nus ne sont jamais peints pour eux-mêmes; ils sont construits pour remplir une fonction dans l'espace.

Malgré ses tendances à l'abstraction, Marées est peut-être le peintre moderne qui a le plus profondément senti la noblesse et l'eurythmie des corps nus au repos. Le sens du nu s'était perdu depuis les Grecs. L'art chrétien le tolère rarement, et la Renaissance païenne du XVI[e] siècle n'introduit la représentation du nu que sous le couvert des légendes mythologiques. De nos jours, Gauguin n'a-t-il pas été chercher jusqu'à Tahïti de belles formes humaines naturellement nues? Marées n'a pas eu besoin d'aller si loin. Les adolescents que son imagination évoque dans l'atmosphère tiède des soirs d'été, à l'ombre des bois d'orangers, ne sont pas des modèles déshabillés, étonnés et transis: ils savent être nus sans embarras et sans honte, comme des éphèbes grecs.

Telle est la doctrine de Marées sur les thèmes réservés à la peinture monumentale. Voyons maintenant ce qu'il pense de la technique. Elle ne peut pas avoir une grande importance dans son système, puisque la peinture lui apparaît non comme une combinaison de formes et de couleurs, mais comme un problème de construction. Les rapports de l'espace et des objets, la mathématique des volumes, la mise en place des figures, voilà ce qui attire l'attention.

C'est peut-être dans le Cavalier et la nymphe (1883) que Marées s'est le plus approché de la perfection classique. Un jeune homme nu, qui tient un cheval par la bride, se retourne vers une nymphe aux cheveux dénoués, assise sur une motte de gazon. La simplicité de la composition, la pondération harmonieuse des lignes, la beauté sculpturale des corps nus, rappellent les plus admirables métopes des temples grecs.

Dans les dernières années de sa vie trop brève, Marées avait conçu quatre grands triptyques, qui demeurèrent pour la plupart inachevés: les Hespérides, les Cavaliers, le Rapt d'Hélène et les Fiançailles. Cette forme monumentale du triptyque lui semblait déjà proche de la fresque, dont il gardait la nostalgie. . . .

Les Hespérides sont l'affirmation la plus solennelle des idées artistiques de Marées et pour ainsi dire son credo: c'est un hymne à la beauté du corps nu au repos.

Par malheur, cet effort d'abstraction, qui donne aux formes un rythme si harmonieux et à l'ensemble une si parfaite cohérence architectonique, a quelque chose de glacé. La vie manque à ces corps de femmes démesurément allongés. Il est trop visible que ces corps ne remplissent qu'une fonction décorative dans un espace construit par le peintre: ce ne sont pas des créatures humaines qu'il anime, mais des idées plastiques qu'il symbolise.

Les mêmes défauts se retrouvent, encore accentués, dans le triptyque des Fiançailles (1885), qui représente deux jeunes fiancés devant les colonnes d'un temple grec, leur premier serrement de mains, et Narcisse mirant complaisamment sa beauté juvénile dans l'eau moirée d'un étang. Le coloris est encore plus sombre, la construction plus schématique; les verticales, uniformément parallèles, des figures et des architectures, ont quelque chose de sèchement géométrique.

. . . Pourquoi cette œuvre donne-t-elle l'impression d'un grand effet avorté? . . .

C'est que comme Gustave Moreau, avec qui il s'apparente étroitement, ce noble artiste n'a laissé en somme que des fragments. On sent que l'exécution n'est pas à la hauteur de son rêve, qu'entre sa volonté toujours tendue vers un haut idéal et ses forces trop insuffisantes, une lutte tragique s'est engagée dont il n'est pas sorti victorieux.

[1] „Les titres de ses taubleaux sont très significatifs: Trois hommes dans un paysage, Trois jeunes gens (fig. 4), le Cavalier et la Nymphe, etc."

. . . S'il a échoué dans sa tâche, ce n'est pas parce qu'il possédait insuffisamment son métier de peintre: ses premiers tableaux attestent une véritable virtuosité et des dons très distingués de coloriste. Mais il a eu le tort de ne pas estimer le métier à sa valeur. Il professe qu'un tableau est achevé dès qu'il est construit et que l'exécution n'y ajoute rien d'essentiel. Théorie dangereuse et qui, depuis Winckelmann, a eu l'influence la plus désastreuse sur l'art allemand.

A vrai dire, Marées a été surtout victime, comme les idéalistes allemands du commencement du XIX^e siècle, d'un excès d'intellectualisme. Il considérait l'activité artistique comme une forme de la connaissance et la tenait pour un travail intellectuel. C'est l'abus de la spéculation qui lui a fait perdre le contact avec la vie et a paralysé sa force créatrice.

Si Marées n'a pas su, par la faute des circonstances adverses et des lacunes de son génie, réaliser tout son idéal, il a du moins frayé la voie aux artistes allemands qui s'efforcent aujourd'hui de créer un art monumental. Presque tous les artistes de l'Allemagne contemporaine, à commencer par Max Klinger, le plus grand de tous, ont subi son influence. Tout l'effort de Klinger en peinture a consisté en effet à concilier dans une synthèse supérieure l'idéalisme de Marées et l'impressionnisme de Manet; c'est à Marées qu'il emprunte l'ordonnance de ses compositions, la statique de ses figures et jusqu'à la division tripartite de ses grands tableaux: le Jugement de Pâris et le Christ dans l'Olympe.

Les sculpteurs, plus encore que les peintres, se sont laissé influencer par les théories et les œuvres du grand plasticien que fut Marées. On peut considérer comme ses disciples quelques-uns des meilleurs sculpteurs allemands de notre temps: Artur Volkmann, Hildebrand et Klinger.

Son influence a donc été plus grande encore que son œuvre; il a donné la formule d'un nouvel art idéaliste qui, mieux que la peinture théâtrale de Böcklin, est capable de féconder l'art moderne. Il est fâcheux qu'il tienne encore au vieil idéalisme allemand de Cornélius par ses deux vices essentiels: le dédain du métier et l'abus de l'intellectualisme. Mais à d'autres points de vue, notamment par les grands partis pris simplificateurs de ses compositions, par la rigueur de ses constructions, par la réhabilitation du nu, par la haine de l'anecdote qui avilissait l'art allemand, son œuvre aura été d'un grand et salutaire exemple. A l'impressionnisme analytique et sensualiste de Manet et Monet s'oppose aujourd'hui un art synthétique et monumental, qui s'est notamment affirmé en France dans l'œuvre de Puvis de Chavannes. Marées a été en Allemagne le représentant le plus audacieux et le plus logique de cette tendance. Sans doute, il n'a été qu'un précurseur; mais l'art moderne d'outre Rhin n'a pas eu de plus vigoureux pionnier."

HERIBERT REINERS in Kölnische Volkszeitung vom 27. Februar 1910. Hans v. Marées. Zu seiner Ausstellung im Kölnischen Kunstverein.

„Marées ist es nicht darum zu tun, einen Gegenstand genau nachzubilden, ihn dadurch gleichsam zu verdoppeln, er will vielmehr jedwedes Ding mit seinem Verstande erst durchdringen, ganz in sich aufnehmen und dann von innen heraus neu gestalten. Er strebt nur danach, die Wesenheit der Erscheinungsformen der Aussenwelt zu begreifen, eine klare Vorstellung ist erst von ihnen zu gewinnen, ehe man anfängt, sie zu zeichnen, und er drückt dies einmal drastisch aus, wenn er sagt, nur der könne einen Baum richtig malen, der wisse, dass er aus Wurzel, Stamm und Krone bestehe. Das Verstandesmässige, Grüblerische ist daher das Charakterzeichen seiner Kunst. Nicht dass er der Tiefe des Gemütes und der Begeisterungsfähigkeit ermangelt hätte, er war vielmehr eine warmfühlende Natur mit schnellem Puls, jedoch, so meinte er, „selbst in der liebevollsten Hingebung an die Natur, in der höchsten Begeisterung für ihre Schönheiten dürfe niemals die Herrschaft des Verstandes über die blosse Empfindung verloren gehen", ein Wort, das man gerne manchem modernen Künstler ins Stammbuch schreiben möchte.

Als das wesentlichste der Aussenwelt erkannte Marées zunächst den Raum, in dessen Darstellung der Höhepunkt der bildlichen Vorstellung, die eigentliche künstlerische Schulung liege."

WALTHER RIEZLER in Süddeutsche Monatshefte Nr. 11, November 1906. Hans von Marées.

Konstatiert zunächst die Exklusivität der Maréesschen Kunst, die nur wenigen bekannt gewesen sei. Desto überzeugter aber seien die wenigen von ihrem Werte, für die es „fast die Bedeutung einer Wallfahrt" hat, „in der herrlichen Einsamkeit des alten Schlosses jene Bilder aufzusuchen, die zum grossen Teil nur durch den Zufall, dass Marées mitten aus der Arbeit starb, vor der Zerstörung durch seine eigene Hand gerettet, nun doch das ganze Lebenswerk des Künstlers darzustellen schienen.

Die Berliner Jahrhundertausstellung . . . bedeutet in dem Schicksal von Marées' Kunst den entscheidenden Wendepunkt. . . . Dem ganzen ist der Eindruck des Problematischen, des Ringens, dem die Erfüllung versagt geblieben ist, genommen, und es steht ein Künstlerleben vor uns, das beinahe glücklich im Vollenden genannt werden muss. . . . Hier tritt uns eine ganz erstaunliche Vielseitigkeit entgegen . . ."

Die „Rastenden Kürassiere" seien nicht allzuweit von der Art Trübners und Leibls entfernt". . . . Die Ueberlegenheit Marées' wird darin erblickt, dass das Bild das „Gegenteil einer einfachen Naturabschrift" darstelle, es sei vielmehr ein „vollkommen aus dem Innern heraus gestalteter Eindruck". „. . . Die Stellung der einzelnen Kürassiere ist voll Leben und Charakteristik; doch geht sie völlig auf in der Einheit der Gruppe . . . Der bildliche Vorgang ist alles . . .

. . . Es ist bedeutungsvoll, dass man schon auf diesem frühen Bilde dem Streben nach Objektivität, nach Zurückdrängen des Einzelerlebnisses, begegnet.

. . . Marées prüft die Natur selber auf ihre Objektivität, d. h. auf ihre Ergiebigkeit für die bildliche Phantasie, wobei er stets auf die elementaren, räumlichen Faktoren zurückgeht. Dies ist aber der Weg, den die Alten gingen.

. . . Seine Pferdeschwemme in der Schackgalerie, die er mit 27 Jahren gemalt hat, wirkt wie ein holländisches Bild. Doch schon X. hat gesehen, dass es in vielem über die Holländer hinausgeht. Schon dass jedes Detail fehlt, unterscheidet ihn von diesen. . . . Die Farbe leuchtet schon hier mit jener dunklen, aus dem Geheimnisvollen hervortretenden Glut, die für alles, was Marées später geschaffen hat, so wesentlich ist. — Man muss hier schon an Rembrandt denken, will man aus alter Kunst Entsprechendes finden.

Ist dieser Name einmal genannt, so liegt es unmittelbar nahe, von den Porträts Marées' zu reden: in manchen von ihnen ist die Welt wahrhaftig mit den Augen Rembrandts gesehen . . ." Folgt Schilderung der Porträts des Vaters, Hildebrands und des Bruders des Künstlers und des Doppelporträts von Hildebrand und Grant. „Man kann diese vier Porträts getrost die besten nennen, die seit Rembrandts Tode gemalt worden sind. Sie sind, trotz aller „Aehnlichkeit" und Stärke der persönlichen Charakteristik, nie allein gute Porträts, sondern gute Bilder, indem sie das individuelle Gesicht mit einer Atmosphäre von poetischer Anschauung umhüllen und wie als eine phantasiegeborene Erscheinung hinstellen, eine Erscheinung, die durch die Realität der künstlerischen Gestaltung ihr selbständig-objektives Dasein erhält.

In dieser Objektivität liegt eine viel tiefere Verwandtschaft mit Rembrandt, als je in der Verwendung der gleichen Mittel liegen könnte. . . . Man sollte wirklich einmal die vier Porträts von Marées ins Kaiser-Friedrich-Museum hängen, in das Rembrandt-Kabinett; dann würde man die Stärke dieser Bilder erst ganz ermessen können. . . . Von nun an steht uns, wenn wir Marées' Entwicklung weiterschreitend betrachten, kein Führer aus der alten Kunst mehr zu Gebote." . . . Folgt eine Schilderung der zwei in Frau Konrad Fiedlers Besitz befindlichen italienischen „Landschaften mit Figuren". „Sie sind eigentlich bis zum letzten fertig, indem der Bildzusammenhang nicht eine einzige Lücke zeigt . . ., so malerisch, als sie nur sein können. Nichts ist gezeichnet, Farbe, geheimnisvoll glühende Farbe ist alles, aber es ist raumschaffende Farbe, sie ruft eine Welt vor die Vorstellung, nicht bloss eine Empfindung vor die Sinne . . ."

. . . Das kleine Bildchen mit dem Heiligen Georg, das die Nationalgalerie besitzt, zeigt uns Marées doch wieder als einen ganz anderen. Wie in einem Relief füllt die Gruppe den ganzen Raum des Bildes, stark gezeichnet und modelliert, von der höchsten Kraft und

Prägnanz der Geste. Es ist bezeichnend für Marées, dass diese Geste nicht auf einen möglichst deutlichen Ausdruck des äusseren Vorgangs gerichtet ist, sondern ganz im allgemeinen der Verlebendigung der Figuren gilt. Für Marées wäre eine andere Auffassung hier zu speziell gewesen, sie hätte ihm die Phantasie eingeengt, während so die lebendigsten Formen sich in den einfachsten Richtungsgegensätzen dem Auge bieten und das Bild darin beruht. Die Wirkung der Komposition könnte in reiner Zeichnung schon sehr weit gehen. Aber die farbige Erscheinung ist in ihrer Beschränkung . . . doch von grossem Eindruck. Das Bild hing eine Zeitlang in dem Böcklinkabinett . . . Es war erstaunlich zu sehen, wie sich das kleine und dunkle Bild nicht nur behauptete, sondern wie ein tiefer, ruhiger Orgelton darüber Herr wurde.

. . . Zweimal hat Marées die Geschichte des Heiligen Martin gemalt. . . . Auf beiden Bildern ist die Geste des herantretenden Bettlers von der gleichen elementaren Grösse und Einfachheit, die an Masaccios Fresken mahnt. . . .

In Schleissheim hängt noch ein anderes Heiligenbild, das zu den meistverlachten Werken Marées' gehört, der Heilige Hubertus. In der Tat wirkt das Bild auf den ersten Blick wie eine groteske Verzerrung. . . . Ein Künstler, dem die Form der Dinge so gegenwärtig war, wie kaum einem zweiten, . . . lässt sich diese Form so ganz entgleiten, weil die Sehnsucht nach dem lebendigsten Ausdruck des Bildganzen ihn hinnimmt.

Im Jahre 1873 erhielt Marées den Auftrag, den Bibliotheksaal der Zoologischen Station in Neapel mit Fresken zu schmücken. . . . Es war sein Verhängnis, dass kein zweiter Auftrag dem ersten folgte. . . . Die monumentale Behandlung der menschlichen Figur und die zeichnerische Komposition tritt hier zum ersten Male ganz gesammelt in den Vordergrund. . . . Man muss die allergrössten Lösungen alter Kunst zum Vergleich heranziehen: Raffaels Kartons zu den Teppichen. Einer von diesen, vielleicht der vollendetste aller Kompositionen, schwebt mir immer vor, wenn ich das Fresko Marées' sehe: Der Fischzug Petri. Da ist auch die grösste Lebendigkeit innerhalb der Gruppen bis ins letzte in den Bildgedanken einbezogen, und die Landschaft umrahmt, leicht die Hauptsachen betonend, die Figuren, rein raumbildend. Die eine Gruppe der beiden Fischer, die das übervolle Netz eben an der Wasserfläche packen, . . . hat ihre direkte Analogie bei Marées, in den beiden, die die Last vom Boden heben."

Ueber die Spätwerke: „Die Tragödie dieser Werke ist bekannt. . . . Die tiefsten Gründe für diese merkwürdige Unsicherheit einer in ihren Instinkten ursprünglich so sicheren Natur werden ewig unerforscht bleiben. Technisches Ungeschick verhinderte ihn . . . Es ist ein ganz besonderer Verdienst der Jahrhundertausstellung, . . . dass Marées' künstlerische Welt fast unverschleiert als reiches Land ausgebreitet lag. Die Wirkung des Helenabildes[1] auf der Ausstellung war eine ganz enorme. . . . Das Auge erlebt das Bild in e i n e r grossen Bewegung, ohne einmal an einer Einzelheit hängen zu bleiben oder über einen toten Punkt hinwegzugleiten. . . . Die räumliche Stärke des Bildes ist ungeheuer, trotz des unfertigen Zustands; es ist von einer Konzentriertheit, die weit über das in den Neapeler Fresken Erreichte hinausgeht. Der Grund ist der, dass nun der ganze Raum überhaupt von den Figuren gebildet wird . . . Die Figuren mit ihrer Körperlichkeit, ihrer Geste, schaffen den Raum; so gewinnen sie ein noch viel bedeutenderes Leben. Jener Ausspruch Marées', der Mensch stehe gewissermassen als eine gesteigerte Organisation der übrigen Natur, aus der sie heraus gekommen, gegenüber; diese philosophische Ueberzeugung führte ihn (Marées) zu einer solchen Art von bildlicher Anschauung. Nach diesem Ziel schreitet von nun an Marées' ganze Kunst. Jedes neue Bild ist ein neuer Lösungsversuch des einen Problems. Es fehlt jede Möglichkeit, dem Bilde mit irgendeiner gegenständlichen Beschreibung nahe zu kommen. . . . Gemäss der Bedeutung des Körpers für das ganze Bild wird der Stil menschlicher Figur ein geradezu statuarischer . . .

. . . Wie konsequent Marées das Ziel verfolgte, die Figuren als das absolut Primäre, das Raumschaffende erscheinen zu lassen, zeigt er, indem er fast nie eine Figur so hinstellt, dass ihre Kontur ganz frei, ohne Ueberschneidung sich ausspricht. Die Figuren berühren sich fast immer, und indem so von einer Figur direkt zur andern das Auge geht, erlebt es den Raum nur in den Figuren.

Hier ist es, wo Marées' Kunst manchmal fast ans Doktrinäre streift . . .

Marées' Landschaften auf den letzten Bildern sind trotz der Primitivität auch an

[1] Gemeint ist der Pferdeführer K 611.

sich oft von grossem Reize: in wundervoller Klarheit spricht sich in ihnen die Tiefe aus, der Raum dehnt sich in die Ferne und die Unendlichkeit scheint umfasst zu sein.

An diesem Zauber der Landschaft tut freilich die Farbe das ihrige. Marées ist durch alle plastischen Tendenzen, durch alle rein zeichnerischen Mittel der Komposition nicht ärmer an malerischem Sinn geworden.

. . . Wenn man Rembrandt als Geistesverwandten dieser Bilder nennt, darf man nicht vergessen, dass noch von ganz anderer Seite vergangene Kunst grüssend naht: an jenen Schatten griechischer Kunst, der auf den Wänden Pompejis in wundersamen Gestalten auftaucht, mahnen Marées' Bilder aufs eindringlichste."

„Es liegt etwas in Marées' Kunst, das den Betrachter dahin führt, über die Zeiten hinweg nach dem Verwandten zu suchen, weil die eigene Zeit so wenig ihm gegeben zu haben scheint. . . . Am meisten müsste der Vergleich mit A n s e l m F e u e r b a c h interessieren. . . . Feuerbach kämpfte einen viel aussichtsloseren Kampf um die Monumentalmalerei als Marées. War es bei diesem nur ein verhängnisvolles technisches Ungeschick, das ihn immer wieder zurückwarf, so war es bei Feuerbach überhaupt nur eine Unklarheit seiner Natur, die ihn in diesen Kampf gehen hiess. Seiner Natur blieb das Monumentale ewig fremd . . . Feuerbach war ein Elegiker, dem vornehm kühle, ruhige Sachen gelangen. . . . Seine grossen Sachen sind uns da erträglich, wo ein elegisches Element in ihnen lebt. . . . Es genügt nicht, menschliche Figuren zu grossen Kompositionen zu vereinigen, um ein Geistesverwandter Marées' zu sein: das gilt auch dem Franzosen Puvis de Chavannes gegenüber, den das Kunsturteil so gerne als den glücklichsten Vollender Maréesscher Tendenzen hinstellt. . . . Nur ein Missverstehen kann hier eine Verwandtschaft mit Marées finden. . . . Und so hat man sogar B ö c k l i n und T h o m a an die Seite Marées' gesetzt. . . . Das Erlebnis ist im Grunde tief verschieden von allem, was Marées' Kunst gibt . . . Bei Marées liegt in jedem Bilde das einzelne Erlebnis in so weiter Ferne, dass die Erscheinung aus dem tiefsten Grunde der Seele, wo sie lange ruhte, emporgestiegen, ganz als ein Glied der inneren Welt empfunden wird."

Folgt ein Vergleich mit Leibl und Trübner, bei denen man keine „Welt" mehr erlebe, „die als die grosse Mutter hinter den Kunstwerken thront," wie auch in der Kunst Max Liebermanns von der im tiefsten Sinne „poetischen" Gewalt der anderen Kunst nicht ein Funke mehr sei.

„Wie kein anderer ist Marées der Meister der Zukunft. . .Von der Stärke der Naturen der kommenden Künstler wird es abhängen, ob das Land, das Marées hellsichtigen Auges in der fernsten Ferne entdeckte, und dessen Schönheit er mit der Leidenschaft des Propheten predigte, einmal als fester Boden betreten wird, oder ob es einer Fata Morgana gleich den ausgebreiteten Armen der Nahenden entgleitet."

DERSELBE in F r a n k f u r t e r Z e i t u n g vom 16. Januar 1909. Hans von Marées.

Bezeichnet die Marées-Ausstellung als „das grösste künstlerische Ereignis der letzten Jahre und zwar nicht nur für München, sondern für das ganze Deutschland" und bespricht die Werke Marées' im Sinne des vorhergehenden Aufsatzes.

FRIEDRICH RINTELEN in Z e i t s c h r i f t f ü r b i l d e n d e K u n s t. Neue Folge. XX. 44. Jahrg. Heft 8. Mai 1909. Hans von Marées.

„. . . Man pflegt Marées in einem Atem mit Feuerbach und Böcklin zu nennen. Beide Künstler waren um ein Jahrzehnt älter als er, und mit keinem von ihnen, die er persönlich gekannt hat, ist er in dauernder Freundschaft verbunden geblieben. Die Gegensätze, die ihn von jenen trennten, waren zu stark, als dass sie ihm nicht hätten teilnahmslos gegenüberstehen müssen, und gerade diese Gegensätze sind es, die in manchem Sinne die moderne Kunst von der des mittleren neunzehnten Jahrhunderts typisch trennen. Die ungleich feinere Reaktion auf die Natur in ihrem grossen Ganzen und das ganz anders intensive Streben nach rein künstlerischer, bildmässiger Klarheit unterscheiden Marées nicht nur von Feuerbach, sondern

sie lassen ihn uns heute selbst wichtiger erscheinen als den um die Erneuerung unseres Farben- und Naturempfindens so hochverdienten Böcklin. Vielleicht bewirkt der scharfe Kontrast zu diesen beiden Künstlern sogar, dass die Zugehörigkeit Marées' zu der modernen Kunst auf den ersten Blick enger erscheint, als sie tatsächlich ist. Will man Marées gerecht beurteilen und klar charakterisieren, so wird man ihn nicht zu den Begründern der modernen Kunst zählen, aber man wird ihn als den stärksten Vorläufer nennen, den sie gehabt hat. Vorläufer pflegen eine eigentümliche Mischung von Klarheit und Unklarheit zu repräsentieren. Sie nehmen bisweilen mit sicherem Instinkt die besten Gedanken der Zukunft voraus und dann wieder erweisen sie sich unsicher im Allernotwendigsten. Ihre Erkenntnis ist wie ein Ahnen, und auf eine höchst dunkle Art halten Schicksal und Neigung sie von der Pforte fern, durch die der Weg ins volle Licht der Freiheit führt. Sie streben mit einem unsäglichen Aufwand von Kräften nach Wahrheit, aber es ist ihnen die Genialität versagt, vor deren Blick die Dinge in ihrer Einfachheit erstrahlen und ihre letzte Schönheit enthüllen.

Versuchen wir Einsicht in die innere Struktur von Marées' Kunst zu gewinnen, indem wir seinem Lebensgang folgen.

. . . Ungleich höher (als das Porträt seines Vaters) steht das ein Jahr später entstandene Doppelporträt, auf dem Marées sich selbst zusammen mit Lenbach dargestellt hat. Die Gegenüberstellung des dunkel gehaltenen Lenbach und des vollbeleuchteten Marées ist ja kein sachgemässer und vielleicht nicht einmal ein feiner Effekt, aber gerade der Kontrast bringt doch wieder die grosse Lebendigkeit in das Bild, die in der damaligen Kunst etwas ganz Neues gewesen ist. Wie der vornstehende Lenbach mit einem riesenhaften Hute auf dem Kopfe beinahe die Mitte der Gestalt des Marées überschneidet, daran kann man schon den Künstler erkennen, der später ein so starkes Gefühl für die Wirkungskraft räumlicher Konfigurationen bewiesen hat.

Für uns hat das Werk aber seinen Hauptwert darin, dass es uns das erste Selbstporträt des merkwürdigen Künstlers bietet, das persönlich zu uns spricht. Es ist ein ausserordentliches Antlitz, ganz und gar Geist und dabei von einer wahrhaft entzückenden Offenheit aller Sinne; die Heiterkeit des gegenwärtigen Moments durch eine edle Timidität des ganzen Wesens gedämpft. Marées hat sich vorher und nachher noch sehr oft selber abgebildet, aber neben dem grossen Selbstporträt aus seinen letzten Jahren hat dies Bildnis des Sechsundzwanzigjährigen die grösste Aussicht, die Vorstellung von dem Künstler dauernd zu bestimmen; mit seiner eigentümlichen Mischung von Lebhaftigkeit und Abgespanntheit ist es für den Psychologen vielleicht das aufschlussreichste.

Durch die etwas kreidige Farbe unterscheidet sich das Doppelporträt stark von dem scharfglänzenden Kolorit des Bildes des Vaters. Dieser Unterschied wäre, wenn er ein einzelner Fall wäre, belanglos, aber er ist nur ein Glied in der Kette von Gegensätzen, die sich durch die Bildnisse von Marées' Münchener Jahren hindurchzieht. Seltsam, genau in dem Moment, wo Marées sich als selbständiger Künstler zu zeigen beginnt, kommen wir zum ersten Male vor eine Tatsache, in der das tragische Geschick der meisten späten Bilder sich voraus verkündet und, wie mir scheint, bereits eine Erklärung findet. . . .

Wie soll man dieses Schwanken der technischen und künstlerischen Auffassung erklären? Es ist ein beständiges Verlassen eines einmal eingeschlagenen Weges, ein Suchen und Tasten nach einem Stil, der dem persönlichen Bedürfnis des Künstlers entspräche. Aber es ist zugleich doch noch etwas anderes. Das Schwanken Marées' deutet nicht nur auf Unbefriedigtheit bei einer besonderen Technik, sondern auf ein eigentümliches Missverhältnis zur künstlerischen Technik überhaupt. Man betont mit Recht den tragischen Gegensatz zwischen dem Wollen und Können des Künstlers, aber man fasst diesen Gegensatz doch gar zu äusserlich, wenn man ihn auf eine Art Mangel an manueller Geschicklichkeit zurückführen will. Gerade daran hat es Marées durchaus nicht gefehlt, seine Hand hat zu allen Zeiten eine Leichtigkeit besessen, die weit über das gewöhnliche Mass hinausging; dass von „technischem Ungeschick" bei Marées keine Rede sein kann, beweisen eigentlich alle seine Bilder und jedes Blatt, das er gezeichnet hat. Die Sache scheint sich vielmehr so zu verhalten, dass Marées kein ausgeprägtes Gefühl für die Probleme der malerischen Technik besessen hat, und dass ihm verborgen geblieben ist, dass die organische Fortbildung der malerischen Materie eins der konstitutiven Elemente freien künstlerischen Stils ist. Seine Besorgnis vor der „Mache um der Mache

willen“ ist grösser gewesen, als sich mit der Erzielung eines klaren künstlerischen Ausdrucks vereinigen lässt. Wenn Marées später in seinem Streben nach plastischer Illusion nicht von einer Malweise unterstützt wurde, die seinen künstlerischen Vorstellungen genügte, so ist das kein unerforschliches Geheimnis, sondern die fast notwendige Folge des schon früh gezeigten Mangels an starker Hingabe an das Material. Es mag dann in der reifen Epoche des Künstlers noch der exzessive Idealismus seiner künstlerischen Problemstellung das Seine getan haben, um Marées' Hilflosigkeit in bezug auf durchdringende Verinnerlichung der Technik zu steigern.

Aus dieser Grundstimmung in Marées erklärt sich dann aber auch die andere Tatsache, dass seinen Bildern die eigentlich bezwingende Wärme durchgehends fehlt: nie tritt der Fall ein, dass ein Werk von Marées uns durch den Geist oder die Kraft der Technik selbst einladend an sich zöge, um uns dann erst die Geheimnisse seiner Klarheit und seiner Empfindung zu vertrauen: Maréessche Bilder haben etwas Unwirtliches.

. . . Mit einem Werke solcher Art (Bad der Diana) hat Marées den Uebergang nach Italien vorbereitet, den ihm ein glücklicher Zufall bald danach ermöglichte. Die Stille der Münchener Jahre hatte ihn nicht zu einem Meister seines Handwerks gemacht, aber zu einem Künstler, der infolge seiner eigenen Bestrebungen für ruhige Grösse und Feinheit des Stils aufs äusserste empfänglich sein musste. Es ist eine ganz andere Art, in der Marées nach Italien gegangen ist, als sie es einst bei Albrecht Dürer gewesen ist. Dürer trat mitten in die lebendigste Produktion hinein, und wenn ihm auch daran gelegen gewesen ist, die spezifisch italienische Klarheit an Ort und Stelle in sich aufzunehmen, so zog ihn doch vor allem die Intensität des allgemeinen künstlerischen Interesses, das damals in Italien herrschte, nach Venedig; kaum ist er angekommen, so entflammt sich sein Ehrgeiz, es den glücklicheren italienischen Künstlern an Schönheit gleichzutun. Man darf dies nie bei Beurteilung der romfahrenden Künstler des 19. Jahrhunderts vergessen, dass ihr Besuch Italiens in dem des Albrecht Dürer keine Analogie hat. Suchte dieser die Werke der vorwärtsdrängenden italienischen Künstler seiner eigenen Zeit, so fanden jene sich vor der fertig abgeschlossenen italienischen Kunst wie vor einem Wunder; Dürer wollte in die belebende Gesellschaft gleichstrebender Männer, die modernen Deutschen gingen in die Einsamkeit. Statt der Tradition suchten sie Vergangenheit. Die Art, in der sie in Italien erregt wurden, ist darum grundverschieden von der des alten Meisters; notwendigerweise gerieten sie in einen ganz anderen Zustand der Beunruhigung. Bei Marées nun, der von allen deutschen Künstlern, die in neueren Zeiten nach Italien gegangen sind, weitaus der sensibelste gewesen ist, hat diese Beunruhigung fast den Charakter eines Elementarereignisses angenommen. Sein Naturell, das stets mehr das Allgemeine als das Besondere gesucht hat, führte ihn mit erstaunlicher Sicherheit sogleich auf die hohe künstlerische Gesetzmässigkeit in der alten Malerei, und es entwickelte sich in ihm sehr bald ein Begriff davon, was zu einem guten Bild gehöre, den zu verwirklichen seine eigene Kunst schlechterdings noch nicht reif war. Es ist sehr interessant, nicht die ausgesprochene und klare Plastik der Florentiner hat es ihm vor allem angetan, nicht im Zeichnerischen allein hat er von den Italienern zu lernen gesucht, sondern es ist die reife malerische Haltung venezianischer Bilder, die ihn am meisten fesselt. Vorstellungen von Feierlichkeit, von Fülle und von Räumlichkeit nehmen ihn gefangen. Wenn er sich bei dem „Bad der Diana“ dabei beruhigt hatte, dass alle Figuren in einer Ebene sich bewegen, so erstrebt er jetzt eine Sattheit des Bildes, die die einzelne Gestalt in der Tiefe des Raumes untergehen lässt. Die Bilder, die damals entstanden, sind sehr dunkel im ganzen, und die malerische Absicht ist, auf eine möglichst diskrete, aber doch starke Art die Farbe der Körper und Gewänder hervorleuchten zu lassen. Marées ist mit diesen Bestrebungen zu keinem dauernden Resultat gelangt. Er bringt bisweilen Wirkungen von grosser Feinheit hervor, aber es bleibt bei schönen Einzelheiten, statt dass ein kräftiges malerisches Ganzes entstünde. Meist sind die Bilder dieser ersten römischen Jahre nicht ganz zu Ende gemalt worden, und wenn, wie in den beiden „römischen Landschaften“, einmal etwas Fertiges geboten wird, so hat die Farbe einen gewischten, gespenstigen Glanz, der nicht recht erquickend ist. Marées hat damals Themen von idyllischem, einfachen Charakter bevorzugt. Man könnte die Bilder poetisch nennen, wenn sie frischer wären, und wenn die so stimmungsvoll gedachten Distanzen zwischen den Figuren grössere sinnliche Bestimmtheit besässen.

Marées selbst war mit dem, was er in diesen Jahren geschaffen hatte, äusserst unzufrieden, und es muss ihm eine wahre Befreiung gewesen sein, als ihm durch die Munifizenz Konrad Fiedlers, der sich seit jener Zeit der schlechten pekuniären Verhältnisse Marées' angenommen hat, die Möglichkeit geboten wurde, Italien zu verlassen und zu längerem Aufenthalt in den Norden zurückzukehren. In dieser Zeit ist Marées zum ersten Male näher mit moderner französischer Kunst bekannt geworden, aber obschon damals die starke, durch Manet hervorgerufene Bewegung durch die französische Malerei ging, hat Marées keinen tieferen Anteil daran genommen; er hatte eben doch in den italienischen Jahren trotz des äusseren Misserfolges sein künstlerisches System so weit entwickelt, dass er sich hätte Gewalt antun müssen, um die Problemstellung der Franzosen zu würdigen, geschweige zu der seinen zu machen. Wenn also die Reise mit Fiedler auf die Grundrichtung der Kunst Marées' keinen bedeutenden Einfluss geübt hat, so hat sie sich doch in anderer Weise als sehr wohltätig erwiesen. Es ist, wie wenn der Künstler von einem Bann erlöst worden wäre: an die Stelle der nebelhaft unbestimmten Bilder der vorangehenden Zeit treten mit einem Male Kompositionen von scharfem Umriss und von elastischem Gefüge. Die „Abendliche Waldszene" zeigt, wenigstens in der kleinen ersten skizzenhaften Fassung, schon den Ansatz zu leichterer Art, und in dem Bilde „Nackte Frau und Reiter" spricht sich mit derselben Frische, wie einst im Dianabild, ein wesentlich bestimmterer Gedanke aus.

Marées war nun aber doch ein viel zu lebhaft reagierender Künstler, als dass sich nicht in den Bildern, die gleich nach der Reise durch Frankreich entstanden, halb unbewusst doch einige Spuren der französischen Malerei finden müssten. Man nimmt an, dass die starke Farbe des Delacroix einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht habe, und das Bild „Philippus mit dem Kämmerer" gibt dieser Annahme die Stütze. Vielleicht ist aber die Farbe nicht einmal das wichtigste, was in diesem Bilde auf Delacroix hinweist. Die Kühnheit vielmehr, mit der die Gruppe der reisenden heiligen Männer in den Rahmen gesetzt ist, und die feurige Bewegung der Pferde, die Konzentriertheit der ganzen Szene erinnern lebhafter an den grossen französischen Maler als die Farben, die zwar reicher sind als auf irgendeinem anderen Bilde Marées', aber doch mehr Gleissen als Feuer zeigen und von der reifen Ausgeglichenheit der Delacroixschen Farbe keine Vorstellung geben. Und auch die Farbe der „Römischen Vigna" ist schärfer und flackernder, als sich mit der Annahme eines eigentlichen Einflusses von Delacroix auf Marées verträgt.

. . . Die Neapeler Fresken haben im Leben Marées' eine epochale Bedeutung gehabt; man möchte sagen: sie haben über die Zukunft des Künstlers entschieden. Die grosse Idee monumentaler Dekoration, die er wohl schon früher gehegt hatte, nahm hier zuerst eine bestimmte Form an, und auf diese gestützt, hat Marées fortan durch nichts mehr von seinem Ziele abgedrängt werden können, eine Malerei grossen Stils zu schaffen, die, auf plastischer und räumlicher Klarheit basierend, durch die Einfachheit ihrer Gebilde sich die Wirkung der Feierlichkeit und Ruhe sichern sollte. Aber auch insofern ist die Arbeit in Neapel für Marées äusserst bedeutungsvoll geworden, als er seitdem die Freskotechnik als die vornehmste Art der Malerei betrachtete; es bildete sich in ihm sogar ein starker Widerwille gegen die Oelfarbe heraus, und bewusst oder unbewusst tragen alle seine folgenden Sachen den Charakter der Vorbereitung auf neue freskale Werke. Wie bekannt, hat sich keine Gelegenheit zu Wandmalereien für Marées wieder geboten und das vergebliche Hoffen und Vorbereiten wurde in doppeltem Sinne für den Künstler tragisch: es brachte in sein Leben eine Illusion und es setzte ihn in erklärten Widerspruch zu den künstlerischen Bestrebungen seiner Zeitgenossen, die ja gerade in der von Marées angefeindeten Oelmalerei ihre ganze Arbeit getan und an dieser Technik ihre künstlerischen Gesetze entwickelt haben.

Es ist nur Schein, wenn die auf die Fresken folgende Reihe kleinerer Bilder den Eindruck erweckt, als habe Marées abermals ganz von neuem angefangen. Der Gedanke, der sich schon lebhaft in den frühesten römischen Bildern angekündigt hatte und mit Gewalt in den Neapeler Gemälden hervorgebrochen war: die nackte menschliche Gestalt zum eigentlichen und einzigen Thema der Malerei zu machen, forderte jetzt von dem Künstler eine geraume Zeit hindurch ein konzentriertes Studium der körperlichen Rhythmik; und man muss die äusserlich unscheinbaren Studien der nächsten Jahre als den Niederschlag einer überaus eifrigen künstlerischen Materialsammlung auffassen. Bald sind es reigenartige Zusammenstellungen jugend-

licher Gestalten, bald stehen zwei oder drei Figuren in bequemer Haltung in einer Landschaft; worauf es künstlerisch dabei ankommt, ist, dass die Gestalten ein möglichst leichtes, freies Leben innerhalb des Bildrahmens führen sollen. Zunächst haftet den Figuren noch viel Modellhaftes an und die plastische Ausdrucksweise ist noch ein wenig konventionell, aber es gelingen Marées doch schon Bilder von so kräftiger Struktur, so klarer Akzentuierung, wie das der „Drei Männer in einer Landschaft".

Mit den „Lebensaltern" von 1878 aber tritt Marées wieder mit voller Freiheit vor uns hin, und dies Bild, das eine der feinsten Aeusserungen der Maréesschen Kunst überhaupt ist, hat um so grösseren Wert, als darin zum ersten Male ganz klar der Weg sich vor uns auftut, dem Marées im letzten Dezennium seines Lebens gefolgt ist, auf dem er zu seinen bedeutendsten Leistungen gelangt ist. . . .

Neben Böcklins bekanntem Bilde über dasselbe Thema, das eine Vereinigung reizender Genreszenen ist, wirkt Marées streng und ernst. Ihm war darum zu tun, den typischen Charakter der Lebensstufen auf eine zwingende plastische Form zu bringen. Jede Figur spricht ihre Bedeutung durch ihre körperliche Haltung aus, und die Gedankenpoesie wandelt sich in den bildmässig harmonischen Zusammenklang von Stellungen um. Wie jede einzelne Gestalt am Ganzen des Bildes mitträgt, darauf beruht die edle geistige Würde, die monumentale Hoheit dieses Werkes. Solches Zusammenklingen von Figuren immer mehr zu verfeinern und reicher auszugestalten und in inniger Beziehung mit dem landschaftlichen Hintergrunde zu entwickeln, darin besteht die Arbeit der nun folgenden Epoche im Leben Marées'.

. . . Eine gewisse Trockenheit ist nun freilich in diesen Bildern vom Ende der siebziger Jahre nicht zu verkennen; sie schreibt sich zum Teil von der allzu grossen Durchsichtigkeit der Konstruktion her, zum Teil aber auch von der sehr harten Behandlung der Farbe. In beiden Beziehungen ist Marées in den folgenden Jahren zu grösserer Fülle gelangt. . . . Bei den malerischen Bestrebungen in Marées' letzten Jahren handelt es sich allerdings mehr um den Wunsch nach gesteigertem plastischem Eindruck, als um eine echte farbige Entwicklung der Formen. Wenn Marées die Gestalten in vollem Lichte erstrahlen lässt, so dringt bei ihm das Licht doch nicht in die Poren der Haut ein, eher könnte man sagen, dass Marées die Formen mit einer schimmernden Glasur aus Licht und Schatten überzog, deren Struktur er aus sehr allgemeinen Beobachtungen über die Farbenverhältnisse in der Natur gewonnen hatte. Marées wusste das Hell gegen das Dunkel im ganzen ungemein stimmungsvoll abzutönen, aber für die reine, klare Wirkung des farbigen Lichts ist er nicht empfänglich gewesen. Das lässt sich auch an seinen Zeichnungen erkennen; man muss nur einmal eine Zeichnung von Michelangelo oder Dürer neben eins der Blätter von Marées halten, so wird man sehen, wieviel lichthaltiger die Modellierung der alten Meister gewesen ist. . . .

Auf dieser Grundlage erheben sich die beiden grossen Bilder des „Goldnen Zeitalters", deren zweites aber zugleich beweist, was Marées an Weite und Stärke der Bildarchitektonik vermocht hat. Wie zwei Säulen stehen die beiden Hauptgestalten: Mann und Frau in leicht gelockerter Symmetrie auf den Seiten des Bildes, und es hat etwas Gewaltiges, wie diesen starken Vertikalen der wuchtig an der Erde sitzende bärtige Mann das Gleichgewicht hält, wie sich der Raum weit in die Tiefe wölbt, zusammengefasst in dem ruhig im Halbdunkel erhöht sitzenden Mann, und wie wird dann durch die scheinbar zwanglos bewegten Kinder die majestätische Feierlichkeit des Bildes gemildert.

Gewöhnlich gibt man den Vorzug vor diesem Werke dem Bilde des „Rosseführers vor einer Nymphe", das sich durch die grössere Einfachheit der Anlage dem Blicke vielleicht stärker darbietet. Aber so hoch dies ausgezeichnet konstruierte Ensemble an dekorativem Werte steht, man vermisst darin jene feinere Oekonomie, die das kräftige, drastische Verhältnis zwischen den beiden Figuren verinnerlichte. Marées ist hier zum Virtuosen seiner Bildlogik geworden; die äusserlich so imposante Aktivität der Komposition hat er nicht vermocht als den Ausdruck einer ebenso starken inneren Bewegung erscheinen zu lassen. So geht ein Riss durch das Bild, und es scheint mir nicht berechtigt, den Vergleich mit griechischen Metopen, der gelegentlich gezogen wird, zu wiederholen. Gerade hier, wo Marées im Motiv gleich wie im Typus so sehr an die Antike erinnert, sieht man besonders scharf die Kluft zwischen seiner kühn kombinierenden Kunst und dem lieblich-starken Geist der hellenischen Plastik.

Ungefähr zur selben Zeit wie der „Rosseführer" ist das berühmteste aller Bilder Marées' entstanden: „Die Hesperiden". In ihm besitzen wir das einzige grosse Dekorationswerk, das — bis auf die Rahmenfüllungen — genau so heute vor uns dasteht, wie der Künstler es von vornherein geplant hatte. Schon deswegen darf es als das Hauptwerk des Meisters gelten. Die äussere Form stellt eine Verbindung des italienischen Renaissance-Triptychons mit dem grosszügigen Dekorationsstil der pompejanischen Wandmalereien dar. Gerade diese Verbindung quattrocentistisch enger Schmuckauffassung mit der freimütigen Breite der spätantiken Luxuskunst gibt Marées' Triptychon seinen eigentümlichen Reiz: jene Prägnanz der Wirkung, die wie das notwendige Resultat von zwei gegeneinander gehenden und dann zusammenwirkenden Kräften erscheint. . . .

Man sieht mit der grössten Bewunderung, mit welcher Konzentration und Beharrlichkeit Marées seine künstlerischen Ideen verfolgt hat, bis sie zu einem derart imposanten Werke sich verdichtet haben, wie es das Bild der Hesperiden ist. Es wirkt wie ein Hymnus auf die ruhige nackte Figur, so völlig ist alles andere ausgeschieden, so machtvoll ist die Art, wie die drei Gestalten des Mittelbildes, von allen anderen Teilen der Anlage getragen, in feierlichem Glanze dastehen. Man darf dies Mittelstück als die stärkste Komposition bezeichnen, die Marées geschaffen hat. Das freieste Dastehen verbindet sich mit der strengsten und darum eindrucksvollsten Anordnung innerhalb des Rahmens. Durch ein feines Abwechslungsspiel ist es erreicht, dass jede Figur für sich interessant ist, und dass doch zugleich alle drei unlösbar zueinander gehören; das eminente plastische Empfinden Marées' hat diesen starken Ausgleich hervorgebracht. . . .

Man muss sich die Zusammenstellungen von Körpern vergegenwärtigen, die Feuerbach im Paris-Urteil (Hamburg), Böcklin in der Frühlingshymne (Leipzig) gegeben haben, um die enorme Bedeutung des Hesperidenbildes zu würdigen. Wenn Marées unvergleichlich feiner und zarter wirkt, als die beiden anderen Künstler, so liegt das an der Klarheit, mit der sein Bild organisiert ist. Wie hier die kleinste Kleinigkeit: die paar Blumen auf dem Boden, das Beieinander und Auseinander der Füsse, jede Entfernung von Baum zu Baum, die Masse der vom Bildrand überschnittenen Blätterkronen, die Höhe des Baumstumpfes zur Seite der linken Frau — bedeutend zum Auge spricht, das ist etwas, was der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts zur Zeit Marées' noch ganz fremd gewesen ist. Und was vom Bilde im ganzen gilt, das gilt ebenso von der einzelnen Gestalt. Mit der strengsten Abstraktion sind diese Körper einzig in dem Sinne dargestellt, in dem sie innerhalb des Ganzen der Bildidee gedacht sind. Sie sind nichts als Träger von Funktionen, nichts sollen sie sein als klar in ihrer schlanken Aufgerichtetheit.

Aber gerade hier, wo das Bild auf seiner höchsten Höhe steht, tut sich nun vor unserem Auge ein schroffer Abgrund auf. Dieselbe Abstraktion, die den Gestalten so klare Rhythmik, dem Ganzen die feine architektonische Gefügtheit verleiht, raubt uns die unbefangene Freiheit vor dem Bilde, sie macht, dass trotz der ungeheuren künstlerischen Energie Marées uns nicht packt; sie lässt jene frohe Leichtigkeit nicht wach werden, die uns sonst beim Anblick von Gebilden ähnlicher Klarheit zu ergreifen pflegt. Die Leiber der Frauen führen das Schattendasein plastischer Begriffe. Nicht als ob wir argwöhnten, ein Resultat frostiger Berechnung vor uns zu haben; alles, was Marées gibt, ist gesehen und empfunden. Aber seine Körper haben keine Substanz, sie äussern nur eine allgemeine Lebensstimmung wie mit unsicheren Worten, ein festes, klares Lebensgefühl sprechen sie nicht aus, strömen sie nicht aus.

Bei aller plastischen Prägnanz sind die Körper farblos in dem Sinne, dass sie nicht einen vollkommen selbständigen, eigenkräftigen Typus darstellen und dass ihre Gebärden einen gewissen gymnastischen Charakter haben, der uns allzu gelehrt anmutet. Damit hängt es zusammen, dass die Wirkung nicht nur der Hesperiden, sondern aller späteren Bilder Marées' über eine allgemeine feierlich-wohlige Weichheit nicht hinausgeht; wir fassen die Rhythmik von Gestalt zu Gestalt und vor allem den Zusammenklang der Figuren mit dem sich dehnenden Boden und Hintergrund auf, aber was sich in diesem schönen Spiele bewegt, sind nicht Menschen, sondern — symbolische Akte.

Das ist nun, wie ich glaube, der entscheidende Punkt in dem, was man gewöhnlich als die Tragik des Künstlers Marées zu bezeichnen pflegt; dem ausserordentlichen formenden Sinn des Meisters stand nicht die entsprechende Fülle von Materie gegenüber. Ich möchte

nicht missverstanden werden, als ziele ich darauf, dass Marées in den Themen seiner Bilder keine sehr grosse Mannigfaltigkeit zeigt. Worauf es ankommt, ist vielmehr das, dass Marées, der seine Gestalten mit immer feiner werdenden natürlichen Zügen ausgestattet hat, der in die Rhythmik der Gebärdensprache ganz neue Blicke getan hat, doch nicht das starke Leben der Natur, die optischen Phänomene in ihrer wunderbaren Intensität mit Unmittelbarkeit aufgenommen und wiedergegeben hat.

Nicht daran denke ich, dass Marées niemals direkt vor der Natur gemalt hat; das ist eine rein technisch-ökonomische Angelegenheit, die jeder Künstler ganz allein mit sich selbst auszumachen hat. Den Mangel an Unmittelbarkeit bei Marées, den ich hier meine, empfindet man gerade vor den nach der Natur gearbeiteten Modellzeichnungen am allerstärksten. Es ist ja wahr, diese Zeichnungen sind ausgezeichnet und sie nehmen durch ihre künstlerische Ernsthaftigkeit einen sehr hohen Rang unter den Handzeichnungen des neunzehnten Jahrhunderts ein, aber bei aller Vorzüglichkeit und Klarheit fehlt ihnen der Zauber, der von den Studienblättern grosser Künstler ausgeht: dass wir einem lebendigen, tieferregten und doch heiteren Zwiegespräch zwischen der Natur und dem Künstler zu lauschen glauben. Es fehlt das Temperament der starken Erkenntnis. Die Mehrzahl der Blätter sind Haltungsstudien, wo der Künstler dem Modell die Stellung, die er für sein Bild im Kopfe hatte, angab, um an ihm die anatomisch-plastische Gesetzmässigkeit dieser Haltung zu erforschen. Aber der Anblick des nackten Körpers macht Marées nicht in der Art erfinderisch, dass er den unmittelbaren Eindruck im grossen Sinne frei zu gestalten suchte. Das Modell bleibt für ihn ein Versuchsobjekt, dem seine Phantasie kühl gegenübersteht. Dem entspricht es dann, dass auch die gemalten Körper, die so stark in ihrer plastischen Ganzheit empfunden sind und mit so schlagender Monumentalität im Zusammenhang des Raumes wirken, ohne den Liebreiz freier und bedeutender Lebendigkeit vor uns stehen.

Und nun darf versucht werden, das, was an der Kunst Marées' problematisch ist, auf einen letzten Ausdruck zu bringen. Marées hat infolge der Stärke und Reinheit, aber auch infolge der Abstraktheit seines künstlerischen Bewusstseins danach gestrebt, eine vollkommene Kunst zu verwirklichen, wie sie in Wahrheit nur durch die kontinuierliche Arbeit von Generationen reifen kann. Die Höhe dieses Zieles setzte Marées in Widerspruch zu seiner eigenen Zeit, sie sonderte ihn ab, und so gab die Zeit ihm die Nahrung nicht, die der Geist eines grossen Künstlers bedarf. Marées empfand das künstlerisch Unzulängliche der Kultur seiner Epoche, aber sein Naturell verhinderte ihn auch, den bescheidenen Ansätzen und den noch ungeklärten Bestrebungen der Zeit Vertrauen zu schenken. Er besass nicht die Geduld des Zusehens, und so entging ihm, dass der sogenannte Naturalismus nichts war als eine notwendige Phase in der Herausbildung eines neuen grossen Stils. Marées sah in ihm nur eine insipide Wirklichkeitsmalerei; er erkannte nicht, dass die naturalistische Kunst der Ausdruck einer ihrer selbst sich bewusst werdenden künstlerischen Kultur war und dass sich hinter der ästhetischen Formel des Naturalismus ein eminent schöpferischer Geist verbarg.

Wir besitzen in den Schriften von Marées' Freund Fiedler den literarischen Niederschlag dieses für Marées verhängnisvollen Missverständnisses. . . .

Aber wenn es schon wahr ist, dass Marées das künstlerische Streben in seiner Zeit zu gering bewertet hat, so ist es doch auch nicht minder Tatsache, dass für die grossen Gedanken, die er hegte, die Zeit selbst nicht reif gewesen ist. Man kann doch nicht vergessen, in wie engem Kreise sich selbst ein so starker Künstler wie Wilhelm Leibl noch bewegt hat. Jene weitgespannte künstlerische Klarheit, von der Marées träumte, liess sich auf dem Boden der Anschauungen seiner Zeit nicht durchführen, und so war der Künstler verurteilt, die Ideen von künstlerischer Gesetzmässigkeit, die er mit kühner Intuition erfasst hatte, in Gestalten zu entwickeln, die kein Blut und kein Leben haben, sondern Schemen der Erinnerung sind an längst vergangene Ideale.

Will man unter Marées' Zeitgenossen nach Verwandten seines Schicksals suchen, so scheint mir, dass man auf keinen anderen kommen wird als Friedrich Nietzsche. Das mächtig nach Klarheit Drängende haben sie gemeinsam, aber dem vagen Menschheitsideal, das Nietzsche aufgestellt hat, entspricht auch die äusserst allgemeine Schönheitsvorstellung, der Marées nachgegangen ist. Beide Männer sind von dem gleichen bis zur Ungerechtigkeit gehenden

Misstrauen gegen ihre Zeit erfüllt; den Satz aus der „Götzendämmerung": „In solchen Zeiten wie heute seinen Instinkten überlassen sein, ist ein Verhängnis mehr", würde man nicht erstaunen, aus dem Munde Marées' zu hören."

WILLIAM RITTER in La Chronique des Arts, Nr. 6 vom 6. Februar 1909. (Supplément de la Gazette des Beaux Arts.) Correspondance de Munich. L'exposition Hans von Marées'.

Spricht von Marées' „inquiétude de la plasticité et d'un coloris coriace et morose, somptueux et rance . . ." Lobt die Fresken. „Dès lors le nom de Marées signifie l'un des cas les plus navrants et les plus passionnants de l'histoire de l'art, et il faut, bon gré mal gré, l'associer à ceux de Gauguin, de Cézanne, de Mallarmé. Tous, si différents qu'ils fussent, ont eu du moins ceci de commun que, plus ils peinèrent au travail, mieux ils échouèrent à rendre sensible le but auquel, de toutes leurs forces, ils tendirent. Heureusement pour Marées, grâce aux fresques de Naples et à certains portraits, ses dons de peintre sont désormais hors de cause, aussi bien que ses compositions, lesquelles, reproduites en noir, et diminuées au format des photographies ordinaires, demeureront si imposantes. . . .

La résurrection de Marées, aujourd'hui, est un mouvement en intime rapport avec la réhabilitation en France des œuvres de Gauguin, Cézanne, van Gogh, et les nouvelles préoccupations de l'art dit indépendant. Commencée lors de l'Exposition centennale de Berlin, elle sera complétée par le prochain transfert de cette exposition-ci encore à Berlin. Réjouissons-nous-en, puisque justice sera enfin rendue à l'un des plus beaux caractères d'artiste du XIX[e] siècle et à une œuvre qui renferme, sinon un exemple à proposer, du moins un enseignement dont il faut profiter. . . .

Les Hespèrides, les Trois Chevaliers (saint Georges, saint Martin et saint Hubert) sont des conceptions italiques, à l'air de bonheur étouffé sous la nue cimmérienne. L'Enlèvement de Ganymède, de 1887, encore un merveille de composition, projet de tondo, qu'un médailleur comme Hildebrand pourrait copier textuellement, ne peut se regarder sans effroi. Il n'y a pas de terme pour dire l'aberration de facture, touche et coloris, à laquelle ces sereines et grandioses compositions atteindront. . . ."

ADOLF ROSENBERG: Geschichte der modernen Kunst.

Die Ausgabe von 1889 nennt Marées nicht. In der zweiten ergänzten Ausgabe von 1894 (Leipzig, F. W. Grunow), S. 478: „Diese Hoffnung (in Marées einen tiefsinnigen Genius zu sehen, als der er von fabelnden Künstlern gepriesen worden sei) ist durch die in München 1891 erfolgte Ausstellung seines Nachlasses getäuscht worden . . . Marées gibt sich als Nachahmer der florentinischen, paduanischen und venezianischen Maler des 15. Jahrhunderts zu erkennen, der bewusst nachgeahmt hat, was bei jenen das Produkt einer naiven Anschauung etc. war. Das ergebnislose Ringen des Künstlers mit allen Sinnbildern, und der träumerische Zug seines Wesens, das ihn zu keiner Vollendung kommen liess, waren es aber gerade, die ihn den Träumern von heute . . . interessant machten. Nachgeahmt hat ihn freilich keiner. . . ."

DERSELBE in Tägliche Rundschau vom 20. Juni 1900, Unterhaltungsbeilage Nr. 141. Die zweite Ausstellung der Berliner Sezession.

Erkennt als Maréessche Anschauung, dass sich „die Malerei von der gemeinen Wirklichkeit befreien müsse, um wieder die höchste Aufgabe der Kunst lösen zu können". Marées habe Studien und Modelle verschmäht, keine Motive gewollt. Doch habe ihm der dazu erforderliche Erinnerungsschatz, der z. B. Michelangelo zur Verfügung stand, gefehlt, daher die Kluft zwischen Wollen und Können. „Ein neuer Tantalus sah er einen schönen Garten, in den ihn seine Phantasie winkte und ihm goldene Früchte bot, aber seine Kräfte reichten nicht aus, dahin zu gelangen. Was er schuf, nahm nur entfernt die Gestalt von dem an, was er im Geiste sah."

Daher „der unvollkommene Eindruck von der erhöhten Welt und Schönheit, von der Marées sehnend träumte". Vergleicht ihn mit Ludwig von Hofmann, das „Erhabene" der Maréesschen Absicht und das „Heiter-Idyllische" Hofmanns. „Er wusste von allem, was wirksam war, und weil er es wusste und zugleich die Unzulänglichkeit seiner Kräfte fühlte, blieb er kurz vor dem Ziele stehen." Doch erkennt Rosenhagen an, dass Marées „mit vollem Bewusstsein die Fundamente für den Monumentalstil, nach dem sich die deutsche Kunst sehnte", geschaffen habe. Von den ausgestellten Werken wird der heilige Martin am höchsten gestellt, und die Maréesschen Porträts über die von Lenbach, „weil sie naiver sind". — „Der Fluch der Bildung — müsste man als Titel über Marées' Lebensgeschichte schreiben. Hätte er nicht diesen Riesenrespekt vor den Werken der Alten besessen, wäre er nicht so mutlos gewesen. Es ist bezeichnend genug, dass er nie etwas ganz Misslungenes gemacht hat. Anstatt eine regelrechte Dummheit zu begehen, die meist viel lehrreicher ist, als eine zufällige kluge Tat, hörte er lieber auf. Daher die unfertigen Bilder, ein unbefriedigtes Dasein und die mangelnde Anerkennung der Zeitgenossen."

HANS ROSENHAGEN in Ueber Land und Meer, 1906, Heft 11. Ueber die deutsche Jahrhundertausstellung.

„Zur Volkstümlichkeit fehlt Marées eigentlich alles. Seine Bilder sind inhaltslos . . . und das schlimmste: die meisten sind unvollendet. Freilich nur äusserlich; denn im Grunde sind sie so fertig, wie nur Werke sein können, in denen ein Künstler seine Absichten vollkommen erreicht hat. Marées wollte Bilder schaffen, in denen jede Farbe, jede Linie in einer so unbedingt notwendigen Beziehung zu den übrigen Farben und Linien des Bildes gesetzt war, dass das Ganze als eine geschlossene, in sich vollkommene und unzerstörbare Einheit wirkte . . . Nur war Marées kein guter Zeichner. Die Wiedergabe der menschlichen Gestalt machte ihm Schwierigkeiten . . . In dieser Hinsicht erschienen seine Bilder unvollkommen, aber nur in dieser einen. Als Komposition und als schöne und bewegte Farbe kann man sich kaum etwas Grossartigeres und Gelungeneres denken . . . War sein Wollen auch unendlich viel grösser als jede einzelne seiner Leistungen, so repräsentiert sein gesamtes Werk, sein Erreichtes innerhalb der deutschen Kunst doch ohne Frage eine Höhe, auf der Marées bis jetzt als ein einsamer, als einer aber, der das gelobte Land wenigstens gesehen hat, thront."

DERSELBE in Kunst für Alle, XXII, 2, 15. Oktober 1906. Ueber die deutsche Jahrhundertausstellung.

„Seine Bilder wirkten in der Nationalgalerie wie Offenbarungen . . . Der Künstler, den man für einen Spintisierer ausgegeben hatte, entpuppte sich als ein malerisches Talent ersten Ranges, das stets bereit war, der künstlerischen Wahrheit der Farbe jede andere Wahrheit zu opfern . . . Man kann sich diese Bilder vielleicht sorgfältiger ausgeführt, künstlerisch aber nicht fertiger denken als sie sind. Feuerbachs und Böcklins künstlerische Ideen sind im wesentlichen an den Stoff der Darstellung gebunden. Die Idee von Marées, die rein formaler Art war, erscheint anwendbar auf alles, was Malerei heisst. Dieser Künstler steht an der Pforte einer neuen Zukunft der deutschen Malerei."

DERSELBE: Handbuch der Kunstgeschichte von Adolf Rosenberg. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Hans Rosenhagen. Bielefeld und Leipzig 1908. S. 628.

Die Zeichnung des Nackten habe M. nicht bezwungen. Als Farbenkompositionen dagegen seien seine Bilder unvergleichlich „und auch in der Richtung fertig, dass die künstlerische Absicht ihres Schöpfers vollkommen erreicht ist . . ."

DERSELBE in Die weite Welt, Heft 30, Leipzig 1907, S. 640. „Das Betrachten moderner Bilder.“

Ueber den Hl. Georg der Nationalgalerie:

„Die als Diagonale durch das Bild gehende Lanze mässigt wie die Vertikale des vorderen Pferdekörpers und der zwischen den Beinen des Rosses sichtbaren Baumstämme die Wucht der gegeneinanderspielenden bewegten Linien. Mit vollem Bewusstsein hat der Künstler der Erscheinung des Pferdes Gewalt angetan, um seine Idee von der farbigen Gliederung der Bildfläche bis in den letzten Winkel durchzuführen.“

LÉON DE SAINT-VALERY in La Revue des Beaux-Arts Nr. 124 vom 17. Oktober 1909. Hans von Marées.

„. . . Hans von Marées, comme l'y prédestinaient ses origines germaniques et sémitiques, fut, en art, un compilateur. Son expression picturale, sans marque individuelle, sans fixité, variable au gré des influences et des milieux, fut mise au service d'idées et d'impressions prises aux œuvres d'autrui; l'observation directe de la nature semble n'intervenir presque jamais dans ses toiles.

L'originalité de von Marées, le caractère qui le fait un peu spécial parmi sa race, est en ce qu'il fut un adaptateur sans sérénité. Il semble souffrir de cette dépendance en laquelle le tiennent les pensées étrangères. Son œuvre trahit des inquiétudes, montre d'impuissants et haletants efforts d'identification.

Car cet artiste, inapte à se subordonner son art, applique un vouloir opiniâtre à se laisser déterminer par lui. De chaque influence subie, que ce soit celle de son premier maître Steffeck, celle de Rembrandt, de Léonard, d'Ingres, de Delacroix, même de Manet, il tente de faire son orientation définitive; autour de la cellule empruntée, il s'efforce à agglomérer des cristallisations personnelles. Il y échoue, précisément à cause de cette plasticité qui le mettait à la merci de toute idée extérieure, et qui recevait, avec une passivité avertie et dolente, les déviations les plus diverses.

On ne démêle point, dans ces transcriptions à l'écriture laborieuse, ce qu'eût pu être, restant soi-même, la personnalité de von Marées; il serait hasardeux même d'affirmer ou de nier qu'il en eût possédé une. Peut-être était-il trop absolument germain, trop absolument sémite pour connaître d'autres facultés que celles, profondes, d'assimilation?

Il a pourtant, émanée du sens hébraïque, une conception à la fois fortement matérielle et très désabusée de la beauté. Il n'en voit, et avec quelque secret mépris, que l'apparence charnelle. Dans sa formule, il y a un peu de l'insondable pessimisme de l'Ecclésiaste.

Pour qui l'étudie sans parti-pris, Hans von Marées n'apparaît pas avoir été coloriste spontanément, et pour satisfaire un sentiment personnel. La couleur chez lui a tous les caractères d'une expression acquise; elle en a les maladresses, les insistances, les étonnements, les outrances. Elle murmure ou s'exclame à contre-sens. Elle est, dans l'œuvre, comme un signe convenu pour l'accentuation de certaines formes, comme une ponctuation exclamative surajoutée.

Cette impression d'artificiel n'empêche point que la couleur de von Marées ne soit souvent séduisante, pleine de molle caresse, de sensualité paisible et chaste. Elle ne vibre pas, elle ne frémit pas, elle n'a rien de spasmodique; elle est le très doux reflet d'une sensation douce, et son charme est comme de jeunesse et de candeur. Elle a aussi le charme, très inattendu celui-là et presque inexplicable, de son existence, toujours surprenante sur ces formes d'inspiration plutôt sombre; dans cette œuvre qui semble, par sa composition, par la nature de son dessin, dévolue aux tons mornes, aux bruns, aux roux, aux bistres.

L'art de von Marées peut paraître anecdotique presque puérilement; mais il est essentiel, pour le bien comprendre, de situer toujours l'artiste au centre de ses origines; de songer qu'il est porté à répercuter, plutôt que la nature, la pensée d'autres hommes, et, bien entendu, sous ses espèces graphiques; et puis, surtout, il faut considérer qu'il est Hébreu plus encore qu'Allemand; et que le Juif se sert volontiers du fait narré pour suggérer l'idée, qu'il procède du particulier au général, du contingent à l'absolu.

Les portraits de Hans von Marées s'inspirent de ce même principe; ils s'appliquent à serrer, ligne par ligne, méplat par méplat, la réalité physique du modèle, laissant au spectateur le soin de choisir les indices où s'écrit la vie mentale. Et c'est toujours, en somme, cette forme, si totalement orientale, de la parabole, enveloppant de matérialité un sens mystique."

CONTE SCAPINELLI in Neue Freie Presse vom 4. Februar 1909. Hans von Marées. Besprechung der Sezessionsausstellung in München.

„Nicht sein Können ist es, das uns die höchste Verehrung abzwingt, sondern sein Wollen, seine Selbstzucht und sein echt künstlerisches, reines Streben."

SCHACK, GRAF: Meine Gemäldesammlung, erste Auflage 1881, zweite Auflage 1882, dort S. 269—271:

Lobt die Schwemme, „ein in der Weise der besten Niederländer ausgeführtes Kabinettstück, durch ungewöhnliche Kraft der Farbe bestechend", lobt die Kopien von Marées für seine Galerie im selben Tone wie die Arbeiten der übrigen Kopisten. Bedauert, dass Marées, „von dem Ehrgeiz gestachelt, ein Ziel zu erreichen, das wohl zu hoch für seine Kräfte war", das Kopieren nicht fortsetzte. „Die grossen Venetianer, besonders der unvergleichliche Giorgione, schwebten ihm als Muster vor, und er mühte sich jahrelang in Rom ein Bild in Stil und Farbe dieses Meisters hervorzubringen, von welchem er träumte, es werde die schönste Zierde meiner Galerie werden. Sein ernstes, unablässiges Ringen flösste mir Achtung ein, und obgleich mir Kopien von seiner Hand lieber gewesen sein würden, liess ich ihn gewähren. Allein als seine Arbeit endlich vollendet war, und er sie an mich abgeschickt hatte, erkannte er selbst, er habe das Ideal, das ihm so lange vorgeschwebt, nicht erreicht, und noch ehe ich sein Bild erhielt, langte ein Brief von ihm an, in dem er mich bat, dasselbe nicht aufzuhängen. Der erste gescheiterte Versuch hielt Marées nicht ab, seine Bestrebungen in gleicher Richtung fortzusetzen, und eine Reihe von Jahren hindurch machte er in seinem Atelier zu Rom, welches selbst seine besten Freunde nicht betreten durften, unaufhörliche Versuche, ein Werk zu produzieren, dass sich mit denen der grossen Venetianer messen könnte. Da ereilte ihn noch in den besten Lebensjahren ein plötzlicher Tod. Obgleich er sein begeistertes Streben, der Nachwelt eine bedeutende Arbeit zu hinterlassen, nicht von Erfolg gekrönt sah, sollte ihm dasselbe doch ein ehrenvolles Andenken sichern."

THASSILO VON SCHEFFER in Der Kunstwart vom 15. Febr. 1910. Die Stätte des Kunstwerks.

Legt Protest ein gegen das Vorhaben, die Fresken Marées' aus der Zoologischen Station in Neapel nach Deutschland zu überführen.

KARL SCHEFFLER in Kunst und Künstler, Jahrg. VII, Heft VII, 1909. Hans von Marées.

„. . . Keine Art von Malerei ist schwieriger vielleicht mit Worten zu schildern als die von Marées. Denn es gibt in dieser tonigen Monumentalkunst, in dieser Dekoration gewordenen Anschauungsphilosophie kaum ein Stoffinteresse; nichts Dramatisches ist darin, nichts Erzählendes und keine anreizende Gegenständlichkeit. Um diese Malerei zu schildern, müsste man Formen und Bewegungen, Licht und Farbe konkret beschreiben können. Das aber vermag man so wenig, wie man Musik mit Worten schildern kann. Schwingung ist alles. Sucht man Worte, so gerät man unwillkürlich fast in die Terminologie der Musik. Man erwidert die Frage nach den Traditionen dieser Kunst mit einem Hinweis auf den Jahrhundertkanon der Malerei, auf die Harmonielehre neuer Formen- und Farbenempfindung, auf den Kontrapunkt des modernen Raumgefühls. Fragt einer: was malte Marées? so hat man nur die arme Antwort:

Porträts und nackte Menschen, Pferde und Hunde in idealen Landschaften. Geht die Frage nach dem Eindruck dieser begebnisarmen Malerei, so möchte man sich beschränken zu sagen, es sei, als lausche man einer feierlich gedämpften Orgelmusik. Dieser Eindruck des Musikalischen wird erzeugt, weil in dieser Kunst nichts dargestellt ist als eine von Zeit und Ort gelöste Zuständlichkeit. Die Gestalten der Maréesschen Bilderwelt zeigen nicht Willen, sondern Bestimmung; sie führen in den Hesperidengärten dieser Kunst ein fast vegetatives Dasein; sie träumen ihre Nacktheit, ihre Schönheit, ihr Handeln. Es blicken diese Jünglinge, Männer und Frauen über alle irdischen Horizonte hinaus in die Ewigkeit; sie sind wie die stummen Akteure eines Mysteriums. Sie stehen vor uns in undurchdringlicher Ruhe, mehr Typen als Individuen, mehr Symbole als Determinationen. Zeitlos sind sie und vaterlandslos. Und das lässt sie uns klassisch und antikisch erscheinen.

Auch dieser Klassizismus kommt aus der alten deutschen Griechensehnsucht; er geht auf Lessing, Winckelmann und Goethe zurück, weist auf Deutsch-Römer, wie Feuerbach, Böcklin, Hildebrand, Klinger und Ludwig von Hofmann; ja, er weist selbst ein wenig auf unsere akademischen Epigonen. Aber es ist trotzdem etwas in dem Klassizismus von Marées, das keiner seiner Genossen hat. Und dieses Etwas eben ist das neue, das belebende und stilbildende Element. Es besteht darin, dass Marées der Klassik die Mystik zurückgewonnen hat. Das ist es, wodurch er das Antike modern gemacht hat; das gibt seiner Kunst die unendliche Melodie und bringt sie den Alten und den Lebenden gleich nahe. Diese Atmosphäre einer schauerlich süssen Mystik haben die andern Deutsch-Römer nie in diesem Grade vor der Welt der Antike empfunden; und die Akademiker gar haben nie geahnt, was man die Romantik, oder, mit Goethe, das „Magische und Zauberische" der Antike nennen könnte. Auch Böcklin legt Mystik in seine griechisch-italienische Welt. Aber das ist eine Mystik des Einfalls, des Stoffes, des philosophisch-poetisch betrachteten Sujets. Was Marées gibt, ist eine Mystik der Form. Nur die aber ist letzten Endes wesentlich; denn nur sie schafft das in höherem Sinne Objektive. Wo Böcklin mittels der Kunst sein Ich mitteilt, da teilt Marées die Kunst selbst mit. Darum schliesst sich an Böcklins Malerei eine so problematische Nachfolge; darum knüpft an die Idee, die den „Unfertigkeiten" Marées' zugrunde liegt, schon ein ganzes talentvolles Maler- und Bildhauergeschlecht neue Entwicklungsfäden, darum berührt sich Marées so eng mit dem besten Wollen der französischen Kunst.

Dieser Künstler hat, tiefer als irgendein anderer deutscher Maler des neunzehnten Jahrhunderts, das Klassische in sich unmittelbar als Natur, als Schicksal erlebt. Er fühlte sich mächtig umdrängt von den architektonischen Raumwundern, war ergriffen von den plastischen Ausprägungen der bauenden Naturkraft. Er malte das Geheimnis, das die Seele in das Selbstverständliche legt, malte an einem Schönheitskanon des Gehens, Ruhens, Reitens, Ruderns oder Sitzens. Aus dem Mechanischen sprach das Urweltliche zu ihm. Das ist seine Klassik. Er ist nicht Klassizist wie ein anatomisierender Muskelmodelleur, wie ein gräzisierender Konturkünstler, sondern einer, der antikisch fühlt, weil er in der Natur den orphischen Urlaut der Tektonik wahrnimmt. Und dieses eben gibt seiner Kunst die Mystik, gibt ihr das groteske Element. Ursprüngliche Kunst ist stets in gewisser Weise grotesk. Die griechische Kunst ist es so gut wie die Gotik; Groteskes ist in Signorellis grossem Panbild im Berliner Museum, woran Marées' Triptychen so lebhaft gemahnen, ist in den alexandrinischen und pompejanischen Malereien, denen die Kunst des Nordländers zu entstammen scheint, ist in der präraffaelitischen und flämischen Primitivität, woran Marées' linkische, ja oft hölzerne Anmut oft genug denken lässt.

Nach Hebbels Definition gibt es drei Arten von Kunstwerken. Vor den einen sagt man: es kann so sein; vor den zweiten: es ist so; und vor den dritten: es muss so sein. Marées' reifen Werke gehören dieser letzten Gruppe an; denn ihr eigentliches Objekt ist das Endgültige. Es wird in den nackten „Existenzfiguren" dargestellt, wie die Natur in ihren Geschöpfen über sich selbst denkt, wie der Raum sich selbst empfindet. Der Raum ist es, der eigentlich lebt und handelt. Die Menschen, Tiere, Bäume und Himmel sind nichts als seine Sprachlaute. Marées wählte Italien als Aufenthaltsort, weil dieses Land ihm die Versenkung in eine Stimmung der Zeitlosigkeit gestattete, wie der Synthetiker sie braucht. Auch war das uralte Kulturland, die Kulturkolonie Griechenlands, dem Eklektiker unentbehrlich. Eklektiker muss notwendig aber jeder Moderne sein, der zur grossen synthetischen Monumentalkunst strebt, weil ihm in

unserer Zeit keine Konvention die Treppe zur Höhe baut, weil er in der Kunst der Gegenwart keine allgemeinverständliche Sprache vorfindet, deren er sich bedienen könnte. Marées fand sich in Italien darum erst selbst mit Hilfe von Signorelli, Mantegna, Leonardo, Giorgione, Palma und der Antike. Er eignete sich eine ihm gemässe Sprache an und fand seinen reduzierenden Stil, als er für Schack alte Meister kopierte. Aber dieser Stil war nicht Diebstahl; er war schon in Marées, bevor er die Alten kannte, er war im Sehen und Begreifen der Welt. Darum ist das Altmeisterliche bei Marées transponierte Modernität.

Wir sehen auf seinen Bildtafeln ein System von Vertikalen, Horizontalen, Parallelen und Winkeln aus menschlichen Gliedern gebildet, nicht geometrisch durchsichtig, aber doch klar, gegenstandslos im dramatischen Sinn, aber doch überzeugend. Nur weiss man nie, wovon man eigentlich überzeugt wird. Wir sehen Tiefenwirkungen von schlagender Anschaulichkeit, von undefinierbarer Poesie und Bedeutung; aber doch ist diese Tiefe auch wieder nur in der Fläche, wie es die Freskowirkung will. Alles ist Raummathematik; aber diese Mathematik ist das Leben selbst. Diese Erhebung alles Primären zum Objekt der Darstellung ist es, was aus den Bildern Marées' das Gegenständliche, Dramatische, Erotische und „Interessante" durchaus entfernt und was alle Mittel zu Werkzeugen einer einzigen Idee macht. Auch die Farbe erscheint bei Marées als ein Glied des Raumes. Eine elegische Farbe voll Feierlichkeit und Romantik, reich und doch still; sie gibt den Dingen einen Schein von Wesenlosigkeit, als wären Gobelins und Glasgemälde lebendig geworden. Ihre schöne Traurigkeit dient nicht leerer Dekoration; sie ist der Impression lebendig abgewonnen und hat darum Gefühlswert. Sie droht und schmeichelt, verhüllt und verklärt und gibt den Dingen sozusagen die Wetterstimmung des Schicksals. Es kehren bestimmte Nuancen gelber Fleischtöne wieder, die sich unvergesslich einprägen; sie schwimmen in farbigen Schatten, woraus ein Smaragdgrün hervorleuchtet, ein Ultramarinblau, wenig Rot, viel altmeisterliche Bräune und ein Gewoge ungewisser, aber nie schmutziger Töne. Es ist die Farbe der Venetianer, aber stellenweise vergeistigt und impressionistisch gemacht bis zur mystischen Intensität des Munchschen Kolorits.

Und durch diese über Ernst und Heiterkeit hinausgehobene Welt von Linie und Farbe sucht nun das Licht seinen Weg, als das am leichtesten beflügelte Kind des Raumes. Es haftet hier an der Form, dort am Ton, es fliesst als Richtungsakzent durch den Raum oder glüht geheimnisvoll in sich selbst, als wäre es die eigentliche Kraftquelle. Marées liebte es, seine Körper aus dem Dunkel heraus immer mehr aufzulichten, sie kartonmässig fast mit Licht zu modellieren. Es ist sein technisches Geheimnis, wie seine Körper trotz der Betonung der antiken plastischen Proportionalität doch immer muralen Flächencharakter behalten, und wie von diesen plastisch modellierenden Lichtern ein ganz malerischer Eindruck ausgeht. In seltsamer Weise weiss Marées selbst in den grossen Bildern ein Rembrandtsches Element dem Klassischen zu verbinden. Während das Licht modelliert, fliesst es doch in einem grossen Strom durch das Bild; es scheint aus der Form zu entspringen und löst sich auf als Farbe. Zuweilen ist es, als sängen die gelben und grünen Lichter gegeneinander an, wie zwei Stimmen im Duett, die sich suchen und fliehen, bekämpfen, nähern und endlich harmonisch vereinen. Wirkungen, die aus Paletten- und Pinselzufälligkeiten entstanden sind, gibt es nicht. Wer mit zwölf Farben — mehr gebrauchte Marées nicht — so reichen Wechsel erzielt, bei dem muss jede Nuance berechnet sein. —

Das alles klingt fast, als ständen wir hier vor einem der grossen Vollkommnen der Kunstgeschichte. So ist es aber nicht. Bei Marées bleibt immer fast ein ungelöster Rest; vieles ist problematisch und nicht so gekonnt, wie es instinktiv gewollt ist. Wir sehen den Steffeckschüler als ein recht mässiges Talent, den in München unter Pilotyschem Einfluss Studierenden als einen noch nach dem Atelierschema empfindenden Künstler. Wir entdecken nirgends fast den geborenen grossen Maler, dem das Schicksal in der Wiege schon den Pinsel bestimmt hat, entdecken nicht diese natürliche Malfreudigkeit der grossen Sinnlichen, der eigentlichen Malernaturen. Wir erkennen vielmehr immer wieder, wie ein ungeheures Verstehen, ein prachtvolles Menschentum die Kunstmittel herbeizwingt und sie sich so zu Willen fügt, wie sie dem Zweck gerade nötig sind. Immer eilt die Idee dem Können um einige Schritte voran und zieht es mit intensiver Anstrengung nach sich. Und beruhigt sich oft genug auch beim Ungefähr. So kommt der Sprung in das Lebenswerk, das Problematische und skizzenhaft Andeutende. Doch liegt der Fall bei Marées ganz besonders. In diesem Fall nämlich vermindert das Frag-

mentarische nicht eigentlich die Wirkung. Wir haben Meister in der Geschichte der neuen deutschen Malkunst, bei denen Wollen und Können vielmehr eines sind; aber doch wirkt das Lebenswerk keines von ihnen objektiver als das von Marées. Wie ein abbröckelnder antiker Torso mehr gibt als eine heil und vollendet dastehende moderne Marmorfigur, so ist in Marées' Unvollkommenheiten mehr reine Kunst als in manchem fertigeren Meisterwerk. Es ist Extrakt darin, reine Form. Was Marées' Bilder fragmentarisch macht, das ist etwas Fehlendes; nie aber ist es etwas Falsches, nie eine unedle Legierung. Dieser grosse Sachliche hat, ähnlich wie Cézanne, seine Werke lieber unfertig gelassen, als dass er sie mittels der Routine in bequemer Weise abgerundet hätte. Er geht den Weg zur absolut reinen Form, zur höchsten Vollendung; wie weit er in jedem Fall auch zurückbleibt, ob mehr oder weniger: er irrt niemals doch von diesem schmalen Wege ab. So kommt es, dass der Betrachter im höchsten Sinne produktiv gemacht wird; er sieht sich auf einen Weg zu reiner Kunstanschauung geleitet, wo er gar nicht fehlgehen kann. Es scheint oft, als stände man vor Bildern, über deren Vollendung der grosse Meister hinweggestorben ist. Beim Nähertreten sieht man dann freilich, welch wunderliche Mühe Marées sich gegeben hat, wie er mit seinem diagonalen Pinselstrich die Farbenlagen übereinander gestrichen hat, bis es fast Reliefs gab. So kommt es, dass Marées in gewisser Weise auch ist, was er nur wollte; was sonst immer bedenklich auszusprechen ist. Nur darum gewinnt er auch durch das, was den meisten modernen Künstlern gefährlich wird: er erscheint wahrhaft bedeutend erst nun, wo man sein ganzes Lebenswerk vor Augen hat, wo man die grosse Objektivität, die über die Person hinaus zur Unpersönlichkeit des Stils hinaufstrebt, im ganzen Umfange erkennt. Diese Hunderte von Bildern und Zeichnungen wirken wie Teile eines einzigen Werkes, wie Modulationen einer unendlich sich fortspinnenden Melodie.

Dass dieser Stilwille vor allem aus dem lebendigen Instinkt, aus dem Gefühl hervorwuchs, erhebt Marées' Kunst über die von Puvis de Chavannes. Marées hat die Mystik, die den allzu klaren und kalten Silhouetten des Franzosen fehlt. Zu Böcklin verhält er sich andererseits etwa, wie Puvis zu Moreau. Wobei der Schweizer ebenso hoch dann über Moreau steht, wie Marées über Puvis. Was Cézanne auf dem Gebiete der nature morte, das ist Marées ungefähr im Monumentalen. Zuweilen wirkt er wie ein primitiver Rubens; denn in der linkischen Tanagragrazie seiner Gestalten ist latente Fleischlichkeit und eine zurückgehaltene Fülle der Form. Zu seinem Genossen Hildebrand verhält sich Marées, wie das Gefühl zum Begriff, zu Feuerbach wie der Mann zum Jüngling. Der Ahnherr der Maréesschen Kunst ist auch in diesem Falle der aller synthetischen Eklektiker: Nicolaus Poussin. Zu ihm gehört Marées und damit zur Rasse der grossen Objektiven, die ihr Ziel ausserhalb, jenseits ihrer Determination suchen, die das Absolute wollen und nicht von den Mitteln ihres Talents aus denken, sondern vom Ideal aus. Hier liegt das Faustische im Wesen Marées'. Alles oder nichts. Hier liegt das Asketische seiner Idealität. Er wollte auf dem Parnass lieber der letzte sein als der erste in den Niederungen.

Den Fanatiker des Ideals lernte man vor den grossen Triptychen kennen. Bewundert man, am meisten vor den Studien zu den Fresken der Zoologischen Station in Neapel, den Maler, der, aus Münchens Malkultur kommend, Italien, Frankreich und Spanien schon bereist hatte, die Synthese schon in sich trug und auf einer Uebergangsstufe dann diese wundervoll geschmeidigen Werke flüssiger Monumentalmalerei schuf, so ergreift vor den Alterswerken, vor Bildern wie „Rosseführer und Nymphe", „Goldenes Zeitalter", „Lob der Bescheidenheit" oder den vier Triptychen die Abstraktion des letzten Ziels. Jene Studien und neben ihnen die in der Zahl beschränkten guten, dann aber auch altmeisterlich reifen Porträts und Idyllenbilder reissen hin durch die Fülle und Sinnlichkeit des im goldenen Käfig der Stilidee eingefangenen Lebens; diese grossen Wandbilder überwältigen durch die feierliche Magie ihrer Weltentrücktheit. In ihnen ist alles Temperament der Stunde ausgemerzt; nichts ist geblieben als eine Quintessenz. Gehören Bilder, wie das in seiner Tonigkeit Watteau- und Veroneseartig schmeichelnde „Bad der Diana", wie die Rembrandtsche Lichtfanfare des Doppelbildnisses von Lenbach und Marées, wie die Studien zu den Neapolitaner Fresken und alles, was in den Kreis ihrer Zeit gehört, sozusagen der Tannhäuserperiode Marées' an, so gehören die Triptychen einer Tristan- und Isolde-, einer Parzival-Periode an. Unmittelbarer wirkt die romantische Sinnlichkeit der früheren Arbeiten, wirkt die Lebenspracht mancher Porträts; nachhaltiger wirkt die Abstraktion der späteren Werke. In ihnen ist das Eigentliche; es glüht ein Leben darin, das geheimnisvoll immer wieder anzieht und das unendliche Möglichkeiten

birgt. Eine Welt farbigen Schattens, in der warm angestrahlte Körper harmonisch durcheinandergleiten . . . .

Aus den vielen Selbstbildnissen blickt der Mensch Marées uns an in seiner strengen Vergeistigung. Eine nervöse Männlichkeit, mehr tief als heroisch gross, mehr intensiv als extensiv, mehr geduldig und unerschütterlich als eruptiv und elementar. In dem schmalen, fein gemeisselten Denkerkopf, dessen Stirn sich hoch hinaufwölbt, ist ein gespannter, ein fanatischer, fast ein kranker Zug; aber dies ist nur wie eine Blässe der Tagessorge. Unter dieser Tagesmaske leuchtet etwas ewig Apollinisches. Man erkennt in den Rassezügen den debattierlustigen Logiker, den Hebbelschen Grübler; es enthüllt sich in den Buckeln und Knochenwölbungen der Totenmaske der Desperado der Idee. Eine leise Verlegenheit ist wahrnehmbar; jene Verlegenheit, die aus dem Gefühl höchster Selbstverantwortung stammt, aus der Scham nicht zu leisten, was dem Willen vorschwebt. Es leuchtet von der Stirn die unendlich schmerzliche Reinheit des Mannes, der sein Alles der Idee opfert, dem der kategorische Imperativ im Blute liegt und an dessen Hölderlin-Sehnsucht das Leben gleichgültig vorbeifliesst. . . .“

DERSELBE in Kunst und Künstler, Berlin, Jahrg. VII, Heft 10, S. 431. Marées als Zeichner.

Ergänzung zum vorhergehenden Aufsatze.

„Marées hat seine Zeichnungen für die Oeffentlichkeit nicht bestimmt. Er erscheint darin wie im Selbstgespräch. . . . Sie stellen sich . . . vor allem als Studien von Raumproblemen und von statisch-dynamischen Körperzuständen dar. Das gibt ihnen einen Charakter, dass ein Uneingeweihter meinen könnte, vor den Zeichnungen eines Bildhauers zu stehen. Es ist umgekehrt wie vor den Zeichnungen Joh. Gottfried Schadows, wo man die Arbeiten eines Malers zu sehen glaubt. . . .

Was uns Marées' Zeichnungen so wertvoll macht, ist der Umstand, dass sich der Wille zum Typischen, zum Allgemeinen in ihnen handschriftlich gibt. . . . Marées war ein langsamer Denker und Empfinder. Er zog sich allmählich nur zur Kraft, Tiefe und Monumentalität empor. Auch was er in seinen Studien gibt, sind schon „Vorstellungsreihen“, wie Karl v. Pidoll es nennt. Aber doch ist in der ersten Niederschrift immer noch die ganze Lyrik einer wesentlich feinen und empfindsamen Natur. Architektonisch, psychologisch und symbolhaft stark wurden diese Bildideen erst Schritt vor Schritt, in dem Masse, wie die Zeichnung zum grossen Kompositionsentwurf und wie dieser zum freskoartigen Bilde fortschritt. Im Laufe dieser Entwicklung wurde alles Lyrische, alles vom Augenblick Geborene, alles weich und gefällig Graphologische, unwillkürlich Stoffliche und Improvisatorische ausgemerzt, fortgedacht, weg-empfunden. Marées zwang sich, indem er immer wieder an sein Meistergewissen appellierte und mit tiefer Besonnenheit das Begonnene immer von neuem kritisierte und durchging, zu einer Kraft empor, die ihm von Natur nicht eigen gewesen sein kann. Im Verlauf dieses Vertiefungsprozesses erzwang er sich aber erst das beste jener naiv und primitiv scheinenden Ursprünglichkeit, jene cézanneartige Mystik, die seinen grossen Bildern den hohen Wert geben. . . .

Wundervoll ist immer das Gefühl für Rhythmus, sind die architektonischen Akzente der stehenden und hingelagerten Körper; und herrlich beherrscht ist immer die Musik des Raumes. . . .

Marées zeichnete alles, was er überhaupt zeichnete, mit Gefühl; aber das lag in seiner stark empfindenden Natur, und das war es nicht, was er im Studium aufsuchte. Lehrend bezeichnet er unklare Gefühlsausdrücke als Empfindelei, die zu nichts führen. . . .

Zeichnete am liebsten mit natürlichem Rötel, seltener mit weichem Blei auf weissem oder grauem Handpapier. Er hielt den Stift mit den Fingerspitzen ohne Anlegen an die Mittelhand und führte ihn frei aus der Schulter.

Was das Modell angeht, war Marées nicht anspruchsvoll. In Ermanglung schöner Individuen begnügte er sich auch mit unvollkommenen Modellen, da er sich gewöhnt hatte, aus dem so wenig missbildeten italienischen Menschenschlage natürliche und einfache Typen und Schönheiten herauszulesen.

Die zum Zeichnen nach der Natur verwendete Ze it wollte Marées weit eher kurz zusammengefasst als lang ausgedehnt wissen.

Die isolierte malerische Darstellung einer einzelnen Figur bezeichnete Marées als die höchste Aufgabe, die der Künstler sich stellen könne; dies erfordere die grösste Meisterschaft.

In den Darstellungen Marées' besteht der Hintergrund fast ausschliesslich aus freier Landschaft, und nur selten spielen Werke von Menschenhand, wie Architektur, eine Rolle darin. Er beschränkte sich auch in der Landschaft auf ihre einfachsten, immer wiederkehrenden Elemente.

. . . Die uns erhaltenen Zeichnungen sind zum Teil herrliche Entwürfe."

(Der Aufsatz enthält eine Anzahl Abbildungen Maréesscher Zeichnungen.)

RUD. SCHICK: Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1866, 1868, 1869 über Arnold Böcklin. Herausgegeben von H. v. Tschudi, gesichtet von C. Flaischlen. Verlag von F. Fontane & Co. 1901. Berlin.

Seite 40: „Ueber Marées' Unzufriedenheit sagte Böcklin, dass er an andere zu hohe Anforderungen stelle und infolgedessen strengere Kritik befürchten müsse. Dann vergesse er auch, dass man ein Bild nicht der Farbe oder einer malerischen Wirkung wegen, sondern der Sache selbst wegen male." (13. Juni 1866.)

Seite 114: „Böcklin zu Marées. Man schätzt nur das, was auf gleicher Stufe mit der eigenen Anschauungsweise steht, was man eben einsehen kann. Für das, was darüber hinausgeht, fehlt einem jeder Massstab."

LUDWIG SCHITTLER in Bayerischer Kurier, 6. Februar 1909.

Die Marées-Ausstellung der Sezession.

A. H. SCHMID in Prager Tageblatt, 14. Februar 1910. Vortrag über die Wandbilder Marées'.

„Hans von Marées erscheint in seinem Werke als einer der letzten Epigonen der grossen Zeit, des sechzehnten Jahrhunderts, deren Blick noch keinerlei Manieriertheit trübt. Ein Künstler, der die Historien- und Anekdotenmalerei verschmäht, der die Komposition mit dem Figuralen, Plastischen, Architektonischen beginnt, der die Gegensätze im Bilde durch die Stellung und Richtung der Figuren nach wahren Regeln schafft, der den Raum wie ein Baumeister behandelt. Ueber seinen Bildern lagert ein grosses Schweigen, ein stummes Pathos von antiker Grösse, das ihnen einen schweren, gewichtigen Schrittes einherwandelnden Charakter verleiht. Die Gestalten nehmen bei grösster Naturtreue das Wesen klassischer Statuen an, nicht nur dann, wenn sich vollste Ruhe über die Szene breitet, auch wenn tiefe Bewegung die Gruppen erfüllt."

KARL EUGEN SCHMIDT in Kieler Zeitung vom 1. August 1908. In Neapel.

„Denken Sie sich einmal, die Franzosen hätten einen Feuerbach oder einen Marées gehabt. Bis in den hintersten Winkel der bewohnten Welt hätten sie seinen Namen ausposaunt. Die Leute aus Sydney und aus San Francisco wären gekommen, um ihm Aufträge zu geben, wie die Bostoner zu Puvis de Chavannes kamen, damit er ihre Bibliothek ausmale. Wir aber schätzen diese Männer nicht einmal im eigenen Vaterlande. Dass wir gar das Ausland zur Hochachtung zwängen, davon ist nun gar keine Rede."

PAUL SCHUBRING in Kunst für Alle. Januar 1902. Hans von Marées' Fresken in Neapel.

Glaubt, dass zur Zeit der Veröffentlichung seines Aufsatzes die verschiedenen Bemühungen der Freunde Marées', besonders Konrad Fiedlers, die Werke des Künstlers dem Publikum näher zu bringen, nicht den wahren Erfolg gehabt haben, was nicht verwunderlich sei, da zu seinem Verständnis viel guter Wille vorhanden sein müsse.

„Wie schwer Marées mit sich selbst gerungen hat, wissen wir ja. Aber das ist eben das Grosse, dass er die Forderung nie niedriger schraubte, dass er nie einen Kompromiss einging."

Hebt Marées' „Raumempfinden" hervor. Bespricht den „Sankt Georg" der Berliner Nationalgalerie und den „Sankt Martinus" der kgl. Galerie zu Schleissheim. Kurze biographische Entwicklungsgeschichte. Beschreibung der Neapeler Fresken. In dem Bild mit dem Orangenpflücker wird dem jungen, die Früchte brechenden Mann usw. der Greis, „der sein Grab gräbt", gegenübergestellt.

„Um die Bedeutung des ganzen Zyklus zu erfassen, muss man die Fresken an Ort und Stelle sehen. Da wirken sie wie ein lichter, grosser Augenblick."

DERSELBE: Hans von Marées. Vortrag, gehalten im Elberfelder Museumsverein. Elberfeld 1904. Bädekersche Buch- und Kunsthandlung, A. Martin & Grüttefien.

Siehe Schubring „Propyläen".

DERSELBE in Die Propyläen, Beilage der Münchener Zeitung, 6. Februar 1907. Hans von Marées. Auch als Broschüre erschienen.

Deckt sich im wesentlichen mit dem 1904 in Elberfeld gehaltenen Vortrag, betont die menschliche Grösse des Künstlers. Erkennt den Segen Roms für die Entwicklung: „Heimat in einem noch tieferen Sinn, als z. B. für Feuerbach, der sich immer im Exil fühlte. Nicht die oft ach so sauere Ferne vom heimatlichen Kunsttreiben, nicht die Einsamkeit auf jenem geweihten Boden war es, was Rom ihm teuer machte; er hielt aus, weil er hier die Klarheit seines künstlerischen Auges gewann." Ueber die Neapeler Fresken: „In geistvoller Improvisation waren diese Bilder gemalt, natürliche Abbilder jenes Ringens um Meer und Land. . . . Abbilder zugleich des heutigen Meeres und der heutigen Küste . . ." „Der Eindruck dieser Fresken war stärker, als alle Antike in Neapel . . ., ich ging dann bald nach Schleissheim, hier hoffte ich auf eine Steigerung des ersten Eindrucks in Neapel. Der Eindruck war eine schwere Enttäuschung; zwar fühlte ich jenes Ringen um ein frei natürliches Menschentum sofort und stark heraus, aber die Teilnahme an diesen Gedanken wurde durch eine starke Entstellung der einzelnen Formen so sehr erschwert, dass sie Mühe hatte, wach zu bleiben." Schubring sucht nach dem Grund der Entstellung. Er sieht in Schopenhauer den Anreger des Künstlers.

„All diese seltenen Bilder sah Marées deshalb, weil er durch Schopenhauer das Wesen der Welt im dunkeln Spiegel erschaut hatte und wusste, dass die historische Wirklichkeit nicht der Klärung, sondern der Entstellung der ursprünglichen Kräfte zusteuere, man also nicht eindrücklich genug einer verkehrten Gegenwart ihr Widerspiel entgegenhalten könne.

Betrachtet man die Bilder als Bilder, so fällt zunächst auf, wie wenig sinnlichen Reiz sie haben. Sie sind allem Schmeicheln und Buhlerischen fern und wehren von vornherein einer plumpen Vertraulichkeit. In einem Bild, dem bekannten St. Georg, ist das Heldentum nicht nur in der Bewegung von Reiter und Ross, sondern auch in dem festlichen Blau ausgedrückt — dies Blau kehrt auf den andern Bildern nicht wieder, und bei einer Wiederholung des Motivs hat er auch den Reiter in schwarzen schimmernden Stahl gehüllt. Seltsam, Marées, der die Niederländer mit ihren satten Farben so innig liebte, hat in der Farbe stets zurückgehalten. Vielleicht war sein von ihm selbst zerstörtes Triptychon mit dem Urteil des Paris, das uns heute nur in einer freien Wiederholung K. v. Pidolls erhalten ist, sein farbigstes Werk.

Hier gaben nicht nur der Gegensatz weisser Frauen- und bronzener Männerleiber, sondern auch die am Boden liegenden Gewänder, der Mantel des Hermes usw. lebhafte Farbenzentren. Meist beschränkt er sich auf den Gegensatz der hellen Körper zu dem Braungrün der Hügel und Bäume, unter denen bisweilen ein blaues Seeauge blinzelt. Vor allem lag ihm an den weiten Räumen, die in der Tiefe und Höhe offene Pläne zeigen. Es gibt keine Interieurs von ihm; brauchte er Architektur, so wählte er die dorische Säule, die gewissermassen zu den Urformen des menschlichen Bauens gehört. Ein Triptychon, das als dekorative Wand äusserst bezeichnend ist, gibt solche Säulen, die wie Geschwister der Menschen dastehen. Diese Tafel ist Marées' letztes Werk.“ (Gemeint ist die „Werbung“).

„Wie konnte nun ein Künstler, der sich solche Aufgaben stellte und sie löste, trotzdem im einzelnen so achtlos sein? War er nicht zu einer besonderen Strenge der natürlichen Erscheinung gegenüber verpflichtet, er, der eben dies Natürliche als Einziges gelten liess? Was nutzt das höchste Ziel, wenn der Leiter die wichtigsten Sprossen fehlen?

Die Antwort kann nur so lauten: menschliches Tun ist nicht göttliche Allmacht. Wo die Gottheit in tausend Strahlen blitzt, da müssen wir, der Abglanz, uns mit dem einen Funken begnügen. Alles Starke ist einseitig. Marées war dazu berufen, den Gedanken des harmonischen Menschentums künstlerisch zu prägen und darzustellen. Hätte er sich auf Fertigkeiten geworfen, so wäre die Hauptabsicht weniger deutlich. Wie uns oft ein antiker Torso stärker bezwingt, weil er Bruchstück einer Welt ist, deren Trümmer wir mit der stimmungsreichen Klage über die verlorene Schöne herübertragen, so sind Marées' Bilder in ihrem torsohaften Zustand doppelt eindrucksvolle Gebilde eines Künstlerlebens, dessen Schöne und Klarheit in der Unbeirrtheit seines künstlerischen Willens zu suchen ist. Zugegeben, es fehlte ihm die letzte Kraft der vollendeten Mitteilung, unendlich wertvoller ist das unerschütterte Bekenntnis zu jener Welt sündlosen Daseins und unverzerrten Lebens, die wir so deutlich durch die Blätter seiner Orangenhaine schimmern sehen!

Der Tod Hans von Marées' erscheint in einem milderen Licht, wenn wir hören, dass er gerade damals sich unmittelbar vor dem Erreichen des letzteren stehend glaubte und dass dieser Glaube ihm half, rückschauend seine Arbeit als nahezu abgeschlossen zu betrachten. Vielleicht ist es ihm dadurch erspart geblieben, an sich selbst irre zu werden.

War es ihm nicht vergönnt, mit den Mitteln der sinnlichen Erscheinung die letzte Klarheit zu erreichen, so war doch das Bekenntnis seiner Kunst so unmissverständlich, dass er hoch über all den Fertigen steht, deren Richtung tiefer liegt. Gewiss sprach er mit seinen Ueberzeugungen nicht die einzige Möglichkeit künstlerischer Reife aus, gewiss bestehen andere Strömungen der heutigen Kunst zu vollem Recht. Aber darin ist er Vorbild und Richter, dass er von der Kunst mehr verlangt als die Lösung technischer Probleme, mehr als die Ueberwindung optischer Schwierigkeiten, mehr als die Poesie reizvoller Linien. Der schlimme Irrtum der modernen impressionistischen Schule beruht darin, dass sie die Lösung des Lichtproblems, oder was es sonst ist, als das Ziel ansieht. Die schöpferische Kunst erstrebt all diese neuen Möglichkeiten, um mit ihrer Hilfe zu der Eroberung jener höheren Wirklichkeit durchzudringen, die stets das eigentliche Ziel der Kunst ist. Es kann Zeiten des Anhaltens, der Rüstung, der Revision geben — wir tadeln sie nicht, aber wir wollen sie als solche erkennen —, Experimente dürfen nicht um ihrer selbst willen gemacht werden. Die Kunst, wie der Germane sie versteht, ist Wesensausdruck. Wen gäbe es, der offenen Herzens sich vertrauensvoll den Bildern Hans von Marées' hingäbe und nicht von der Wirklichkeit der hier erschauten Welt ergriffen würde? Wer fühlte nicht durch alle Unzulänglichkeiten die stolze, hohe Gebärde des freien Menschen, der würdig, mit erhobenem Scheitel, frohgemut, gesund und heiter über das Land seiner Väter schreitet, dem Weib entgegen, das er liebt, den Kindern zu, die er in Liebe zeugte, dem Alten nah, des Auge Weisheit spricht, und ohne Furcht vor dem Tage, der uns alle erwartet. Marées, der so schwer gelebt hat, hat in allen seinen Schöpfungen ein tiefes Vertrauen zum Leben bekundet, dass die Fügungen desselben dem ein Segen sein müssen, der sie mit ruhigem Auge und offener Stirn erwartet. Selbst ein Spross alten Adels, hat er ein hochgemutes Geschlecht gezeugt, das aller Enttäuschung zum Trotz sich immer wieder freudig aufmacht, wie ein Held, zu laufen die Bahn . . .

In Marées lebte stark und gebieterisch der Wille, sein einzigartiges Verhältnis zu der Erscheinung, die ihm schlechthin unerschöpflich war, in den gereinigten Bildungen eines typischen

Menschentums auszusprechen. Er vermied alle die Vorwürfe, welche inhaltlich reizen, d. h. ablenken konnten; den Novellisten und Anekdotenjägern aller Art hatte er nichts zu sagen. Aber auch den Stoffen, welche starke Empfindungen der Psyche verlangen, ging er aus dem Wege; an Feuerbachs Iphigenien- und Medeabildern hatte er das warnende Beispiel, dass auch bei solchen Motiven das archäologische oder romantische Element sich nicht genug zurückdrängen lässt. Er wollte nicht Seelen zersetzen; das sei die Aufgabe der Bücher. Der Künstler solle Bildungen finden, in denen der Sinn der Natur rein, harmonisch und kraftvoll herausschlage, eine Wirklichkeit schaffen, in denen die natürlichen Kräfte des Menschen, von keiner Zivilisation entstellt, von keinem Zweck bedrängt, von keiner sittlichen Reflexion einseitig bestimmt, sich wie schöne Blumen mit Kinderaugen und Glockenspiel hinstellen, ewig belebt und ruhig sich betätigend im Zwang jener holden Notwendigkeit, die das rinnende Blut dem Gefüge des Leibes gibt. Solche Gedanken glaubte Marées am deutlichsten durch nackte Menschenkinder ausdrücken zu können, die auf der Scholle stehen, die sie geboren hat und wieder aufnehmen wird, die die Orangen der Haine pflücken, wo ihr wunschloses weisses Dasein im dunklen Laube glüht, wo Zeugung und Tod, Sonne und Schatten, Kindheit und Alter den ernsten klaren guten Rhythmus der Natur bringen. Die Figuren, die Hügel, die Stämme, die Gründe dieser Inseln leben unter dem gleichen Gesetz; nichts drängt sich eigenwillig vor, alles dient dem schönen, ruhig- und volltönenden Einklang, den hier das Lebendige gefunden hat und dem zu lauschen dem Ohr des Menschen Wonne ist.

Was trieb Marées zu solchen Darstellungen, die ein fast antikes Lebensgefühl atmen, zu den lichten Helden, denen wie bei Homer das Ross der Begleiter ist, die die sittlichen Probleme nicht kennen und nicht lösen, die wenig reden und nie disputieren, deren Tage strömen wie der Fluss zu ihren Füssen, deren Augen in ruhiger Klarheit glänzen, nicht aufblitzend, aber auch im Ansturm nicht ängstlich, Menschen, die nicht von der Arbeit, dem grossen Ziel zusammengehalten werden, um keine Ideale ringen, die ausserhalb liegen, sondern nur von dem Gefühl natürlicher Sympathie und Lebensgleichheit verbunden sind? Und nun gar die Frauen in ihrer ruhigen, süssen Bestimmtheit, den Gestalten Shakespeares darin gleichend, dass sie ganz Instinkt, natürliches Leben sind, denen Liebe entströmt wie Duft der Blüte, deren Seele das Feuer liebt, aber den Brand nicht kennt, deren zarte Sicherheit das unruhige Werben zügelt und das Ausserordentliche der Liebesstunde immer gewärtig hält?"

E. SCHUR in Ver Sacrum, Heft 9, 1902. S. 141—148. Hans von Marées und L. von Hofmann.

Verfasser beklagt, dass sich zur Zeit noch niemand gefunden habe, der Marées' Namen in gebührender Weise bekanntmache. Spricht im wesentlichen von Hofmann. Bemerkt zu Marées: „Weshalb ich diesen Maler hier nenne? Nun, wenn man vor seinen Bildern steht, in denen eine so merkwürdige monumentale Ruhe lebt, in denen ein so ganz eigenartiges Streben, die Farben zu vereinfachen und das wirbelnde Durcheinander dieser Farben zu beruhigen und aufzulösen, ein so ganz eigenartiges Streben, in einer einzigen symbolischen Linie den Sinn und Kern einer Erscheinung gebannt wiederzugeben, sich offenbart, fällt einem sofort ein Name ein und dieser Name ist: Ludwig von Hofmann.

Feuerbach ist nicht so monumental, nicht so rein, nicht so befreit, auch nicht so schwer und wuchtend wie Marées, und Marées wiederum nicht so leuchtend, nicht so jubelnd, nicht so farbig, nicht so schillernd wie Hofmann."

W. VON SEIDLITZ in Die Kunst für Alle, 6. Jahrg., 1890/91, S. 161 ff., in einem Aufsatz über Artur Volkmann.

„Er (Volkmann) gehört durchaus zu jener kleinen Gemeinde, die sich in Florenz und Rom um den kürzlich verstorbenen Hans von Marées scharte, einen Maler, der es bis zur Beherrschung seiner Kunst nicht brachte, aber durch die vollendete Zielstrebigkeit seines Wesens auf Maler wie Bildhauer einen ungemein wohltätigen Einfluss ausübte. Die Bildhauer Hildebrand und Volkmann, die Maler Böcklin und Thoma sind diejenigen seiner Genossen gewesen,

die am kräftigsten zur Verkörperung seiner Anschauungen mitgewirkt haben. Und zwar die beiden Bildhauer noch mehr als die beiden Maler. Denn Marées' Empfinden war ein vorwiegend plastisches. Auf dem Gebiete der Plastik nur konnte der moderne Idealismus in voller Reinheit zur Darstellung gebracht werden."

DERSELBE in Führer durch die deutsche Jahrhundertausstellung 1906. München, Bruckmann. S. 75. 36. Saal, Abteilung 2, Marées.

„Marées hat das Ziel der neuen Kunst, die Raumdarstellung mit reinster Farbigkeit zu verbinden, klarer als irgendeiner seiner Mitstrebenden zum Ausdruck gebracht.

Ueber dem Streben, von der Natur loszukommen und doch seinen Darstellungen die volle Greifbarkeit und Farbigkeit zu wahren, hat er nur selten erreichen können, seinen Schöpfungen die gewünschte Vollendung zu verleihen."

FRANZ SERVAES in Neue Freie Presse vom 1. Februar 1904. Sezession. (Marées etc.)

„Einer, der für die Zukunft hat verbluten müssen, ohne selbst das Ziel seines Ringens zu erreichen, war Hans v. Marées, ein deutscher Maler, der 1887 fünfzigjährig starb. . . . Er war vornehmlich Theoretiker. Ihm war der Naturalismus ein Attentat auf die Kunst überhaupt, Unkunst, Nichtkunst, bis ins innerste Mark etwas Kunstfremdes, die Missgeburt eines photographierenden, sezierenden, wissenschaftlich-materialistischen Zeitalters."

Verfasser vergleicht dann Marées mit Hodler, dessen s. Z. ebenfalls in der Wiener Sezession ausgestellten Bilder trotz ihrer Helle die „helleratmosphärigen" Bilder Marées' in ihrer feierlichen Totalwirkung nicht störten. „M. besass noch nicht die leichte Beweglichkeit der Kunst, die zweifellose Beherrschung der Form. . . . Er musste biegen, strecken, und auch wohl brechen. Und daran zerbrach er im letzten Grunde selber. . . . Doch edel, wer also unterliegt! Hinter ihm drein stürmen die Seinigen als Sieger. Und sie werden ihm ein Denkmal setzen und nimmer seines Namens vergessen."

DERSELBE in Oesterreichische Rundschau, Bd. XX, Heft 1, 1. Juli 1909. Hans von Marées.

„. . . Wohl weiss ich auch jetzt noch, dass bei Marées vieles unzulänglich war; und dass er sein hohes Ziel mit oftmals versagenden Mitteln zu erreichen strebte. Zweierlei jedoch hat sich als siegreicher Eindruck, die Mängel und Gebresten überhellend, in mir befestigt: das sichere Wissen dieses Menschen um den Weg zu wahrhaft hoher Kunst; und die heldenhafte Hartnäckigkeit, mit der er diesen Weg unbeirrbar, als ein Einsamer, gegangen ist. Marées bedeutet für die deutsche Malerei, was Hebbel für das deutsche Drama: den Aufstieg zum Heroisch-Monumentalen. Ein Vierteljahrhundert kam der Maler nach dem Dichter; ein Vierteljahrhundert später verliess er diese Erde. Beide Künstler erreichten, in bitteren Kämpfen um die sprödeste Anerkennung, knapp das fünfzigste Lebensjahr: Hebbel 1813 bis 1863; Marées 1837 bis 1887. Und als sie starben, schien ihr Tod kaum eine Lücke zu reissen. Die künstlerische Welt glaubte damals an anderlei Tagesordnungen.

. . . Unter seinen Heimatsgenossen durfte Marées bloss Feuerbach und Hildebrand, in weiterem Abstande Böcklin als Weggenossen ansehen — Künstler, die gleich ihm bitter zu dulden und zu ringen hatten. Ausserdem erfasste keiner von diesen das Ziel mit solch hoher Konsequenz, wie er selbst. Denn keiner war eine solch geistige Natur, keiner besass diesen kühnen, selbst vor dem Absoluten nicht zurückschreckenden Kunstverstand. Man verstehe den Fall Marées ganz scharf und genau: sein „Geist" war kein ausserhalb schwärmendes Philosophieren, sondern ein streng in der Materie beharrendes, beseelendes Disponieren; es war nicht ein Kokettieren mit irgendwelchem tiefsinnigen oder poetischen Inhalt, sondern ein gluterfülltes Ringen um die letzten Notwendigkeiten reiner Form. Das ist's, was Marées so

gross macht und was es fast nebensächlich erscheinen lässt, ob er sein Ziel tatsächlich erreichte oder nicht. Es ist auch schon ein hohes Verdienst, eine grosse Aufgabe für die Arbeit ganzer Generationen richtig gestellt und seine ganze Lebenskraft daran gesetzt zu haben.

. . . Doch immer straffer noch suchte der Maler seine Ziele zu formulieren. Und im Verfolg davon liess er sich zu mancherlei Gewaltsamkeiten und bewussten Abweichungen von der Natur hinreissen. Derselbe Mann, der ehedem ein so reines und unbestechliches Naturgefühl offenbart hatte, begann jetzt zu drehen und zu verrenken, zu zerren und zu strecken, um seinen hochgespannten stilistischen Bedürfnissen zu genügen. Die Leiber werden, wie bei Burne Jones, immer länger, die Köpfe immer kleiner. „Der menschliche Kopf", sagte er selbst, „ist einer Kugel zu vergleichen, die auf einer kurzen Säule, dem Hals, aufruht." Das entspricht genau seiner Darstellungsweise, etwa in den Bildern „Die drei Lebensalter", „Die Hesperiden" und „Die Werbung". Ein zartester Punkt der Aesthetik der bildenden Künste wird hiermit berührt. Er kann hier nicht entschieden, doch wird gesagt werden dürfen, dass eine zu starke Hingabe an dekorativ-stilisierende Neigungen in der Kunst stets mit einer fühlbaren Herabminderung des natürlichen Lebensgehaltes bezahlt wird und die Gefahr einer Erstarrung in konventionellen Schablonenfiguren naherückt. Zweifellos war Marées einer solchen Gefahr sich selber wohl bewusst. Doch zu heiss und herrisch war in ihm der Trieb, zu neuen, gesetzmässigen Formgestaltungen vorzudringen, als dass er solcher Bedenklichkeiten sonderlich geachtet hätte. Er war sich dessen bewusst, dass eine architektonisch einzugliedernde Malerei auch gewisse architektonische Eigenschaften zeigen müsse und dass, um diese zu erreichen, strengste Naturtreue nicht immer gewahrt werden könne. Darauf gestützt, gestattete er sich seine Freiheiten. Wie man sich auch theoretisch hierzu stellen mag — praktisch ist es dem Künstler nicht gelungen, sein Ziel voll zu erreichen. Wohl ist auf einem Bilde, wie etwa „Die Hesperiden", durch wohlerwogene Anordnung vertikaler und horizontaler Kompositionslinien und durch den kraftvollen statischen Aufbau der weiblichen drei Akte ein bemerkenswerter Eindruck von Monumentalität erzielt worden. Aber restlos vermag man sich solchem Eindrucke doch nicht hinzugeben; gewisse Willkürlichkeiten bleiben als störende Elemente zurück. Vor dem Bilde der „Drei Reiter", zumal vor der „Werbung" verstärken sich unsere Bedenken. Die psychischen Beziehungen sind hier fast völlig verwischt oder zu Leerheiten erstarrt; und alles wird beherrscht durch ein Gerippe paralleler architektonischer Kompositionslinien, in die das Grundmotiv unlebendig eingezwängt wird. Bäume und Menschenkörper erfrieren förmlich zu Ornamentfloskeln; werden zu Säulen, die, steif auf verschiedene Plane verteilt, nur mehr Zeichen der Raumgliederung sind. Kurz, diese Kompositionen sind pure Abstraktionen; Gerüste für Bilder, aber nicht die Bilder selbst. Die architektonische Konstruktion ist nicht bloss vorhanden, sondern einzig vorhanden. Kalt und dreist tritt sie hervor, in Hochmut zum Selbstzweck erstarrt. Der logisch deduzierende Verstand hat völlig triumphiert über das naiv empfindende künstlerische Gefühl. Als souveräne Willensäusserungen sind diese Bilder bewundernswert; als künstlerische Phantasieschöpfungen lassen sie völlig kalt. Sie sind bloss noch „Ziel", gar nicht mehr „Geschöpf".

Und dennoch, wenn man sie in Berlin in jenem grossen Mittelsaal gesehen hat, war ihre Wirkung eine unvergessliche. Die Harmonik der Gliederung, die Rhythmisierung der Farbe, die Vorherrschaft des Raumgefühls machten sich bezwingend geltend. Ein geradezu vehementer Kunstverstand hat diese Wirkungen einer bereits versagenden Natur abgetrotzt. Kann das hier Erreichte in einem glücklicheren Falle wieder zur Natur werden, so muss die ersehnte grosse Kunst wahrhaft erschaffen sein. Aber nur eine noch unzermürbte, ganz frische Schöpferkraft vermöchte diesen letzten grossen Sprung zu tun.

Oder wäre es denkbar gewesen, dass Marées selbst von den ungeheuren Anstrengungen seiner Gehirnarbeit sich soweit erholt hätte, um, seine naive Sinnenkraft zurückrufend, abermals einen Schritt weiter zu gelangen? Ganz wolle man diese Möglichkeit nicht in Abrede stellen. Schliesslich ist mit fünfzig Jahren ein Mann noch nicht verbraucht und die Elastizität einer Künstlerkraft ist unberechenbar. Auch starb ja Marées keineswegs an Erschöpfung, sondern an den zufälligen Folgeerscheinungen eines vernachlässigten Karbunkels, und sein jäher Tod war, wie sein Freund und Schüler Karl v. Pidoll sagt, „der letzte schlagende Ausdruck jener tausendfachen Schwierigkeiten, welche Zeit und Umstände seiner künstlerischen Entwicklung entgegenstellten". Hier glaubt also ein urteilsfähiger Freund noch an die ferneren

Entwicklungsmöglichkeiten des Maréesschen Genies und beklagt, dass sie durch ein vorzeitiges Ende abgeschnitten wurden. Und in der Tat, wenn wir vor Marées' letztes Bild, die 1887 gemalte „Entführung des Ganymed", treten, so winkt es uns daraus entgegen wie neue Verheissungen. Ein Rundbild von köstlichster Raumfüllung, ganz ungezwungen in der Komposition. Das konstruktive Gerüst phantasievoll verdeckt und die harmonisch geschlossene Farbenskala so voll zartester Uebergänge und pikantester Kontrastierungen, dass lebendigste Schöpferkraft daraus entgegensprüht. Gewiss, das ist nicht das Werk eines Bankrotten oder Versagenden. Hier blühen im dunkel-feuchten Waldgrund neue lockende Frühlingsblumen. Und der mit mächtigem Flügelpaar sich erhebende dunkelschwarze Adler, den holden Menschenraub stolz in sicheren Fängen, wird zum beredten Symbol. „Hinauf, hinauf strebt's!"

Vielleicht war bei Marées nichts so „unfertig", als die ihm vergönnte Lebenszeit. Vielleicht hätte ein Jahrzehnt weiteren Schaffens manch Unzulängliches der letzten Etappe überwunden und zu gesicherten Resultaten herangereift. Der steten Tragik deutscher Kunstentwicklung würde die heimtückische Vernichtung solch keimender Früchte leider sehr entsprechen."

HANS WOLFGANG SINGER: Allgemeines Künstlerlexikon, Frankfurt a. M. 1897, III, S. 106.

Hans von Marées wird als der nach neuen Kunstpfaden original suchende Künstler bezeichnet, dessen Hauptziel die neue monumentale Stilisierung des nackten Körpers gewesen sei. Der Verf. weiss nur von e i n e m Wandbild, das der Künstler 1873 im Saal der Zoologischen Station in Neapel malte.

LUDWIG SPEIDEL in N e u e F r e i e P r e s s e vom 29. März 1891. Wieder abgedruckt in „Persönlichkeiten", Berlin 1910. Meyer & Jessen. Ein unbekannter Maler.

Anschliessend an eine Erwähnung des Artur Volkmannschen Grabdenkmals für Hans v. Marées und die Herausgabe der bekannten Mappe durch Konrad Fiedler, die sich nicht an die eigentliche Oeffentlichkeit wende, sondern an die Freunde und Schüler der Verstorbenen richte, „Schüler hat er also auch gehabt, dieser seltsame Meister, der selbst kein Werk vollenden konnte? Gewiss hat er Schüler gehabt . . ., die nicht höher schworen, als auf seine Kunst. Um nur einige Namen zu nennen, so waren von ihm allerdings in einem weiteren Sinne beeinflusst Böcklin und Thoma, sehr stark aber und unmittelbar die Bildhauer Adolf Hildebrand und Artur Volkmann. Wer nicht viel in Künstlerwerkstätten verkehrt und dem Wachstum von Kunstwerken zugesehen hat, wird aus den Arbeiten von Marées . . . kaum den Einfluss erraten, den sie auf strebende, nach künstlerischer Selbständigkeit ringende Talente geübt haben. Auch dem erfahrenen Auge wird es oft schwer, durch die Dunsthülle auf den Lichtkern zu dringen, dem verworren gärenden Gedanken auf den Grund zu schauen . . . dem Bilde fehlt eben der lebendige Mann, der es gemalt . . . Hans v. Marées . . . war der geistreichste Sprecher über Kunst, den man weit und breit finden konnte . . . So wundersam war seine Macht des Wortes und zugleich die Macht, die sein eigenes Wort auf ihn übte, dass er, ohne die geringste unehrliche Absicht, seine Freunde und zuletzt sich selbst über die Mängel seiner Begabung und seines Schaffens zu täuschen wusste. In solchen Stunden war das Werk, an dem er unablässig arbeitete, ohne es fertig zu bringen, eine vollendete Tatsache. Er glaubte daran, und die anderen auch . . . Es waren technische Mängel, die ihn verhinderten, das, was ihm als Ideal vorschwebte: das ruhige Walten der Natur in der Fülle der Wahrheit und gesättigt in Schönheit darzustellen, in vollendeter Erscheinung wiederzugeben. Nur muss man hier Technik nicht im Sinne der Schule oder Virtuosität fassen, sondern in jenem höheren Sinne, wo sie mit dem Geistigen aufs innigste zusammenhängt, ja selbst etwas Geistiges ist. Technik in diesem Sinne . . . ist selbst ein Stück Talent . . . und an diesem Stück Talent hat es Marées gefehlt. Mit einer Arbeitskraft ohnegleichen mühte er sich ab, für seine Art, Menschen und Dinge zu empfinden, die überzeugende Form zu finden; das ersehnte Ziel schien zu winken,

da stellten sich aber Bedenken und Zweifel ein, und was er mit höchstem Fleiss geschaffen, gab er wieder der Vernichtung preis. Dieses Schauspiel wiederholte sich durch zwei Jahrzehnte, ohne dass Marées den Mut und die Zuversicht verlor. Dabei hegte er nicht etwa titanenhafte Gedanken in bezug auf die Stoffwelt seiner Gemälde, nein, er ging Gegenständen nach, die ihm fast den Vorwurf der Gedankenlosigkeit eintragen könnten. Sein Ideal war das Existenzbild, die Darstellung ruhigen, reinen Daseins. Für diese Richtung hatte er sich ein eigenes Genre, seine Hesperidenbilder, geschaffen: beschauliche, geniessende Menschen, die goldene Früchte vom Baume pflücken oder vom Boden aufheben. Da sucht er das Schöne, das „selig scheine in ihm selbst" oder nach dem Herderschen Worte sich wie die Natur „in seinem Innern geniesst" und „in sich vollendet und glücklich ist". Da sucht er auch den hinkenden Unterschied von Realismus und Idealismus zu lösen, der bei den grossen Meistern ohne Sinn ist, weil bei ihnen Wahrheit und Schönheit einander nicht ausschliessen, Schönheit gleichsam nur die gesunde Farbe der Wahrheit ist. Mit wie zweifelhaftem Gelingen Marées diese Werke ausführte, kann man sich leicht denken. Nur muss man nicht glauben, dass er, in vergleichendem Hinblick auf den Kunstbetrieb des Tages, ein Stümper sei. Womit so viele ihr Glück machen, das hat Marées schon als junger Mann gekonnt; hätte er Bildnis und Genre gepflegt, wie man beides will, er wäre wohl ein vielgesuchter Mann geworden. Bei seiner hohen künstlerischen Gesinnung war ihm zeitlebens nichts beschieden, als Arbeit und Not, die er wie ein Mann getragen hat. Wäre er durch grosse monumentale Arbeiten aus seiner Einsamkeit gezogen worden, er hätte unter der Notwendigkeit, seine Werke abzuschliessen, gewiss Bedeutendes geleistet.

Was Marées gewollt hat, ist dennoch nicht verloren . . ."

FRITZ STAHL in Berliner Tageblatt, 14. April 1909, Abendausgabe Nr. 187. Böcklin und Marées, ein Epilog zur Marées-Ausstellung.

„. . . Da ich, alles in allem, Böcklin für den weit grösseren Künstler halte, so will ich, damit man nicht glaube, dass ich nun Marées' Verdienste schmälern will, zuerst sagen, worin Marées Böcklin übertraf. Das, worin er ihm nachstand, wird ja auch, wie menschliche Dinge sind, ganz mit den Vorzügen zusammenhängen.

Ich habe Marées den geborenen Monumentalmaler genannt. Vielleicht war das Böcklin auch. Aber wenn er es war, so hat er verzichtet, hat, aus welchem Grunde auch immer, nicht die Last auf sich genommen, sich in methodischer Arbeit die Ausdrucksmittel für das grosse Format, besonders die Herrschaft über den menschlichen Körper, zu erwerben. Das aber hat Marées getan und einmal wenigstens ein reines Resultat gewonnen. Die Neapeler Fresken hätte Böcklin nicht schaffen können.

Und manchmal ist in seiner Farbe etwas Weiches, aus tiefsten Tiefen Klingendes, das noch anders berührt, als Böcklins Farbe. Man darf sagen, da sich doch solche Dinge nur annähernd bezeichnen lassen: etwas Rembrandtisches. Dämmerungsmelodien von schmerzlich süsser Gewalt, unwiderstehlich.

Worin ihn nun Böcklin übertrifft? Kurz gesagt: Marées ist ein Klang, Böcklin ist eine Welt von Tönen; Marées war ein Maler, Böcklin war ein grosser Mensch, der malte.

Böcklins Empfindung und Phantasie umfasste die ganze Natur und das ganze Menschenleben. Meer und Gebirge und Wald rauschten, donnerten und flüsterten ihm ihr tiefstes Wesen zu: ihre Schrecken, ihre Wonnen und ihre Heimlichkeiten liessen ihn erbangen, entzücken und selig träumen. Nichts Menschliches war ihm fremd: er fühlte alle Schmerzen, Leidenschaften, Sehnsüchte, Trunkenheiten, Freuden der Kreatur mit. Seht euch um unter den Menschen, lebendigen und toten, die sich irgendwie ausgesprochen haben, in Formen, Worten oder Tönen, und nennt mir die, die solchen Umfang des Weltgefühls hatten: ich sehe nur Shakespeare.

Das soll ja nun nach heutiger Doktrin nichts mit der bildenden Kunst zu tun haben. Welch ein Unsinn! Ist es doch dieser unerschöpfliche innere Reichtum, aus dem in Böcklin die ungeheure Fülle der Gesichte erwuchs. Und die kann auf keinem anderen Boden wachsen. Der Artist kann Farbenspiele finden und erfinden, nur dem innerlich lebenden Künstler strömen

die malerischen Einfälle zu, deren Wirkung tiefer dringt als in das Auge, die nicht nur den Kenner entzücken, die den Menschen ergreifen.

Böcklin war und durfte sein ein Verschwender, der immer Neues ausschüttete, Marées war und musste sein ein Sparsamer, der sein Pfund zusammenhielt und mit ihm wucherte.

Das ist auch, um auf den Anfang zurückzugreifen, der Grund, weshalb Böcklin auf gewisse Möglichkeiten des Ausdrucks, die potentiell in ihm waren, verzichtete. Er war von Visionen bedrängt, die alle nach Gestaltung verlangten, ungeduldig, gleich, jetzt. Marées hatte gut seine Fähigkeiten ausbilden. Musste er doch immer Stoffe suchen, wenn es ans Schaffen ging, mühsam suchen, und dachte nichts, was sich nicht mit ein paar wiederkehrenden Figuren und einer Dämmerungstimmung gestalten liess.

Der Unterschied braucht nicht bewiesen zu werden. Aber es gibt einen Beweis. Er liegt in dem Jugendwerk der beiden Meister. Marées war in den Jahren, da es in schöpferischen Naturen gärt, ein mittelmässiger Schlachtenmaler, der es sich leicht tat. Seine Bilder haben nichts mit dem zu tun, was er später schuf. Böcklins frühe Wanddekoration in der Villa Wedekind enthält im Keim alle seine späteren Schöpfungen, seine Welt lebte schon in dem Jüngling.“

* * *

„Dieser Vergleich hat noch eine grössere Wichtigkeit als für die Erkenntnis der beiden Meister.

Die deutsche Kunst ist wieder einmal in der Gefahr, unter die Schulmeister zu fallen. Die durch die Entwicklung leider heraufgeführte Notwendigkeit, sich auf die Grenzen der bildenden Künste und auf die jeder von ihnen besonders eigenen Mittel zu besinnen, hat zu einem Theoretisieren geführt, das geradezu tödlich auf die freischöpferische Phantasie wirkt. „Echt plastisch, echt malerisch“: nach diesen Kategorien wird geurteilt. Sehr schön, wenn Werke diese Eigenschaften haben; aber wenn sie nur diese haben, wie kümmerlich, wie unsagbar kümmerlich!!

Seht die Reihe der Selbstbildnisse von Marées an. Ein frischer Jüngling, ein klug bewusster Mann, aber dann zum Schluss: ein entfleischter Schulmeister, ein Fleisch —, nein: ein Knochen gewordenes Prinzip, hart, unerbittlich, monomanisch blickend.

Das sollte der Erzieher des Nachwuchses sein?! In einer Zeit, die will, dass die Schranken zwischen Leben und Kunst fallen, dass Kunst nicht mehr Atelierpflanze, sondern Blüte am Baume des Erlebens sei?!

Ich halte mich an Böcklin, den blutvollen, den hellenischen, der mit lachenden Augen und vollem Glase die Welt grüsst, die Welt der Freuden und der Schmerzen, den heiligen Boden seiner Kunst.“

KARL STORCK in Der Türmer, XI. Jahrg., Heft 8, Mai 1909. Raumkunst. Ueber die Stellung des Hans von Marées.

„. . . Der Neuzeit ist für die redenden Künste wieder eine einigende Kraft entstanden in Richard Wagner. Den bildenden Künsten ist dieser Allkünstler noch nicht geworden. Vielleicht wäre unter günstigeren Umständen Arnold Böcklin dazu berufen gewesen . . . Böcklin hatte zunächst die vielseitige Begabung als Architekt, Plastiker und Maler (auch als Techniker); er besass praktischen Sinn und unerschöpfliche Phantasie. Dass er ein ganz grossartiges Raumgefühl besass, kann nur Blindheit seinen Werken gegenüber verkennen . . . Aber die Umstände liessen Böcklin nicht zur Lösung monumentaler Aufgaben gelangen. Es gibt Leute, die ihm einen Vorwurf daraus machten, dass er sich nicht auf dem Wege nach dieser Monumentalkunst verrannt hat, auf die Gefahr hin, ebensowenig jemals ein Endgültiges fertig zu bringen wie Marées. . . . Gerade weil Böcklin eine so wunderbare schöpferische Natur war, musste er einen anderen Weg zu deren Betätigung finden. Um, wie Marées, zwei Jahrzehnte lang bloss zu experimentieren, dazu gehörte eine ganz andere Natur. Nichts liegt mir ferner, als eine solche Natur herabzusetzen; sie kann sogar für die Entwicklung als Wegweiser bedeutsamer werden. Ueber die Erfüllung geht eben keine weitere Entwicklung, wie wir ja auch beim Musikdrama Wagners erfahren . . .“

JOSEPH STRZYGOWSKI: Die bildende Kunst der Gegenwart. (Quelle und Meyer, Leipzig 1907) in dem Abschnitt Monumentalmalerei, S. 226 ff.

Oberflächliche Huldigung der Fresken in Neapel, Vergleich mit Puvis de Chavannes. Im gleichen Atem werden Klinger und Klimt gefeiert.

SCHWÄBISCHER MERKUR, 4. Januar 1909.

„Dieser Auferstandene wird im 20. Jahrhundert ein Herrscher, und keine Ausstellung des anbrechenden Jahrs wird sich an Bedeutung und Wirkung mit der des einst verlachten Marées-Werks messen können."

THIEBAULT-SISSON im Temps vom 30. September 1909 über die Marées-Ausstellung im Salon d'Automne.

„. . . Ces diverses périodes de sa vie sont représentées au Salon d'Automne par des pièces d'inspiration et de valeur de métier singulièrement inégales. Quelques beaux essais décoratifs de la première période italienne, quelques solides portraits de la période antérieure intéresseront chez nous les artistes et quelques amateurs. Le goût français, par contre, répugnera à la dernière manière du peintre, caractérisée par une préoccupation si maladive du modelé que les figures s'y enlèvent en relief et y prennent une lamentable lourdeur.

Von Marées, assurément, fut quelqu'un, mais quelqu'un de prodigieusement incomplet. Il faut le louer, semble-t-il, plus encore de ce qu'il eût voulu faire que de ce qu'il a fait réellement. Ce créateur, dans la seule période originale de sa vie, a-t-il vraiment créé quelque chose de durable ? X. nous l'affirme et je ne demande pas mieux que de l'en croire. Ce que je vois ici me laisse froid. Dans cette peinture fatiguée et boueuse, dans cette couleur morne et triste, je ne puis me résoudre à voir autre chose qu'une cruelle et lente agonie sillonnée de livides éclairs."

HUGO VON TSCHUDI in Ausstellung deutscher Kunst aus der Zeit von 1775—1875 in der Kgl. Nationalgalerie Berlin 1906. Verlagsanstalt Bruckmann 1906. Einleitung zu dem I. Band (Auswahl der hervorragendsten Bilder). S. XXXVII ff.

„ . . . Diese Arbeiten" (die Bildnisse aus der Münchener und Berliner Zeit) „stehen in der stillen Geschlossenheit ihrer Wirkung in der deutschen Kunst seiner Tage ohne Rivalen da.

. . . Dazwischen treten Entwürfe auf, die immer sichtbarer zu dem überleiten, in dem Marées den eigentlichen Ausdruck seines künstlerischen Verhältnisses zur Natur sieht. Was nicht reinkünstlerischer, formaler Inhalt ist, verliert jegliches Interesse für ihn. Er vermeidet jeden, auch nur entfernt novellistischen oder historischen Stoff. Nackte Menschen, die sich in Hainen bewegen, oder ruhen, oder Früchte pflücken, sind fast der stets wiederkehrende Vorwurf. Aus diesen Elementen, den Vertikalen der Bäume, zu denen sich oft als belebendes Motiv noch architektonische Formen gesellen, den Horizontallinien der Landschaft und den mit diesen Hauptrichtungen sich kreuzenden und schneidenden Formen des bewegten menschlichen Körpers sucht er eine klare und reiche räumliche Vorstellung der Natur zu entwickeln. Der künstlerische Genuss besteht in der Erkenntnis der einfachen Gesetzmässigkeit dieser Bildungen. Dagegen verliert bei ihm die Farbe alle Bedeutung als raumgestaltendes Element, zu der sie sich im Pleinärismus eben im höchsten Masse gesteigert hatte. Das altmeisterliche Kolorit dient ihm bloss zum Schmuck und trägt, wie die farblose Reproduktion zeigt, in keiner Weise zur Verdeutlichung der Vorstellung bei.

Es war Marées nicht gegeben, eine seiner Kompositionen zur Vollendung zu bringen. Die Absicht, die Raumillusion durch äusserste Formdurchbildung auf die höchste Höhe zu treiben, und das Ungenügen an dem Erreichten verhinderten ihn stets an einem befriedigenden Abschluss der Arbeit. Doch können wir auch der fragmentarischen Form seiner Werke unsere Bewunderung nicht versagen."

HERMANN UBELL in Wiener Abendpost, 1903, Nr. 352. Bei Hans von Marées.

Spricht von der Schönheit der Neapeler Fresken, die er eingehend schildert. Betrachtet es als ein Glück, dass Marées bei der Erledigung der Arbeit zur Eile genötigt war, da er so nicht „durch Verbessern verschlimmern konnte".

HERM. UHDE-BERNAYS in Deutsche Tageszeitung vom 20. Januar 1909. Hans von Marées.

Bespricht lobend die Ausstellung der Münchener Sezession. Zieht Feuerbach zum Vergleich mit Marées heran. „Dass die Kenntnis dieses Hauptwerks (Neapeler Fresken) von Marées, das unbedenklich mit den edelsten Schöpfungen der Kunst aller Zeiten verglichen werden darf, das sogar mit den Fresken des Piero della Francesca in Arezzo, dem berühmten „impressionistischen" Zyklus aus der Frührenaissance malerische und gedankliche Motive gemein hat, vorausgesetzt werden muss, um die Bedeutung des Künstlers richtig einzuschätzen, ist selbstverständlich. Die in der Münchener Sezession ausgestellten Skizzen geben nur in einem Falle von der imposanten Grossheit der Bilder, die den kleinen Bibliotheksaal des Neapeler Aquariums in der Tat zum Unendlichen erweitern, eine Ahnung."

LÉANDRE VAILLAT im Écho de Paris vom 30. September 1909 über die Marées-Ausstellung im Salon d'Automne.

„. . . Il y a en lui du Poussin et du Delacroix, et, si je voulais chercher en France une comparaison, je dirais que le cas von Marées ressemble fort au cas Chassériau, attiré vers Ingres, puis vers Delacroix, et revenant à Ingres dans ses décorations de la Cour des comptes. Ce n'est pas que je veuille égaler H. von Marées à Chassériau: l'exécution du peintre allemand, lourde, terreuse, où il essaie sans doute, mais avec maladresse, de transposer le sfumato de Léonard de Vinci et les transparences ténébreuses de Rembrandt, est beaucoup moins souple que l'exécution du peintre de Saint-Roch et de Saint-Philippe du Roule. Mais le goût, et entendez par là le côté littéraire, accessoire des œuvres plastiques, le goût qui définit les écoles et non la tradition, exprime des préoccupations analogues, avec moins d'élégance — c'est la rançon de la race — chez l'Allemand que chez le Français. L'un et l'autre ont des rêves où passents à la foi des souvenirs de l'Orient et de la Grèce, et Chassériau, l'ingrat! s'était brouillé avec Ingres, parce que son maître n'avait pas rêvé!

Et c'est là même, dans le domaine de l'imprécis et des possibilités, qu'éclate, si on veut la trouver quelque part, la supériorité d'Hans von Marées. Voyez, je vous prie, certain tableau où il a voulu dire ce qu'il y a de mystique, de religieux presque, dans la première entrevue des êtres prédestinés l'un à l'autre, de poésie dans les silences, de hardiesse dans la gêne, d'élan dans l'immobilité, d'avenir dans le présent, et tout ce que le mot allemand „werben" traduit à merveille, tandis que la langue française ne trouve qu'un mot: les fiançailles, qui a la précision d'un contrat. . . .

LOUIS VAUXCELLES im Gil Blas vom 1. Oktober 1909 über die Marées-Ausstellung im Salon d'Automne.

„. . . Les portraits sont excellents, d'une forte structure, profonds: ceux de Lenbach et de Marées lui-même, réunis sur une même toile, curieux d'opposition; celui de Fiedler (le Mécène désintéressé qui délivra le pauvre artiste du baron Schack, Mécène artificieux), vraiment d'un beau physionomiste. Quelque parenté — inconsciente — avec l'art si honnête de Fantin.

. . . Ce fut un très pur artiste que Hans von Marées, un isolé, un chercheur insatiable qui s'épuisa à vouloir renouer — ô chimère! — le lien entre le passé et le présent, entre les grandes traditions des maîtres italiens et le naturalisme de son temps."

LUDWIG VOLKMANN: Grenzen der Künste. (Verlag von Gerhard Kühlmann, Dresden, 1903.) S. 27, 28.

Vergleicht Marées mit Julius Exter. Zitiert Pidoll. — „Aus unserer Abbildung (die drei Jünglinge) geht ohne weiteres hervor, wie Marées mit verhältnismässig einfachen Mitteln, durch klare Zeichnung und Modellierung der Formen . . . wirklich eine durchaus überzeugende Raumvertiefung und eine geradezu frappante Körperlichkeit seiner Gestalten erreicht hat."

KARL VOLL in Westermanns Monatshefte, Jahrgang 49, Nr. 586. Schleissheim.

Erwähnt die Stiftung der Werke Marées' durch Konrad Fiedler: „Sie füllen heute mehrere Säle mit stolzem Leben und zeigen in ihrer Gesamtheit deutlich, dass dieser leider nicht zur klaren Beherrschung der Technik gelangte Geist einer der feinsten und vornehmsten war, den die neuere deutsche Kunst kennt."

FRITZ WAGSCHAL in Bremer Nachrichten, Bremen, 30. Januar 1909. Hans von Marées.

„Hans von Marées hat seinem Kunstziel zwar nachgestrebt, doch hat er es nicht erreicht. Sein Gang führte ihn zu ansehnlicher Höhe; als er am Ende ankam, versagten ihm die Kräfte. Er ahnte nur, wie es von da oben aussah. Und darum können wir ihn nicht zu den ganz Grossen unserer Kunst rechnen, aber unbeschadet dessen bleibt ihm der Ehrenname des grossen Anregers."

WILHELM WAETZOLDT in Die Grenzboten 1904. Heft 4. S. 219. Die Kunst der Frühverstorbenen.

„Neben den unerschöpflichen Meistern stehen rasch ausgeschöpfte: neben Tizian, Rembrandt und Goethe stehen Watteau, Hans von Marées, Kleist und J. P. Jacobsen; der Stil des Alters neben der Kunstsprache des Frühgestorbenen."

„ . . . Das Leben Kleists wie das Marées' lässt sich bezeichnen als ein Ringen mit dem Ideal . . . .

. . . Hans von Marées war am Ende, als er starb. Seine Freunde gestahn es ein: er hätte Grosses nicht mehr geleistet. Das Leben wäre ihm eine Kette der furchtbarsten Enttäuschungen geworden. Die Lösung des Lebensproblems: der nackte Mensch im Raume war ihm zu finden nicht beschieden. Seine Bedeutung liegt in der Tiefe und im Schwunge seiner Intentionen. Er geizt nie mit seiner Kunst — und das ist das Vornehme."

DERSELBE: Besprechung des Neudrucks der Pidollschen Broschüre „Aus der Werkstatt eines Künstlers" in Zeitschrift für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft. Herausgeg. von M. Dessoir, Stuttgart, bei F. Enke, IV. Bd., 2. Heft, 1909.

„. . . Alle Naturbeobachtung, so reich und frisch sie auch sei, ist für Marées nur Rohmaterial, das erst durch vorstellungsmässige Verarbeitung der Forderungen des Auges entsprechend um- und ausgebildet werden muss. Die spezifisch künstlerische Arbeit beruht auf einer Entwicklung dieser Bildvorstellung. So steht der gesamte Schaffensprozess unter dem Willen zur Klarheit und Einheit im Auffassen und Darstellen, spielt sich ab als eine Folge von Läuterungsbemühungen auf seiten des Künstlers. . . ."

WALDEMAR V. WASIELEWSKI: Artur Volkmann. (München, R. Piper & Co., 1908.)

Zitiert einige Werke Volkmanns, die unter Marées' Aufsicht entstanden und die von Marées modellierte „Figur eines mit überschlagenen Beinen sitzenden alten Mannes". (S. 14.) Meint, dass Volkmann deshalb „ein wahrer Schüler von Marées" werden konnte, weil er nicht malte, sondern bildhauerte.

DERSELBE in Deutsche Kunst und Dekoration, XII. Jahrg., Heft 5, Febr. 1909.

Zur M. A. M. 1908/09 ein illustrierter Aufsatz. Gibt einige bibliographische Daten. Versucht Artur Volkmann, den Vetter des Autors, zum „treusten und bedeutendsten der eigentlichen Marées-Schüler" zu machen.

EMIL RUDOLF WEISS in Wiener Rundschau, 30. September 1901. V. Jahrg., Nr. 18. Hans von Marées.

„Marées ist ein Phänomen. Das anscheinend Anachronistische seiner Erscheinung verschwindet bei genauerer Kenntnis seines Werkes, als vornehmlich der Absichten, aus denen es entstand."

*

„Ich fühle, er hat, obwohl nichts weniger als ein Techniker in dem Sinne, den man gewöhnlich mit diesem Wort verbindet, am meisten von allen Malern den darzustellenden Gegenstand aus dem Material herausgefühlt, das heisst aus dessen Bestandteilen und einander ergänzenden Mitteln, komplementären Klängen, Dichtigkeiten und Dünnflüssigkeiten alle Rundungen, Wölbungen, Flächen und Ecken der Körper aufgebaut. Dabei war er weit davon entfernt, nach solchen Albernheiten wie Stofflichkeit zu fragen. Sie ergaben sich aus dem Material von selbst und wurden nie mit Technikkniffen zu erreichen versucht."

*

„Das Licht, die Atmosphäre, in der seine Menschen leben, ist ebenso typisch, das heisst ein offenes, blaues Himmelslicht, ohne Sonne, das alle Dinge am klarsten als solche zur Erscheinung bringt."

*

„Durch eine unendliche Reihe von Stadien geht die Durchbildung der Formen zu einer schliesslich so geschlossenen und überzeugenden Erscheinung der Materie, dass die Entstehung eine rätselhafte wird."

*

„Das höchste Leben des Menschen, die fraglose Einheit mit der Natur, die ihn umgibt, hat hier seinen höchsten, fraglosesten Ausdruck gefunden. Wer, ausser Lionardo, hat jemals dem Erfassen und der Darstellung einer solchen Harmonie von Mensch und umgebender Natur so nahe gestanden wie Marées?"

*

„Marées gibt uns als Mensch und Künstler das Beispiel einer Lebensführung, wie sie uns die schönste und richtigste zu sein dünkt."

HEINR. WEIZSÄCKER in Kunst für Alle. Mit 9 Abb. Jan. 1901. Karl von Pidoll.

Schildert das Verhältnis Pidolls zu Marées. W. hebt hervor, dass zur Zeit, da Pidoll zu Marées in Beziehung trat, dieser sich in der glücklichsten Periode seines Lebens befand und noch nicht der entsetzlichen Gehirnkrankheit verfallen war, unter deren Einfluss er seine besten Werke durch Uebermalen zerstörte. Die Schrift Pidolls „Aus der Werkstatt eines Künstlers" sei nicht nur vortrefflich für das Verständnis der Werke Marées', sondern auch bezeichnend für die künstlerischen Anschauungen des Verfassers selbst. Marées habe entschieden zu den reflexiven Naturen gezählt.

*

„Wie für Marées, so galt auch für Pidoll der menschliche Organismus in seiner, aller anderen Kreatur überlegenen, beziehungsreichen Anlage als der vornehmste Gegenstand der Darstellung."

*

„Ist es möglich, ihm (Marées) den poetischen Gedanken abzusprechen?"

*

„Es war gewiss im Prinzip einer der glücklichsten Gedanken von Marées, dass er seine Schüler immer wieder, sobald es sich um „Erfinden und Beschliessen" handelte, vom Modell hinweg auf die eigene innere Anschauung zurückwies. . . . Das Modell diente bei Marées und so im allgemeinen auch bei Pidoll nur zu vorbereitender Arbeit und zwar meist in der Form gezeichneter Studien. Die Ausführung beruhte hingegen auf den Erinnerungsbildern, welche jene hinterliess."

*

„Marées tritt ... in eine Reihe mit den Heroen jener Kämpfe, in denen das vergangene Jahrhundert die Unabhängigkeit und Wahrheit des künstlerischen Empfindens gegen alle rückschrittlichen Mächte behauptet hat. Die Maxime von der unbedingten Superiorität der Kunst der Griechen und des Cinquecento stand im Anfang seines künstlerischen Bekenntnisses."

GEORG WINKLER in Kunst für Alle, XVII. Jahrg., Heft 8 vom 15. Januar 1902. Hans von Marées und Adolf Friedrich von Schack.

Ueber das Verhältnis Marées' zu Schack. Im wesentlichen Abdruck von vier Briefen Marées' an Schack. Die Briefe zum Teil unvollständig.

DERSELBE in Die Kunst, X. Jahrg., 1. Oktober 1908. Lenbach als Kopist und Kunstberater des Grafen Schack.

Flüchtiger Hinweis auf Marées' Kopierarbeit unter „Leitung" Lenbachs. „Dem für seine eigene rasche Entwicklung besorgten Lenbach lag wenig daran, die künstlerische Eigenart Marées' zu beeinflussen." Hinweis auf Lenbachs Antipathie gegen Feuerbach.

DERSELBE in Kunst für Alle, XXIV. Jahrg., Heft 11 vom 1. März 1909, Fortsetzung in derselben Zeitschrift Heft 12 und 13 vom 15. März und 1. April 1909. Hans von Marées' Lehr- und Leidensjahre in Italien.

Zum Teil Wiederholung der Briefe, die im XVII. Jahrgang der „Kunst für Alle" abgedruckt sind. Neu sind die Briefe vom 6. Februar, 3. April, 10. Juli, 11. August 1865. Der Brief vom 20. Juli 1868 ergänzt die Lücken des ersten Abdrucks im XVII. Jahrgang, lässt aber eine dort wiedergegebene Stelle fort. Auch in dem wieder abgedruckten Brief ohne Datum, der auf den eben genannten folgt, sind einige Lücken ergänzt. Aus den ebenfalls abgedruckten Stellen und Briefen Lenbachs an Schack zieht der Verfasser den Schluss, Marées sei Schüler Lenbachs gewesen.

HEINRICH WÖLFFLIN in Lützows Zeitschrift, 1892. N.-F. III, S. 73 bis 79. Hans von Marées.

Geschrieben gelegentlich der Ausstellung von Gemälden und Zeichnungen von Marées' auf der Münchener Kunstausstellung.

Verfasser setzt voraus, dass der Name den meisten fremd und unbekannt sein dürfte und findet, die Bilder wären eher geeignet, „die Befremdung zu steigern, als sie aufzulösen. Da standen unter offenem Himmel nackte, lebensgrosse Figuren, ruhig, anspruchslos, von wahrhaft antiker Schönheit der Bewegung und ausserordentlich eindrucksvoll durch die Kraft der plastischen Erscheinung; ein paar schlanke Stämmchen gaben die Andeutung eines Haines; dazwischen hindurch sah man auf die Landschaft, die in einfachsten Linien, ein mässig bewegtes Hügelterrain, sich ausbreitete. Nichts Stofflich-Ausserordentliches, aber das Ganze so, dass man etwas Aehnliches nie gesehen zu haben glaubte."

Denkt an gute pompejanische Wandbilder, deren Erinnerung aber bald vor dem Gegenwärtigen schwindet.

„Was auffallend dabei war: die lauterste Schönheit war gepaart mit lächerlicher Missbildung" . . . doch „wohnt den Bildern eine Kraft inne, die Seele zu berühren, die so gross war, dass man die Fehler vergass . . . Die Ahnung kam, dass hier ein Höchstes in der Kunst erstrebt worden war . . ."

Verfasser wünscht eine Andeutung der Punkte zu geben, von denen aus am leichtesten ein Zugang zur Kunst Marées' gewonnen werden kann, und weist auf die Schriften Pidolls und Fiedlers hin. Gibt Biographie Marées' und hebt hervor, dass es keineswegs des Künstlers Absicht war, sich überhaupt zu verbergen. Nur genügten ihm seine Leistungen noch nicht.

„Marées' Bilder bieten kein gegenständliches Interesse. Marées vermeidet es absichtlich, stärkere geistige Beziehungen zwischen seinen Figuren zu schaffen.

Er fasste an erster Stelle als Aufgabe des Künstlers auf, die Freude und den Genuss am Bestehenden den Mitlebenden zu erleichtern . . . Ganz erfüllt von der Schönheit der menschlichen Gestalt und dem Wohllaut ihrer natürlichen Bewegungen, verzichtete Marées auf die Darstellung dessen, was das Interesse des Tages verlangte. Ausgangspunkt für alle künstlerische Produktion ist ihm die Freude gewesen am Bildnerisch-Schönen.

Es ist ein plastischer Geist, der in Marées' Bildern waltet. Sein Absehen ist immer auf die feste Form gerichtet. Lichteffekte findet man nie bei ihm . . . Die organische Form in aller Deutlichkeit zur Darstellung zu bringen, war ihm Gewissenssache.

Man hat etwas Archaisches in seinen Bildern . . . und doch . . . keine Nachahmung altertümlichen Stils . . . Die entscheidenden Formen und Richtungen sollen auf den ersten Blick leicht und sicher gefasst werden können. Starke Wendungen und Verkürzungen sind vermieden . . . Nur selten kommen bedeutende Ueberschneidungen vor . . . Die Pläne folgen sich in parallelen Lagen . . . Die Landschaft spielt nur eine begleitende Rolle, aber gerade in der Art, wie diese begleitenden Linien geführt und zu den Hauptlinien des Körpers gestimmt sind, entwickelt der Künstler eine ganz einzige Feinheit . . . Er ist sparsam in den Mitteln, aber alles wirkt bei ihm mit höchster Kraft. In der guten Komposition vollzieht sich das Wunder . . . Einzelne Bilder, wie z. B. die Hesperiden, suchen dafür in dieser Beziehung weit und breit ihresgleichen . . . Marées hatte eine hohe Vorstellung mit seiner Kunst. Er glaubte eigentlich in der Wandmalerei allein sich vollkommen und würdig offenbaren zu können . . . Seine Bilder waren immer völlig fertiggestellt, bevor er an die malerische Ausführung auf der Bildtafel ging; hier aber konnte er zu einem befriedigenden Abschlusse niemals gelangen. Er stellte Anforderungen, denen er mit seinen Mitteln niemals gerecht zu werden vermochte . . . So mussten seine Freunde das traurige Schauspiel mit ansehen, wie die herrlichsten Schöpfungen eine nach der anderen rettungslos dem Verderben anheimfielen."

DERSELBE: Rede zur Eröffnung der Berliner Marées-Ausstellung, 28. Februar 1909.

Keine retrospektive, sondern prospektive Ausstellung. Hinweis auf die Absichten. „In magnis et voluisse sat est."

DERSELBE: Vortrag über Marées in der Hamburger Kunstgesellschaft am 20. Oktober 1909. (Nach Zeitungsberichten.)

„. . . Marées hat das, was Feuerbach nicht hat, den Raum. Er gewinnt beim näheren Beschauen, und man bekommt einen grossen Eindruck von dem, was seine Kunst bedeutete. Durch die Art der Flächeneinteilung fangen seine Bilder bei längerem Anschauen an, eine Art Musik zu entwickeln.

. . . Das Fassbare in Marées' Leben ist gering. Er stammt aus guter Familie, und von Anfang an war es entschieden, dass er Maler werden müsse. Er ging nach München, aber man hat nicht gesehen, dass er einen Maler nachgeahmt hätte. Von den Schülern wurde er ob seiner Begabung angestaunt. Als Siebenundzwanzigjähriger ging er nach Rom, in einer Zeit, in der die Reformation einsetzte über den Begriff, was damals in Deutschland als Kunst galt. Das Besondere an Marées ist, dass zugleich sein ganzer sittlicher Mensch in Anspruch genommen

wurde. Und er ist gestorben in dem Bewusstsein, dass er sich der Welt gegenüber nicht mehr hätte aussprechen können. Was trieb Marées dazu, mit allem dem zu brechen, was er bisher getrieben und verfolgt hatte? Nichts anderes, als dass ihm die Wahrheit aufging: Die alten Maler belauschten nicht, was die Natur ihnen zu sagen hatte. Feuerbach überlegte bei seiner Iphigenie, ob er sie stehend oder sitzend festhalten solle. Für Marées würde diese Frage gegenstandslos gewesen sein, weil er die Vorfrage einschaltete: Wie nimmt sich eine sitzende Frau aus? Stehen, Sitzen, Heben, Tragen — alle diese Funktionen schienen ihm von Grund auf neu zu erfinden, um sie schlagend auszudrücken. Die Funktionsdarstellung ist nur ein Teil der Kunst, noch elementarer ist es, den Körper als lichtverdrängende Masse im Bilde darzustellen. Diese Dinge haben Marées Tag und Nacht beschäftigt. Ihnen zuliebe hat er Bild um Bild verdorben. Die Illusion ist noch nicht da, äusserte er sich dann; das Bild muss die Konkurrenz mit der Natur aufnehmen können. Man muss die sittliche Kraft Marées' bewundern, mit der er vollendete Bilder vernichtete. Es war sein leidenschaftliches Bestreben, den Dingen die höchste Macht der Erscheinung zu verleihen und daraus ein Bild zu machen. Das Bild ist dann ein Kunstwerk, wenn alles so ist, dass der Beschauer fühlt, nichts kann mehr verschoben werden. Marées ist in der Art seiner monumentalen Malerei Italiener. Ohne Zweifel hätte er es ohne den italienischen Himmel, die italienische Menschheit nicht ausgehalten . . ."

DERSELBE: Vortrag am 26. Januar 1910 im Verein Berliner Kaufleute und Industrieller über „Monumentale Malerei im 19. Jahrhundert".

Weist im Zusammenhang mit den Versuchen des Cornelius, der Nazarener, der Rethel, Piloty, Feuerbach, Böcklin auf Marées. Noch konsequenter und exklusiver in der Verfolgung rein künstlerischer Probleme als Böcklin ist Hans von Marées gewesen. Wie Rethel kaum bekannt (dessen Rathausmalereien in Aachen viel zu wenig beachtet werden), hat Marées den grossartigsten Wandschmuck, zum mindesten von deutscher Künstlerhand, im letzten Jahrhundert geschaffen. Die schlichten Motive aus dem süditalienischen Leben sind an den Wänden der Zoologischen Station von Neapel zu gewaltigen Konzeptionen erwachsen.

W. WORRINGER in Kunst und Künstler, VII, 5. Februar 1909. Die Marées-Ausstellung der Münchener Sezession.

„Er hat, wie all unsere Besten, um eine Synthese in seiner Kunst gerungen, die niemals Wirklichkeit werden kann, weil sie Unvereinbares zusammenfassen will. Aber die Unzulänglichkeit seiner Versuche hat immer noch eine Dynamik, der gegenüber uns die synthetischen Erfüllungen anderer glücklicherer Völker fast wohlfeil erscheinen wollen; wohlfeil, weil sie unter sehr viel leichteren Bedingungen entstanden sind und deshalb des Ethos einer prometheischen Kraftanstrengung entbehren."

Verfasser geht „das Drama der Maréesschen Entwicklung" durch und sagt von dem „letzten, dem eigentlichen, dem grossen Unterliegenden": „Wer um sein Deutschtum Bescheid weiss — ich meine nicht die Werdandibündler —, der fühlt vor diesen Trümmern: tua res agitur und scheidet von diesem männlichen und unpathetischen Kämpfer mit einem stillen: nulla crux nulla corona."

A. WURM in Augsburger Postzeitung vom 29. Januar und 5. Februar 1909. Hans von Marées in der Winterausstellung der Sezession.

Protestiert „auf das entschiedenste gegen die nicht zur Ruhe kommende Anschauung, als ob Marées zwar Grosses gewollt, aber doch nirgend ein solches erreicht hätte. . . . Kein Zweifel, in Marées lebte etwas von Lionardos rastloser künstlerischer Problemstellung".

ZEITSCHRIFT FÜR BILDENDE KUNST, 1892.

In einer Notiz wird Wölfflins Aufsatz als „eine geistreiche Charakteristik des wunderlichen Hans v. Marées" erwähnt.



# NACHLASSVERZEICHNIS

Inventar des Nachlasses des Malers Hans v. Marées in seinem Atelier in der Via Basilio Nr. 13 in Rom.

Nr. 1 Ein dreiteiliges Rahmengestell; Grösse: Breite 4,75 m, Höhe 3,20 m, bemalt mit Architektur, am Sockel gemalte Bank mit sechs Putten darauf, enthaltend drei Reiterbilder: S. Martin, S. Hubertus, S. Georg, je 1,80 m hoch und 1,16 m breit.

Nr. 2 Ein dreiteiliges Rahmengestell; Grösse: Breite 4,85 m, Höhe 3,50 m, bemalt mit Architektur, unten sechs stehende Putten, enthaltend drei Bilder der Hesperiden, nackte Figuren mit Landschaft.

1. Bild: Höhe 1,72 m, Breite 0,90 m, zwei männliche Figuren;
2. Bild: Höhe 1,72 m, Breite 2,60 m, drei weibliche Figuren;
3. Bild: Höhe 1,72 m, Breite 0,90 m, Greis mit Kindern.

Nr. 3 Höhe 1,82 m, Breite 0,60 m, Liebespaar
Nr. 4 Höhe 1,82 m, Breite 1,80 m, Hochzeit } ohne Rahmen zusammengehörig.
Nr. 5 Höhe 1,82 m, Breite 0,60 m, Narziss

Nr. 6 Bild mit Goldrahmen, Höhe 1,91 m, Breite 1,45 m, die Menschenalter mit acht nackten Figuren mit Landschaft.

Nr. 7 Bild mit Goldrahmen, Höhe 0,95 m, Breite 0,68 m, drei nackte Jünglingsgestalten mit Landschaft.

Nr. 8 Bild mit Goldrahmen, Höhe 0,78 m, Breite 0,97 m, sechs nackte männliche Figuren mit Landschaft.

Nr. 9 Bild mit Goldrahmen, Höhe 1,86 m, Breite 1,50 m, das goldene Zeitalter; nackte Figuren mit Landschaft.

Nr. 10 Selbstbildnis des Herrn von Marées, Höhe 0,97 m, Breite 0,51 m, mit Goldrahmen.

Nr. 11 Bildnis eines österreichischen Generals, Höhe 0,64 m, Breite 0,51 m, mit Goldrahmen.

Nr. 12 Bild, Höhe 0,93 m, Breite 0,80 m, ohne Rahmen.

Nr. 13 Bild, Idealfiguren mit Landschaft, Höhe 1,17 m, Breite 1,15 m (Bescheidenheit).

Nr. 14 Bild, nackte weibliche Figur (Unschuld), Höhe 0,65 m, Breite 0,47 m.

Nr. 15 Amazonenschlacht, Höhe 1,37 m, Breite 1,80 m.

Nr. 16 Raub der Sabinerinnen, Höhe 0,51 m, Breite 1,80 m.

Nr. 17 Rossebändiger und andere nackte Figuren mit Landschaft, Höhe 1,87 m, Breite 1,75 m.

Nr. 18 Drei nackte Männergestalten mit Landschaft, Höhe 1,87 m, Breite 1,45 m.

Nr. 19 Der heilige Georg, Höhe 0,65 m, Breite 0,45 m.

Nr. 20 Bild, Landschaft mit nackten Figuren, Höhe 0,99 m, Breite 0,63 m, mit Goldrahmen.

Nr. 21 Bild, Paris, Höhe 1,60 m, Breite 0,62 m.

Nr. 22 Bild, Flucht der Helena, Höhe 1,80 m, Breite 1,14 m.

Nr. 23 Pastellbild, Hochzeit, Skizze zu Nr. 4, Höhe 0,92 m, Breite 0,92 m.

Nr. 24 Pastellbild, Singende Mädchen, Höhe 1,00 m, Breite 0,68 m.

Nr. 25 Pastellbild, Reitschule, Höhe 1,70 m, Breite 1,23 m.

Nr. 26<br>
Nr. 27 } Kartons zu den drei Bildern unter Nr. 2 verzeichnet, in halber Grösse derselben.<br>
Nr. 28<br>
Nr. 29 Karton, Höhe 1,76 m, Breite 1,43 m, Siegfried.<br>
Nr. 30 Karton, Höhe 1,76 m, Breite 1,49 m, Liebesgarten.<br>
Nr. 31 S. Martin<br>
Nr. 32 S. Hubertus } Bilder in gleicher Grösse der unter Nr. 1 angegebenen, in früherer Auffassung des Künstlers.<br>
Nr. 33 S. Georg<br>
Nr. 34<br>
Nr. 35 } Hesperiden desgleichen wie vorstehend.<br>
Nr. 36

Aus dem Zyklus Urteil des Paris.

Nr. 37 Paris und Merkur, Höhe 1,80 m, Breite 1,04 m.<br>
Nr. 38 Drei Göttinnen, Höhe 1,80 m, Breite 1,38 m.<br>
Nr. 39 Dieselben in anderer Auffassung, Höhe 1,60 m, Breite 1,19 m.<br>
Nr. 40 Farbenskizze zu Adam und Eva, kleines Bild.<br>
Nr. 41 Männerstudien, in Oel (sehr verdorben)<br>
Nr. 42 Bild, Liebespaar in älterer Auffassung } gleiche Grösse wie Nr. 3 und 5.<br>
Nr. 43 Narziss in älterer Auffassung.

Die Werke von Nr. 31 bis Nr. 43 sind in einem weit weniger guten Zustande als die übrigen, einige sogar sehr beschädigt.

Ausserdem finden sich vor eine grosse Anzahl von 250 (mehr oder weniger ?) Zeichnungen in Bleistift, Tusche, Rötel und Kohle von Kompositionen und Studien in kleinem Blattformat; ferner grössere und kleinere Malerleinwanden auf Rahmen, einige mit angefangener Kohlenzeichnung, ferner Holzrahmenstücke, bestimmt für die Einrahmung der alten Reiter- und Hesperidenbilder usw.

Vorstehendes Inventar ist aufgenommen worden von

H. Wegelin und A. Volkmann.

Rom, 7. August 1887.

Die meisten Möbel sind in sehr schlechtem Zustande.

# NACHTRAG ZUM KATALOG





995 A



## NEU HINZUKOMMEN:

### 590 a. DER HEILIGE GEORG

1885. Rötel auf weissem Papier. 0,345 : 0,475.

*Bes.: Frau Baronin v. Pidoll, München. Gegenwärtig bei Herrn Paul v. Pidoll, Paris.*

### 598 a. PFERDEFÜHRER

Gegen 1881. Rötel auf weissem Papier. 0,433 : 0,575. Quadriert.

*Bes.: Frau Baronin v. Pidoll, München. Gegenwärtig bei Herrn Paul v. Pidoll, Paris.*

### DIE RÜCKSEITEN DER SCHLEISSHEIMER ZEICHNUNGEN

Der Verfasser erhielt die Erlaubnis, die Schleissheimer Zeichnungen zu entrahmen. Dabei fanden sich:

### Zu 616: Rückseite 616 A. FLÜCHTIGE ANDEUTUNG ZWEIER GESTALTEN

Rötel.

### Zu 995: Rückseite 995 A. PFERDEFÜHRER

Gegen 1881. Rötel.

Die Beinstellung des Pferdeführers etwa wie 606, nur der Schritt nicht so gross. Der Kopf im Profil nach links. Die Stellung der Arme nähert sich der endgültigen Fassung. Das Pferd steht auf dem linken Vorderbein und hebt das andere Bein, also entgegengesetzt der Stellung in den Zeichnungen 606, 607, 608 und im Gemälde. Im Hintergrund links: Flüchtige Andeutung einer sitzenden und einer stehenden Gestalt.

Die Rückseiten der anderen Schleissheimer Zeichnungen sind frei.

## ZU DER BESTIMMUNG DER URHEBERSCHAFT

### Zu den IDYLLEN (S. 206 ff.) und den Zeichnungen zu den LEBENSALTERN (S. 218 ff.)

Der Maler, Herr Paul v. Pidoll, Paris, dem sein Vater und Viktor zur Helle viele Mitteilungen über Marées gemacht haben, hält einige Idyllenzeichnungen für Schülerarbeiten nach Maréesschen Vorbildern, die Marées nur korrigiert habe, und schreibt namentlich die Zeichnung Nr. 243 zur Helle zu. Der Autor hält die Beteiligung des Malers zur Helle an der genannten Zeichnung für wahrscheinlich. Auch in einigen Zeichnungen zu den Lebensaltern glaubt man Schülerhände zu bemerken. Diese Zeichnungen wären infolgedessen etwa in das Jahr 1880 zu legen. Die Datierung der Maréesschen Originale bleibt davon unberührt.

### Zu 354 a. GRABENDER MANN UND SITZENDE FRAU

Auch Herr v. Pidoll schreibt die Zeichnung seinem Vater zu.

### Zu 465. DREI REITER

Auch Herr v. Pidoll schreibt die Zeichnung seinem Vater zu. Er erinnert sich mit Bestimmtheit, gesehen zu haben, wie sein Vater die Zeichnung machte.

### Zu 494. STUDIE FÜR DIE LABUNG

Herr Paul v. Pidoll schreibt die Zeichnung mit Recht seinem Vater zu. Die Strichführung stimmt durchaus mit den zahlreichen Zeichnungen Pidolls, die sich gegenwärtig im Atelier des Herrn v. Pidoll in Paris befinden, überein.

### Zu 507 und 508. ADAM UND EVA

Herr Paul v. Pidoll neigt dazu, diese Zeichnungen für Arbeiten seines Vaters zu halten. Der wenig präzisierte Charakter dieser offenbar in der Eile gemachten Zeichnungen erschwert die Entscheidung. Der Autor hält jedenfalls die Autorschaft Pidolls für durchaus möglich. Nach 507 hat Pidoll ein Pastell ausgeführt, das sich gegenwärtig in Paris bei Herrn Paul v. Pidoll befindet.

### Zu 518. STUDIE EINER FRAU

Herr Paul v. Pidoll hält die Zeichnung mit Recht für eine von Marées korrigierte Arbeit Pidolls. Die Korrekturen sind namentlich im Gesicht bemerkbar.

### Zu 541. DISKUSWERFER

Die Annahme der Tochter Pidolls wird von Herrn Paul v. Pidoll bestätigt.

### Zu 613. REITSCHULE

Der auf S. 446 (Bd. II) geäusserte Zweifel des Verfassers an der Eigenhändigkeit des Pastells hat inzwischen eine Bestätigung gefunden. Der Maler Albert Lang hat bei seinem Besuch in Marées' Atelier im April 1885 gesehen, wie Pidoll das Pastell nach der Zeichnung 612 übertrug und Marées ihn korrigierte. Infolgedessen hat Volkmann mit seiner Datierung recht. Zeichnung und Pastell sind 1885 entstanden.

### Zu 794. CHEIRON UND ACHILLES

Herr Paul v. Pidoll hält die Zeichnung wohl mit Recht für eine von Marées korrigierte Arbeit Pidolls nach Maréesschem Vorwurf.

## ERGÄNZUNGEN

### Zu 84. DER GROTTENHOF DER MÜNCHENER RESIDENZ

Der Autor hat inzwischen Einlass in das Palais des Grossfürsten Paul in Petersburg erhalten und den Plafond und den „Grottenhof" gesehen. In dem Bilde tritt die Dame mit der Jacke nicht so markant hervor, wie es nach der Beschreibung auf S. 64 des II. Bandes erscheinen könnte. Der entscheidende Kontrastton gegen das warme Gelb der Architektur ist vielmehr das matte Grün der Bronze der Brunnenfigur, das von den Tönen des Buschwerks ergänzt wird. In den Tonwerten ist das Bild den anderen tonigen Bildern der gleichen Zeit, namentlich den fouragierenden Soldaten K 74, verwandt.

### Zu 95. AMOR FÜHRT PSYCHE IN DEN OLYMP

Nachdem der Verfasser den Plafond selbst gesehen hat, scheint ihm Kundes Schilderung der Uebermalung übertrieben, wenn nicht, wie auf S. 72 des II. Bandes angedeutet wird, die Mitarbeit von Marées später überhaupt entfernt wurde. Die Malerei scheint, soweit bei schlechter Beleuchtung zu erkennen war, nicht pastos und verrät deutlich den Einfluss Amigonis. Vielleicht liess Swertschkoff die pastosen Farben von Marées wieder abkratzen.

### Zu 143. DEKORATIVES PANNEAU

Der Verfasser neigt zu der Ansicht, das Bild sei etwas früher, noch vor der spanischen Reise, entstanden.

### Zu 172. ZWEITES BILDNIS DER FRAU SCHÄUFFELEN

Nach inzwischen wiederholten Nachforschungen kann mit einiger Bestimmtheit angenommen werden, dass das Bild in San Francesco von einem Diener zerstört worden ist.

### Zu 332—334. KOMPOSITIONEN MIT DREI UND VIER GESTALTEN

Der Maler Albert Lang hat an einem der „Samstag-Abende" in San Francesco im Jahre 1875, von denen in Bd. I und in dem Brief an Fiedler vom 3. August 1875 die Rede ist, einmal Violine gespielt, und meint, dies habe Marées zu der Zeichnung 332 angeregt. Trifft diese Hypothese zu, so wären die drei zusammenhängenden Zeichnungen und mit ihnen die erste Fassung des Bildes 337 sicher zu datieren. Dagegen spricht, dass sich Volkmann erinnert, das Bild in der Fassung, die der Zeichnung 335 entspricht, gesehen zu haben. Die neue Fassung geht offenbar auf die Zeichnung 334 zurück. Wäre also wirklich die Aenderung der Komposition erst zu Volkmanns Zeit in Rom erfolgt, so wäre auch mindestens die Zeichnung 334 dann erst entstanden. Doch dürfte sich Volkmann geirrt haben. Die Zeichnungen hängen zu offensichtlich zusammen. Der Mann links auf Nr. 333 ist dem entsprechenden Mann auf 317 sehr ähnlich (nur die Stellung des rechten Armes differiert). Auch dieser Umstand bestätigt das Jahr 1875.

### Zu 402 und 403. LINKER FLÜGEL DER HESPERIDEN (die beiden Männer)

403 ist wohl sicher die erste der drei Fassungen, 402 die zweite. Vgl. Bd. I.

### Zu 440. LOB DER BESCHEIDENHEIT

Nach Peter Bruckmann ist im Kranz, den der huldigende Jüngling hielt, ursprünglich Gold verwendet worden.

### Zu 580. AMAZONENSCHLACHT

Nach Volkmann sass die Amazone, im Wasser links, von der man jetzt nur den Oberkörper sieht, auf einem schwimmenden Pferde, das den Kopf über dem Wasser hatte.

### Zu 776. KOMPOSITION MIT DER FRAU DER HULDIGUNG

Die Zeichnung stellt offenbar Odysseus vor, der sich der Nausikaa nähert. Siehe Bd. I.

## BESITZWECHSEL

Zu 19 jetzt im Besitz des Städtischen Museums, Elberfeld.
38 die beiden Radierungen des Herrn Dr. Karl Glaser, jetzt im Besitz des Berliner Kupferstichkabinetts.
Zu 60 jetzt im Besitz des Herrn Dr. Hermann Eissler, Wien.
63 jetzt im Besitz des Städtischen Museums, Elberfeld.
74 jetzt im Besitz des Städtischen Museums, Elberfeld.
78 jetzt im Besitz des Städtischen Museums, Elberfeld.
108 a jetzt in Mannheimer Privatbesitz.
285 jetzt im Besitz des Herrn Leopold Biermann, Bremen.
331 jetzt im Besitz des Freiherrn v. Karg-Bebenburg, München.
333 gegenwärtig im Besitz des Verlags.
387 gegenwärtig im Besitz des Verlags.
397 gegenwärtig im Besitz des Verlags.
441 jetzt im Besitz der Städtischen Galerie, Frankfurt a. M.
454 gegenwärtig im Besitz des Verlags.
487 jetzt im Besitz des Städtischen Museums, Elberfeld.
654 jetzt im Besitz des Herrn Dr. von Eichborn, Breslau.
723 gegenwärtig im Besitz des Verlags.
809 jetzt im Besitz der Städtischen Galerie, Frankfurt a. M.
881 gegenwärtig im Besitz des Verlags.
898 gegenwärtig im Besitz des Verlags.

## MARÉES-AUSSTELLUNGEN

AUSSTELLUNG IM SALON D'AUTOMNE (GRAND PALAIS DES CHAMPS ELYSÉES) PARIS, vom 1. Oktober bis 8. November 1909, mit folgenden Werken:

(Die Nummern beziehen sich auf den Katalog des Marées-Werkes.)

Bad der Diana (Nr. 101), Doppelbildnis Marées-Lenbach (Nr. 105), Bildnis Hildebrands (Nr. 130), Bildnis Fiedlers (Nr. 141), Orangenpflückender Reiter und nackte Frau (Nr. 149), Der hl. Martin (Nr. 147), Philippus und der Kämmerer (Nr. 148), Villa Borghese (Nr. 156. Die unter 8 des Katalogs der Ausstellung geführte Römische Vigna war nicht ausgestellt). Abendliche Waldszene (Nr. 153), Doppelbildnis Hildebrand-Grant (Nr. 157), Bildnis des Bruders (Nr. 159), Erinnerung an Rubens (Nr. 166), Bildnis der Frau Schäuffelen (Nr. 171), Gesamtskizze derWestwand der Neapeler Fresken (Nr. 206), Skizze zur Bildnisgruppe der Ostwand (Nr. 218), Kassettenbild II (Nr. 316), Drei Jünglinge (Nr. 339), Bildnis Fiedlers (Nr. 368), Die Hesperiden, nicht architektonisch aufgestellt (Nr. 418—421), Lob der Bescheidenheit (Nr. 440), Die Labung (Nr. 497), Drei Reiter nebst Putten, nicht architektonisch aufgestellt (Nr. 592—595d), Pferdeführer und Nymphe (Nr. 611), Selbstbildnis (Nr. 699), Unschuld (Nr. 806), Farbenentwurf zur „Werbung" (Nr. 904), Werbung (Nr. 916—18), Ganymed (Nr. 949). Sechzig Zeichnungen aus dem Besitz der Frau Balling und vier aus dem Besitz der Frau Baronin v. Pidoll.

AUSSTELLUNG IM KUNSTVEREIN IN FRANKFURT A. M., vom 2. Dezember 1909 bis 22. Januar 1910, mit folgenden Werken:

Pferdekopf (Nr. 48), Zuave (Nr. 50), Bildnis Meixners (Nr. 54), Sitzender alter Jäger (Nr. 56), Bildnis eines Malers (Nr. 58), Ein Mann führt ein gesatteltes Pferd (Nr. 65), Bildnis des Bildhauers Schierholz (Nr. 75), Selbstbildnis (Nr. 80), Kopf eines Hundes

(Nr. 81), Reitergruppe im Walde (Nr. 109), Bildnis Fiedlers (Nr. 141), Der hl. Martin (Nr. 147), Philippus mit dem Kämmerer (Nr. 148), Orangenpflückender Reiter und nackte Frau (Nr. 149), Abendliche Waldszene (Nr. 153), Römische Vigna (Nr. 155), Villa Borghese (Nr. 156), Erinnerung an Rubens (Nr. 166), Selbstbildnis (Nr. 177), Bildnis Koppels (Nr. 181), Studie zu den vier Ruderern (Nr. 200), Studie zur Austernfrau (Nr. 222), Bildnis Fiedlers (Nr. 368), Lob der Bescheidenheit (Nr. 442), Urteil des Paris (ohne die Putten) (Nr. 567—569), Die Putten zu den drei Reitern (Nr. 595 a—d). Unschuld (Nr. 811), Farbenentwurf zur „Werbung" (Nr. 904), Sechzig Zeichnungen aus dem Besitz der Frau Mary Balling, die auch in Paris ausgestellt waren.

## MARÉES-AUSSTELLUNG IM KÖLNISCHEN KUNSTVEREIN IN KÖLN, vom 27. Februar bis 31. März 1910, mit folgenden Werken:

Pferd mit Hund (Nr. 46), Fuchspferd (Nr. 47), Pferdekopf (Nr. 48), Zuave (Nr. 50), Bildnis Meixners (Nr. 54), Sitzender alter Jäger (Nr. 56), Ein Mann führt ein gesatteltes Pferd (Nr. 65), Selbstbildnis (Nr. 80), Kopf eines Hundes (Nr. 81), Reitergruppe im Walde (Nr. 109), Frau mit drei Putten (Nr. 124), Familienbild II (Nr. 127), Bildnis Fiedlers (Nr. 141), Der hl. Martin (Nr. 147), Philippus mit dem Kämmerer (Nr. 148), Orangenpflückender Reiter und nackte Frau (Nr. 149), Abendliche Waldszene (Nr. 153), Römische Vigna (Nr. 155), Villa Borghese (Nr. 156), Erinnerung an Rubens (Nr. 166), Selbstbildnis (Nr. 177), Bildnis Koppels (Nr. 181), Studie zu den vier Ruderern (Nr. 200), Studie zur Austernfrau (Nr. 222), Zwei Jünglinge (Nr. 337), Bildnis Fiedlers (Nr. 368), Labung (Nr. 497), Urteil des Paris (ohne die Putten) (Nr. 567—569), Amazonenschlacht (Nr. 580), die Putten zu den drei Reitern (Nr. 595 a—d), Farbenentwurf zur „Werbung" (Nr. 904). Sechzig Zeichnungen aus dem Besitz der Frau Mary Balling, die auch in Paris und in Frankfurt a. M. ausgestellt waren.

---

# ERGÄNZTES VERZEICHNIS DER BESITZER DER MUSEUMSAUSGABE

Von den 30 numerierten Exemplaren der Museumsausgabe befinden sich die folgenden im Besitz von:

Nr. 1 Herr Leopold Biermann, Bremen.
„ 2 Herr Oeltgen, Rom.
„ 3 Herr R. Freiherr v. Simolin, München.
„ 4 Herr Dr. Albert Eder, Wien.
„ 5 Herr Caspari, Berlin.
„ 6 K. k. Kultus-Ministerium, Wien, für die Moderne Galerie, Wien.
„ 7 Städtisches Museum, Elberfeld.
„ 8 Kunsthalle, Hamburg.
„ 9 Nationalgalerie, Berlin.
„ 10 Kgl. Bayerische Graphische Sammlung, München.
„ 11 Städelsches Institut, Frankfurt a. M.
„ 12 Herr H. Hertz, Köln.
„ 13 Herr Bankdirektor Julius Stern, Berlin.
„ 14 Exzellenz Graf Lanckoroński, Wien.
„ 15 Herr A. W. v. Heymel, München.
„ 16 Herr Harry Graf Kessler, Weimar.
„ 17 Herr Carl Sternheim, Höllriegelsgreuth b. München.
„ 18 Herr Theodor Behrens, Hamburg.
„ 19 Herr Georg Wolde, Bremen.
„ 20 Herr Franz Pallenberg, Rom.
„ 21 Frau Marie v. Mendelssohn, Berlin.
„ 22 Herr R. A. Schröder, Bremen.
„ 23 Fräulein Edith v. Bonin, Paris.
„ 24 Herr Eduard Behrens, Hamburg.
„ 25 Herr Geheimrat Eduard Arnhold, Berlin.
„ 26 Städtisches Museum, Leipzig.
„ 27 Herr Generalkonsul Robert v. Mendelssohn, Berlin.
„ 28 Im Besitz des Verlags.
„ 29 Im Besitz des Verlags.
„ 30 Im Besitz des Verlags.



